



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

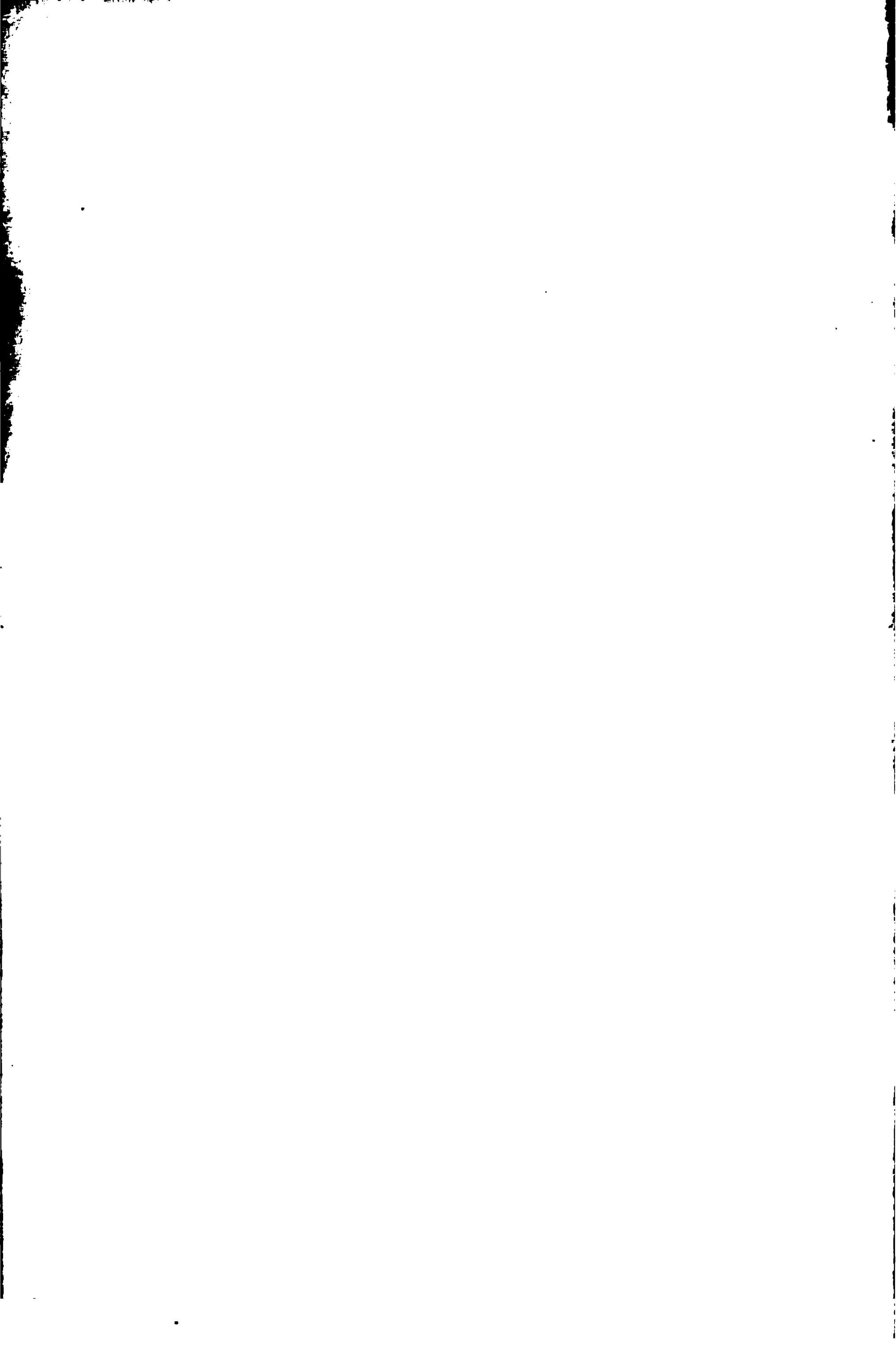
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



830.6

294



Die Zukunft

Berausgeber:

Maximilian Harden.

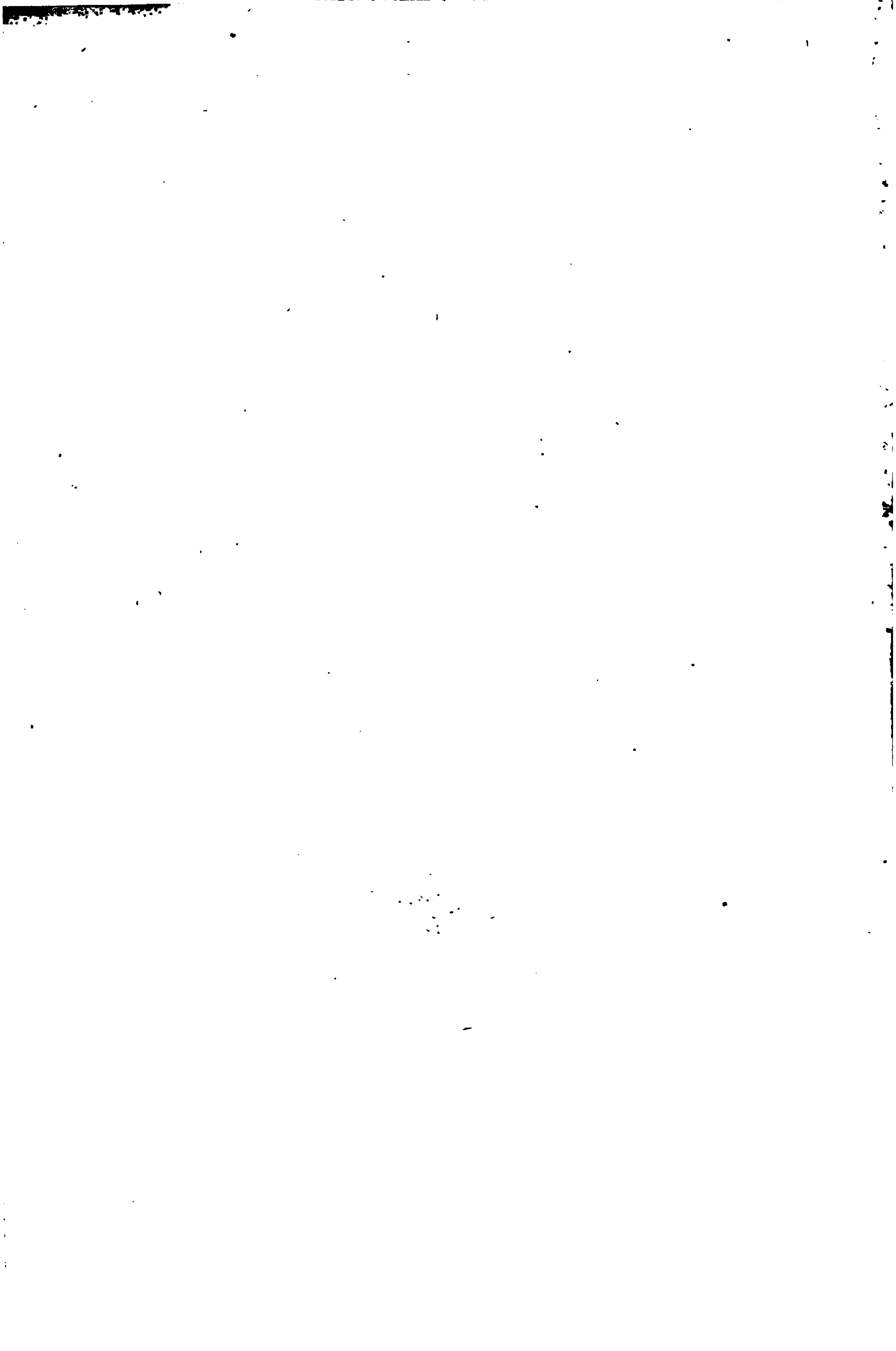


Sechshundvierzigster Band.



Berlin.
Verlag der Zukunft.

1904.



Rec. Mit.

Narrative

f. 23-21

2321

Inhalt.

Aalesund	229	Fastenzeit	346
f. a. Notizbuch 244, 320.		Festreden f. Notizbuch 242.	
Alltagskizzen	118	Französische Karikaturisten f. Ka- rikaturisten.	
Anleihen, unsere	86	Freunde, die guten	118
Aphorismen	426	Gebet	371
Aera, die neueste	44	Geschichte, die, vom Gläsernen .	262
Arenberg, Prinz von f. Prinz Prosper.		Gewalten, dunkle	194
Armeekleiderordnungen f. Brief- kasten 130.		Glück, das	120
Bahnen, die feindlichen	204	Greifswalder, zwei	131
Beatrix, Schwester	349	f. a. Notizbuch 236.	
Bibliothek, Königliche f. Notiz- buch	235	Gustav Adolf	26
Bonaparte, Prinzessin Mathilde f. Briefkasten 127.		Gwinner triumphans	428
Börse, die, im Krieg	308	Hammerstein	512
Briefkasten	127	Herrschaft, die, des Unorganischen	10
Bülow, Reichskanzler f. Schnee- gespenst, f. a. Notizbuch 396, 472.		Hochzeitmarsch, der	422
Byzantismus f. Briefkasten 130, f. a. Notizbuch 241.		Hofopernhaus f. Notizbuch 237.	
Chevalier errant	370	Ideenlehre, historische	217
Christus ein Germane	139	Jeanne d'Arc f. Briefkasten 128.	
Cremer, Konsist.-Rath f. Greifsw- walder.		Jesuiten und Marianer	501
Demokratie, Industrielle	372	Jesuitengesetz f. Notizbuch 472.	
Dorothea	278	Industriekapitäne	125
Ehe, f. Pathologie.		Industrielle Demokratie f. Demo- kratie.	
Ehebruch und Standesehre	283	Intermezzo	508
f. a. Notizbuch 464.		Italienerin, die	29
Fastenpredigt	275	Kamerun f. Notizbuch 238, 317, 470.	
		Kant f. Notizbuch 311, 390, 466.	
		Karikaturisten, französische	110
		Kaserne f. Psychologie.	

Keramika	366	Poesie, die, der Dinge	338
Kohn, Fürstbischof f. Notiz- buch 471.		Praxis, aus ärztlicher	444
König von Serbien f. Notiz- buch 89.		Prinz Prosper	482
Krieg, der	245	f. a. Notizbuch 470.	
f. a. Notizbuch 319.		Psychologie der Kaserne	325
Kriegsführung, amoralische f. No- tizbuch 464.		Radium, das	486
Krimmitschau	47	Rechtssozialismus	207
f. a. Notizbuch 233.		Reichstag und Landtag f. Notiz- buch 461.	
Kunst, Deutsche f. Saint Louis.		Rina, f. Moriz.	
Kunst, klassische	151	Rußland, Japan, China f. Notizbuch 392.	
Landauer, Gustav	163	Saint Louis	93
Landois, Professor f. Greifs- walder.		f. a. Notizbuch 240, 387.	
Leipzig im Weltverkehr	64	Schlachten, zwischen den	458
Liebe, moderne	291	Schneegespinnst	169
Lücke, die	138	Schönheit, unfruchtbare	452
Marianer, f. Jesuiten.		Schweninger, f. Praxis.	
Marg. Karl, als Theoretiker	18	Schwester Beatriz f. Beatriz.	
Melsted, Henning von	23	Selbstanzeigen 40, 83, 122, 160, 201, 226, 273, 304, 344, 384, 413, 455, 505.	
Meyer, die beiden	379	Sezession, Berliner	55
Meyers	359	f. a. Saint Louis.	
Militäretat, ostasiatischer f. No- tizbuch 390.		Sine ira et studio	100
Militärkritik	414	f. a. Militärkritik.	
f. a. Sine ira.		Sozialphilosophie	420
Militärromane f. Notizbuch 463.		Spitzeln, russische f. Notizbuch 240	
Moltke II	321	Standesehre f. Ehebruch.	
f. a. Notizbuch 395.		Stufenbau der Weltgeschichte	176
Moriz und Rina	473	Sücher, der	146
Musik die	200	Theaterbrand in Chicago f. Notiz- buch 91.	
Nachtgespräch im Park von Wei- mar	406	Theaterdirektor, der Herr	337
Naturalienkabinet, im	496	Toleranz	253, 297
Neujahr	1	Tolstoi f. Aphorismen.	
Notizbuch	89, 232, 311, 387, 461	Triumphator und Marg	73
Oppenheimer's Marg	148	Turbine, die	165
Ordensalmanach, deutscher f. Notizbuch 392.		f. a. Fastenzeit.	
Paradies, ist das, gefunden?	897	Unorganische f. Herrschaft.	
Pathologie der Ehe	186	Waldersee	435
		Weltgeschichte f. Stufenbau.	
		Wissenschaft und Leben	78

Berlin, den 2. Januar 1904.

Neujahr.

Janus Bifrons. Seit Numa Pompilius an der Stelle, wo das Argiletum ins Forum mündet. Wehmüthige Erinnerung, denn Roms großer Historiker gehört zu den Toten des Jahres. (Kommen die Toten des Jahres morgen? Ein Drittel wahrscheinlich nur? Schön.) Auf zwei Wegen aber drängt das Bild des alten Italergottes, der noch vor Saturn und Jupiter auf dem Janiculum herrschte, sich heute ins Gedächtniß. Pathe unseres ersten Kalendermonats. Und auf allen Lippen die bange Frage, ob die Pforte des ihm geweihten Bogens offen stehen oder geschlossen sein wird. Ostasien. Krieg oder Frieden? Japan, die kühn aufstrebende Weltmacht, die lernfreudige Schülerin unserer alten Kultur, wirklich das Nippon, das Land der Licht bringenden Sonne, zum Kampfe wider moskowitzische Barbarei gezwungen. Der Ländergier Rußlands genügt die Mandchurei noch nicht; auch nach Korea reißt sie die Fänge und Japan würde nicht nur für seine Großmachstellung, sondern auch für das Völkerrecht und die Civilisation sechten, wenn es das Schwert zöge, und seinen Feldzeichen müßten, wie gegen China, die Wünsche der ganzen abendländischen Menschheit folgen. Imponderabilien freilich, deren Werth der moderne Staatsmann aber zu schätzen weiß. Doch jeder Krieg ist ein Unglück. Allzu lange schon haben frivole Hecker von England aus mit Lügenmeldungen Handel und Wandel beunruhigt. Noch hat die Diplomatie ihr letztes Wort nicht gesprochen. Wir vertrauen auf die oft bewährte Friedensliebe des Zaren und auf die weise Mäßigung der Japaner, denen, als einem freien Volk, der Parlamentarismus Pflichten gegen die öffentliche Meinung auferlegt. Und wird dieses Vertrauen getäuscht und die Januspforte geöff-

net, so bleibt uns zum Trost das vom besten Geist Bismarcks erfüllte Wort, das unser Reichskanzler in seiner denkwürdigen Rede gegen die Sozialdemokratie sprach: „Wenn es einen Punkt in Ostasien — ich möchte beinahe sagen: in der Welt — giebt, wo wir nichts zu suchen haben, so ist es die Mandschurei. Wenn also der Herr Abgeordnete Bebel für die Tschungusen und Mongolen, die, wie ich glaube, die Mandschurei bewohnen, als neuer Peter von Amiens einen neuen Kreuzzug inszeniren will, so lasse ich ihn all-in-vorgehen. Ich bleibe zu Haus.“ So lange die deutsche Politik mit solcher loyalen Besonnenheit geleitet wird, haben wir wahrlich nichts zu fürchten. Sie war's im vergangenen Jahr. Mancher Wunsch blieb unerfüllt und an mancher innerpolitischen Maßregel mußten wir vom Standpunkte des unabhängigen Bürgerthumes aus strenge Kritik üben. Um so freudiger konnten wir der auswärtigen Politik zustimmen. Noch klingt in Aller Herzen, welcher Konfession sie auch seien, die frohe Botchaft nach: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und da wir nun aus Lichtglanz und Weihnachtzauber durch den Schwesterlärm dem Poiaunenfest entgegenschreiten, dürfen wir fröhlichen Sinnes einen dicken Strich unter den vollendeten Zeitabschnitt machen und rufen: Es war ein gutes Jahr, ein Jahr des Friedens, ersprießlicher Arbeit und muthigen Aufschwunges! Fast alle Zweige des vaterländischen Gewerbes in vollster Blüthe. Unser Bankwesen vom zeitgemäßen Gesicht der Konzentration auf beneidenswerthe Höhe gehoben. Die bürgerlichen Parteien zum Bewußtsein gemeinsamer Gefahr erwacht und über alle trennenden Schranken hinweg zum Zusammenichluß bereit. Der Schatten, den die Erkrankung unseres geliebten Kaisers auf das nationale Leben warf, schnell wieder geschwunden. Häßlichen Interessenkämpfen, deren Nachhall im vorigen Jahr die Festlust vergällte, ist wenigstens äußerlich Ruhe gefolgt und als ein Zeichen dafür, daß die Vernunft zurück-zu-hören beginnt, nehmen wir die Reform des Börsengesetzes, wenn sie auch manchem gerechten Anspruch nicht genügt. Unvollkommen ist alles Menschenwerk. An der Schwelle des neuen Jahres aber dürfen wir wünschen und, im stolzen Gefühl der eigenen Kraft, auch hoffen, daß es seinem Vorgänger gleiche, dem die Silvesterglocken . . .

Rinder, wo habt Ihr eigentlich dieses Gericht aufgegabelt? Das riecht ja, trotz der Bourgeoisauce, auf anderthalb Meilen nach der Diffsidenslücke. Damit soll das Jahr anfangen? Dann zeichne ein Anderer die Speisekarte. So lange ich verantwortlich bin, danke ich ergebenst für solches Menu.“

„Was ist denn? Ich fand den Artikel ganz passend. Wiechen vi i Optimismus; ohne den geht's zu Neujahr nicht. Alte Journalistenregel: Fest-

tage nicht verfehlen! Das Manuskript giebt natürlich nur ein Gerippe. Der Verfasser ist eben nicht von der Zunft. Mir scheint aber so ziemlich alles Nöthige drin. Friede, Selbstbewußtsein, Kultur, Börsengesetz. Bringen Sie Stimmung und Schwung hinein, dann kann die Sache sich sehen lassen.“

„Schwung? Gesegnete Mahlzelt! Ich möchte nicht ausgelacht werden.“

„Warum denn ausgelacht?“

„Weil kein Politiker mit Resten von Selbstachtung sagen kann, anno 1903 sei im Deutschen Reich irgend etwas für das Volk Nützliches geschehen. Weil gerade dieses Jahr eine so jämmerliche Unfruchtbarkeit enthüllt . . .“

„Na, na, lieber Kollege! Ganz so schlimm ist die Geschichte doch nicht. Nicht schlimmer als draußen. Suchen Sie sich gefälligst mal um, ob die Andern im Paradies wohnen. Ueberall grauer Himmel. Selbst England . . .“

„Selbst England! Ihr Ressort ist der Schwung, die ewigen Wahrheiten und die großen Gesichtspunkte; mit Kleinigkeiten geben Sie sich nicht ab. Für Sie ist England im Niedergang. Ueberhaupt Alles im Niedergang, Alles morsch, halb verfault; kerngesund nur Germanias Heldenleib. Die Sache wills. Da Sie aber selbst das Beispiel gewählt haben, ersuche ich um flüchtige Prüfung der britischen Jahresbilanz, über die Sie sich vielleicht wundern werden. Agrarreform in Irland (würde allein ausreichen, um dem Jahr 1903 einen Ehrenplatz in Englands Geschichte zu sichern). Ein Schulgesetz, das bis über die Mittelstufe hinaus das ganze Unterrichtswesen der Grafschaft London dem County Council unterstellt. Fortschritte des Munizipal-Sozialismus. Kampf für den britischen Zollverein. Verständigung mit Frankreich und Italien; in beiden Ländern deutlich sichtbare Anglophilie. Ende des Alaskastrittes und eine nie bisher erreichte Intimität mit d. Vereinigten Staaten. Tibet dem englischen Einfluß offen. Erhöhtes Prestige am Persischen Meer. Dazu, als reisende Frucht, Südafrika, das noch Riesenopfer fordert und ohne Krieg billiger zu haben war, aber ein zweites Indien zu werden verspricht. Schutzwälle gegen die politische Gefahr (Rußland) und die Wirthschaftskonkurrenz (Deutschland). Für den Nothfall die Möglichkeit, sich via Paris mit den Russen zu einigen. Der Niedergang, scheint mir, läßt sich noch ertragen. Dem alten Kontinent um mindestens fünfzig Jahr voraus. Seine Handelsflotte streckt der Briten gierig wie Polypenarme aus und das Reich der freien Amphitrite will er schließen, wie sein eigenes Haus; zu des Südpols nie erblickten Sternen dringt sein rastlos ungehemmter Lauf. Heute noch so wahr wie an dem Tage, da Schiller das neunzehnte Säkulum grüßte. Blind bin ich nicht. Im Staat Balfours, den der Ruhm nicht

als schöpferisches Genie krönen wird, ist Vieles faul. Anderswo noch mehr. Meinetwegen. Doch überall Leben, Bewegung, Kampf um große Gegenstände. Rußland ist gewiß nicht in beneidenswerther Lage; war die Eroberung der Mandchurei denn aber eine Kleinigkeit? Sogar Oesterreich sieht am Schluß des Jahres seine Fährnisse verringert: die Thatsache, daß es gemeinsam mit dem Zarenreich in der Türkei als Vormund der Christen reden darf, sichert ihm eine werthvolle Balkanhypothek. Und wir? Können uns den Mund wischen. Vor einem Jahr redete man von Venezuela; Ergebnis: knapp auf die Kosten gekommen und Alles verloren, was durch die Umschmeichelung des guten Onkels Sam etwa gewonnen war. (Die Unsummen, die wir jetzt zur Weltmesse nach Missouri tragen, könnten wir mit dem selben Effekt ins Wasser werfen.) Italien mit England, Oesterreich mit Rußland befreundet: leise, aber fühlbare Voderung aller Alliancen. Wir sind, besonnen, friedliebend, loyal; der Kanzler bescheinigt sich, also wirds wahr sein. Wenn wir nur was zu knabbern bekämen! Die Kolonien kümmern dahin; erinnern Sie sich noch des Getrommels für Kiautschou, Carolinen, Marianen und andere Unbeträchtlichkeit? (Unser Blatt mußte natürlich mitmachen; Ehrenpflicht und so weiter.) Jetzt soll Ostasien uns Hetuba sein. „In der Mandchurei haben wir nichts zu suchen.“ Sehr richtig; ganz sicher nichts zu finden, sobald der Russe die Klappe zumacht. Ob unsere Exporteure aber entzückt wären, wenn ihnen durch ungünstig differenzirte Tonnengelder und Werftabgaben in Port Arthur ein Absatzgebiet gesperrt würde, in das ganz Shantung fünfmal hineinginge? Solche Proben zeigen, wies draußen steht. Und zu Haus? Zum hundertsten Mal oratorische Ueberwindung der Sozialdemokratie. Das ist kaum noch für die reifere Jugend brauchbar. Endloses Gerede über ein paar Handelsverträge. Sind wir die Einzigen, die solche Verträge schließen? Nein; aber die Einzigen, die so viel davon schwagen, die wichtigste aller Staatsangelegenheiten darin sehen. Nichts. Auf keinem Gebiet auch nur um eine Fußbreite vorwärts. Nicht einmal ein Kampf, der Erwachsene interessirt. Immer der selbe Brei, den die Rake schon stehen läßt. Ein Jahr ist im Leben eines Volkes ja nicht viel; irgend eine Leistung aber, irgend ein Frucht versprechender Gedanke muß doch als Ertrag zurückbleiben. Woher nehmen? Wir haben Wahlen gehabt, Prozesse, Standale, Feste, Rednereien aller Art. Doch wir haben nichts gebaut und, als Nation, keinen neuen Werth geschaffen, keinen starken Gedanken ans Licht gebracht.“

„Das klingt ja wie ein Trauermarsch. Wollen Sie dieses Klage lied Jeremias vielleicht in die Neuja h r snummer bringen?“

„Ja. Es ist höchste Zeit. Ich bin fest entschlossen, den Lobgesang auf unsere Errungenschaften nicht mehr mitzusingen; um keinen Preis. Lange genug sind die Leute belogen worden. Tag vor Tag muß ihnen gesagt werden, daß nichts Nützliches geschieht, daß wir den Blick nicht, wie eitle Kinder, an fremden Mängeln weiden dürfen, sondern klaren Auges endlich die Gefahr erkennen müssen, der wir entgegenirrlichteliren.“

„Glauben Sie, daß sie gern hören und uns dankbar sein werden? Daß auf diesem Weg die Abonnentenzahl des Lokalanzeigers zu erreichen ist?“

„Stadtreisende und Acquisiteure mögen danach fragen. Ich bin nicht hier, um Simpel zu fangen. Erzählt ihnen nur, ‚wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht‘! Daß die Melodie ihnen behagt, lehrt alte Erfahrung. Laßt Eure Meinung censiren, lastriren, handelt für Ueberzeugungen Nachrichten ein, — aber gebt Euch nicht für Nationalmagister, sondern sagt offen, daß Ihr Ladendiener eines Kaufmannes seid, dessen Waaren Ihr zu verhöfeln, dessen Winken Ihr zu gehorchen habt. Dann ist für mich hier kein Platz und ich muß versuchen, ob ich in einem unabhängigeren Blatt . . .“

„Versuchen Sie lieber nicht erst! Auch bei den Genossen müßten Sie durch die Schablone schreiben; und der Proletarier ist nicht immer ein sanfterer Herr als der Kapitalist. ‚Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang‘. Und da wir gerade bei Schiller sind: Wie wärs mit einem Gläschen Silvesterpunsch? All right. Ein wahrer Segen, daß wir noch allein sind und daß ich Spaß verstehe. Ausstöhnen muß sich der Mensch; und das Schimpfen versüßt Einem das Metier, wie der Zucker den saftigen Stern der Citrone. Unabhängigkeit! Freier Ausdruck persönlicher Ueberzeugung! So habe ich auch angefangen; beinahe Jeder von uns. Kein Wunder: man ist jung, fühlt eine Armee (oder eine Million) in seiner Feder und glaubt sich zur Heilung der kranken Menschheit im Allgemeinen, des leidenden Staates im Speziellen berufen. Nach und nach wird man bescheiden und lernt richtiger sehen; auch sich selbst und sein eigenes Vermögen. Sehr schön, wenn eine starke Intelligenz, ein großes Talent sich ausspricht. Die sind aber selten. Und Organisationen, die dauern wollen, dürfen sich darauf nicht stützen. Haben Sie während der letzten Jahre mal eine Predigt gehört? Schade; doch nur für Ihr Seelenheil. Unter hundert hätte höchstens eine Ihnen gefallen. Der protestantische Prediger muß es eben in sich haben. Der katholische Pfarrer braucht weder Persönlichkeit noch Ideal; er liest seine Messe und läßt den Nimbus der Kirche für sich wirken. Unnöthig, zu sagen, wer mehr Erfolg hat. Die Jugend schilt die Schablone; ohne die gehts aber

nicht, geht's nur im Genieland, in dem wir nicht Alle geboren sein können. Bei uns kommt noch etwas Anderes hinzu. Da wir schließlich erkennen müssen, daß wir nicht durch die Bank interessant genug sind, um mit dem freien Ausdruck persönlicher Ueberzeugung zu wirken — sehen Sie nur die Individualitätchen an, die sich in entlegenen Preßprovinzen heutzutage austammeln! —, schaaren wir uns um ein Interesse; der Noth meist wohl mehr als dem eigenen Triebe gehorchend. Dieses Interesse verkörpert sich in dem Herrn, den Ihr Zorn einen Simpelsänger und Lügenhändler nannte. Ich liebe die Sorte nicht übermäßig und kann unter vier Augen den Protest sparen. Auch der pfiffigste Verleger ist aber nur der Exponent eines Klasseninteresses, das taugliche Werkzeuge sucht. Die sind wir. Was der Mann sonst noch macht, ob er den Reim dünn oder dick aufstreicht, ist gleichgiltig; für uns wenigstens, nicht für seine Klasse. Statt also den Genies und den stärksten Talenten ins Handwerk zu pfuschen und uns coram publico auszuleben, dienen wir dem Interesse einer zahlungsfähigen Gruppe, die uns brauchbar findet. Auf diese Interessen kommt's schließlich an, nicht auf die Privatmeinung des Hinz oder Kunz, der nur sein halbes Duzend Stammtischverehrer hinter sich hat. Und nun überlegen Sie fünf Sekunden lang, was Ihre Jeremiade erreichen würde. Entweder laufen die Leute von uns weg in andere Buden, wo sie nach Wunsch bedient werden: dann ist Keinem geholfen; oder sie glauben Ihnen, daß wir in keiner guten Assiette sind. Und dann? Dann ist die Koalurrenz gezwungen, auch Trauerstoffe ins Fenster zu legen, die Kundschaft wird ängstlich, will nichts mehr ausgeben, verkauft alle nicht bombensicheren Papiere und legt das Geld auf die hohe Kante. Kurssturz, Geschäftskrisis, Bankbrüche, Betriebseinschränkungen, brotlose Arbeiter. Im Galopp lämen wir in das Jammerthal, das Sie doch meiden möchten. Nein, Herr Heißsporn: ich reite nicht mit. Wir sind nicht so blind, wie Sie glauben. Auch wir sehen die Armseligkeit unserer Politik, stellen uns aber hübsch munter. Darin besteht jetzt die wichtigste Kunst. Wer auf dem Seil tanzt, muß stets thun, als schritte er auf gepflasterter Straße. Ballerinenlächeln. Immer günstige Wetterzeichen sehen, Aufschwünge prophezeien, an schwarzen Tagen noch die unangetastete Gesundheit des Volkskörpers, die granitenen Grundlagen der Wirthschaft loben! Sonst stürzt Alles zusammen. Deshalb scheint das Regiren heute so leicht. Deshalb giebt's keine eigentliche Opposition mehr. . . Einverstanden?"

„Einverstanden. Ich bin bereit, alle Leistungen der Hochwohlweisen bis in die Puppen zu loben. Wenn mir nur schnell eine einfiel! Soll ich schreiben, das deutsche Volk dürfe mit Genugthuung auf das Jahr zurück-

blicken, das den grauen Mänteln der Offiziere Achselstücke, denen der Generale sogar rothe Aufschläge und Borten gebracht hat? Ich bin bereit.“

„Die innig gesellten vier Elemente haben also die gute Laune zurückgeführt. Das ist schon Etwas. Aber es geht auf Zehn und die Entscheidung muß fallen, wenn wir nicht ohne Leitartikel erscheinen wollen . . . Ich habe eine rettende Idee. Lassen Sie den Neujahrsrückblick ganz weg; der Handelsredakteur und der Plauderer bringen was Festliches. Streichen Sie aus dem Manuskript Alles, was nach der loyalen Besonnenheit kommt. Der Anfang, mit Janus, ist gut. Janus muß bleiben. Behandeln Sie nur Ostasien. Das interessiert jetzt. Wieder, wie im Burenkrieg, ein Heldenvolk, das gegen übermächtige Massen für seine Freiheit kämpft; diesmal zwar nicht unseres Stammes und Glaubens, aber von unserer Kultur belebt. (Ein paar Worte über die preussische Verfassung, der die japanische nachgebildet ist und die allerdings eher für Ostasien als für Mitteleuropa paßt.) Wunderbare Fügung, daß Asiaten die Segnungen moderner Civilisation gegen eine europäische Großmacht verfechten müssen; doch grattez le Russe. . . Vielleicht können Sie einen Satz über Krimmitschau einflechten (der Uebergang ist nicht schwer: Weber, Flanell, unser Hauptexport nach Japan) und den sozialen Gedanken (ohne Rücksicht auf Konfession) feiern. Die Japaner in der Kunst. Die japanische Revolution, von einer Adelsfronde für den legitimen Herrscher gegen den Hausmeier begonnen, hat dennoch das Volk aus dem dunkelsten Mittelalter befreit und einen Feudalstaat, der seit dem dreizehnten Jahrhundert, wo Marco Polo ihn fand und beschrieb, sich kaum wesentlich verändert hatte, in eine moderne Demokratie umgewandelt. Wer wollte zweifeln, auf welcher Seite die Sympathien der gebildeten Welt sind? Noch ist das Schwert nicht aus der Scheide. Wenn der Kolos mit den thönernen Füßen aber. . . So ungefähr wirds gehen. Dann vermeiden Sie Dinge, denen Ihre Ueberzeugung widerstrebt. Bin ich tolerant? Nur am Schluß, bitte, ein Bißchen Stimmung und Schwung. Vielleicht: wie die Preußen des Ostens, so haben auch wir Alles, was wir besitzen, aus eigener Kraft erkämpft, haben wir auf nördlichem, undankbarem Boden ohne Weinstock sogar uns den Wein geschaffen. Die Silbesterglocken verhallen. Wir heben das Punichglas und rufen mit unserem Dichter:

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sei uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.“

„Reizend; noch richtiger: rührend. Kann aber auch nicht geliefert wer-

den. Von mir nicht. Erstens wäre es kein Krieg für die Freiheit, sondern einer für den Reis. Um den handelt sich. Japan hat nicht genug Nahrung. Von 1887 bis 1900 hat die Bevölkerung um zwanzig Prozent zugenommen und die Anbaufläche ist in dem Bergland beschränkt. Auch darin ist das alte Nippon unsere Parikatur: es kann seine rasch wachsende Menschenmenge nicht ernähren und muß deshalb imperialistische Politik treiben. Formosa genügt dem Bedürfnis nicht. Der Reispreis hat sich im letzten Jahrzehnt fast verdoppelt, und wenn Japan nicht Hungersnöthe und Aufstände erleben will — daß es sogar schon Kathedersozialisten und waschechte Sozialdemokraten hat, wissen Sie wohl? —, muß es größere Kolonien haben. Aus Korea und der Mandschurei importirt es eben so viel Reis wie aus Indochina; und doch sind in diesen Ländern neun Zehntel der anbaufähigen Fläche noch unkultivirt. Und da haben sich nun die Russen festgesetzt und thun, als ob die vierzigtausend Japaner auf Korea nicht zählten. Das ist die Hauptsache. Für das Uebrige sorgt der hundertjährige Haß gegen die russischen Barbaren. Seit die kleinen Krieger des Mikados über China gesiegt haben, halten sie sich für unüberwindlich. Mit England haben sie einen Vertrag: und den vereinigten Flotten beider Inselreiche kann weder Port Arthur noch Wladiwostok widerstehen. Je längere Zeit man den Russen läßt, um so besser können sie sich rüsten. Jetzt also soll losgeschlagen werden. Nachher, wenn man mit den Moskowitern fertig ist, folgt die Fortsetzung. Wer Rußland niedergeworfen hat, herrscht über Asien. Dann wird China geweckt, von den Japanern gedrillt und geführt, Frankreich muß aus Tongking weichen, England um Indien zittern und die Lösung heißt: Asien den Asiaten! Zweifeln Sie noch immer, auf welche Seite die Sympathien der gebildeten Welt sich neigen müssen? In London weiß man, was zu erwarten wäre. Daher die Angst vor offenem Konflikt, die durch die vom Burenkrieg her noch erschöpften Finanzen allein nicht erklärt werden könnte. Rußland, ohne die Hand zu rühren, eine Schlappe beibringen: ganz schön; aber Rußland erträgt jede Niederlage, erstarkt nach jeder, — und die Rechnung würde den Briten präsentiert. Das Großkapital in England, in der ganzen Welt will den Krieg nicht; die Frage ist nur, ob die japanischen Imperialisten noch aufzuhalten sind. Lange wahrscheinlich nicht. Und da auch die Russen ohne einen unwiederbringlichen Verlust an Prestige nicht mehr zurückkönnen und sich hüten werden, in Ostasien sich selbst neue Dardanellen zu schaffen, wirds ohne Blut auf die Dauer wohl nicht abgehen. Wir aber wären die dümmsten Kerle, wenn wir Japan den Sieg wünschten und nicht wieder, wie nach Shimonoseki, die franko-russische Aktion unterstützten. Unser Interesse ist nicht,

die gelbe Menschheit zu mobilisiren, sondern nur, zu möglichst hohen Preisen möglichst viele Waaren auf den asiatischen Märkten zu verkaufen. Die Firma Romanow & Alexejew vertritt da unten wirklich die Kultur (oder was wir heute so nennen)... Wenn Sie meinen, daß ein Neujahrskartell in dieser Tonart gefallen könnte: versicherte Lieferfrist läuft in dreißig Minuten ab!"

„Schießen Sie los! Aber: Stimmung!"

... Und auf allen Lippen die bange Frage, ob die Pforte des Janusbogens offen stehen oder geschlossen sein wird. Noch brauchen wir nicht zu verzagen. Mammon gebietet: Friede auf Erden! Der moderne Mensch hat sich die Sentimentalität abgewöhnt und Graf Bülow, unser allermodernster, hat oft genug vor thörichter Gefühlspolitik gewarnt... Wer heute von Südafrika spricht, denkt an die Verluste der Shareskäufer, die zu schlechten Kursen verkaufen mußten, nicht an das Schicksal der Buren. Wirthschaft, Horatio! ... Die Wortführer der öffentlichen Meinung werden dafür zu sorgen haben, daß der nationale Geist nicht abermals in eine falsche Richtung abirrt, wenn ein Krieg ihn zu leidenschaftlicher Parteinahme treibt... Heute dürfen wir uns heitereren Bildern zuwenden. Was wirft man eigentlich dem vergangenen Jahr vor? Daß es unserer Politik keine sichtbaren Erfolge gebracht hat? Genügt denn die Thatsache nicht, daß es uns nicht aus Erworbenem riß? Das Reich ist nicht zerfallen, unser Heer nicht geschlagen, das Privateigenthum nicht abgeschafft worden. Wir sind nicht aus der Reihe der europäischen Großmächte gestrichen und dürfen in vergnügten Stunden noch immer getrost an den Dreibund glauben, den die Anlehnung Rußlands und Englands natürlich nur gestärkt hat. In Kleinasien, Südamerika, Ostasien haben wir nichts zu suchen; nirgends, wo Etwas zu finden ist... An Freiheit fehlt es uns nicht und jeder Deutsche kann unterm Weihnachtbaum und beim Punsch auf seine Fassung selig werden. Auch im vorigen Jahr ist in Deutschland viel Geld verdient worden. Fast alle Industriepapiere stehen besser als Ende 1902 und die Zuversicht ist endlich wiedergekehrt. Das haben wir zwar nicht der Regierung zu danken; aber sie hats immerhin nicht verhindert. Unvollkommen ist alles Menschenwerk. An der Schwelle des neuen Jahres aber dürfen wir, ohne uns zu überheben, der Hoffnung Ausdruck geben, daß es seinen Vorgängern gleichen, uns nicht geringere Freuden bescheren wird. In dieser Gewißheit rufen auch wir: Prosit Neujahr!



Die Herrschaft des Unorganischen.

In der „Zukunft“ vom vierzehnten Februar 1903 hat Werner Sombart zwei Eigenthümlichkeiten der großen Umwälzung hervorgehoben, die unsere Volkswirtschaft in den letzten sechzig Jahren erlitten hat: „Verdrängung der organisirten Materie durch unorganische lautet die Lösung, unter der ein Theil der modernen Industrie seinen Siegeslauf angetreten hat.“ Und: „Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. Was ihm fehlt, ist Boden und wieder Boden, Boden der tropischen, besonders aber Boden der gemäßigten Zone.“ Die zweite dieser Eigenthümlichkeiten, anders ausgedrückt: die Uebervölkerung, ist oft erörtert worden. Die erste, aus der Wechselwirkung der Uebervölkerung mit der modernen Technik hervorgegangene, hat man bisher noch so wenig beachtet, daß Sombart die Ehre für sich in Anspruch nehmen darf, in seinem großen Werk über den modernen Kapitalismus zuerst nachdrücklich darauf hingewiesen zu haben. Die Bedeutung dieser neuen Erscheinung reicht aber weit über das rein Außerliche der Volkswirtschaft hinaus; der Wandel ergreift unmittelbar das Gemüth des Menschen und zerstört eine wesentliche Grundlage seines Glückes.

Die Naturforscher machen den Menschen, dieses Atom eines Atoms des Universums, recht klein, nachdem sie ihn aus der „angemessenen“ centralen Stellung verwiesen haben, — in der Theorie: in der lebendigen Praxis behandelt jeder dieser Herren gleich uns gewöhnlichen Menschenkindern den Menschen, und zwar nicht selten die eigene werthe Person, als den Mittelpunkt des Weltalls; und all die Billionen Sonnensysteme sammt ihren möglichen Planetenbewohnern sind ihm, so weit sie nicht, etwa als Figuranten in einem seiner Bücher, sein praktisches Interesse berühren, vollkommen gleichgiltig. Mag heute der Mensch auch in der Wissenschaft nur ein Organismus und Entwicklungsprodukt sein, wie alle übrigen Organismen: im Leben hält Jeder den Menschen für den Zweck der Schöpfung und für den Herrn der Erde. Die Sonne ist dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts gerade so wie dem Verfasser des ersten Kapitels der Bibel das große Licht, zu erleuchten den Tag (die himmlischen Nachtlichter braucht freilich der Großstädter nicht mehr, kann sie auch, wegen der Herrschaft des Unorganischen, das ihm die Aussicht verbaut, gar nicht sehen) und außerdem die große Energiequelle, was Moses noch nicht so genau gewußt hat; die Pflanzen und Thiere aber sind ihm Mittel zur Bedürfnisbefriedigung, die Erde sein Wohn- und Schauplatz, der feste Grund, auf dem er steht und sich bewegt, und seine Werkstätte. Daß er selbst ein Organismus ist, beraubt ihn nicht seiner Herrscherstellung, wohl aber bestimmt es seine Beziehungen zu seiner irdischen

Umgebung. Als Organismus ist er mit den Organismen zur Lebensseinheit verknüpft und unmittelbar auf sie angewiesen; nur durch ihre Vermittelung saugt er Leben, Kraft und Freude in der Gestalt der Nahrung aus Luft und Erde. Darum thut ihm das Organische wohl und bereitet allen seinen Sinnen Genuß. Das Auge ergötzen die grüne Wiese, die bunten Blumen, die munteren Thiere, die tausendfachen Gestalten der lebenden Wesen. Goldige, purpurrothe, von zartem Blau angehauchte Früchte erquicken ihn durch ihren Wohlgeschmack. Blüthendüfte schaffen ihm einen wonnigen, so unschuldigen wie unschädlichen Rausch. Der Gesang der Vögel war das erste Konzert, das der Mensch genossen hat, das spielende Thier ist noch heute dem Kinde ein lieber Kamerad. Fast die ganze Oberfläche unserer Wohnkugel, so weit sie nicht von Wasser bedeckt ist, hat der Schöpfer mit der schönen, weichen Pflanzendecke umhüllt, um dem Menschen sein Bett und seine Nahrung zu bereiten, und noch heute genügt so manchem armen Wanderer eine Lagerstatt aus Laub, wie sie sich der dem Meer entronnene Odysseus am Ufer des Phäakenlandes bereitete. Die bloße Berührung des Organischen erzeugt ein Lustgefühl, dessen höchste Steigerung Wollust genannt wird. Wer fühlt sich nicht versucht, den warmen Leib eines schönen Hundes, das glatte Fell eines prachtvollen Rosses zu lieblosen?

Süß, den sprossenden Alee mit weichlichen Füßen im Frühling
 Und die Wolle des Lammes tasten mit zärtlicher Hand;
 Süß, voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
 Dann das grünende Laub locken mit sehndem Blick.

Es ist eben das Leben, das unser Leben freundlich grüßt. Und wie viele Genüsse auch der Wintersport und die großstädtische Wintersaison dem Reichen bereitet haben: auch ihm geht das Herz auf, wenn auf der von dem Panzer des unorganischen Eises befreiten Erde neues Leben sprießt.

Von allen unorganischen Substanzen sind uns nur die beiden erfreulich, die der Organismus verdauen kann und sogar aufnehmen muß, um leben zu können: die Luft und das Wasser. Alle übrigen zerstören den Leib, wenn sie anders als organisch verarbeitet in ihn eindringen. Dieser wohlthätigen Natur von Luft und Wasser entspricht auch die Wirkung, die ihre Erscheinung und ihre Berührung ausüben. Der blaue Himmel droben und sein Spiegelbild im See zu unseren Füßen; das Wohlgefühl, das die den Leib umspülende Luft- und Wassermelle erzeugt, der Anblick des Baches, der sich, von Weiden und Erlen umsäumt, durch die blumige Wiese schlängelt oder weißschäumend vom Felsen herabstürzt. Schon vernichtet die Herrschaft des Unorganischen auch diese Schönheiten und Genüsse. Daß die Flüsse in den großen Städten in gradlinige Kanäle verwandelt und ihre Ufer betonirt werden, möchte hingehen, wenn nur diese Großstädte nicht so ungeheuer groß

wären; aber es geschieht auch in der offenen Landschaft. Gräßliche Barbareil rief es in mir, als ich zum ersten Mal die badische Rheinebene durchfuhr, in der alle Flußläufe „regulirt“ sind. Gott sei Dank! Nach der letzten schlesischen Hochwasserkatastrophe fangen auch die Wasserbautechniker an, schüchtern zu gestehen, daß es gegen Hochwasserschäden nur ein Mittel giebt: man muß den Fluß laufen lassen, wie er will, ihm nur keine künstlichen Hindernisse bereiten und keine werthvollen Gegenstände darbieten, die er beschädigen könnte: die Gebäude so anlegen, daß er weder in sie eindringen noch sie wegreißen kann, und die Ufergelände als Weide und Wiese liegen lassen. Die nackte Erde haben wir nur gern in der Form des Nährbodens, die der Pflüger, der Gärtner den Pflanzen bereitet, oder als einen Streifen feinen, warmen Sandes, uns nach dem Bade darauf zu sonnen. Eine große Sandfläche, eine Sandwüste, ist uns eben so schrecklich wie eine Felswüste. Nur die Gewißheit, daß heute unmittelbar neben dem Tode einer solchen Wüste das Leben wohnt und leicht zu erreichen ist, läßt uns zum Genuß der in Lichteffekten und Linien bestehenden Schönheiten der Hochgebirgswüsten kommen. Aber deren ästhetische Ueberschätzung beginnt zu schwinden. Die Maler finden heute, daß ein norddeutscher Waldwinkel mehr und schönere Motive bietet als eine Gletscherpartie oder die von der Sonne roth und violett bemalte Steincoulisse italienischer Seen und griechischer Küsten. Der natürliche Schauer vor dem Unorganischen, wo es in Masse hervortritt, beruht auf der Harmonie zwischen dem Aesthetischen und dem Biologischen. Es giebt freilich auch widerwärtige, schreckliche, schädliche und verderbliche Organismen; aber deren Gesamtmasse ist in der heutigen, dem Menschen gehörigen Erdperiode unbedeutend und sie werden vom Menschen vernichtet oder unschädlich gemacht. Die Raubthiere, deren Gefährlichkeit ihre häßliche Ausdünstung ankündet (während der Dufst des Kuhstalles, des Pferdestalles unser Herz erquickt), dienen uns zur Unterhaltung. Mit den Mikroben, deren angeblich gefährlichste Bettensofer löffelweise verspeist hat, läßt sich der Berständige nicht gruselig machen; weiß er doch, daß ihre Nährmutter . . . die Hausse gewisser bekannter Aktien ist.

Diesem Verhältniß des Menschen zu den beiden Daseinsformen gemäß sind denn auch das Wohnen und das Arbeiten im und am Organischen im Allgemeinen erfreulich und gesund, im und am Unorganischen un erfreulich und ungesund. Welcher Unterschied zwischen dem Leben des Großstadtkindes, das mit seinen Spielen, wenn es überhaupt spielen darf, auf einen v. himmelhohen verräucherten Mauern umschlossenen, mit schädlichen Dünsten angefüllten Hofraum beschränkt ist und feuchtkalten harten Stein unter den Füßen hat, und dem Dorfkinde, das im vollen Sonnenlicht frei auf Feld und Flur umherschweift, bald im Waldesschaten Kühle findet, bald di

Glieder in den Dorfbach taucht, oft die Kinder- und Ziegenherde austreiben darf, deren ungewohnter Anblick dem verwunderten Städter Entzücken bereitet, und abends die väterlichen Pferde in die Schwemme reitet! Welcher Unterschied zwischen dem bayerischen Holzknecht, der stets reine, würzige Waldluft einathmet und bei seiner harten, aber freien, gesunden und schönen Arbeit von übermüthiger Lebenslust geschwellt bleibt, und dem gedrückten Kohlenhauer, der sein Leben in unheimlicher Tiefe und in einer mit giftigen, den Tod androhenden Gasen geschwängerten Luft bei eintöniger, unerfreulicher Frohnarbeit vertrauert! Wenn es mit unserer Verstädterung in dem bisherigen Tempo weiter geht, dann werden nach hundert Jahren wohl nur noch solche Menschen den Daseinskampf überlebt haben, die sich dem Milieu der Matten und feinen Düsten angepaßt haben.

Welcher Unterschied schon zwischen Kohlen- und Holzfeuerung! Wer noch die Holzfeuerung in der Jugend kennen gelernt hat — man unterhielt das Feuer den ganzen Tag und schob einen Eichen- oder Buchenkloß nach dem anderen in die Gluth —, Der wünscht sie sich trotz allen Fortschritten der Heiztechnik zurück. Holzfeuerung würde freventliche Waldverwüstung sein, meint man? O nein! Die Menschen müssen sich nur so über die Erde vertheilen, daß jedes Volk hinreichend Holz genug bei sich zu Hause hat und es weder ein- noch auszuführen braucht. Der wirklichen Waldverwüstung durch Spekulanten, durch Verwendung zu ungehörigen Zwecken, wie zur Papierfabrikation (haben wir doch mehr als genug Lumpen!) müßte allerdings vorgebeugt und überall müßte gute Forstwirtschaft betrieben werden, nur nicht unsere heutige allzu gute, die den Wald allen Nichtwaldbesitzern sperren möchte. Der Wald sollte, wie Garten, Feld und Flur, jedem menschlichen Wesen nah sein und offen stehen. Was der Dichter, was der Großstädter meint, wenn er Natur sagt, ist Wald, Feld, Flur, Garten und natürlicher Wasserlauf; wer diese Natur nicht täglich schauen und genießen kann, führt ein Krüppelleben.

Welcher Unterschied zwischen dem Bauer, der bald, hinter schmutzen Rossen herschreitend, den Acker pflügt, bald dustendes Heu wendet oder jauchzend die Ernte einfährt, dem Gärtner, der okulirt, pflanzt, Trauben schneidet, Pflaumen schüttelt, und dem mit Metallen, höllisch stinkenden Gasen und Chemikalien hantirenden Gruben- oder Fabrikarbeiter! Legion ist die Zahl

Art der Krankheiten, mit denen diesen Armen die unheimlichen, giftigen Gifte peinigen. Wer kennt nicht die Bleivergiftung, die Kohlenhauerlunge, Gießfieber, die Schleiferlunge, die Phosphornekrose, die langsame Vergiftung in den Mineralfarbenfabriken! Auch die Gebraucher und Verbraucher vor den unheimlichen Wirkungen der unorganischen Stoffe nicht sicher; er wieder taucht eine neue Vergiftungs- oder Explosionsgefahr auf. Unter Beleuchtungsmitteln giebt es nur zwei menschenwürdige: die reinliche,

wohlriechende Wachskerze und das elektrische Licht. Die Pflanzenöle waren zwar nicht reinlich, aber wenigstens ungeschädlich. Die abscheulichen, stinkenden und explosiven Mineralöle und das ebenfalls stinkende, explosive und giftige Leuchtgas kann man nur als Lückenbüßer erträglich finden.

Solche Ansichten werden von der Mehrheit der heutigen Publizisten verspottet als Schwärmerei für einen Idealzustand, der nie und nirgends existirt habe. Das Bauernleben sei ganz und gar nicht schön und am Wenigsten idyllisch, denn der Bauer sei ein roher Patron und ein stumpfsinniges, in Schmutz und Elend vegetirendes Wesen. Natürlich weiß ich, daß es elende, schmutzige, rohe und stumpfsinnige Bauern giebt. Aber ich habe auch reinliche, mäßig gebildete kennen gelernt, die in schönen Häusern wohnen und die sich in ihrer mannichfachen Thätigkeit an erfreulichen Gegenständen, an Saaten, Blüthen und Früchten und an gemüthlichen Thieren, und im ungehinderten, unbeschränkten Naturgenuß glücklich fühlen. Daß sie ihr Glück weder in pathetische Rhetorik noch in lyrische Gedichte ausströmen, ist für ihre Mitmenschen kein Unglück. Wo es um den Bauernstand übel bestellt ist, da läßt sich ändern; zu seinem Wesen gehören Elend, Schmutz und Stumpfsinn wahrlich nicht. Allerdings ist höhere Kultur eine Frucht des städtischen Lebens und nur in Berührung mit der Stadt wird auch der Bauer ein Kulturmensch. Eben deshalb ist die innige Durchdringung von Landwirthschaft und städtischem Gewerbe wünschenswerth, die Scheidung aber vom Uebel, die den einen Theil des Volkes in Gefängnissen von Stein und Eisen zusammenpfercht und der Natur beraubt, den anderen, über dünn bevölkerte Agrarprovinzen zerstreuten Theil von der Berührung mit dem städtischen Leben, von aller höheren Kultur absperret. Ein sinniger Durchforscher Englands, der Schwede Gustav Steffen, hält eine Stadt von hunderttausend Einwohnern für groß genug zur Erzeugung höchster Kultur. Als die beiden anzustrebenden Ziele weiterer Entwicklung müssen demnach ins Auge gefaßt werden: die Aufhebung der übermäßigen Differenzierung durch Redintegration innerhalb des Staatsgebietes; und ein stetiger Abfluß der Bevölkerung aus dem Stadtgebiet, der uns vor der Gefahr bewahrt, reiner Industriestaat zu werden, zur vorwiegenden Bearbeitung und Benutzung unorganischer Stoffe gezwungen zu sein und als ganzes Volk die Natur zu verlieren. Schwärmer für den technischen Fortschritt preisen die Poesie des Hochofens und der Dampfmaschine. Diese Poesie soll nicht geleugnet werden; es giebt eben nicht nur idyllisch heitere, sondern auch ernste und düstere Poesie, ja, eine Poesie des Furchtbaren, und überhaupt kann ja jeder Stoff Gegenstand der Poesie werden. Aber ihre Willen bauen sich auch die Lobpreiser dieser Poesie nicht auf Schladenhalden und zwischen rauchende Schloten; mögen sie also auch ihren Nebenmenschen nicht zumuthen, sich auf diese neue Art Poesie

als einzige Kost zu beschränken. Dann haben wir die Schwärmer für fortschreitende Vergeistigung des Menschengeschlechtes. Wenn man deren verschiedene Schilderungen kombinirt, so erhält man ungefähr das folgende Zukunftsbild. Pflanzen und Thiere sind als Nahrungsmittel nicht mehr nothwendig. Die Nährstoffe werden der Luft, dem Wasser und der Erde unmittelbar entnommen, durch chemische Prozesse genießbar gemacht und in Pastillenform gebracht. Wie die Pflanzen und die Thiere als Nahrungslieferanten, so werden die Menschen und die Thiere als Spender physischer Energie, als Arbeiter ausgeschaltet. Alle Arbeit vollzieht sich automatisch durch Einspannung der unorganischen Energieformen und durch Regelung ihrer Thätigkeit. Die Arbeitstätten der eisernen Sklaven werden unter die Erde verlegt und die körperliche Arbeit des Menschen beschränkt sich darauf, daß schön gekleidete Herren und Damen, die in einem schönen Saal versammelt sind, ab und zu, durch ein elektrisches Glockenzeichen gerufen, ihre Lecture oder ihre Unterhaltung unterbrechen und durch Stellung eines der an der Wand angebrachten Hebel ein Maschinenglied aus- oder einschalten. Schöne Aussicht! Eine aus lauter Philosophen, Philosophinnen und dramatischen Dichtern bestehende Menschheit wäre noch schrecklicher als ein Beteschwesternhimmel. Wie die Menschheit im Großen und Ganzen nur bei körperlicher Arbeit gesund bleibt, so bleibt sie auch nur genießbar, wenn ihr die Geistesmenschen nur in mäßiger Menge beigemischt sind. Der Vergeistigungstraum mag auch den Sittlichkeitseren nicht so übel gefallen. Beruht ja doch alle Freude am Organischen auf der Sinnlichkeit; und wie gefährlich für die sogenannte Sittlichkeit ist der Umgang mit Thieren! Wer die Großstadt genauer kennt, wird ja besser als ich Provinzler beurtheilen können, in welchem Grade die Verbannung des Organischen vergeistigt und versüßlicht. Ich schließe ohne Erfahrung a priori: der Großstädter, der den Tag in der Fabrik oder in der Schreibstube, die halbe Nacht im Vereinslokal mit politischen Berathungen zubringt, hat freilich nicht so viel Zeit und Kraft zu Dem, was die Theologen hauptsächlich „sündigen“ nennen, wie der Bauer und der Bauernknecht, die von Mitte Januar bis Mitte März, ja, wo die Dreschmaschine eingeführt ist, schon vom November an, wenig mehr zu thun haben, als ihre Pfeife zu rauchen und die Mägde zu necken. Aber man darf vermuthen, daß dem Großstädter, der ja ein Mensch bleibt, bei der Arbeithege, die übrigens doch wohl nicht alle Großstädter peitscht, als Ideal ein Zustand vorschwebt, wo er nach Herzenslust zu sündigen vermag. Diese Art höherer Sittlichkeit wäre mit einer bedeutenden Glücksverminderung — und eine solche ist die Absperrung von der Natur und dem Thierleben — zu theuer erkauft.

Die Techniker spotten übrigens solcher Träume. Sie wissen nur allzu gut, daß der technische Fortschritt die körperliche Arbeit des Menschen nicht

vermindert, sondern vermehrt und unangenehmer macht. Der technische Fortschritt vermehrt und vermannichsacht die Güter und erzeugt so neue Bedürfnisse — zum größten Theil Scheinbedürfnisse; man denke an die Bildkarten! —, die dann so gebieterisch wie die wirklichen Bedürfnisse ihre regelmäßige Befriedigung heischen, und er sichert die Befriedigung der wirklichen Bedürfnisse durch Verlängerung des Produktions- und Umlaufprozesses, indem er Zwischenglieder einschleibt, deren jedes Arbeit fordert. Ursprünglich verzehrt der Bauer das Korn, das er erntet, selbst mit seiner Familie, seinem Gefinde und seinem Vieh; den Acker düngt er mit den Excrementen seiner zweibeinigen und seiner vierbeinigen Angehörigen. Das Verarbeiten der Rohstoffe und die Zubereitung der Nahrungsmittel besorgen die weiblichen Familienglieder. Auf der zweiten Stufe wandert ein Theil seines Produktes in die Stadt und er erhält Produkte des städtischen Gewerbes dafür. Das Unverdaute vom Korn und vom Fleisch überläßt ihm für seinen Acker die Stadt mit Vergnügen umsonst. Zur Vermittelung dieses Verkehrs bedarf es weder eines Handelsstandes noch besonderer Verkehrsanstalten: des Bauern Fuhrwerk genügt. Heute verläuft für England — wir Deutschen sind noch nicht ganz so weit und werden wohl auch, aus Mangel an Absatzgebieten, überhaupt nicht so weit kommen — der Prozeß anders. Etliche Hunderttausende Gruben- und Metallarbeiter stellen Maschinen und Schiffe her. Andere Hunderttausende fertigen mit eintöniger Maschinenbedienung Garn und Gewebe an. Einige tausend Seeleute holen aus Nordamerika die Baumwolle für die Gewebe; andere Seeleute verfrachten die Garne und die Gewebe nach allen möglichen Ländern, wieder andere holen aus Amerika, aus Rußland, aus dem unteren Donaugebiet die Nahrungsmittel, die mit dem Erlös der Gewebe bezahlt werden. Die Auswurfstoffe verpesten die Flüsse und wandern ungenutzt ins Meer, während die für den Rest englischer Landwirthschaft erforderlichen Düngstoffe gegen Geld, das wieder aus unerfreulicher Fabrikarbeit gewonnen wird, aus fernen Ländern beschafft werden. Die amerikanische Landwirthschaft aber, die den Engländern das Brotkorn liefert, ist nicht mehr die alte, erfreuliche und beglückende Farmerei, sondern die moderne kapitalistische der Riesenfarmen (Bonanzafarmen), die mit verhältnißmäßig wenigen, in Schlafbaracken beherbergten Lohnsklaven und vielen, auch wieder durch Arbeit am Toten geschaffenen eisernen Sklaven betrieben wird. Die Vermittelung des Austausches zwischen England und seinen Lieferanten und Abnehmern besorgt ein Heer von kaufmännischen Schreibstubenarbeitern, also auch unerfreulich und ungesund beschäftigten Menschen, mit ihrem Anhang von Agenten, Handlungreisenden, Versicherungsbeamten, Börsenjobbern und anderen Schmarozern. Der Aufbau dieser sozialen Maschinerie ist eben so wie das Dasein der modernen Riesenstädte mit ihrem Getriebe, ihren Reinlichkeit- und Sicher-

heitanstalten und ihrer glänzenden Fassade ein Wunderwerk, eine staunenswerthe Leistung, die man in einem Ueberblick über die Entwicklung der Menschheit nicht missen möchte. Aber den armen Menschen, die als fühlende Räder darin stecken, möchte man doch wünschen, daß sie oder wenigstens ihre Nachkommen in den glücklichen Zustand des Landmannes zurückversetzt werden könnten, der mit eigener Hand sein Korn schneidet, seine Birnen bricht, dessen Frau melkt und buttert und der — nach dem Ideal List's und Carey's — Wand an Wand wohnt mit dem Schmied und dem Stellmacher, die ihm gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe seine Werkzeuge und Geräthe liefern.

Die Entwicklung kümmert sich freilich nicht um das Glück des Menschen und jeder Fortschritt muß mit schweren Leiden erkämpft werden. Der Fortschritt besteht in unserem Fall darin, daß eine Fülle neuer Aufgaben und eine Fülle von Zwang zu geistiger und körperlicher Thätigkeit geschaffen sind, die das Menschengeschlecht vor Fäulniß bewahren, und daß eine starke Vermehrung des Menschengeschlechtes ermöglicht ist. Obgleich in London täglich einige Menschen verhungern, ist doch der Proletarier auf dem Pflaster dieser Riesenstadt, der vielleicht nie ein Kornfeld zu sehen bekommt, sicherer vor dem Hungertod und vermag sich sein Brot leichter zu beschaffen als der einsame Ansiedler im Urwald, der eine Quadratmeile des furchtbarsten Bodens sein nennen darf, und der Bauer im Innern Rußlands auf seinem Acker. Wenn man nur an die Möglichkeit der Ernährung denkt und nicht an die Art, wie die zu Ernährenden wohnen und leben und mit welcher Arbeit sie ihre Nahrungsmittel beschaffen, dann braucht Deutschland auch mit zweihundert Millionen Einwohnern noch nicht übervölkert genannt zu werden. Drittens endlich steht jedem unbefangenen Beobachter fest, daß kein Fortschritt die Glückssumme vermehrt: so weit haben die Pessimisten zweifellos Recht. Es fragt sich nur, ob sie auch noch darüber hinaus Recht behalten werden, ob der Riesenfortschritt, den das Menschengeschlecht in den letzten hundert Jahren gemacht hat, die Glückssumme dauernd vermindert. Das wäre sicher, wenn ganz allgemein die Prozesse der Bedürfnißbefriedigung sich in der vorhin beschriebenen Weise verlängerten, so daß die Arbeit an und im Organischen ein immer kleinerer Theil der Gesamtarbeit würde und immer größere Menschenmassen von der Natur aus- und abgesperrt leben müßten. Wird sich die Vernunft stark genug erweisen, die Verkehrsmittel, die bisher nur der Gütervertheilung gedient haben, zur gleichmäßigen Vertheilung der Menschen über die Erdoberfläche zu verwenden und die Hilfsmittel der modernen Technik, die uns jetzt beherrschen, in den Dienst einer Gesellschaft zu stellen, die vorwiegend aus selbständigen Landwirthen und kleinen Gewerbetreibenden bestehen müßte, wenn das Ziel der Entwicklung das möglichst große Glück möglichst Vieler sein sollte? Wenn nicht, dann behalten die Pessimisten bis ans Ende Recht.

Reisse.

Karl Jentsch.



Karl Marx als Theoretiker. /

Ueber den gewaltigen Einfluß, den Karl Marx auf den Gang des politischen Lebens ausgeübt hat, wird nicht mehr gestritten: er ist eine historische Thatsache. Nicht eben so verhält es sich mit der Stellung, die Marx als Förderer der sozialen Wissenschaft einnimmt. Weil hier der Grad der Bedeutung eines Mannes nicht, wie im politischen Leben, an äußeren Symptomen gleichsam abzulesen ist von Jedem, der sich überhaupt mit den Dingen beschäftigt, so schwankt das Urtheil hin und her und einander widersprechende Auffassungen treten zu Tage. Während in den Kreisen der Sozialdemokratie Karl Marx auch als Gelehrter hors concours ist, denken andere Leute über ihn und seine Bedeutung als Theoretiker wesentlich anders. Laß ich da doch dieser Tage in einer deutschen Monatschrift, die heute zwar nur noch der Schatten Dessen ist, was sie in den Tagen ihres Glanzes war, die aber dank ihrer ruhmvollen Vergangenheit noch heute in allen „besseren“ Lese- und Journalcirceln ihr Wesen treibt — nichts ist bekanntlich schwerer totzumachen als alte Zeitschriften, die einmal „eingebürgert“ sind: an ihnen gehen, ach! so viele Lesevereine, die sie nicht loswerden und die keine Mittel haben, sich neue dazu zu halten, schmählich zu Grunde —, laß ich da also kürzlich in den Preussischen Jahrbüchern folgende Sätze über Marx: „Die Wirkung, die Marx als Theoretiker ausgeübt hat, beweist noch keineswegs, daß die Theorie selbst eine That von großer Geisteskraft war, eine That, die auch wissenschaftlich hoch eingeschätzt werden muß. Es ist vielleicht mit Recht schon gesagt worden, daß Marx in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt keinen Platz habe. Seine Bedeutung beruht auf der Kombination eines wissenschaftlichen oder auch nur scheinwissenschaftlichen Zuges mit . . . der Ausstattung einer großen sozialen Bewegung mit brauchbaren, wenn auch wissenschaftlich werthlosen oder, so weit sie Werth haben, nicht von ihm stammenden Argumenten, Formeln und Schlagworten. Ist Dem so, so hat auch der akademische Kampf um den Inhalt der marxischen Lehren kein wissenschaftliches Interesse. Alle die großen Worte von der kapitalistischen Akkumulation . . . u. s. w. sind nichts als Sophismen.“ Bei einer anderen Gelegenheit war in den selben Blättern zu lesen: „Wer . . . einmal in die Tretmühle dieses Pseudodenkers — nämlich Marxens — hineingerathen ist, Der findet sich nicht so leicht zur echten Wissenschaft wieder zurück.“

Daß so dummes Zeug in einer einst geachteten Revue gedruckt werden kann, giebt schon zu denken. Noch mehr aber der Umstand, daß der Schreiber ein ordentlicher öffentlicher Professor — freilich der Geschichte, aber immerhin — an der größten deutschen Universität, Berlin, ist, der „derzeitige“ Herausgeber jener einst so geachteten Revue: Professor Hans Delbrück. Man

fragt sich unwillkürlich: Wie ist so Etwas möglich? Die Antwort auf diese Frage versuche ich in den folgenden Zeilen zu geben.

Ich denke, eine Erklärung liegt in der eigenartigen Zwitterstellung zwischen Wissenschaft und Politik, die Marx einnahm. Er war ja zunächst einmal und vor Allem sozialdemokratischer Agitator und als solcher lebt er heute im Bewußtsein der großen Masse fort: eine politische Partei hat sich seiner bemächtigt und Marxist sein, heißt — so weit der Politiker Marx ins Spiel kommt —, Sozialdemokrat sein. Ungeübte Köpfe können nun Politik und Wissenschaft nicht scharf auseinander halten, denn sie vermögen den Unterschied zwischen wissenschaftlichem Erkennen und praktischen Werthurtheilen nicht wahrzunehmen und meiden darum auch als Theoretiker einen Mann, der ihnen als Politiker unsympathisch ist. Eine zweite, vielleicht noch plausiblere Erklärung finde ich in dem Charakter unserer Wissenschaft, der politischen Oekonomie. Weil diese sich mit den Dingen des täglichen Lebens befaßt, so ist immer noch die Meinung weit verbreitet, daß auch Jeder, der im praktischen Leben steht, nein: jeder Zeitungsleser schlechthin in der Nationalökonomie mit nicht allzu großer Mühe sich die nöthigen Kenntnisse aneignen könne. Weil aber auch in der „Vergangenheit „gewirthschaftet“ ist, so muß denn eben auch Jeder, der sich „mit der Vergangenheit beschäftigt“, nebenher Nationalökonomie lernen können; nein: muß sie eigentlich schon beherrschen, wenn er nur „gesunden Menschenverstand“ hat. Die „historische Schule“ in der Nationalökonomie hat diese Auffassung bestärken helfen. Was viele ihrer Vertreter (keineswegs alle!) für Nationalökonomie ausgaben, war thatsächlich Etwas, das ein leidlich verständiger Praktiker oder Historiker auch wissen mußte und sich ohne Mühe aneignen konnte.

Für eine solche — sagen wir einmal — Naturburschennationalökonomie, die sich in einer Reihe von unverbindlichen Sentiments und „quellenmäßigen“ historischen Forschungen erschöpft, muß nun Karl Marx begreiflicher Weise ein Vergerniß bedeuten. Marx nimmt man nicht im Vorbeigehen zu sich; er fordert, wie Kant, ein paar Jahre liebevoller Hingabe, um verstanden zu werden, er stellt vor Allem an „historische Köpfe“ schier unerträglich hohe Anforderungen; denn ohne geschultes, strenges, begriffliches Denken kommt man ihm nicht bei. Wie also, wenn man ihm überhaupt seine wissenschaftliche Bedeutung abspräche? Dann hätte man den Frieden der Seele zurückgenommen. Man könnte sich nach wie vor einbilden, Etwas von Nationalökonomie zu verstehen, auch ohne die harten Nüsse geknackt zu haben, die Marx uns zum Anackten aufgiebt. Das ist das Raisonnement aller Delbrüds, die naturgemäß unter den „Historikern“ besonders zahlreich sind. Sie erklären Alles für „Kabulistere“, „Dialektik“, „Sophismen“, was ihnen zu viel Mühe macht, was sie nicht eben so rasch in sich aufnehmen können wie

eine Beschreibung der Schlacht von Runersdorf oder den Bericht der Ansiedelungskommission oder eine Rede des Grafen Bülow über den Zukunftstaat. Professor Delbrück — auf den ich hier nur als einen Typus exemplifizire — gesteht Das in schwachen Stunden selbst ein: er sagte mir einmal, daß er meinen Aufsatz über das marxische System, den ich vor Jahren schrieb, einfach „nicht verstanden habe“: einen Aufsatz, der ganz elementare Dinge behandelte, die jeder meiner Schüler nach wenigen Semestern beherrscht. Aber es ist eben die Eigenart unserer Wissenschaft, daß Jeder über ihre Probleme ruhig weiter redet und schreibt, wenn er auch von ihren Elementen keine Ahnung hat. Was Delbrück an Gallimatthiasen in fast jedem seiner Artikel leistet, der nationalökonomische Dinge behandelt, ist nur allzu bekannt. Wer Etwas von Nationalökonomie weiß, merkt auf Schritt und Tritt, daß ihm jede, aber auch jede begriffliche Schulung fehlt, daß er nicht einmal ahnt, wo die Probleme unserer Wissenschaft liegen, geschweige daß er auch nur in ihre Nähe gekommen wäre. Thut nichts: Nationalökonomie kann Jeder treiben, der „gesunden Menschenverstand“ hat. Begriffsbildung: Rabulistik; Theorie: werthlose Dialektik; Systematik: un reale Konstruktionen. Marx: ein Mann, der überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft hat.

Nun könnte man ja die Frage aufwerfen, ob eine so „mühsam zu erlernende“ Methode, wie sie Marx übt, nicht wirklich mindestens unnütz sei, ob man die Zusammenhänge des wirthschaftlichen Lebens nicht zu erkennen vermöge, ohne erst den Umweg über Begriffsbildung, Systembildung u. s. w. zu machen. Darauf ist zu erwidern, daß am letzten Ende auch der einfachste Vorgang des täglichen Lebens nur richtig beurtheilt werden kann, wenn man sein Denken geschult hat, wenn man an die Fälle der Erscheinungen mit einer wirklich fundirten wissenschaftlichen Systematik herantritt. Sonst ist man hilflos dem Zufall preisgegeben. Und es ist nur die praktische Rehrseite des theoretischen Naturburschenthumes, wie es Professor Delbrück predigt, wenn man auf jede abenteuerliche Deutung eines Vorganges im Wirthschaftsleben, wie sie ein Dilettant giebt, auf jeden „Reformvorschlag“ eines Qualsalbers hereinfällt. Ist nicht gerade wieder Delbrück ein klassisches Beispiel für diese Art Leute, die heute Hüh und morgen Gott ziehen; die heute in Bimetallismus, morgen in Goldwährung machen, die heute für Getreidezölle, morgen für Arbeiterschutz plaidiren und deren Aeußerungen schließlich überhaupt kein Mensch mehr ernst nimmt? Der politische Dilettantismus, wie ihn Delbrück repräsentirt, ist der ganz legitime Abkömmling des wissenschaftlichen Dilettantismus, für den Karl Marx „überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft“ hat.

Will man die überragende Bedeutung, die Marx auch für die Wissenschaft der Nationalökonomie besitzt (daß er sie besitzt, steht für Jeden, der von

der Nationalökonomie als Wissenschaft überhaupt eine Ahnung hat, natürlich außer Frage; er würde sich einfach lächerlich machen, wenn er es bestritte), in einigen Sätzen zum Ausdruck bringen, so kann man gerade im Anschluß an Das, was ich zuletzt erwähnte, sagen: Er ist es gewesen und ist es heute noch, der durch sein bloßes Dasein die Gefahr abwendet, daß die Nationalökonomie sich in ein wirres Durcheinander von After dinner-Unterhaltungen, in einen feichten Eklektizismus und „Historismus“ aufgelöst hat, der dann freilich à la portée de tous gewesen wäre. Er ist gleichsam das wissenschaftliche Gewissen für jeden Jünger der Nationalökonomie geworden; er ist aber auch der Schleifstein, an dem wir unsere Begriffe geschärft haben. Man mußte schließlich merken, daß an ihm vorbei überhaupt kein Weg in unsere Wissenschaft führt. Nationalökonomien, die ihre Ausbildung in den achtziger Jahren und früher erfahren haben, sind allenfalls noch denkbar ohne gründliches Studium von Marx: Jeder, der in den letzten zehn Jahren seine nationalökonomischen Studien gemacht hat und etwas auf seine wissenschaftliche Reputation hielt, ist durch Marx hindurchgegangen, mußte durch ihn hindurchgehen. Die deutlich wahrnehmbare Tendenz zur theoretischen Betrachtungsweise in der Nationalökonomie, die die Gegenwart auch in Deutschland kennzeichnet, verdanken wir zum guten Theil Karl Marx und der Nothwendigkeit, sich mit ihm auseinander zu setzen.

Marx zwang zum scharfen Denken und zur systematischen Ineinanderfügung der einzelnen Gedanken; er zwang aber besonders zum strengen kausalen Denken. Dadurch hat er einen weitergehenden Einfluß auf unsere Wissenschaft ausgeübt. Daß jenes saloppe Hin- und Herpendeln zwischen teleologischem und kausalem Denken, zwischen Feststellen wissenschaftlich erkennbarer Zusammenhänge und Aeußerung von Werthurtheilen, wie es namentlich in der deutschen Nationalökonomie eingerissen war, heute mehr und mehr verschwindet, möchte ich ebenfalls zu Marxens Verdiensten zählen.

Aber Marx hat nicht nur bewirkt, daß wir Nationalökonomien uns wieder auf uns besannen, daß wir wieder Wissenschaft treiben, statt Vorgänge zu schildern und Zustände mit dem Zollfuß ethischer Werthurtheile zu messen: er hat uns auch die Wege gewiesen, wie die Nationalökonomie der Zukunft zu betreiben sei. Er, hierin von Rodbertus unterstützt, hat uns gezeigt, wie historische Auffassung des Wirthschaftlebens und nationalökonomische Theorie neben einander, mit einander bestehen können. Die „historische Schule“ hat nur niedergerissen, Marx hat aufgebaut. Die „historische Schule“ konnte nur den Nachweis führen, daß die klassische Nationalökonomie einseitig, unvollständig sei, vermochte aber nichts an deren Stelle zu setzen und ließ uns hilflos in dem Wust der geschichtlichen Einzelthaten zurück. Indem Marx mit Bewußtsein die Theorie eines historisch gewordenen Wirthschaftsystems

schuf, beseitigte er den Konflikt zwischen „Historismus“ und „Klassizismus“ und ebnete den Weg für die Nationalökonomie, die wir Jüngeren alle jetzt betreiben. Mehr noch: er hat uns auch für die Analyse der modernen Volkswirtschaft den Gesichtspunkt angegeben, unter dem sich die Phänomene allein übersichtlich ordnen lassen: den Gesichtspunkt des kapitalistischen Interesses. Dagegen sträuben sich heute noch einige älteren Herren des Faches: in der jüngeren Generation ist mir kein einziger Fall bekannt, daß ein halbwegs relevanter Gelehrter anders die Dinge gruppirt, als es uns Marx gelehrt hat. Und dieser Mann hat überhaupt keinen Platz in der Wissenschaft!

So ist Marx nicht nur praeceptor Germaniae, sondern der ganzen civilisirten Welt geworden, in der heute Nationalökonomie ernstlich betrieben wird. Das wurde er, obwohl von den einzelnen Lehren, die Marx vertreten hat, vielleicht die meisten vor der wissenschaftlichen Kritik nicht Stand halten können. Die Formulirung, die die „materialistische Geschichtsauffassung“ bei Marx erfahren hat, ist übereinstimmend als unzulänglich erkannt, so richtig auch ihr Kern sein mag; das Werthgesetz muß so umgestaltet werden, daß es kaum noch das marxische Werthgesetz ist; die Verelendungstheorie ist durch die Ziffern der Statistik widerlegt; die Konzentrationstheorie hat ein mächtiges Loch, durch das die ganze Landwirthschaft hindurch schlüpft. Daneben bleiben freilich theoretische Einzelleistungen von höchster Bedeutung bestehen, die noch heute unübertroffen sind: der vierte Abschnitt des ersten Bandes seines „Kapital“, in dem die Organisation der Arbeit behandelt wird, der ganze zweite Band, der die Theorie der Circulation enthält, die Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“, die die Lehre vom Gelde abhandelt, würden allein genügen, Marx einen Ehrenplatz in der Wissenschaft einzuräumen. Von ihrem Inhalt haben natürlich Leute, wie Delbrück, die sich trotzdem dreist als Wortführer der nationalökonomischen Theorie aufspielen, keine Ahnung; sie wissen vielleicht nicht einmal, daß Marx über diese Dinge geschrieben hat. Und auch die Einzellehren, die im marxischen System heute von der Wissenschaft als falsch erkannt sind, haben doch auf den Gang dieser Wissenschaft den größten Einfluß ausgeübt. An sie knüpft die moderne Nationalökonomie an; in ihrer Weiterführung oder Widerlegung hat sie ihre besten Leistungen vollbracht. Aber die Hauptsache bleibt doch, daß Marx dem Ganzen der Nationalökonomie ein neues Bett gegraben hat, weil er die Welt der Erscheinungen unter neuen, lehnenden Gesichtspunkten ordnen lehrte.

Die Bedeutung, die Marx als Theoretiker für die Wissenschaft besitzt, läßt sich vergleichen mit der Darwins für die beschreibenden Naturwissenschaften. Auch die positiven Lehren Darwins sind heute schon alle stark erschüttert, viele sind als irthümlich bei Seite geworfen. Trotzdem verdankt die moderne Naturwissenschaft das Beste, was sie hat, Darwin. Und es wird Jahrhunderte

dauern, ehe die Gesamtheit der Phänomene in der belebten Natur unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden wird als dem Darwins. Mir scheint: gerade darin zeigt sich die historische Bedeutung der großen Denker, daß sie für lange Zeit hinaus die Frage richtig stellen. Richtig antworten kann (weil ihm ein Zufall das Ergebnis in den Schoß wirft) gelegentlich auch ein mittelmäßiger Kopf, ja, selbst dem Dilettantismus kann einmal etwas Geseheites einfallen. Richtig fragen können immer nur die ganz Großen, die Männer, die eigentlich gar keinen Platz in der Wissenschaft haben.

Breslau.

Professor Dr. Werner Sombart.



Henning von Melsted.

In den meisten Literaturen giebt es Schriftsteller, deren Bücher ausschließlich von Erotik handeln, und wieder andere, die sich zwar nicht minder eifrig mit der Geschlechterliebe beschäftigen, zugleich aber dagegen kämpfen, daß die Verbindung von Mann und Weib nach dem Schema gesellschaftlicher Vorstellungen gestattet oder verboten sein soll. In der norwegischen Literatur — oder an deren Rand — ist Hans Jaeger der Typus eines solchen Schriftstellers, in der schwedischen ist es Henning von Melsted: ein Revolutionär der Erotik. Sechs Jahre sind vergangen, seit er zum ersten Mal auftrat, und doch hat er jetzt schon eine stattliche Bändereihe veröffentlicht, die uns ein klares Bild seiner Persönlichkeit geben.

In seinen beiden ersten Werken, „Georg Dahna“ und „Leo Dahna“, die anonym erschienen, war diese Persönlichkeit noch wenig ausgeprägt; sie suchte erst ihren Weg. Aus den „Novellen in Gesprächsform“ sprach schon ein bis zur Ueberspanntheit heftiger Abscheu vor den offiziellen Urtheilen der Gesellschaft über künstlerische und erotische Verhältnisse. Das Hauptstück der Sammlung, „Der Architekt Christian Rolf“, handelt von der Selbstverachtung, in die ein hochbegabter junger Architekt verfällt, weil er durch ein Zugeständniß an den Geschmack des Publikums durchsetzt, daß sein Entwurf zu einem großen Volkshaus angenommen und mit dem Preis gekrönt wird. Als man in dankbarer Freude an dem Grundriß den Künstler durch ein Festmahl ehren will, kommt er vor Aufregung von Sinnen, überhäuft in seiner Tollheit die Stadtväter mit gräßlichen Schmähungen und muß in eine Irrenanstalt gebracht werden, wo er nur langsam die Gesundheit des Geistes wiedererlangt. Wie sein Wuthausbruch, so wird gegen ihn auch die Wilde Ehe ausgenützt, in der er mit Hilbur, seinem guten Genius, lebt. Beide müssen schließlich der „Barbarengesellschaft“ den Rücken kehren und auswandern. Ganz wie einst bei Maurice Barrès, spielen sich nämlich auch

bei Henning von Melsted die Kämpfe und Niederlagen aller besseren Wesen „unter den Augen der Barbaren“ ab.

Ein Jahr danach, 1902, gab Melsted zwei merkwürdige Bücher heraus, in denen seine Eigenart zum ersten Mal mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit sichtbar wurde. Das eine enthält nach einer etwas verschwommenen philosophischen Vorrede zwei moderne Schauspiele, die nicht nach Bühnenwirkung streben — wer weiß, ob sie ihnen versagt bliebe? —, sondern nach psychologischer Entwicklung. Das weitaus bedeutendere der beiden Dramen ist „Stärker als das Leben“, eine schöne, tendenzlose Dichtung, die weniger ein Lebensbild aus dem modernen Stockholm geben als bewegte innere Vorgänge und Geschehnisse schildern will. Wir sehen die Ehe zwischen einem Mann der Wissenschaft, dem jungen Gelehrten Hugo Sakto, und Helga, einem bescheidenen, reizenden Weibe niederen Standes, dessen Herz eben so reich wie sein Gedankenleben arm ist, einem feinen, seltenen Geschöpf, das, von Vielen begehrt, von Wenigen wahrhaft gewürdigt, Hugo leidenschaftlich liebt und von ihm zärtlich wiedergeliebt wird. Doch sie legt ihm Fesseln an und hemmt ihn in seinem Flug. Seine Ideenwelt ist ihr völlig fremd und er bringt ihr Opfer an Freiheit und Trachten, die ihn zu einem vortrefflichen Gatten, doch minder bedeutenden Manne machen. Mary, eine Studiengenossin Hugos, die nach langen Jahren aus der Fremde heimkehrt und den Kameraden heimlich immer geliebt hat, öffnet ihm die Augen für die seiner Entwicklung schädlichen Wesenseigenschaften Helgas und steckt ihn einen Augenblick mit ihrer Leidenschaft so an, daß er sich einbildet, nur sie zu lieben. Er beschließt, mit Helga zu brechen. Doch ihr, die ohnehin krank ist und in Schmerzen das Bevorstehende ahnt, versetzt der Gedanke an die Trennung den Todesstoß. Nur natürlich, daß Hugo, in überwältigendem Gefühl, so viel besessen, so viel verloren zu haben, an ihrer Leiche zusammenbricht. Nicht ganz so natürlich aber ist, daß er seinem Lebensberuf und Mary entsagt und sich aus Gram über den Verlust der Geliebten aus dem Fenster stürzt. Das zweite Drama, „Gährungen“, bringt uns dem Brennpunkt von Melsteds Schaffen näher. Ein Jüngling und ein Mädchen; Beide empfinden klar, wie mißlich es ist, Liebe für unbegrenzte Dauer zu schwören, und beschließen deshalb, ungetraut neben einander zu leben. Das Schauspiel zeigt alle Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, ihre Vereinsamung und den Kummer, den das Verhältniß den Eltern des Mannes bereitet. Als es den alten, beschränkten Vater an der von ihm selbst verschuldeten Entfremdung des Sohnes verbluten sieht, streckt das junge Paar die Waffen und willigt nach einigen Jahren des Zusammenlebens ein, sich trauen zu lassen. In der Bitterkeit seines Herzens läßt der Dichter diesen Schritt aber unbelohnt. Die Gesellschaft wird durch die Konzession an die Sitte nicht versöhnt und die alten Freunde, die der Vater zur Hochzeit lud, sagen fast ausnahmslos ab.

Die nur aus Gesprächen bestehenden Bücher zeigen weder Melsteds stilistische Kraft noch seine präziöse und prätentiose Art. Er vermag die ganze Stimmung und Atmosphäre eines Ortes, namentlich Stockholms, wiederzugeben. Er liebt und versteht seine Heimathstadt, wie einzelne der besten Maler Schwedens sie verstehen. Und als Erotiker legt er ihre Lichter, ihren Nebel, ihre Dämmerung, ihre Nacht mit den Sternen und Laternen erotisch aus. Doch nur in seinen größeren Erzählungen kommt diese echte Dichtergabe zu ihrem Recht. Selbst den Fremden aber stößt der erkünstelte Ausdruck des Gedankens ab, das stete Haschen nach Geist, besonders im Briefstil, das freilich einem anerkennenswerthen Drang nach unabhängiger Originalität entstammt, aber dadurch nicht erträglicher wird. Die gedrechselten Briefe seiner Verliebten sind so weitschweifig, erinnern so unangenehm an Abhandlungen, daß sie kaum irgendwo ein Beispiel haben. Da schreibt ein junger Mann an die Geliebte: „Wöchten wir doch Vernunft annehmen und nicht gleich bei jeder geknickten Hoffnung dem Leben als einem grausamen Tyrannenspiel fluchen! Wöchten wir das Wahre erkennen und selbst dann mit einem Friedensfuß begrüßen, wenn es uns ursprünglich hassenswerth schien. Der Gruß unserer Liebe lasse sie unserer eigenen Seelenschönheit theilhaftig werden. Wöchten wir stets nach Erkenntniß ringen! Die beste Widerlegung schmerzlicher Wahrheiten ist der rückhaltlose Wille zum Leben. Eins nur heische ich: daß Du mir gewachsen seist; dies Eine aber ernsthaft.“ Das ist halb doziert, halb gepredigt; und der häßliche deutsche Schulerminus „Wille zum Leben“, der weder dänisch noch schwedisch ist, scheint dem Leser hier ganz am Platz.

In den Jahren 1902 und 1903 erschienen zwei Romane von Melsted; der erste, „Die Fahrt der Liebe“, ist unschön, aber bedeutender als der andere, „Sturmzeiten“, dem zwei gelungene Frauengestalten den Hauptwerth geben. Die „Fahrt der Liebe“ zeigt uns Melsted, wie er liebt und lebt: als Gourmet und als Revolutionär der Erotik. Frischer, jugendlicher wirkt natürlich der Revolutionär. Und manche poetische Schilderung, manches feine und eigenartige Wort fesselt den Leser. Unleidlich ist nur der Schlußabschnitt. Als der Liebhaber das Verhältniß abbricht, um es dichterisch auszubeuten, als wir merken, daß er sich im Grunde nur auf die Sache eingelassen hat, weil sie ihm einen neuen poetischen Stoff verhieß, da theilen wir die Enttäuschung des jungen Weibes, das sich dazu mißbraucht sieht, als „Stoff“ behandelt zu werden. Und alle tief sinnige Beredsamkeit, womit der Dichter im Buch sein Recht verfißt, erweckt Widerwillen, so werthvolles Material, das auch für Psychologie und Aesthetik liefern mag. Höchst bezeichnend lautet einer der Denksprüche des Helden: „Einer Frau zärtliche Briefe schreiben, ist Eins, sie absenden, ein Anderes; denn in dem Augenblick, wo ich einen Brief geschrieben habe, ist er auch schon Manuscript geworden.“ Das ist das

Unglück. In sein Gefühlsleben hat sich die Literatur eingedrängt. Danach wirkt es wie ein angelebter Schlußzettel, wenn wir lesen, der Literat habe nicht nur sein Manuscript verbrannt, sondern, trotz seinen Theorien, sich für alle Zeit der holden Elsa geschenkt, die dann so völlig bekehrt ist, daß sie ihn zum Dichter ihrer Liebe ernennt.

Wer Henning von Melsted kennen lernen will, muß aber mit dem letzten Roman, den „Sturmzeiten“, beginnen. In dem Buch sind weniger Gedanken als in der „Fahrt der Liebe“, aber es ist eine feinere Arbeit, ein von Herzen kommendes und gut geschriebenes Werk. Auch diesmal werden freilich allerlei erotische Erfahrungen und Beobachtungen, die mit der Hauptsache nichts zu thun haben, vor dem Leser ausgekramt; hinter Alledem aber fühlen wir eine Seele und die Schilderung des Herzensbundes ist vortrefflich. Ein gut beobachteter Zug ist, daß den Erzähler eine vom Mitleid gesteigerte Zärtlichkeit zur Ehe drängt, weil es ihm unerträglich ist, die Zeichen schwindender Jugend bei dem Mädchen, mit dem er aufgewachsen ist und das ihm stets gut war, auftreten zu sehen. Der Gedanke, daß sie ungewürdigt und ungeliebt hinwelken müsse, rührt und schreckt ihn so, daß er sich ihr verbindet.

Henning von Melsted ist erst dreißig Jahr alt. Er hat als Auführer sein Feld gefunden, es aber als Künstler noch nicht ganz urbar gemacht.

Kopenhagen.

Georg Brandes.



Gustav Adolf.*)

„Gustav Adolf ist gefallen?“
 „Ja; er fiel vor den Preußen, wie er einmal vor Wallensteins Kürassieren fiel. Und diesmal wars meine Schuld; denn er stürzte durch mein Schwedenthum. Ich hatte die Anschauungen meiner Jugend mitgeschleppt, aus den Gedenkreden und den Lehrbüchern. Ich hatte ihn zu groß für die Deutschen gemacht; und ich vergaß, daß sie beim Jubelfest in den neunziger Jahren unseren Gustav Adolf

*) Strindbergs Historiendrama „Gustav Adolf“ ist im Berliner Theater aufgeführt worden. Auf einer Bühne, deren unzulängliche Darstellungsmittel vor jeder ernsthaften Aufgabe versagen müssen und hier so völlig versagten, daß auch an dem Auge des Willigsten, Geduldigsten die Schwedenhistorie fast ohne jede Wirkung vorüberzog. Ob in günstigerem Kunstklima der groß gedachte Versuch den Sinn deutscher Hörer gewonnen hätte? Ich zweifle; mit all seinen leisen psychologischen Reizen ist das Drama doch werthvoller für die Charakteristik seines Schöpfers als der Zeit, die es modernem Empfinden lebendig zu machen unternahm. Der Dichter sah sein Werk nicht in Berlin; als ihm die Niederlage seines Helden gemeldet wurde, schrieb er die folgenden Sätze, die als der Ausdruck eines Temperamentes auch deutsche Leser interessieren werden.

zu einem fremden Abenteuerer reduziert hatten; ja, die Sozialisten hatten einen Junker in ihm gesehen, der in ihrem Lande nichts zu thun gehabt habe. Wenn ich mir jetzt Gustav Adolf in die Weltgeschichte eingestellt denke, so muß ich gestehen, daß sie Recht haben. Was wir den Dreißigjährigen Krieg nennen, müßte der hundertjährige Krieg heißen, denn er begann 1546, im selben Jahr, da Luther die Waffen des Geistes niederlegte und zur Ruhe einging, und endete 1646 mit den Unterhandlungen zum Westfälischen Frieden. Gustav Adolf kämpft diesen hundertjährigen Krieg zwei Jahre lang mit. Das ist sehr wenig für einen unsterblichen Ruhm und für die Rolle, die unsere schwedische Geschichte ihm in der Weltgeschichte zugewiesen hat.“

„Aber die Schweden setzten den Krieg nach Lützen fort.“

„Ja, aber ich blieb bei Lützen stehen, denn ich wollte Gustav Adolfs Andenken nicht durch Das trüben, was nachher geschah. Denn hinter Lützen liegt die französische Invasion und die Verhergung Deutschlands durch Schweden und Franzosen; und der schwedische Name war seitdem in Deutschland verflucht. Man denke nur: ein Fremdling, der den Erzfeind, den Franzosen, ins Deutsche Reich lockt! Was die Schlacht von Lützen selbst betrifft, so ging ich vorsichtig darüber hinweg, denn sie wurde von den Schweden nicht gewonnen.“

„Nicht?“

„Nein; denn der Zweck: Wallenstein zu verhindern, nach Leipzig zu gehen, wurde nicht erreicht; auch nicht Gustav Adolfs Vereinigung mit den Sachsen. Uebrigens hielt Wallenstein das Spiel für gewonnen, als der König matt war, und darum ging er seinen Weg direkt dahin, wo er sein Ziel sah.“

Was nun die Deutschen gereizt hat, ist, daß ich unseren König noch größer gemacht habe, als unsere Historiker je geträumt haben, nämlich zu einem Saladin und einem Nathan den Weisen. Ein moderner Berliner sieht nämlich die Sache so: Gustav Adolf war von einem unmäßigen Ehrgeiz und einem mäßigen, aber aufrichtigen religiösen Glauben beseelt. Ihm, der von einer deutschen Mutter geboren und mit einer deutschen Prinzessin verheirathet war, wurde es zu Hause in Schweden etwas zu eng und er wollte in die großen Verhältnisse hinaus. Schon 1624 hatte Gustav Adolf bekanntlich einen Riesenplan fertig. Er wollte alle Feinde Habsburgs sammeln, Frankreich und dessen Bundesgenossen in Italien, England und Holland, und mit ihnen den Krieg in Italien, Bayern, Polen, Spanien und Oesterreich beginnen. Dieser große Plan wurde zu einem gothischen Auszug aus Schweden mit 13000 Mann reduziert, die von Gegenwind so lange auf dem Wege aufgehalten wurden, daß sie den Proviant aufaßen und Deland plündern mußten. So stieg Gustav Adolf mit einer Handvoll Leute ans Land, ohne Bundesgenossen, ohne Geld, ohne Proviant, um den Kaiser in Wien abzusetzen. Das findet der Preuße abenteuerlich und etwas lächerlich. Gustav Adolf war auch im Begriff, umzukehren, blieb aber, nachdem er genöthigt worden, von Brandschatzung zu leben, einer milderen Form der Plünderung. Als jedoch keine Aussicht war, das Heer unterhalten zu können, wurde er zu dem den Deutschen unsympathischen Bündniß mit dem Cardinal Richelieu gezwungen, 1631 zu Bärwalde; wodurch er 400000 Livres jährlich erhielt, gegen die Verpflichtung, Neutralität gegen die katholische Liga zu beobachten. Gegen die katholische Liga: Das war ja aber die Lösung der Evangelischen Union.

Dieses Manöver ist, daß die Stellung des Schweden dem Auge der Deutschen zweideutig erscheinen läßt; und mit Recht. Ich habe es als Schwede zu bemänteln versucht und unseren König ‚genöthigt‘ handeln lassen und seiner Sorglosigkeit bei der Durchsicht des französischen Vertrages die Schuld gegeben. Das kann aber ein Deutscher nicht gut heißen, wenn er nicht dem Gustav Adolf-Berein angehört. .

Was meine Charakterschilderung betrifft, so ist sie allen schwedischen Traditionen so treu, daß die der Gustav Adolf den Deutschen unangenehm ist. Nicht, froh-gelaunt, galant, aber mit dem Tragoedienzug, der Blutschuld von den Vätern. Durch sie motivire ich auch seine Intimität mit den Generalen, die ihm ja verwandt sind. Ferner kommt dazu das ‚Vergangene, das umgeht‘, ich meine, die Liebesgeschichte mit Margaretha Gabeljau und deren Folgen. Warum sollte ich als dramatischer Dichter ein so bekanntes Ereigniß auslassen? Haben wir nicht in unserer Ritterholmskirche das vasaborgische Grabmal neben dem gustavianischen? Liegt nicht der Grabstein des Kaufmanns Gabeljau noch auf dem Boden dieser Kirche, in der Nähe der Kanzel, oder ist er fortgeschafft? Da nun der Sohn in Wittenberg war, als Student und rector illustris, und die Oratio über den Sieg von Breitenfeld hielt, sah ich für ganz natürlich an, daß er von Neugier getrieben wurde, seinen großen Vater zu sehen, wenigstens infognito. Das ist ja ein menschlicher Zug, den ich nicht angewendet habe, um Gustav Adolf kleiner zu machen, — im Gegentheil; zumal er unschuldig war, da seine Mutter Margarethas Reiz als Schlinge benutzt haben soll, um ihn vor Ebba zu schützen. Auch in der Episode mit Erich Raalamb bin ich schonend gegen Gustav Adolf vorgegangen. Denn in Wirklichkeit brach der König in Raserei gegen den schwärmerischen Jüngling aus und der Vater Erichs verlor zur Strafe sein Amt. Diese Grausamkeit schien mir dem Goldkönig so unähnlich zu sein, daß ich sie ausließ.

Die Königin, die in Wirklichkeit eine einfältige Person war, habe ich als Dichter zur würdigen Gattin eines großen Mannes gemacht. Die kleinlichen Züge Oxenstjernas, wie Geiz und Härte, habe ich gestrichen. Johan Banér — ein Raubthier —, der am Stärksten im Plündern und Trinken und berühmt namentlich wegen seiner Rückzüge war, habe ich verfeinert, ohne mich zur Apotheose herabzulassen, wie es Snoils'g gethan hat. Horn und Torstensson habe ich in ihrem Ernst und ihrer Würde gelassen; Stenbock und Tott sind Musketiere geblieben und Brahe ist genau, wie er war.

Daß ich Gustav Adolfs Kaisergedanken fortscherzen lasse, müßten Schweden mir hoch anrechnen; denn dem König stieg oft das Blut zu Kopfe, und wenn er sich nur Herzog von Franken tituliren ließ, waren die Deutschen sehr aufgebracht. Die persönliche Tapferkeit Gustav Adolfs habe ich in mehreren Szenen betont. Daß er in der Nacht und am Morgen vor Lützen aufgeregt und nervös war, wird ausführlich in den Geschichtswerken erzählt und ist ganz in der Ordnung. Er ging sogar vor der Schlacht wie außer sich herum und sang Psalmen.

Ich möchte nun die Schweden, die mich beschuldigt haben, ich hätte Gustav Adolf ‚herabgezogen‘, fragen, worin dieses Herabziehen besteht. Wären sie aufrichtig, so würden sie antworten: ‚Weil Sie ihn nicht zu einem Heiligen gemacht haben‘. Aber Ihr glaubt ja an Heilige nicht.“



Die Italienerin.

Im Türkenjahr 1683, das mit Blut- und Feuerschrift in der Chronik Oesterreichs eingezeichnet steht, wohnte in Wien eine vornehme Courtisane, eben so berühmt durch ihre wunderbare Schönheit und erlesene Bildung wie berüchtigt durch ihre unerhörte Sittenlosigkeit. Sie war aus Italien gekommen und deshalb hieß man sie die Italienerin, obwohl Niemand ihre wirkliche Heimath wußte; denn sie sprach eben so rein und geläufig Deutsch, Französisch und Spanisch wie Italienisch; ja, man wollte sogar gehört haben, wie im Gespräch mit einem gelehrten Kirchenfürsten die Laute eines klassischen Latein so natürlich, als sei Dies ihre Muttersprache, aus ihrem lächelnden, wohlgeformten Munde kamen. Auch ihr wahrer Familienname war unbekannt; denn der spanisch klingende Name, mit dem sie ihre Briefe in zierlichen und doch energischen Schriftzügen unterschrieb, galt allgemein nicht als ihr wirklicher. Man vermuthete, daß sie diesen verschweige, um die Ehre der hochadeligen Familie, der man sie entsprossen glaubte, nicht durch die Schande zu beflecken, die ihr Lebenswandel ihr zugezogen hatte. Der Glaube an ihre hohe Abkunft gründete sich nur auf ihre Erscheinung und ihr Wesen. Sie sah aus wie eine geborene Königin. Sie war von ungewöhnlich hohem, schlankem und biegsamem Wuchs; von den sich schamhaft öffnenden Knospen geheimnißvollen Glückes, die sich unter dem Flor ihres Gewandes versteckten, wölbte sich die Brust sanft empor und floß mit den in feiner Linie ansteigenden Achseln zu einem Halse zusammen, der, frei und stolz aufschießend wie der Stengel einer Wunderblume, einen Kopf trug, den Niemand zu sehen vermochte, ohne daß ihm das Herz in einer Empfindung klopfte, die halb Entzücken, halb Bangigkeit war. Im Profil war dieser Kopf anzuschauen wie das ernsteste Sinnbild alles Hehren und Heiligen, das überirdischer Sehnsucht vorschweben mag. Der himmlische Ausdruck der sinnenden Stirn, der unter langen Lidern träumenden Augen, der andächtig schweigenden Lippen zwang den Beschauer auf die Knie, um sein ganzes Leben, niedrige Freude verschmähend, tiefen Gedanken und großen Thaten zu geloben. Wem aber dieser Kopf sein Antlitz zuwandte, wen die in dunklem Goldbraun aufleuchtenden Augen lockend und verspottend zugleich anblickten, wen diese Lippen anlächelten und mit kindlich silberheller Stimme anredeten: Der hätte seine irdische Ehre und ewige Seligkeit für einen einzigen Kuß dieses Mundes hingegeben. Wollte man in Worten zu sagen versuchen, was im Ausdruck ihres Lächelns lag, wenn sie den Eindruck genoß, den ihr Anblick auf Jeden übte, der sie zum ersten Mal sah, man müßte ein Buch schreiben, voll aller Weisheit und Thorheit dieser Welt. Es lag satte Freude in ihrem Lächeln, daß Jeder ihr gehörte, den sie ansah, aber auch böser Spott flimmerte darin über der Menschen Schwäche, die wider ihren Willen in ihr Das anbeten mußten, was sie tief zu verachten wähten oder vorgaben; doch diese höhrende Schadenfreude verschwamm in dem Ausdruck verzeihender Gnade, mit dem ihr Auge, einem Joche gleich, auf dem entblößten und knechtisch gebeugten Haupt ruhte, dessen Mund sich inbrünstig auf ihre nachlässig gebotene Hand drückte. Diese längliche, von bläulichen Adern durchzogene Hand hatte eine matte Färbung, als hätte der Kuß einer heißeren Sonne sie leise gebräunt. Diese Hand schien nicht, wie gewöhnliche Menschen-

hände, ein Werkzeug des Greifens und Haltens, sondern nur, geschmückt mit Gold und funkelndem Edelgestein, dazu bestimmt zu sein, ihr zu Füßen gelegte Sätze zu berühren und die Huldigung zu empfangen, die ihre vollkommene Schönheit allen Menschen abnöthigte.

Die „Italienerin“ war, begleitet von einem schier fürstlichen Gefolge, in Wien eingezogen. Aber ihre sämtlichen Leute, ihre Läufer und Mohren, Köche und Sänfenträger, Bosen und Bagen, voran die blonde, schmale, noch junge, aber durch die bläulichen Ringe unter den großen, leeren Augen die Anzeichen frühen Welkens verrathende Leibkammerzofe, waren ihrer Herrin offenbar nicht um des reichlichen Goldes willen, sondern wie aus einem tieferen Naturtrieb bis zu völliger Selbstentäußerung unterthan und gehorsam, obwohl die Italienerin sich nicht die geringste Mühe gab, ihre Zuneigung zu erwerben, sondern ihnen gegenüber, als ob sie ihre geborenen Sklaven wären, jeder Laune freien Lauf ließ. Die Nachbarn erzählten sich die wunderbarlichsten Dinge darüber, wie es in dem kleinen, von einem Garten umgebenen Palast zugehe, in dem die Italienerin wohnte. Sie behaupteten, zuweilen die Schmerzensschreie der Leibzofe zu hören, wenn ihre Gebieterin sie beim Ankleiden schlug, so daß der an einen Bischofsring erinnernde große Keif, den die Italienerin am Zeigefinger ihrer Rechten trug, auf der Stirn des Mädchens eine blutige Spur zurückließ. Sie munkelten von einem jungen hübschen Sakaien, den die Italienerin durch einige Wochen fast allnächtlich in ihr Schlafgemach beschieden habe. Als aber der junge Mensch, ein gluthäugiger Südfranzose, aufgeblasen durch die ihm erwiesene Gunst, anfing, sich zu betragen, als ob er der Herr im Hause wäre, degradirte sie ihn zum Stallknecht und behandelte ihn von diesem Augenblick an, als wäre er ihr ganz fremd. Und der Bursche verließ nicht nur nicht den Dienst, sondern ließ es sich sogar ruhig gefallen, als die Herrin im Zorn über einen nachlässig geschnallten Sattelgurt ihm mit der Reitgerte einen Streich über das tieferröthende Gesicht versetzte. Trotz diesen und anderen Vorfällen hatte die ganze Dienerschaft keinen anderen Gedanken, als mit zitterndem Eifer jeden ihrer Befehle auf den Wink zu erfüllen.

Abendlich versammelte die Italienerin eine glänzende Gesellschaft in ihrem Hause. Fast alle vornehmen und reichen Herren, welche die Anwesenheit des kaiserlichen Hofes nach Wien zog, fast alle staatlichen, höfischen und militärischen Würdenträger gingen bei ihr aus und ein, speisten an ihrer erlesenen Tafel, genossen den Geist und den Zauber ihrer Unterhaltung und bemühten sich um ihre Huld, wie um die einer Herrscherin. Unter den Gästen der Italienerin gab es Keinen, alt oder jung, schön oder häßlich, begütert oder arm, den das Gerücht nicht eine Zeit lang als ihren begünstigten Liebhaber bezeichnete. Was daran Wahrheit war, was Gespinnst der Phantasie, die sich dieser fremdartigen Erscheinung bemächtigt hatte, wußte Niemand genau; wie denn überhaupt ihre Persönlichkeit, so bekannt sie in der Stadt war, fast Allen ein Geheimniß blieb. Manche schalten sie eine öffentliche Dirne und behaupteten, Jeder könne sie haben, der eine bestimmte, für die damalige Zeit sehr hohe Geldsumme bezahle. Dem aber widersprach ein durch keine noch so schmutzige Lasterung ver-
scheuchbarer Schimmer von Jungfräulichkeit, der die Italienerin umgab; sie konnte in manchen Momenten, wie etwa bei der Messe, der sie mit Vorliebe in

einer kleinen uralten Kirche in der Nähe ihres Hauses bewohnte, so aussehen, als ob niemals eine unreine Empfindung ihren Busen innen oder außen berührt habe. Auch waren unter ihren ärgsten Lästerern Leute, welche die genannte Summe gewiß bezahlt hätten, wenn der Besitz des schönen Weibes wirklich um diesen Preis zu erkaufen war. Und wenn auch Niemand bezweifelte, daß sie die Mittel zu dem fürstlichen Aufwand, mit dem sie sich umgab, ihrer Schönheit verdankte, so war doch auch augenscheinlich, daß ihre Lebensführung ganz unabhängig von der Freigebigkeit ihrer jeweiligen Verehrer war, unter denen man auch Solche nannte, die wahrscheinlich eher von ihr empfangen als gaben.

Zu allen Zeiten pflegten die Menschen, blind gemacht durch sittliche Enttäufung, zwei im innersten Wesen unterschiedene Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens zu verwechseln: die Courtesane, die Jeder haben kann, den sie aus irgend einem Grunde haben will, und die sich das Vermögen der von ihr Unterworfenen ganz oder zum Theil als schuldigen Tribut darbringen läßt; und die Dirne, die Jeder haben kann, der den Kaufpreis entrichtet. Die Courtesane ist Herrin, die Dirne Sklavin. Auch die Italienerin fiel dieser Verwechslung zum Opfer. Aber so wenig empfänglich auch der Verstand der Menschen für diesen tiefgehenden Unterschied sein mag, so pflegt ihn ihr Gefühl doch deutlich zu empfinden. Es gelingt ihnen nicht, die Verachtung, die sie für die Dirne hegen, auf die Courtesane zu übertragen. Sie ahnen, allem Vorurtheil zum Troß, daß sich die Courtesane mit Recht nicht als Waare fühlt, sondern als selbstbewußte, souveraine Persönlichkeit. Diese Ahnung mengt der mit Verachtung verbundenen Begierde, welche die Courtesane erregt, eine Wallung jener Ehrfurcht bei, die den Menschen vor allem Mächtigen beschleicht. In unseren Tagen erschlaffender Männlichkeit ist diese Regung zu einem förmlichen Kultus des Courtesanenideals in Leben und Literatur ausgeartet.

Hierin lag der Grund des Ansehens, dessen die Italienerin, aller schönsten Gerüchte und Nachreden ungeachtet, sich in Wien zu erfreuen hatte, und der Unterthänigkeit ihrer Diener, obwohl Diese besser als Andere wußten, was ihre Herrin war. Das hochmüthige Selbstgefühl, das sie selbst erfüllte, prägte sich in der schlaffen Grazie ihrer Bewegungen und ihres Ganges aus, in der Art, wie sie die Menschen ansah und anredete. Sie pflegte jede Person, mit der sie in Berührung kam, sofern es die Etikette nicht unbedingt verbot, „Du“ zu nennen, wie ein ihr untergebenes Geschöpf. Doch war ihr innerlich herrisches Wesen von so viel Rindlichkeit, Heiterkeit und anmüthiger Drolligkeit umhüllt, daß es Niemand verletzte. Ja, hieraus entsprang ein Theil des von ihr ausstrahlenden unwiderstehlichen Zaubers.

Merkwürdiger Weise erstreckte sich dieser Zauber sogar auf das weibliche Geschlecht.

Nochten auch ehrbare ältere Bürgerfrauen ausspucken und ihr Schimpfworte nachmurmeln, wenn sie, in der Sänfte thronend, an ihnen vorbeischwebte, so folgten ihr doch auch Blicke aus Frauenaugen, aus denen nicht nur Neugier, sondern Etwas wie Bewunderung und Neid sprach. Sie sahen in ihr, durch alle Unehre hindurch, in die sie von ihrem schönen Kopf bis zu ihren zierlichen Füßen getaucht war, die Frau, der es gelungen war, die Gebundenheit des weiblichen Loses zu durchbrechen und sich wenigstens in der Freiheit des Liebeslebens den

Männern gleichzustellen. In dem Schauer, den sie ihnen einflößte, war der heimliche Wunsch verborgen, so zu sein wie sie. Der tiefe Eindruck, den sie wenigstens auf einzelne dem weiblichen Geschlecht Angehörige machte, wurde der Italienerin durch ein Erlebnis offenbar, das sogar ihr, für deren erotische Erfahrung auch die lichtscheursten Falten männlichen und weiblichen Empfindens kein Geheimniß verbargen, etwas Neues und Unerhörtes war.

Eines Abends ließ sich ein Jude bei ihr melden, der manchmal zu ihr kam, um ihr Juwelen, indische Seidenstoffe oder andere Kostbarkeiten zum Kauf anzubieten. Sie ließ ihn vor und fragte ihn, während er den Saum ihres Kleides an die Rippen drückte, was er ihr diesmal bringe. Der Jude, ein noch junger Mann mit blassem, von dunklen Schmachtkloden umrahmtem Antlitz, dessen schwarze, brennende Augen begehlich auf der Hand der Italienerin ruhten, die nachlässig über die Stuhllehne hing, antwortete mit unsicherer Stimme, daß er diesmal in einer ganz besonderen Sache komme, die er der Dame nur dann mittheilen könne, wenn sie ihm verspreche, ihn nicht mit ihrer Ungnade zu bestrafen. Als sie ihm hierauf zu reden befahl, sagte er, daß er im Auftrag eines der reichsten und angesehensten jüdischen Kaufleute der Stadt komme; dessen Frau sei guter Hoffnung und ganz krank von dem Wunsch, die Schönheit der Italienerin unverhüllt, wie Gott sie geschaffen, anzuschauen. Wenn die Dame geruhe, diese Begierde der Frau zu erfüllen und das Haus ihres Anechtes zu betreten, so werde strengstens vorgesorgt sein, daß kein Auge als das der Frau sie erblicke und Niemand von dem seltsamen Handel erfahre. Dafür biete ihr der Kaufmann außer seinem demüthigen Dank tausend kaiserliche Dukaten. Auf die Frage, wie denn die Frau auf dieses ungewöhnliche Begehren komme, verwies der Jude auf ihren zu wunderlichen Grillen neigenden Zustand und äußerte die Vermuthung, es sei ihr vielleicht darum zu thun, durch ihre Augen die in ihrem Schoß reisende Frucht mit einem Abglanz der unvergleichlichen Schönheit der Dame zu begnaden. Die Italienerin entließ den Juden mit dem Bescheid, sie wolle sich die Sache überlegen. Sie soll die Bitte der Frau in der That erhört, aber die tausend Dukaten ausgeschlagen haben.

Aber die Italienerin beschäftigte nicht nur die Phantasie von Frauen: auch junge Töchter geachteter Bürgerfamilien warteten vor dem Thor ihres Hauses, wenn sie es verließ oder zurückkehrte. Mit gaffenden Augen verschlangen sie ihre Schönheit und vergaßen, den lächelnden Blick, den die Italienerin im Vorbeisichreiten den schüchternen Dingern zuwarf, durch einen Gruß zu erwidern. Einmal, als sie eben aus der Sänfte gestiegen war und den Trägern noch einige Befehle gab, fühlte sie plötzlich, wie sich heiße Rippen auf ihre linke Hand, mit der sie ihre Schleppe emporhielt, preßten. Hinabblickend, sah sie in ein Mädchen-
 gesicht mit dunkelblauen Augen, die demüthig zu ihr emporschmachteten. **Z!** Kleidung verrath, daß sie aus wohlhabendem Hause war. Sich umwendend legte die Italienerin die rechte Hand dem Mädchen auf den blonden Scheitel und gab ihm einen lieblosenden Backenstreich, unter dem das gebeugte Hau, erzitterte. Als die Italienerin das Vorgärtchen ihres Palastes durchschritten hatte, sah sie sich, ins Haus tretend, noch einmal um. Das Mädchen verharrt noch immer in der Stellung, in der sie der Italienerin die Hand geküßt und ihre flüchtige Lieblosung empfangen hatte, als ob sie so die dabei empfunden

Seligkeit festhalten konnte. Seit dieser Stunde begegnete die Italienerin täglich dem blonden Mädchen auf ihren Wegen und empfing seinen stummen, scheuen Gruß. Dies bestätigte das hinter ihren Fersen herschleichende Geflüster, daß sie nicht nur Männer, sondern, wie der doppelgeschlechtliche böse Feind, auch Weiber zu berücken suche.

* * *

In den kostbaren Smaragd des Bischofsringes, der an der Rechten der Italienerin glänzte und durch seine massive Größe seltsam von der Kleinheit und Zartheit der Hand abstach, die er schmückte, waren drei griechische Worte eingegraben: Έγω, οὐκ έχομαι. Ein gelehrter italienischer Cardinal hatte ihr diesen Wahlspruch eines antiken Weisen mitgetheilt und, da er ihr als knappster Ausdruck ihrer eigenen innersten Gesinnung gefiel, ihr den Ring geschenkt, in den er eingeschnitten war. Dieser Spruch, den sie niemals in das weiche Wachs zu brüden vergaß, mit dem sie ihre Briefe verschloß, gab ihrer Persönlichkeit und ihrem Leben das Gepräge.

Nur ein einziges Mal, etwa ein Jahr, nachdem sie sich in Wien niedergelassen hatte, war sie ihm untreu geworden. Wenn sie daran dachte, suchte Etwas in ihr wie ein Gewissensbiß.

Ursache dieser Sünde wider sich selbst war ein junger Offizier der kaiserlichen Armee, für den sie, als sie ihm eines Tages zufällig auf der Straße begegnete, gleich eine so unbezwingliche Leidenschaft faßte, daß sie die Herrschaft über sich selbst völlig verlor und sich so willenlos, wie nur je ein verliebtes Weib, ganz in die Macht des Geliebten gab. Niemals hatte sie daran gedacht, die Eifersucht ihrer jeweiligen Günstlinge zu schonen; diesmal verbannte sie alle Anbeter aus dem Hause und lebte ausschließlich für den einzigen Gebieter. Arpad von Töbely, so hieß der Mann, an den sich die Italienerin verlor, war adeligen Geblütes und magyarischen Stammes. Wenn es der Natur gefallen hätte, den Lebenskeim, aus dem sie die Italienerin schuf, zum Manne zu entwickeln, so wäre Arpad von Töbely daraus geworden; nur bedurfte er als Mann der raffinierten Geisteskraft nicht, die ihr als Ersatz männlicher Brutalität verliehen war. Vielleicht erklärte eine dunkle Ahnung dieser Wesensgleichheit die Unwiderstehlichkeit der Leidenschaft, welche die Italienerin diesem Mann auslieferte. Sogar körperlich glichen sie einander; in seinen männlichen, kühnen Zügen, namentlich in seinen Augen und in den durch einen Schnurrbart halb verdeckten schöngeformten Lippen, war ein Anflug weiblicher Süße zu verspüren.

Was sich zwischen diesen beiden Menschen abspielte, ist des Erzählens unwerth, denn es war das Nämliche, was sich immer zugetragen hat, so oft eine Courtesane unter die Gewalt der ein Leben lang von ihr mißbrauchten Leidenschaft gerieth. Töbely behandelte sie gut oder schlecht, wies ihm gerade einfiel. Aber bei seinen leidenschaftlichsten und zärtlichsten Worten hatte sie nie das Gefühl, seiner Liebe sicher zu sein. Wenn er Spielschulden gemacht hatte, nahm ihr die Perlen und Juwelen vom Hals und aus den Ohren und zog ihr die Ringe von den Fingern, als ob nicht nur ihre Person, sondern auch ihr Eigenthum ihm gehöre. Wenn ihn die Eifersucht anfiel — wozu sie ihm nie Grund gab —, beschimpfte und schlug er sie. Aber solches Benehmen steigerte nur ihre

Leidenschaft. Sie wollte ihm allein für immer angehören. Deshalb wollte sie ihr Courtesanenleben aufgeben und ihn heirathen. Als er sie, so willkommen ihm ihr Vermögen zur Bezahlung seiner ihn erdrückenden Schulden gewesen wäre, wegen dieses Vorschlages auslachte, bat und flehte sie mit inbrünstigen Thränen, er möge ihr die Vergangenheit verzeihen und sie zu seinem Weibe erheben, bis er ihr zu schweigen befahl und das Licht auslöschte.

Seinetwegen allein entschloß sie sich, in Wien zu bleiben, als sich die Heeresmassen der Türken durch Ungarn und Steiermark wider Wien heranzwälzten, als der Hof die Stadt verließ und die Vorstädte geräumt und auf Befehl Rüdigers von Starhemberg verbrannt wurden. Sie verließ ihren außerhalb der Ringmauern gelegenen kleinen Palast, den ihr ein hochadeliger Anbeter geschenkt hatte, verabschiedete den größten Theil ihres Trosses und zog in eine enge Wohnung inmitten der inneren Stadt Wien. Noch einmal besuchte sie dort ihr Geliebter; dann kam er nicht wieder. Sie schrieb sein Ausbleiben zuerst seinen militärischen Pflichten zu, denn allnächtlich verkündete die Brandröthe, die den Himmel gegen Ungarn zu färbte, das fürchterliche Nahen des Feindes. Da erzählte ihr die blasse Jose, die trotz ihrer tödtlichen Angst vor den Türken bei der Herrin geblieben war, Tökely habe sich mit der einzigen Tochter eines der reichsten wiener Bürger verlobt. Den Namen der Braut wußte das Mädchen nicht. Lange hätten die Eltern, abgeschreckt durch den schlimmen Ruf des Freiers, ihre Zustimmung verweigert; erst in der Aufregung und Rührung des Abschiedes, als die Familie vor den heranziehenden Türkenhorden auf eins ihrer Güter in Mähren flüchtete, sei es Tökely, der in Wien blieb, gelungen, den Eltern das „Ja“ zu entreißen.

Die Verzweiflung der Italienerin flammte im ersten Augenblick als Born wider ihre unschuldige Jose auf. Dann schrieb sie einen Brief an Tökely, siegelte ihn mit ihrem Bischofsring und schickte ihn dem Ungetreuen. Er kam uneröffnet zurück. Bitter auflachend, betrachtete sie das Siegel mit dem ruhmredigen Wahlspruch und zerriß den Brief. Sie verschloß sich in ihre Schlafkammer, aß und trank drei Tage nichts, weinte und raste. Die horchende Jose vernahm, wie sie Tökely mit den rührendsten Worten, als ob er vor ihr stünde, laut anredete und beschwor. Als sie wieder zum Vorschein kam, wollte sie fortreißen; sie sprach davon, nach Venedig zu gehen, wo sie einen Palazzo besaß. Aber es war zu spät. Schon hatte der Türke Wien mit einem ehernen Ring umzingelt. Da wurde die Italienerin ruhig, badete und ließ sich schmücken und begam, einige ihrer früheren vornehmen Freunde, die sich trotz der stürmischen Zeit nach ihrem Befinden erkundigten, zu empfangen. Sie war wie zuvor. Ja, sie schien durch die Seelenleiden, die sie erduldet hatte, noch schöner geworden zu sein.

Die Belagerung Wiens war in vollem Gange. Bis ins Schlafgemach der Italienerin drang das wilde Mahageheul der anstürmenden Janitscha, das Kriegsgeschrei der Vertheidiger, das Brasseln der Gewehrsalven und das Törnern der explodirenden Minen. Tag und Nacht erschreckten die dumpfen Schläge der großen Kirchenglocke auch jene Bewohner Wiens, die durch diese Zeichen nicht zum Kampf in die durch die Türken gesprengten Breschen der Sturmwand gerufen wurden.

Eines Abends, zu später Stunde, lag die Italienerin auf ihrem mit et

Löwenfell bedeckten Ruhebett und las beim Schein einiger Wachskerzen in einem Buch, während ihre Rose zu ihren Füßen in ihrer Angst um Rettung vor den Türken zu beten schien. Auf einen bewegten Tag, an dem mehrere gefährliche Stürme mit äußerster Anstrengung zurückgeworfen worden waren, war eine unheimlich ruhige Nacht gefolgt. Plötzlich erklang in der lautlosen Stille die Haueglocke. Auf einen Wink ihrer Herrin ging die Rose, ihre Angst verbergend, hinab, um zu fragen, wer noch so spät Einlaß begehre. Sprachlos vor Aufregung kam sie zurück und es bedurfte wiederholten Befehles, bis sie heraufstotterte, Herr von Tökely sei unten und bitte, vorgelassen zu werden. Nach kurzem Stillschweigen, während dessen sich die heftigsten entgegengesetzten Empfindungen und mannichfachen Gedanken in dem aufgerichteten Kopf der Italienerin kreuzten, gebot sie der Rose kurz, Herrn von Tökely einzulassen und, so lange er da sei, draußen zu bleiben.

Arpad von Tökely, der alsbald eintrat, war sehr verändert. Quer über die Stirn trug er eine schwarze Binde, unter der einige Blutstropfen hervorgequollen und eingetrocknet waren. Seine Uniform war zerfetzt; sein von Pulverdampf geschwärztes Gesicht war mager geworden und zeigte die Spuren anstrengender Kämpfe, erschöpfender Nachtwachen und sorgenvoller Aufregung. Er schritt, ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, mit einer Bewegung auf die Italienerin zu, als ob er ihre Hand ergreifen wolle. Sie aber, ohne die Stellung, in der sie ihn auf dem Löwenfell erwartet hatte, im Mindesten zu verändern, fragte mit dem gleichgiltigsten Ton, den sie ihrer klopfenden Brust abzwingen konnte, was ihn zu ihr führe. Dabei wandte sie keinen Blick von seinem Gesicht; sie vermochte nicht zu errathen, was er von ihr wollen könne. Nur empfand sie sofort, daß es ihm um etwas Anderes als um die Wiederanknüpfung des zerrissenen Liebesverhältnisses zu thun war. Er schien zu schwanken, welchen Ton er gegen die Frau, die er so tief beleidigt hatte, wählen sollte; dann sagte er mit gesenkter Stimme, er habe eine Bitte. Er befinde sich in einer furchtbaren Lage, aus der Niemand als sie, wenn sie das Vergangene vergeben und vergessen wolle, ihn vielleicht erretten könne. Um was es sich handle, fragte sie kurz. Um meine Braut, sagte er entschlossen. Ein Laut der Ueerraschung entfuhr ihr. Auf solche Kühnheit war sie nicht gefaßt. Ohne ihre Aufforderung abzuwarten, zog er einen Stuhl zu ihrem Ruhebett und setzte sich; er vermied es, sie anzusehen, während ihr Auge festgesogen an seinem Antlitz hing. In kurzen Worten, ohne eine Gemüthsbewegung zu verrathen, erzählte er hierauf, daß seine Braut, als sie mit ihren Eltern vor den Türken nach Mähren flüchtete, einer schweifenden Abtheilung Janitscharen in die Hände gefallen sei. So viel er zu erfahren vermochte, habe die Horde die Eltern niedergemacht, das Mädchen aber als willkommenen Beute ins Türkenlager geschleppt, wo sie, wie er von einem Ueberläufer wisse, sich jetzt befinde und ihrer Schönheit wegen von den übrigen Christensklaven absondert gefangen gehalten werde.

Während sie ihm zukörte, bemerkte die Italienerin, daß ihn das Schicksal seiner Braut viel tiefer bekümmere, als er sie merken lassen wollte. Als er schwieg, fragte sie gleichgiltig, was denn sie mit dieser Sache zu thun habe.

Zum ersten Mal sah er ihr voll ins Gesicht. „Du sollst sie retten“, sagte er. „Nch?“, rief sie beinahe lachend aus; „wie kann ich denn Das?“

„Geh hinaus ins Türkenlager zum Großvezier und bitte sie frei“, sagte er fast flüsternd; „Dir kann kein Mann widerstehen, wenn Du willst, auch nicht der Großvezier.“ Die Italienerin konnte einen Ausschrei der Verblüffung nicht erstickten. Sie ließ die Füße vom Lager sinken und richtete den Oberkörper auf. Eine Minute glaubte sie wirklich, er sei verrückt geworden. Sie gewahrte, daß Edelky eine Thräne unter dem Lid hervorquoll. „Meinst Du Das im Ernst?“ fragte sie. Er zuckte die Achseln. „Ich kanns ja begreifen“, sprach er, „wenn Du mich auslachst und fortjagst mit meiner Bitte, aber...“ Er hatte einen Appell an ihre Großmuth hinzusetzen wollen; er brachte ihn nicht über die Lippen. „So bleibt mir nichts übrig als ein verzweifelter Versuch, ob ich mich mit ein paar verwegenen Kerls zu ihr durchschlagen kann“, fuhr er fort und stand auf; „aber das ganze Lager liegt dazwischen!“ Offenbar kam ihm jetzt der Gedanke, zu erproben, ob denn von der grenzenlosen Gewalt, die er ehebem über dieses Weib ausgeübt hatte, gar nichts übrig sei. Er warf sich vor ihr nieder, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr mit wortlos flehendem Ausdruck in die Augen. Sie fühlte sich bei der körperlichen Berührung von einem Nachgefühl der Empfindung überrieselt, mit der Edelky sie geknechtet hatte; aber, statt sie zu rühren, weckte Das den Haß in ihr. Bornig hieß sie ihn aufstehen. Er gehorchte, während sie sich an seinem bekümmerten Gesicht weidete. „Du liebst Deine Braut wohl sehr?“ fragte sie. Er nickte. Als sie fortfuhr, ihn über den Namen seiner Braut und andere Umstände auszufragen, gab ihm ihr anscheinend erwachendes Interesse neue Hoffnung. „Du kennst sie ja“, rief er mit plötzlichem Einfall, „entsinnst Du Dich nicht eines hübschen, blondhaarigen Mädchens, das Dir täglich irgendwo zu begegnen und Dich zu grüßen mußte? Wie oft stand sie an Deinem Hausthor, wenn Du kamst oder gingst! Sie war wie verliebt in Dich. Ihre armen Eltern verboten ihr umsonst, Dir nachzulaufen. Ich glaube, ich habe ihr zuerst nur darum gefallen, weil ich Dich kannte. Arme Grete!“ Während er so sprach, strich sich die Italienerin mit der Rechten leise über ihren linken Handrücken, als ob sie dort noch die Gluth jenes Kusses von Mädchenlippen spürte. Die zu ihr aufschmachtenden dunkelblauen Augen erschienen vor ihrer Phantasie. Sie sah Edelky an und preßte ihre Oberzähne so fest auf die Unterlippe, daß diese weiß wurde. Dann besuchte sie mit der rothigen Zungenspitze ihre Lippen und sagte: „Ich werde ins Lager zum Großvezier gehen. Verschaffe mir nur die Möglichkeit, hinauszukommen.“ Sie entzog ihm die Hand, die er in stürmischer Freude zu küssen versuchte. Sie entdeckte in seinem Auge das verstohlene Aufleuchten des Triumphes, daß sie, die stolze Italienerin, obwohl von ihm verrathen, doch noch thun mußte, was er wollte. Sie verabschiedete ihn. „Wenn mich der Großvezier nicht selbst bei sich behält, dann kannst Du Dir übermorgen Deine Braut bei mir abholen“ waren ihre letzten Worte. Das häßliche Verziehen des linken Mundwinkels mit dem sie diese Worte begleitete, entging ihm.

* * *

Schon am zweitnächsten Vormittag, der diesem Abend folgte, erfuhr Arpad von Edelky durch das Gerücht, daß die Italienerin, begleitet von einem türkischen Parlamentär mit weißer Flagge, wohlbehalten aus dem feindlichen Lager in die

Stadt zurückgeführt sei. Ihrer Schönheit, so erzählte man, sei es gelungen, dem alten Großvezier die Freiheit einer ganzen Schaar gefangener Christenmädchen abzuschmeicheln. Ueberall pries man ihren Selbennuth und war geneigt, statt sie ihres schändlichen Gewerbes wegen zu verachten, ihre buhlerischen Künste zu segnen und zu bewundern, durch die sie unschuldige christliche Jungfrauen vor einem erbarmungswürdigen Loos gerettet hatte.

Lökely benützte den ersten ruhigen Moment, um von der Bresche, wo er den Dienst versah, zur Italienerin zu eilen. Sie empfing ihn auf dem selben Stuhelager wie vorgestern. Neben ihr kniete Lökelys Braut; ihr blondhaariger Kopf lag auf dem Schoß der Italienerin, die mit ihrer linken Hand über ihn hinstrich, als ob sie ihr Schoßhändchen streichle.

Bei Lökelys Eintritt öffnete das Mädchen die Augen, hob den Kopf und empfing, ohne sie zu erwidern, die stürmischen Küsse, mit denen ihr Bräutigam, dem Thränen der Freude über die Wangen liefen, ihr erröthendes Gesicht bedeckte. Als er die Kniende an seine Brust emporheben wollte, sank ihr schlanker Körper, ohne daß sie sich gestraubt hätte, wie durch eigene Schwere alsbald wieder auf den Platz zurück, von dem er ihn fortzunehmen versuchte.

Auf seine sich überstürzenden Fragen, was mit ihren Eltern geschehen sei, wie es ihr ergangen, ob die Türken sie schlecht behandelt hätten, gab sie keine Antwort, als ob sie die Fähigkeit, zu sprechen, verloren hätte. Sie schien sich vor ihrem Bräutigam zu fürchten und ließ, als er sie wieder an die Brust ziehen wollte, ein leises, abwehrendes Wimmern hören. Ihr abgehärmtes, schier durchsichtig gewordenes Gesicht hatte einen angstvollen Ausdruck; ihre weit geöffneten Augen hingen an den geschlossenen Lippen der Italienerin, als ob Diese für sie dem Manne, der sie bedrängte, antworten müsse. Während die Italienerin dieser sonderbaren Szene mit kaum merklichem Lächeln zusah, wickelte sie langsam, in Gedanken, eine Haarsträhne des Mädchens um ihren linken Reigefinger. „Wie es mir bei den Türken ergangen“, sagte sie endlich, „fragt Ihr nicht?“ Als Lökely sich entschuldigen wollte, unterbrach sie ihn: „Ihr thut Recht, nicht zu fragen, Herr von Lökely. Alles ist ungefähr so verlaufen, wie Ihr Euch ja gedacht haben müßt, als Ihr mir dieses bedenkliche Geschäft auftrugt. Hoffentlich habe ich es zu Eurer Zufriedenheit ausgeführt. Seine Excellenz der Großvezier ist ein sehr liebenswürdiger alter Herr. Ich mußte ihm schwören, ihm nach Konstantinopel zu folgen, falls es ihm gelingen sollte, Wien zu erobern, woran er nicht zweifelt. Zum Abschied hat er mir diese junge hübsche Slavinn geschenkt. Ich schenke sie Euch, Herr von Lökely!“ Und mit einem kurzen Ruck riß sie den auf ihrem Schoß ruhenden Kopf des Mädchens empor.

War es der Schmerz oder eine andere Ursache: diese Worte der Italienerin gaben dem Mädchen die Sprache wieder: „Nein, nein, nein“, schrie sie auf, „verschont mich nicht, Signora! Ich gehöre Euch, ich bin Eure Slavinn, so lang ich lebe! Verschont mich nicht, Signora, bitte, bitte, bitte!“ Sie ergriff mit beiden Händen die rechte Hand der Italienerin und ließ ungezählte inbrünstige Küsse rasch auf sie niederregnen. „Dummes Ding“, sagte die Italienerin in dem gütigen Ton, mit dem man einem eigensinnigen Kinde zuredet; „dieser schöne Herr ist Dein Bräutigam. Er hat Dich lieb. Er hat mich gebeten, Dich zu befreien und ihm zu bringen; und weil ich alte Verpflichtungen gegen ihn hatte,

habe ichs gethan. Also sei gescheit; weine nicht. Steh auf und geh mit ihm.“ Aber weder freundliche Worte noch der scharfe Ton, mit dem die Italienerin dem Mädchen schließlich befahl, aufzustehen und Tökely zu folgen, übten auf das sich wie verzweifelt geberdende Geschöpf eine andere Wirkung, als daß sie schluchzend, als ob ihr von ihrem Bräutigam die ungeheuerste Gefahr drohe, fort und fort wiederholte: „Verschenkt mich nicht, Signora, verschenkt mich nicht!“ Sie umklammerte mit beiden Armen den Leib der Italienerin und war offenbar entschlossen, sich nur mit Gewalt von dieser Stelle wegreißen zu lassen. In den Zügen der Italienerin erlosch das Lächeln, mit dem sie bisher das Betragen des Mädchens und die steigende Verlegenheit Tökelys betrachtet hatte; sie wickelte ihren Finger aus der Haarsträhne los; ihre dunklen Brauen zogen sich zusammen. „Herr von Tökely“, sagte sie streng, „es ist wohl nicht Euer Wunsch, Eure Braut bei mir zu lassen. Ich ersuche Euch ernstlich, sie mit Euch zu nehmen.“ Tökely näherte sich seiner Braut. Die aber bäumte sich gegen ihn wie eine wilde Rahe. „Rührt mich nicht an!“ schrie sie; und wieder die Italienerin umfassend, flehte sie: „Laßt mich Eure Skavin sein, Signora, verschenkt mich nicht, Signora!“ Die Italienerin schüttelte den Kopf. „Wenn Ihr Gewalt brauchen wollt, Herr von Tökely“, sagte sie: „ich werde Euch nicht hindern.“ Tökely aber, erglühend vor Scham und Zorn, zuckte die Achseln, verbeugte sich vor der Italienerin und wandte sich dem Ausgang zu.

„Vergeßt nicht, zurückzukommen“, rief ihm die Italienerin nach, „wenn dieses starrköpfige kleine Fräulein wieder zur Vernunft gekommen ist. Bei mir kann Eure Braut nicht bleiben.“

Während das Mädchen unter Thränen Ergüsse des Dankes und klavischer Härlichkeit in den Schoß der Italienerin stammelte, beseuchtete Diese, die Augen halb schließend, mit ihrer Zungenspitze ihre Lippen, mit einem Ausdruck, als ob sie die betäubende Süße einer auserlesenen Rahe genieße.

So oft der Verzweiflungskampf in der Bresche Tökely eine halbe Stunde freiließ, kam er in den folgenden Wochen in die Wohnung der Italienerin, um seine Braut von ihr zu holen; aber immer mit dem selben Mißerfolg. Das Mädchen erklärte ihm, er sei ihr völlig gleichgiltig, ja, sie hasse ihn und sie würde lieber sterben, als nicht mehr die leibeigene Skavin der Signora sein, die sie mit Gefahr ihres Lebens den fürchterlichen Türken entrisen habe. Sie sprach von ihr, wie von einem höheren Wesen, mit vor Inbrunst erbebender Stimme und ekstatischen Augen. Sie war ihr die lebendige Verkörperung alles Freien, Süßen, Prächtigen und Geheimnißvollen, das dem Leben den köstlich schönen Reiz verleiht. Dabei veränderte sie sich an Körper und Geist. ihrem hübschen Kinder Gesicht, in ihren dunkelblauen Augen begann Etwas erwachen, etwas Neues und Fremdes, das die innige Zuneigung, die Tökely bisher für seine Braut empfunden, zu einer Leidenschaft stachelte, wie er sie nie gefühlt hatte, so daß ihn die Abweisung, die er, dem noch kein Weib widerstand, unter den Augen der von ihm gewegworfenen Italienerin erfassen mußte, beinahe von Sinnen brachte. Er behauptete in seiner Raserei, daß

die immer die lächelnde Beugin seines verzweifelten Werbens war, durch geheime Künste das Herz seiner Braut von ihm abwende. Die Italienerin lachte und ließ Tökely mit dem Mädchen allein. Tökely ließ alle seine Künste spielen: er bat, schmeichelte, flehte und drohte; aber er erreichte nur, daß sie ihn zuerst bemitleidete und ihm schließlich ihre Verachtung kaum verhehlte. Inzwischen wurde die Stadt durch das Reichsheer und die Truppen der polnischen Krone entsetzt und die Türken zogen ab, nachdem sie die noch übrigen christlichen Gefangenen niedergemetzelt hatten.

Seiner selbst kaum mehr mächtig, verklagte endlich Tökely die Italienerin beim erzbischöflichen Gericht, daß sie ihm seine verlobte Braut durch teuflische Hexenkunst entfremdet habe und an sich fessele.

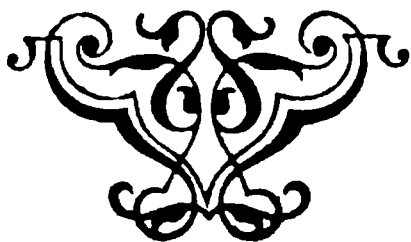
Ein Dominikanermönch erschien bei der Italienerin, um in erzbischöflichem Auftrag festzustellen, welche Wahrheit dieser abenteuerlichen Anklage zu Grunde liegen möge. Die Italienerin merkte, daß die Sache ernst zu werden drohe; auch hatte sie sich an den Qualen und der Demüthigung Tökelys satt geweidet. Daher rief sie das Mädchen vor ihr Angesicht und erklärte ihr, daß sie nun ihr Haus verlassen und dem hochwürdigen Pater dahin folgen müsse, wohin er sie führen werde. Obwohl dem Mädchen fast das Herz brach, war es ihr doch unmöglich, der Italienerin in irgend Etwas nicht zu gehorchen. Sie senkte ergeben, wenn auch leichenblaß, das Haupt. Da streckte ihr die Italienerin, die Hand leicht abwärts biegend, ihren Bischofsring hin, auf dessen Smaragd das Mädchen niederknien ihren Mund in einem langen saugenden Kuß preßte. Die Italienerin aber drückte ihr, sie fest ansehend, den Stein des Ringes wie ein Siegel auf die weiße Stirn, so daß der Abdruck des Wahlspruches der Italienerin auf der feinen Haut zu sehen war, und flüsterte kaum hörbar: „Du bist mein.“ Dann ging das Mädchen ruhig mit dem Pater.

Einige Tage nachher war die Italienerin aus Wien verschwunden. Aber auch das Mädchen war aus dem Frauenkloster entsprungen, in das man sie gesperrt hatte, um sie von ihrer seltsamen Bezauberung zu heilen. Man verdächtigte den jungen Hebräer, welcher der Italienerin das sonderbare Verlangen der jüdischen Kaufmannsfrau überbracht hatte, dem Mädchen zur Flucht verholfen zu haben, und setzte ihn ins Gefängniß; aber da ihm nicht das Geringste zu beweisen war, mußte man ihn bald wieder freilassen.

Arpad von Tökely sah seine Braut niemals wieder. Erst lange nachher drang ein Gerücht zu ihm, daß sie, nachdem sie die Italienerin Jahre lang als Dienerin oder Freundin begleitet und sich schließlich in Feindschaft von ihr getrennt hatte, selbst eine der gefährlichsten Courtisanen Italiens geworden war.

Hamburg.

Alfred Freiherr von Berger.



Anzeigen.

Gedichte von Martin Greif. Mit einem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1903.

Ueber Greifs Stellung in der deutschen Dichtkunst ist Neues nicht mehr zu sagen. In seinem Lebenswerk steht ihm heute, Allen sichtbar, das Denkmal. Warum es so spät erst sich abhob vom Grunde der Zeit: Das erklären, hieße, eine Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schreiben. Nachdem vor einem Jahr ein stattlicher Band „Lieder und Mären“ erschienen war, liegt heute die siebente Auflage der „Gedichte“ vor. Sie unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin in jeder Beziehung vortheilhaft. Das Format ist handlicher geworden, Decke, Druck, Papier stimmen zu einem Bande von vornehm moderner Erscheinung zusammen, der Text ist mit aller philologischen Sorgfalt behandelt, der Inhalt um manches Stück bester Art bereichert. Die merkwürdigen Aenderungen im Text älterer Stücke, die uns die vorige Auflage brachte, sind meist wieder beseitigt. Wo es nicht geschah, liegen wirkliche Verbesserungen vor. Nur für einige Fälle scheint mirs nicht ganz zweifellos. Da es sich um Perlen handelt, möchte ich einladen, mitzuprüfen.

Kurzes Glück.

Schon wird im Feld es stiller
Mit jedem Tag,
Gedämpft sind Lerchentriller
Und Finkenschlag.
Des Laubes frische Helle
Weicht sattem Grün, —
O Frühling, wie so schnelle
Bist Du dahin!

Die neue Ausgabe nennt das Gedicht „Flucht des Frühlings“ und schließt es:
O Frühling, wie so schnelle
Vergeht Dein Blühn!

Der abgeänderte Titel beweist, daß die Pointe des Gedichtes in der fein und zart vorbereiteten, plötzlich hervorspringenden Personifikation des fliehenden Frühlings besteht; dieses Zugeständniß wird aber wieder zurückgenommen, der Flüchtling gewaltsam festgehalten, mit dem „Blühn“ das Bild der Bewegung aufgegeben und die Vorstellung eines Zustandes erweckt. Der Grund der Aenderung ist zwar ersichtlich, aber ungenügend.

In der Sierra.

Dürftig Wasser der Sierra
Kinnt in den Guadalquivir,
Das Gezeck der weißen Gipfel,
Erübt kein Mittagswölkchen mir.
Träumend von Granadas Nächten,
Schwan! ich auf dem müden Thier
Und es hebt von all dem Zauber
Noch das bange Herze mir.

Besser in der Berge Wildniß
 Als dort an Sennoras Thür;
 Taghell wars in jenen Nächten,
 Halb in Schlummer zieh' ich hier.

Der Schluß der ersten Strophe lautet jetzt: „Trübt kein Mittagswölkchen schier“. Das „schie“ sagt und thut nichts. Das „mir“ setzt dagegen den Reiter sofort in seiner vollen Gestalt mitten in die Landschaft, in der er unbedingt vor Beginn der zweiten Strophe bereits sein muß, wenn das Gedicht nicht in zwei Werke auseinanderfallen soll, in das eines Landschaftmalers und das eines Dichters.

Das Bild von Alabaster.

„O Vater, o Vater!
 Ich weiß ein Bild
 Von weißem Albater,
 Das Vieles gilt.“

„Und wärs auch geringer,
 Weiß' mal den Stein!“
 Da führt er am Finger
 Ein Mägdelein.

„Sieh, Vater, die Hände,
 Die schneeweißen Knie!
 Ohn' Grenzen und Ende
 Ich liebe sie.“

Nun heißt es:

„Sieh, Vater, die Hände,
 Den Hals und das Knie!

Nein, der junge Mann ist kein „gelernter“ Dichter, der in wohlertwogener Absicht die schöne Redefigur der pars pro toto bewußt anwendet (wozu sich die Knie überhaupt und ganz besonders in diesem Fall schlecht eignen). Hier ist der Dual wirklich ganz unerläßlich. Denn wie sollte der Entzückte im Strom seiner Empfindung hinter einander drei Substantiva mit ihren Artikeln, jedes von anderem Geschlecht, korrekt hervorbringen? Und was geben die beiden „den“ und „das“ und das völlig leere „und“ gegenüber dem „schneeweißen“? Vergrößert der Hals nicht, statt den weißen Albater noch zu vergeistigen, wie es das „schneeweiß“ thut?

Der geneigte Leser, der mir beistimmen will, und der abgeneigte, der mich pietätloser Mordgelei beschuldigt: Beide sollen mir gleich lieb und werth sein, wenn sie dazu beitragen wollen, daß der Dichter selbst recht bald in neuer Auflage entscheide.

Großlichterfelde.

Paul Garin.



Der Kampf ums Rosenrothe. Ein Schauspiel in vier Akten von Ernst Hardt. Insel-Verlag. Leipzig 1903.

Es ist ein Drama der starken Menschen, der gut weggekommenen, die Willen gegen Willen zu setzen vermögen. Es sind Adeltige, die ihren Kampf

kämpfen, Vater und Sohn, vom Adel der Klasse, denen die Geste der alten Kriegerlaste noch nicht verloren gegangen ist: nichts von der „Müdigkeit“ der „aussterbenden Adelsgeschlechter“, nur Wille: zum Leben, zur Macht. Der Vater ist einer der ganzen Menschen, deren Wucht Alles niederzwingt, ohne Kampf, ohne Bewußtsein fast des Sieges; und daß er einen adeligen Namen trägt, ist wohlbedachte Absicht und bezeichnet die ganze Haltung seiner Seele. Seine Frau, die Mutter seiner Kinder, ist dieser Wucht ganz erlegen; „sie lebt so nebenbei“ und „ist zu Allen so gut.“ Ob ein Drama diesen Zustand geschaffen hat? Nichts davon klingt in die Gegenwart hinein und man glaubt es nicht: sie ist von anderem Stoff; sie „ist wie ein großes Kind.“ Aber ihre Kinder haben das Blut des Vaters erhalten, seine Kräfte regen sich in ihnen, und als sie sich auf Ziele richten, die der Vater mißbilligt, hebt der Kampf an, ein furchtbarer Kampf, dem der Dichter die Größe einer modernen Titanenschlacht gegeben hat. Trotz der Einfachheit seines Inhaltes ist es ein Drama der weiten Perspektiven vor seinem Anfang und hinter seinem Ende: Etwas wie die Nothwendigkeit der ewigen Wiederkehr packt uns bei diesem Stoff. Der Kampf der Väter gegen die Söhne ist die Erscheinung aller zu rasch wachsenden Zeiten, wenn die „mächtigen“ Väter nicht Zeit haben, ihr Vorurtheil „zu Ungunsten der Kommenden“ nachzuprüfen, wenn die Kinder ihr Leben wollen, ihr „Rosenrothes“, und nicht das der Eltern, das für sie keinen Glanz mehr hat. In solchen Zeiten meldet sich das neue vierte Gebot, wie es Hardt gefaßt hat: „Du sollst in dem Menschen, der Dein Sohn oder Deine Tochter geworden ist, den Menschen ehren, auf daß es Euch wohlgehe und Ihr glücklich lebet auf Erden.“ Es gab Zeiten, wo man dies Gebot befolgte — man denke an Montaignes Vater —, und heute beginnt ein verfeinertes Verantwortlichkeitsgefühl, den Sinn dafür wieder zu wecken. Die Handlung kurz zu erzählen, ist nicht angängig; nicht, weil sie zu komplizirt wäre: ihr fehlt alle Verschnörkelung und ihre Psychologie ist schlicht und stark. Aber das Beste des Dramas ist die Bluth des Geschehens, ist das Tempo der Empfindung; und diese Eigenschaften würden verloren gehen. Dadurch, daß alle Personen des Schauspiels am selben Konflikt leiden, kommt in das Ganze eine Spannung der Atmosphäre, deren Druck man Wort für Wort zu spüren vermeint, die aber eine reine künstlerische Leistung ist und nur festgestellt, nicht analysirt werden kann. Die Zeit der Handlung ist die Gegenwart und die äußerliche Form ist die des realistischen Dramas: und doch ist Vieles in dem Stück, was es darüber hinaushebt. Die zeitliche Gebundenheit der vier Akte, die Einheitlichkeit der Handlung, die nur einen Konflikt kennt, und auch die Sprache, die die Sprache moderner, aber außerordentlich kultivirter Menschen ist, sind die Anzeichen der Absicht auf eine höhere Stilform. Mir ist's das Werk eines geborenen Dramatikers und eines Künstlers.

Florenz.

Adolf Gottschewski.

Evangelium und Kirche. Von Alfred Loisy. Autorisirte Ausgabe nach 1 zweiten, vermehrten, bisher unveröffentlichten Ausgabe des Originals v. Johanna Grière-Becker. München, Kirchheim, 1904.

Wer die Schätze des Katholizismus kennen gelernt hat, wünscht, sie der Menschheit zu erhalten, die ihrer heute vielleicht mehr als je bedarf. Aber diese Schätze liegen

im Gebiete des Gemüthes und der Phantasie, nicht in dem des Intellectes, und wenn ihre Pflege nicht in Aberglauben und Fanatismus ausarten soll, so müssen ihr helle-nische Humanität, moderne Wissenschaft und deutsche Kritik corrigirend zur Seite gehen. Pius IX. hat den Einfluß dieser unentbehrlichen Mächte aus der Kirche verbannt und mit Hilfe bigotter Mönche und Nonnen aus dem Katholizismus ein Gemisch von wüstem Aberglauben und weltlichen Herrschaftsansprüchen gemacht. Die Auseinandersetzung zwischen diesem Betschwesterkatholizismus und dem vernünftigen Katholizismus, der für alle Zeiten lebensfähig bleiben könnte, ist 1870 durch die bekannten politischen Ereignisse unterbrochen worden, scheint aber jetzt, wo der politische Katholizismus Frankreichs in der Grube liegt, die er Anderen gegraben hat, wieder in Fluß kommen zu sollen. Es wäre ja auch geradezu wunderbar, wenn in einem so geistreichen Volke Keiner mehr aufstünde, den Geist der Chateaubriand, Lacordaire, Montalembert wieder zu erwecken, die vor zwei bis drei Menschenaltern den auch damals in Frankreich toten Katholizismus wiederbelebt haben. Ein schönes Buch eines der französischen Reformkatholiken liegt uns jetzt in einer guten deutschen Uebersetzung vor: Voisy's „Evangelium und Kirche“. Alfred Voisy stellt der durch das „Wesen des Christenthumes“ von Harnack vertretenen protestantischen Lehre die katholische Fülle gegenüber. Er nimmt die Hauptergebnisse der protestantischen Bibelkritik an und läßt Dogma, Kirchenverfassung und Kultus als Produkte der historischen Entwicklung entstehen; aber er faßt diese Produkte nicht als eine aus fremden Substanzen gewobene Hülle auf, die das Christenthum umschlossen, sein Wesen verborgen und erstickt hätte, sondern als Theile des Baumes, die, allerdings unter der Einwirkung fremder Einflüsse, aus dem von Christus gepflanzten Keim sich organisch entwickelt haben. In dem Versuch, modern katholischen Aberglauben als harmlose Frömmigkeitspflege zu rechtfertigen und weltliche Herrschaftgelüste der Kurie als nicht vorhanden nachzuweisen, geht er zu weit; aber das Erste läßt sich mit seiner Nationalität, das Zweite mit seiner Lage entschuldigen. Jedenfalls zeigt er den einzigen gangbaren Weg, auf dem die katholische Kirche aus dem Elend herausfinden kann, in das sie romanische Unwissenheit und Bigotterie und klerikale Herrschsucht gestürzt haben. In der Kölnischen Zeitung las ich neulich, daß der Abbé Voisy Professor an der katholischen Hochschule für Theologie in Paris war, daß ihm der Erzbischof von Paris die *venia legendi* entzog, daß er dann Lehrer an einer Staats-schule, der *École des Hautes Études* wurde, daß aber der Erzbischof seinen Seminaristen auch den Besuch der dortigen Vorlesungen Voisy's verbot und daß den klerikalen Buchhändlern die Weisung zugegangen ist, Voisy's Schriften aus ihren Aus-lagen zu entfernen. Privatim erfahre ich, daß diese Weisung auch von den katho-lischen Buchhändlern Deutschlands befolgt wird. Unsere klugen Centrumsführer haben jetzt zu entscheiden, ob sie sich den Totengräbern oder den Wiederbelebem an-schließen wollen. Die politische Lebenskraft, die der deutsche Katholizismus den be-kannten geschichtlichen Vorgängen verdankt, verbürgt nicht im Mindesten seine zu-künftige geistige Lebensfähigkeit.

Reiße.

Karl Zentsch.



Die neueste Aera.

Am ersten Januar ist von der Diskontogesellschaft die Generalversammlung einberufen, in der die Erhöhung des Kapitals um 20 Millionen Mark sanktionirt werden soll. Das ist das Denkmal, das dem toten Hansemann errichtet wird. Ein Denkmal nach der Mode, die man allmählich satt bekommt. Nicht um eine Mark sind die Kurse gestiegen, als die Botschaft aus dem rothen Hause Unter den Linden kam. Man gewöhnt sich eben an Alles; und die vielen Millionenerhöhungen haben den Reiz der Seltenheit verloren. Während der letzten Wochen des vorigen Jahres erlebte Deutschland alle erdenklichen Verschmelzungen und Erweiterungen von Banken. Große und kleine Aktienbanken, Privatfirmen: Das wirbelte nur so durcheinander. Rechter Hand, linker Hand, Alles vertauscht. Für die Anwälte und Notare wars eine gute Erntezeit. Dabei ein hastiger Eifer, als studirte ein Jongleur seine Kugelspiele für die Oeffentlichkeit ein. Besonders sichtbar wurde diese Eilsucht durch die verblüffende Geschwindigkeit, womit die Kölnische Wechsel- und Kommission-Bank zuerst in den Concern der Dresdener Bank und dann, als die Dresdenerin das Joch der Ehe mit Schaaffhausen auf sich genommen hatte und auf andere Plaisirs im Westfälischen wohl oder übel verzichten mußte, in den Concern der Diskontogesellschaft geworfen wurde. Da rede noch Einer von lange vorbedachten, weitausschauenden Plänen! Stillen Reiz und ein brennendes Machegefühl haben manchem mangelhaften Trachten ins Leben geholfen. Etliche falsche Starts: dann schoß die wilde, verwegene Jagd nach dem Rekord stracks auf das Ziel los, an dem die „Ueberbank“ möglich schien. Das Wettrennen wurde mit dem selben Interesse beobachtet wie irgend ein anderes Sportereigniß. Dabei wandten sich die Blicke naturgemäß den alten Favorits zu, die diesmal nicht an der Tete waren. Einzelne dieser besser klassirten Banken fühlten sich in ihrem Stolz gekränkt und gaben Extravorstellungen, um einem hohen Adel und p. t. Publikum zu zeigen, daß auch sie nicht von Pappe seien, trotzdem man sie überrumpelt habe. Die erhoffte Wirkung blieb natürlich aus. Die Deutsche Bank aber, die es am Meisten anging, that, als ob sie von dem Lärm gar nichts merke, und wandelte äußerlich unbewegt ihre gewohnte Bahn. Das war jedenfalls das Klügste und Bornehmste. Ihr Ruf hat nicht darunter gelitten, daß sie verschmähte, in den Wirbel hineinzuspringen, der unsere Finanzwelt plötzlich gepackt hatte und wie toll umhertrieb.

Alles, was ist, ist vernünftig. So hat es denn auch der „Aera“ der Bankfusionen an Lobrednern nicht gefehlt, die uns den tiefen volkswirtschaftlichen Sinn dieser Großthaten enträthselten und Deutschland als ein glückliches Reich priesen, das auch auf diesem Felde im rechten Augenblick die rechten Männer gefunden habe. Dem Publikum, dem tagaus, tagein von den Früchten der „Aera“ vorgeschwätzt wurde, ist nicht zu verdenken, daß es sich leicht zu diesem Flug der hohen Meinung bekehren ließ. So leicht, daß es sehr bald den Respekt vor den großen Biffen verlor und das Allerneueste wie etwas Selbstverständliches hinnahm, als einen Fortschritt, der eigentlich längst gemacht werden mußte. Ungefähr wie den Uebergang vom Dampf zur Elektrizität. Doch vergebens sucht man nach einer triftigen Begründung des Weisheitspruches, der mit den Bankfusionen ein neues Zeitalter beginnen läßt. Eine neue Mode ist's, keine neue

Epöche. Und die Mode erinnert bedenklich an die Keisfröcke, mit denen das dritte französische Kaiserreich sich aufbauschte, ehe es zusammenklappte. Bei uns hat man in der letzten Zeit ja fast vergessen, daß es im deutschen Wirthschaftleben außer den Banken noch andere wichtige Faktoren giebt. Das Auge blieb in die Behrenstraße gebannt, wo des Poluspolus kein Ende war. Die Banken und immer wieder die Banken! Zu meinen Bekannten zählte ich einst einen Mann, der allerlei vortreffliche Eigenschaften hatte, mir aber in einem Punkt stets ein Räthsel blieb: ich konnte niemals feststellen, wer seine reine Hemden trage. Ähnlich ist es mir in den letzten Wochen mit der deutschen Finanzwirthschaft ergangen, als mir die Bankenwäsche vor den Augen flimmerte. Die Frage wurde fast schon zur fixen Idee, sie ließ sich nicht verschrecken und verdarb mir die Weihnachtstfreude. Höchste Zeit, mit diesem Unfug abzurechnen.

So lange unsere Großbanken sich daran genügen ließen, mit der ökonomischen Entwicklung des Reiches Schritt zu halten, so lange sie das Aufsaugen kleiner Institute und Bankgeschäfte maßvoll und in gemächlichem Tempo betrieben, etwa wie ein Baumstamm die Lebensäfte aus dem Boden zieht, um wachsen zu können: so lange durfte man ihr Gedethen mit dem freudigen Gefühl begleiten, daß sie im Niesenorganismus unserer Volks- und Finanzwirthschaft ihren Platz ausfüllten und mit ihrer Funktion nicht nur sich selbst, sondern auch dem Lande nützten. Da hatte denn Deutschland auch allen Grund, auf seine großen Banken stolz zu sein. Die tolle Mode dieses Winters aber, die Sucht, statt organischen Wachsthumes Kapitalverwässerungen anzustreben, kann die deutschen Großbanken in Verruf bringen. Wir sehen persönliche Motive, aber keine Persönlichkeiten. Früher ragten einige Männer um Haupteslänge hervor, starke Naturen, die selbst nicht zu kurz kamen und doch stets an die Sache dachten. Jetzt fehlen solche Gestalten, die ihren Instituten den Stempel der eigenen Individualität aufprägen, und überall drängt und schiebt das kleinlich Persönliche sich in den Vordergrund. Nur keine Dithyramben! Die „Aera“ der Bankensfusionen befriedigt durchaus kein bringendes Bedürfniß der modernen Wirthschaft. Das behaupten nur die Hofpoeten, die das neue Regime so schwungvoll besingen. Was jetzt geschieht, dient nur den privaten Sondergelüsten eines Häufleins minder Begnadeter, die eine Leiter brauchen, um höher hinauf klettern zu können. Nur durch ein zerbrechliches Phrasengerüst läßt sich ein Zusammenhang zwischen den Bankensfusionen und dem Syndizierungstreben der Industrie konstruiren. Als façon de parler mag es hingehen, daß man beide Erscheinungen in einem Athemzuge behandelt; wer sie im Ernst neben einander stellt, ist ein Thor oder ein Windmacher. Schon das vorhin erwähnte Beispiel der Bölnischen Wechsel- und Kommission-Bank lehrt ja, daß diese Fusionen nicht immer auf natürlichem Wege aus den Verhältnissen hervorgehen. Man reiße aus einem industriellen Verband ein noch so unscheinbares Partikelchen los: und der ganze Leib wird von krampfzigen Zudungen ergriffen werden. Die industriellen Syndikate haben ermöglicht, was vor ihnen und ohne sie ganz unmöglich war: eine gesunde Regelung der Produktion und der Preise. Oft hatte mans vorher mit bloßen Verabredungen versucht, — stets vergebens, trotz allem Aufwand an Feierlichkeit. Das Syndikat ist und bleibt die ultima ratio der Industrie. Welches Geschäft aber könnten zwei selbständige Banken nicht ge-

meinsam machen, ohne daß die Einheitlichkeit der Aktion darunter litte? Noch in keinem einzigen Fall ist eins der üblichen Konsortialgeschäfte an der Unzulänglichkeit der Konsortialmethode gescheitert. Man darf sogar behaupten, daß gerade diese Art, Geschäfte zu unternehmen, auf die Kapitalisten einen guten Eindruck gemacht hat; die Leute sagten sich eben: Je mehr Bauthen, um so größer die Zuverlässigkeit, um so werthvoller die moralische Bürgschaft. Diese Möglichkeit wird durch die Lust am Fusioniren eingeschränkt, denn die Fusionen vermindern die verfügbare Zahl der Garanten. Wenn sich früher die Dresdener Bank mit dem Schaaffhausener Bankverein zu einem einzelnen Geschäft verband, so war die Emission von zwei angesehenen Instituten empfohlen und geschützt, von denen jedes auf eigenen starken Füßen stand. Jetzt bürgt für eine Gründung von Dresdener und Schaaffhausen nur ein Unternehmen, das wahrscheinlich nie entstanden wäre, wenn beide Theile sich nicht zu schwach gefühlt hätten, um allein den Kampf ums Dasein weiterzuwagen. Die bewährte Methode des Konsortialgeschäftes wird aber durch die neue Manie noch nach anderer Richtung geschädigt. Die Folge der Fusionirungen ist die Blähung der einzelnen Gruppen; und dadurch werden alte Gegensätze verschärft und neue geschaffen. Wer etwa bezweifelt, daß zwischen so erhabenen Gebilden der Kultur, wie es die großen Aktienbanken sind, Gehässigkeit und schroffe Antipathien überhaupt vorkommen können, braucht nur daran zu denken, daß neulich der Direktor Kornfeld aus Budapest nach Berlin berufen werden mußte, um als Unterhändler zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft zu fungiren, zwischen Banken also, die so nah benachbart sind, daß sich die Direktoren fast vom Fenster aus unterhalten könnten. Und selbst diesem Spezialgesandten, der mit allen Salben geschmiert ist und den noch kein Minister jemals mit einem Nein entließ, gelang es nicht, zwischen Kanonier- und Charlottenstraße eine Brücke zu schlagen. Ganz sicher werden diese Antagonismen jetzt noch ärger werden. Das industrielle Syndikat legt dem Einzelnen Beschränkungen auf und dient zu veröhnlichem Ausgleich; die Bankfusionen führen in die Regionen maßlosen Größenwahnes. Selbst so markige Individualitäten wie Thyssen, Daniel und Stinnes haben sich, um das Syndikat nicht zu hindern, unter die Zuchttruthe gestellt und der Gemeinschaft Opfer gebracht. Die Regisseure der Bankfusionen träumen nur von Machterweiterungen, denken zunächst nur an ihre liebe Person. Auch der Industrie werden diese Fusionen nicht nützen. Der Industrielle konnte sein Geldbedürfniß leichter befriedigen, als das Bankkapital noch nicht so konzentriert war, wie es künftig sein soll und wird. Lokale Zugehörigkeit wird, nicht zum Vortheil der Industrie, allmählich den Rücksichten der Centralstelle untergeordnet werden, die vielleicht allzu eifrig streben wird, die ganze Welt zu umspannen. Und während die industriellen Syndikate geeignet sind, wirthschaftlichen Krisen vorzubeugen oder sie doch zu mildern, kann aus den Bankfusionen in Krisenzeiten eine nicht zu unterschätzende Gefahr erwachsen. Die Unruhe des Publikums wird in solchen Zeiten um so größer sein, je weniger selbständige Kreditinstitute vorhanden sind. Ein Run könnte dann furchtbare Wirkungen haben. Für Kreditentziehungen gäbe es nicht so schnell wie heute Ersatz. Die Banken sind die Kanäle, durch die dem Handel und Gewerbe die Volkserparnisse zugeführt werden. Je mehr solcher Kanäle, um so besser. Auch für das Gemeinwohl ist also, von den Bankfusionen nichts Ersprießliches zu hoffen. Die

Berlin, den 9. Januar 1907.

Krimmitschau.

In der Tertia war Coppérs Grève des forgerons und das liebste Gedicht. Französisch und deutsch konnten wir die steilen Tiraden herunterdonnern, herunterwimmern und kamen uns, wenn wir's thaten, wie verwegene Rebellen gegen staatliche Sakung vor. Vater Jean, der Held, gab es den Reichen, den Satten, allen Tyrannen gut. Jedes junge Herz mußte für den Greis schlagen, der, als Vertrauensmann der Kameraden, vor den Fabrikherrn hintritt und mit bescheidener Würde für die darbenden Schmiede höheren Lohn erbittet. Der Herr knackt sich Müsse auf — damit sollte, vor vierzig Jahren, die eisige Härte des Ausbeuters angedeutet werden; heute müßten mindestens Selbpfropfen knallen —, lehnt die Forderung ab und droht, den Unbotmäßigen morgen die Fabrikthür zu sperren. Das hatte nur noch gefehlt. Die Schmiede schwören, die Werkstatt nicht zu betreten, bis ihr gerechtes Verlangen erfüllt ist. Jean leistet den Eid mit; und erlebt nun alles Leid eines langwierigen Winterstreikes. Kein warmer Ofen, kein Brot, das letzte verpfändbare Stück im Veltzhaus; die Enkel mit blassen, spizen Gesichtern und im Blick der zerarbeiteten Hausfrau jeden Abend der selbe Vorwurf, die selbe Frage. Endlich trägt er's nicht mehr. Geht in die Strikeversammlung und sagt offen, als redlicher Mann, er könne zu Haus das Elend nicht länger ansehen und wolle, um Weib und Brut nicht verhungern zu lassen, die Arbeit zum früheren Lohn wieder aufnehmen. Bängliches Schweigen ringsum. Dann brüllt ein Bengel: „Feiger Schuft!“ Der Greis bäumt sich und starrt; wie rother Nebel liegt's vor dem Auge. Alte Romanerinnerungen zucken ihm durch's Hirn. Schuft! Das darf man nicht hinnehmen; nur Blut

wäscht solchen Schimpf von der Ehre. Ein Duell, nach der Herrenliste. Unsere Waffe der Schmiedhammer. Mit gewaltigem Streich zerschmettert der Alte den Schädel des jungen Kneipenschwägers. Als Mörder steht er vor den Geschworenen und fleht: Den Tod, nicht das Buchtthaus! Held und Märtyrer schien er den Knaben, die knirschten: So ist diese Welt! Den Gerechten, der Pflicht Getreuen treibt sie ins Verbrechen. Aber wenn wir erst groß sind... Wir erwachsen. Und eines Abends hörte ich bei einem Proletarierfest den „Strike der Schmiede“ deklamiren. Das, dachte ich, giebt einen Sturm; wie muß das Gedicht, das schon Bourgeoisöhnchen entflammte, erst auf Arbeiter wirken! Es wirkte nicht. Die Hörer schauten mürrisch drein und am Schluß wurde geziischt. Ein Erfahrener löste das Räthsel. „Wie konnten“, sprach er, „unsere Genossen nur dieses Zeug aufs Programm setzen! Ein Blinder mußte doch voraussehen, daß bei organisirten Arbeitern kein Mitleid mit einem Strikebrecher zu finden ist.“ Davon hatte unser Schülerinn nichts geträumt. Was wissen Tertianer von sozialer Moral? Kinder sind stets Individualisten. Ein Musterbild tapferer Tugend dänkte uns der Mann, den seine Klassengenossen wie einen Lumpen bespeien. Vater Jean lebte in stillerer Zeit. Heute hätte er von den Kameraden mehr zu fürchten, von den Richtern mehr zu hoffen. Sein alter Leib wäre vor Dieben nicht sicher. Dem Totschläger würde eine bourgeoise Jury aber die Rechtswohlthat des § 213 gewähren und er käme sicher mit einjähriger Gefängnißstrafe davon. Vielleicht noch glimpflicher; denn er gehört zu den von Juristen und Laien zärtlich geliebten „Arbeitswilligen“ und der Zorn über unverschuldete schwere Beleidigung hatte ihn „auf der Stelle zur That hingerrissen“.

Zwei Welten, zwei Sprachen; und jede hat natürlich auch für das Urtheil über sittliche Werthe ihren eigenen Jargon. „Arbeitswilliger“ und „Strikebrecher“ sind gute Beispiele. Zur Arbeit willig — zu schlecht bezahlter — ist der Arme, den der geringe Lohn aus tiefstem Elend reißt, der so lange hungernd im Frost saß, daß er sich nicht als ebenbürtigen Genossen der Männer fühlt, die um die Möglichkeit höherer Lebenshaltung kämpfen. Er will arbeiten, um ihnen gleich zu werden, und wird, wenn er so weit ist, keinen Augenblick zögern, nach ihren Waffen zu greifen. Das weiß jeder Durchschnittsfabrikant, jeder aus dumpfem Triebleben erwachte Arbeiter; und wenn sie gerecht wären, müßten sie sagen: Den Mann ward bitterste Noth; er ist nicht der bessere Mensch, nicht ein erbärmlicher Kerl, verdient weder Liebe noch Haß, sondern ist, ganz wie wir, durch sein Wirthschaftsbedürfniß determinirt. Doch sie können nicht gerecht sein; wollen's auch nicht. Ihrem Denken öffnet und

schließt das Klassenbewußtsein die Weiche. Die Arbeiter wollen für geringere Anstrengung mehr Lohn, wollen zeigen, daß sie stark genug sind, den störrigen Kapitalisten zur Annahme ihrer Bedingungen zu zwingen, und haben fast schon den Stillstand des ganzen Betriebes erreicht. Da kommt Hilfe. Schlecht genährte, schlecht vorgebildete Leute; aber für ein Weilchen gehts und inzwischen wird der alte Stamm mürr. Kehrt gar von den Strikenden Einer zur Arbeit zurück, dann empfangen ihn offene Arme. Ein Braver, der den Hezern nicht nach der Pfeife tanzt! Ein Wicht, der die gemeinsame Sache verräth! Tausend Flüche gellen ihm nach. Wir haben gedurbt und gefroren, standen beinahe schon am Ziel: und dieses Gesindel, Arbeiter wie wir, raubt uns den Kampfspreis! Der Brave mag froh sein, wenn er nicht geprügelt wird. So ein gemeiner Strikebrecher! . . . Das ist eben, sagt der Bourgeois, auch der sehr liberale. Gegen Ausstände haben wir nichts, gar nichts gegen Lohnkämpfe, die das Gesetz erlaubt; wer aber arbeiten will, darf nicht gehindert, gescholten, zum Krüppel geschlagen werden. Dieser Terrorismus ist nicht zu dulden. Terrorismus: drittes Jargonbeispiel. Freilich hemmt Furcht und Schrecken den Zuzug fremder Arbeiter. Ist die Erregung von Furcht und Schrecken aber nicht ein unbestreitbares Kriegsrecht? Halbe Compagnien liefen aus der Feldschlacht, wenn sie nicht mit flacher Klinge zurückgejagt würden. Tausende entflohen dem Strikegelübde, wenn die Angst vor Schmach und Mißhandlung sie nicht hielt. Ohne die schreckende Strafandrohung würden Abertausende stehlen, rauben, fälschen, unterschlagen, Meineide schwören und morden. Sittlichen Werth wägt Ihr? Terrorismus ist gut, wenn er uns nützt, schlecht, wenn er uns schadet. Diese ganze Phraseologie könnte auch ein Tertianer leisten. Wo Erwachsene so kindisch reden, braucht Keiner sich des Knabenwahnes zu schämen, der in Vater Jean, dem Arbeitwilligen, dem Strikebrecher, dem Opfer des Terrorismus, einen Helden und Märtyrer sah.

Als im Reichstag über den Strike der Krimmitschauer Textilarbeiter gesprochen wurde, erzählte der von Sachsen zum Bundesrath bevollmächtigte Herr, einer Arbeitwilligen sei auf offener Straße zugerufen worden: „Du alte Sau willst den Strikebrecher machen? Dich wollen wir schon kriegen!“ Andere Arbeitwillige seien eingeschüchtert, bedroht und durch Bewilligung des Fahrgeldes zur Rückreise bestimmt worden. Solchen Terrorismus dürfe die Regierung nicht dulden . . . In Krimmitschau, wo hauptsächlich Buckskin, Shoddy, Wigogne und Wolle fabrizirt wird, striken seit dem August ungefähr sieben-tausend Arbeiter; striken oder sind ausgesperrt. Die Frage, ob Strike oder Lockout vorliegt, ist nicht sehr wichtig. In fünf Fabriken wurde, statt der elf-

Räubigen, die zehnstündige Arbeitszeit gefordert und die Ablehnung des Verlangens mit der Strikeproklamation beantwortet. Selbst Herr Bebel hat gesagt, er „mache den Arbeitgebern keinen Vorwurf daraus, daß sie in diesem Fall die Waffe der Aussperrung gebrauchten“. Das war vernünftig; denn die Krimmitschaner Fabrikanten folgten dem selben Gefühl der Solidarität, das die Arbeiter treibt, ihre ausständigen Genossen zu unterstützen. Sie erklären: Erstens können wir, um konkurrenzfähig zu bleiben, die zehnstündige Arbeitszeit nur gewähren, wenn sie für die ganze deutsche Textilindustrie gesetzlich vorgeschrieben wird, und zweitens lassen wir uns nichts abtrotzen; wir sind Herren im eigenen Haus und kennen Euch Bappenheimer: was wir jetzt erleben, ist ja doch nur die Probemobilmachung für den kommenden Kampf um den achtsündigen Maximalarbeitsstag. Ihr wollt so schnell wie möglich in acht Arbeitsstunden mindestens eben so viel verdienen wie bisher in elf; geben wir heute nach, dann kommt Ihr morgen mit neuer Zumuthung: deshalb wehren wir uns lieber gleich jetzt. (Hintergedanke: Selbst wenn wir nach vier oder sechs Monaten schließlich nachgeben müssen, sind Eure Organisationen so geschwächt, die Mittel Eurer Bundesgenossen so erschöpft, daß wir für eine Weile Ruhe haben.) Darauf antworten die Arbeiter: Wir werden schlechter bezahlt als unsere Genossen am Rhein und Ihr könnt ohne jede Schädigung unsere gerechten Wünsche erfüllen; denn Verkürzung der Arbeitszeit bedeutet nicht Minderung der Produktion. Bis 1881 haben wir zwölf Stunden gearbeitet; jetzt liefern wir in elf Stunden das selbe Quantum. Unsere modernen Maschinen machen in der Minute fünf und zwanzig bis dreißig Schuß mehr als die alten, strengen uns aber auch mehr an: also ist's nur billig, daß die Arbeitszeit verkürzt wird. Wir werden schneller und besser arbeiten und Ihr werdet an Licht, Heiz- und Maschinenabnutzung, Krankengeldern Beträchtliches sparen. Wollt Ihr a nicht: gut, dann muß man Euch zwingen; wir haltens aus. (Hintergedanke: Selbst wenn wir nach vier oder sechs Monaten doch nachgeben müssen, Euer Profit so geschmälert, Eure Bundeskasse so leer, daß Ihr unsere nächste Forderung nicht wieder hochmüthig ablehnen werdet.) Die Arbeiter sind tag geblieben. Sie werden von deutschen und fremden Gewerkschaften unterstützt aber es ist keine Kleinigkeit, daß sie diesen strengen Winter durchdauern und nicht in Schaaren der rothen Fahne entlaufen. Sie sind auch ruhig geblieben was von „Ausstreitungen“ berichtet wird, ist kaum der Rede werth. A von Aufsehern soll ein Fabrikmädchen manchmal schon „alte Sau“ genannt worden sein. Und daß den Arbeitlosen, die Galizier und Tschechen als Ersatzreserve anrücken sehen, der Jorn in die Schläfe steigt und Schimpfreden

die Lippe drängt, ist am Ende nicht unverzeihlicher Frevel. Das stille Ringen hat Größe und epischen Stil. Der von Sachsen zum Bundesrath bevollmächtigte Herr aber fühlt davon nichts und glaubt die Amtspflicht lobesam erfüllt, wenn er die alte Weise vom Terrorismus der Hezer angestimmt hat.

Das ist die offizielle Phraseologie. Es giebt auch eine liberale, die sich besonders wild gegen die sächsische Regierung austobt. Diese Regierung ist weder sehr erleuchtet noch sehr modern; solls, nach dem Willen der in Dresden versammelten Volksvertretung, auch gar nicht sein. Und ein Ministerium, das den Willen der Parlamentsmehrheit vollstreckt, dürfte ein Liberaler eigentlich nicht tadeln. Uebrigens vermag es in Krimmitschau nicht viel Böses zu wirken. Die üblichen kleinen Tracasserien. Versammlungen werden unter allerlei Vorwänden verboten, Streikpostenketten durchbrochen, die gebeneideten Arbeitwilligen von Gendarmen in die Fabrik begleitet. Das Alles nützt der Arbeitersache nur, schürt die verglimmende Leidenschaft und liefert den Sozialdemokraten brauchbaren Stoff zur Agitation. Sie wären Tröpfe, wenn sie ihn nicht benutzten. Wer aber nicht parteilich interessirt ist, sollte an solche Winzigkeit nicht die Zeit vergeuden. Hat denn je eine Regierung, die mit Hof und Heer fortleben wollte, nicht die Geschäfte der reichsten Klasse besorgt? Ihre Unparteilichkeit behauptet jede; und jede prägt der herrschenden Macht das Recht. Ruskin sagt irgendwo, alle Staatsreligion predige einschläfernde Wahrheiten (oder Unwahrheiten), deren Zweck sei, den Böbel ruhig bei der Arbeit zu halten, während wir uns amüsiren. Ungefähr ist's auch der Zweck aller staatlichen Sozialpolitik. Noch nie hat ein Volk aus fremder Geschichte gelernt; also müssen wir sechzig Jahre später die Erfahrung machen, die den Briten die Chartistenepoche brachte. Ist D'Israelis „Ehbil“ ganz vergessen? Weiß Niemand mehr, wie oft in Durham Blut floß, in Lancashire Artillerie mit schwerem Geschütz vor die Fabrikthore fuhr? Etwas weiter sind wir doch schon. Sogar im zwickauer Amtsbezirk wird man Streikende nicht leichten Herzens niederharttätchen. Wir werden die sächsischen Excellenzen nicht ändern, können die letzten Wurzeln der Feudalzeit nicht mit bleibendem Erfolg ausjäten, ehe sie dem Bewußtsein abgestorben sind, und sollten immer bedenken, daß Sentimentalitäten und Moralgebote im Krieg unnützlich nur den Train belasten.

Nicht so hart wie die grünweiße Regierung, doch hart genug werden die Fabrikanten gescholten, deren Unverstand den Strike oder Lockout verschuldet habe. Nur um die Erhaltung ihrer Tyrannenmacht ist's ihnen zu thun. Sie schädigen gewissenlos das Volksvermögen und die Volksgesundheit und schämen sich nicht, mit Slavenhilfe über deutsche Landsleute zu siegen.

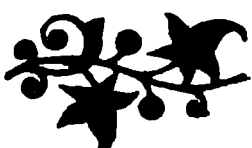
Ganz so schlimm, wie es klingt, meinen selbst die Sozialdemokraten nicht; vor zehn Jahren, während des berliner Bierkrieges, war auch der Brauer Richard Koesicke als Schensal und Kapitalistenbestie verschrien und wurde nach seinem Tode dennoch in die Gemeinschaft der heilig Keinen erhöht. A la guerre comme à la guerre; und ein Narr, wer auf dem Schlachtfeld über rauhe Worte das Mäuschen rümpft. Doch nicht nur die Arbeiter: auch die Unternehmer sind in drangvoller Kriegsnoth und handeln im Nothwehrrecht. Seit Monaten haben sie nur Verluste, stehen sie vor der Gefahr, die Absatzmärkte sich für immer gesperrt, die Kundschaft morgen vielleicht in die konkurrende Spinnerstadt Verviers abbiegen zu sehen. Nur in Kinderbüchern und Agitatorenreden ist jeder Fabrikbesitzer ein steinreicher Mann; Erwachsene wissen, wie oft hinter Renaissancemöbeln die Sorge nistet. Die Krimmitschauer Budikönige werden nicht hungern, vielleicht aber, mit lächelndem Antlitz, manche Hoffnung eingesargt haben. Ihnen von der Katheder herab ins Gewissen zu reden, ist recht bequem; ob die gestrengen Herren Professoren und Literaten sich selbst aber gar so leicht entschließen, freiwillig auf Profit und Herrenrecht zu verzichten? Der Frage, wer in Lohnkämpfen Recht, wer Unrecht hat, findet stets nur die Klassenmoral die bündige Antwort. Die Fabrikanten handeln nicht unfittlicher als die Arbeiter. Der Proletarier will sich, seine einzige Waare, so theuer wie möglich verkaufen, der Kapitalist sie, so lange es irgend geht, nicht mit höherem Preis bezahlen als der nach dem selben Kundenkreis auslugende Konkurrent. Beiden ist das Wohl ihrer Klasse wichtiger als das Gedeihen der Nation (die sich, denken sie, schon ihrer Haut wehren wird), Beiden färbt das gesellschaftliche Sein, nach Marxens Wort, das Bewußtsein. Im Krieg werden beschwerliche Schleier rasch abgeworfen. Vorher hieß es: Fort mit den fremden Stammsplütern aus deutschem Land! Dann, wenns an Händen fehlt, ruft der Landwirth Russen, der Fabrikant Böhmen und Polen herbei. Warum nicht? Das Kapital hatte lange vor dem Proletariat seine Internationale. Noch sind wir am Anfang. Strikende Arbeiter werden schon jetzt von ausländischen Gewerksvereinen unterstützt. Internationale Strikeversicherungen der Unternehmer werden folgen. Oberschlesien wird mit Westfalen, Verviers mit Krimmitschau die Beute theilen, die der Strike ins Land gebracht hat, und die nationale Phrase wird lustig weiterrasseln . . . Und wenn im zwickauer Bezirk nur Textilthronen und Leuteschinder wohnten: wer ist so naiv, zu glauben, mit Vernunftgründen und Moralpredigt sei ihr Sinn zu wandeln? Die schönste Logik vermag nicht wegzuschneiden, was aus einem Interesse wuchs. Alle Reden, die beweisen sollten und bewiesen haben,

daß eine kommunistische Gesellschaft unmöglich wäre, sind ohne Nachwirkung ins Leere verhallt (und die Reden unseres neuesten Reichssozialistendöters werden kein besseres Schickjal haben). Alle Versuche, mit humanen Sprüchlein den Mächtigen Besitzrechte abzuschmeicheln, sind ohne dauerbares Ergebnis geblieben. Auch die Bedrohung mit künftiger Gefahr hat nie geholfen. Stärker noch als der stärkste Appell an die Zukunft ist stets das Bedürfnis der Gegenwart. Keiner von uns, sagte Mallock, verzichtet, wenn ihn fröstelt, auch nur auf einen einzigen Korb Kohlen, um den Schatz der Bergwerke für seine Kindeslinder zu schonen. Und der Sachse soll jetzt vor den Slaven zittern?

Unsere Sentiments beweisen, entscheiden nichts. Wenn Rußland sich stark genug fühlt, wird es Japan den Krieg erklären; und genau so wird Japan handeln. Bleibt der Krieg, den das Weltheer der Fabrikarbeiter gegen die Besitzer der zur Produktion nöthigen Werkzeuge führt, aber nicht ein Krieg, trotzdem er ohne Lanzengeklirr und Kanonendonner ausgefochten wird? Wer heute Menschenleben vernichtet, bewirkt nicht viel; das Ziel des modernen Strategen ist: durch Zerstörung von Eigenthum den Gegner zu schwächen. Das will auch das Arbeiterheer, das sich im letzten Jahrhundert langsam zusammengefunden und in kurzer Zeit viel schon erreicht hat. Es wird noch mehr erreichen. Elf Stunden Arbeit, für Männer und Frauen, für ein morsches Webergeschlecht: keine Beredsamkeit wird so Geplagte überzeugen, daß solches regnum hominis in der civitas dei beschlossen ward. Wann diese Qual enden wird? An dem Tag, der die Angreifer stärker findet als die Belagerten; nicht eine Stunde früher. Karl Marx hat sich und seiner Gemeinde nie eingeredet, die Zukunft der Maschinenmenschheit hänge von dem guten Willen und der Milde thronender Kapitalisten ab; er war nicht sentimental und wußte, daß sein Heer erst siegen könne, wenn die Reservearmee verschwunden ist, das Gewimmel der Paupers, die hinten auf Brosamen lauern und gern ins Frohnjoch kriechen. So lange es in Deutschland dichte Schaaren Armer giebt, die um jeden Preis für die Maschinenbedienung zu haben sind, können die Fabrikanten offizielle und offiziöse Vermittler von der Schwelle weisen. Das Gesetz, das die soziale Auslese regelt, ist grausam, doch im Bereich alles Lebenden, das sich zu feineren Formen entwickeln soll, nicht zu entbehren; wie das Auge der im Dunkel lebenden Thiere verblindet, verkümmert, weil es werthlos geworden ist und durch Selektion nicht mehr auf der Höhe der Leistungsfähigkeit gehalten wird, so, sagt Weismann, müßte auch die menschliche Gesellschaft versiechen, die nicht im Wettstreit mehr täglich die Kraft zu erproben hätte. Und diese Lehre der Darwinisten ist noch nicht widerlegt.

...Krimmitschau ist ein Kriegsschauplatz. Als die sächsische Regierung des Hohnes und Schimpfes müde war, der von allen Seiten auf sie niederregnete, schickte sie einen Parlamentär in die Weberstadt. Die Arbeiter hörten ihn an, die Fabrikanten wiesen ihn ab. Und wieder hieß es: Seht diese schlechten Kerle! Bewiesen war aber nur, daß sich die Unternehmer noch kräftiger fühlen als die Arbeiter. Nur der Schwache parlamentirt auf offenem Schlachtfeld . . . Ist es denn gar nicht möglich, uns von der betäubenden, lähmenden politischen Phrase zu befreien? Müssen wir immer, wenn zwei Heerhaufen gegen einander rücken, fragen, auf welcher Seite die besseren Menschen fechten, statt uns an das Friesenwort zu halten, nach dem selbst der Herrgott mit den stärksten Schwadronen ist? Niemand kauft theurer, verkauft seine Waare billiger, als er muß. Warum sollen Unternehmer mehr zahlen, Arbeiter sich billiger anbieten, als sie müssen? Weil sie an Careys Harmonie, an Spencers Versöhnung der Interessen glauben? Solcher Glaube macht sie nicht satt, heizt ihnen nicht den Ofen. Gymnastiken mögen darüber streiten, ob Vater Jean, ob der stolze Fabrikant zum edleren Menschentypus gehört und ob Kameradschaft oder Familienband den Sittsamen in die wichtigere Pflicht zwingt. Dem Knabenalter Entwachsene haben Anderes zu thun; haben zu fragen, aus welchem Lager der höhere Kulturwerth als Kampfspreis winkt. Und dieser Frage ist die Antwort schnell gefunden. Der Sieg der Arbeiter bliebe nicht auf Krimmitschau beschränkt; Tausende deutscher Männer könnten dann reichlicher essen, Tausende deutscher Frauen besser für die Kinder, den Haushalt sorgen. Nur natürlich also, daß diesen Sieg Alle wünschen, denen er keine Kosten aufbürden würde. Alle? Die Regierungen wünschen ihn nicht. Erstens, weil jede „Unbotmäßigkeit“ ihnen ein Gräuel ist. Zweitens, weil sie nicht ahnen, daß die Industriekapitäne morgen, spätestens übermorgen nicht mehr die souverain herrschende Klasse sein werden. Rückständigkeit war von je her das schönste Vorrecht aller Regierungen. Sie wollen gesunde Soldaten und lassen in ganzen Provinzen das Volk verkrüppeln. Sie brauchen Steuern und ärgern sich, wenn der Massenlohn steigt. Sie suchen Märkte und jubeln, wenn ein Strikebrecherheer ihnen den einzig sicheren Markt, den heimischen, sperrt, die Kaufkraft der Millionen nicht wachsen läßt, die den Staat ernähren, erhalten.

Man sollte Secundaner zur Regierung berufen. Die Tertia kann das Lied nicht blasen. Und wir Kinder hatten gehofft: Wenn wir erst groß sind . . .!



Berliner Sezession.

Wird es je eine Zeit geben, wo Rodin so allgemein der Bewunderung würdig erscheint wie jetzt Michelangelo? Wo der Jugend, statt der Medicäergrabmale, Abgüsse der „Bürger von Calais“ und des „Balzac“ als Idealwerke der Plastik gezeigt werden und die Zeichnungen des Modernen so verständlich geworden sind wie die des großen Renaissancenkünstlers? Es ist schwer, sich eine solche Zukunft und ihren Geist vorzustellen. Rodins Kunst giebt machtvollen Antrieb, bereitet dem Kunstverstand Entzücken, regt bis zur schmerzhaften Spannung an; Glück und Begeisterung aber erlebt man ihr gegenüber nicht; oder doch nicht ungetrübt. Ihr fehlt die läuternde Kraft, das Absolute, ihr mangeln die Eigenschaften, die Kunstwerke aus einer Zeit in die andere hinüberretten. Entscheidend für die endgiltige Werthung der Kunst sind schließlich allgemeine Instinkte. Können aber gerade sie an Rodin herankommen? Kann dieses Genie mit dem seiner selbst unbewußten Lebensgefühl begriffen werden? Vielleicht doch: aber welcher seltsamer Zustand muß es sein, wenn Jünglinge und Mädchen in dem freudlosen Tiefsinn, der wehmüthigen Schönheit und leidvollen Erhabenheit dieser zwischen Extremen schwebenden Kunst sich selbst wiederfinden, wenn das rasche Entzücken der Jugend so aussieht wie unsere wahrhaftige, aber selten lächelnde, etwas ergrübelte und auch aggressive Bewunderung!

Je größer die Persönlichkeit des Künstlers ist, desto reiner produziert sie das Allgemeine. Darin liegt das Geheimniß ihrer Unsterblichkeit. Lebenden Künstlern gegenüber ist es aber schwer, zu unterscheiden, ob ihre Originalität eitler Eigenwilligkeit entspringt oder nothwendige Form der Gründlichkeit ist. Was soll uns leiten? Das spontane Gefühl? Vor Michelangelos architektonisch gethürmten Werken laufen Einem kalte Schauer über den Rücken; vor Rodins Werken bleibt diese stärkste Erschütterung aus. Hierin liegt aber nichts Entscheidendes, denn Thränen kann auch das Spiel einer Drehorgel hervorrufen. Die Werke der Bildenden Kunst lösen selten solche Affekte aus wie die der Poesie und Musik; geschieht es aber, so ist es fast immer das Architektonische, das Rhythmisches-Symmetrische, was erschütternd wirkt. Und wie viele höchste Kunstwerthe liegen doch in Malerei und Skulptur abseits vom Architektonischen! Vielleicht mißt die Seele mit einem Maß, das der Verstand nicht kennt, nach den Gesetzen einer Sittlichkeit, die nicht von Propheten und Priestern stammt, sondern vom Weltgeist, mit einer Ethik, die allahnendes Erhaltungsgefühl ist. Vielleicht giebt es kein sicheres Urtheil als das durch die Theilnahme Aller gebildete, keine Wahrheit als die durch die Zeit ausgesprochene.

Daß solche Fragen sich vor den Zeichnungen Rodins einstellen, könnte

uns überreden, diesen seltenen Künstler den Größten zuzurechnen. Besser noch als mit Michelangelo, wie es jetzt vielfach geschieht, kann man ihn mit Donatello vergleichen; und das Schicksal dieses Künstlers, der erst nach Jahrhunderten, von einem späten Geschlecht, wieder entdeckt werden mußte, scheint auch dem besonderen Wesen Rodins angemessener. Doch mag es immerhin lohnen, einen Augenblick bei dem ersten Vergleich zu weilen, der von Anderen ange stellt worden ist. Zu entscheidenden Resultaten kann man ja nicht gelangen; doch da Vergleiche das einzige Mittel sind, um Empfindungen zu wägen, darf man sich dieser Begriffsstützen schon bedienen.

Michelangelo und Rodin unterscheiden sich wie ihre Epochen. Jener war ein geniales Ich, in dem die Welt ist; er überwältigte, was er darstellte. Dieser ist mehr Instrument als Spieler und steht dem Stoff leidend gegenüber. Jener machte in sich gerundete Dinge, gab eine Synthese des plastischen Lebens. Dieser giebt Theile; seine Werke sind Erläuterungen einer anonymen Synthese. Wenn man jede Arbeit des Renaissancenkünstlers einem Kreis vergleichen kann, in dem alles Verwandte eingeschlossen ist und zum Mittelpunkt gravitirt, so bewegt sich der Geist Rodins in Parabeln: aus dem Unergründlichen emporsteigend, sinkt die Kurve, in prachtvollem Bogen, ins Unergründliche zurück. Wo der Eine das Summarische will, ein Bildner des Seins ist, sucht der Andere die Reduktion und ist ein Bildner der Metamorphose; wo Jener Phantasien über viele Anschauungen gestaltet, bildet Dieser die Phantasie innerhalb einer Anschauung. Bei Rodin ist die Idee stets außerhalb und ruft ihm zu, sie zu gestalten; Michelangelo aber ist die Idee selbst. Er hat das Monumentale, der Moderne das Psychologische. Der alte Meister hat im Blick des vom ungeheuren Ringen durchmodellirten Gesichtes die große Güte. Rodin sieht hart, drohend und auch wieder eingeschüchtert ins Leben, blickt gleich Einem, der den Sieg einer stärkeren Macht ablistet und mit dem Kunststoff kämpft, wie der Landmann mit der Natur. Manchmal scheint es, als bestünde das Genie des Franzosen darin, mit höchster Anspannung zu erstreben, was jene titanische Natur vor ihm voraus hatte. Wenn er's erreichte, auf den über das tiefer erschlossene Leben der Gegenwart führenden Wegen es erreichte!... Er wird nicht.

Die in der Sezession ausgestellten Zeichnungen vervollständigen das Bild seiner Kunst, wie die Handschrift einen Charakter kennzeichnen hilft. Es sind Zeichnungen eines Bildhauers, Studien des Plastikers, die Abgeschlossenheit im Sinn der Graphik nicht beanspruchen. Das Studium richtet sich nicht auf anatomische Details, dient nicht der Uebung; es sucht vielmehr die Ideen der Realität, befragt die Erscheinungen um Geheimnisse, denen keine Phantasie gewachsen ist, die aber doch die Phantasie entscheidend befruchten. Zwei Arten von Zeichnungen sind zu unterscheiden: die kräftig

in Schwarz und Weiß hergestellten Skizzen für plastische Entwürfe und die nur konturirten und leicht getuschten Modellstudien. Die Arbeiten der ersten Art sind offenbar aus dem Kopf gemacht; darum sind sie malerisch mehr fertig und bildhaft vollständig. Sie sind es, die am Meisten an die Handschrift Michelangelos erinnern; nur kommt zugleich noch eine Art der Lichtbehandlung hinzu, die auch an Rembrandt denken läßt. Es sind Produkte einer aus reichen Erinnerungsbildern schöpfenden, komponirenden Phantasie. Mehrreicher noch sind die Modellstudien. Hier ist wie in athemloser Eile ein Körper mit einer einzigen Linie umschrieben, ohne Rücksicht auf das Einzelne. Welche seltsame Art, zu sehen, welche wunderliche Auslese aus den unendlichen Möglichkeiten! Und wie wahr doch und schön! Wenn die Künstler früher, nach Lessings Wort, das Ideal darin sahen, zu malen, „wie sich die plastische Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht“, so hält Rodin sich gerade an Das, was der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht. Deshalb erinnert man sich vor seinen Arbeiten auch an die merkwürdige Zwischenbemerkung Contis in Bezug auf „die plastische Natur“: „wenn es eine giebt.“ Die Alten und ihre Epigonen suchten die Harmonie des dynamischen Gesetzes; Rodin sucht die Dissonanz auf harmonischer Grundlage. Er belauert das Modell in Augenblicken des Selbstvergessens, giebt von einer Stellung nicht Das, um dessen willen Akademiker dem Modell Posen ersinnen, sondern das Unbewußte, das unter der Oberfläche der äußeren Geste liegt, die Wahrheit, die unter der theatralischen Lüge athmet, die Psychologie des Unwillkürlichen, die in Worte nicht faßbar ist.

Diese Zeichnungen stellen nur weibliche Modelle dar; der agile Männerkörper könnte in dieser Weise nicht gezeichnet werden. Die Arbeitsweise denkt man sich so: zuerst folgt der Stift den schlaffen Geberden des Fleisches, ein Geist schaut an, für den die Grenzen des Lebens nicht mit den Grenzlinien der Körper zusammenfallen, der seine artistischen Schlüsse zu ziehen weiß, wenn zwei Frauenkörper sich erotisch in einander schmiegen, sich suchen und sich mit allen Flächen des Leibes zu küssen streben; dann vervollständigt der Künstler die Skizze mit wenigen, raffiniert angewandten Tuschtönen, manchmal auch mit leisen Schatten, die, trotz der schüchternsten Delikatesse, den Schein vollen plastischen Lebens erzeugen, und endlich sieht er dann zu, was aus der so notirten Anschauung zu gewinnen ist. Manchmal dreht er ein Blatt um, macht aus Liegenden Fallende, deutet hinterdrein ein Flügelpaar an oder benutzt einen Zufall, um daraus einen Landschaftshintergrund zu machen. Die Anschauung und der Zufall organisiren ihm die Idee; den offiziellen Geist der Kunst gewinnt er aus dem anonymen Geist der Natur. Aus dem Nichts erheben sich große, reine, immer etwas müde Geberden, die

in ihrer grösst innerlichen Schönheit an die japanische Kunstwelt erinnern und in ihrem unbewußten Leiden oft so hinreißend sind, daß man betroffen die Ursache des Entzückens sucht und sie doch nicht zu finden vermag.

Das Motiv vieler dieser Studienzeichnungen ist die lesbische Liebe; aber es fällt nicht gegenständlich auf, weil Rodin selbst die Unkeuschheit, durch die Auswahl Dessen, was er darstellt, in die Keuschheit des Künstlerischen verwandelt. Ein großer Sieg des Künstlers über den Menschen! Eine gewisse Pervertität ist jedem Künstler nöthig; denn sie nur ermöglicht ihm Objektivität und die Fähigkeit des Nachempfindens vor erotischen Problemen. Die normale Erotik kennt nur Begehren oder Sättigung; der Künstler aber, der den am Leben überall beteiligten sexuellen Erscheinungen nicht ausweichen kann, muß mit der Phantasie fremden Trieben nachzuspüren verstehen und zu diesem Zweck die eigenen Triebe loskoppeln, ohne sie doch ihren natürlichen Absichten überlassen zu können. Das ist schon der erste Grad der Pervertität. Die Fragen der Zusammenhänge zwischen Kunstsinne und erotischem Trieb sind noch ganz dunkel; doch geht auch hier Alles natürlich zu, nicht nach Moralgesetzen. Das Sexuelle scheint um so fruchtbarer für die Kunst zu sein, an je mehr Willensassoziationen es theilnimmt, ohne doch herrschend oder auch nur bewußt zu werden; denn so erhöht es das Lebensgefühl und die produktive Kraft. Es scheint um so unfruchtbarer zu sein, je weniger das unausgesprochene Begehren in Erkenntnißkraft verwandelt und der Trieb als Leiter zum Geistigen benutzt werden kann. Sexuelle Anomalien der Künstler spiegeln sich stets in ihren Werken wider; denn in dem Maße, wie die Verkehrtheit des Triebes zunimmt, werden die Lebensstoffe von einander isolirt. Solche Trennung kann man auch bei Rodin wahrnehmen: es giebt in seiner Kunst ein spiritualistisch männliches — das gothische — und ein erotisch-weibliches — das barocke — Prinzip, wenn auch natürlich nicht scharf abgegrenzt. Bei Michelangelo dagegen durchdringen die erotischen Empfindungen gleichmäßig jedes Werk; hier stellt der Trieb die ganze Welt, dort stellt er sich oft selbst dar oder wird ausgeschaltet. Doch vermag Rodin im Gemeinen wiederum Dinge zu finden, wie sie nur einer durch alle Hölle gerissenen Weisheit offenbar werden; er hat auf diesem Weg eine neue Psychologie der menschlichen Dynamis entdeckt. Aber was dieser große Künstler zum Vortheil zu wenden weiß, schickt sich nicht für Alle. An die Decke des Saales, der seine Zeichnungen beherbergt, sollte man Michelangelos Wort schreiben: „Mein Stil ist verufen, Narren zu züchten.“

Von Turner ist oft gesagt worden, er sei der erste Impressionist; zugleich weiß man, daß Ruskin, der dem modernen impressionistischen Geiste ganz fern blieb, diesem Künstler Vorkämpfer war. Das wollte sich nie zusammenreimen. Inzwischen sind farbige Radirungen nach Bildern des Eng-

länders bei uns bekannt geworden und die Sezession hat jetzt den vortrefflichen Einfall gehabt, eine Reihe seiner Aquarelle auszustellen. Nun versteht man den Zusammenhang schon besser. Turners Bilder können dematerialisirte, astralisch gewordene Claude Lorrains genannt werden; impressionistisch sind sie nur, sofern sie das Gegenständliche an die zweite Stelle rücken und die Stimmung selbst als Gegenstand, als poetischen Stoff behandeln. Der Engländer ist aus der Vorläufer des präraffaelitischen Geistes, der noch heute umgeht, sein Empfinden ist weiblich, wie das der meisten britischen Künstler: halb Titane, halb dilettirende Miß; Böcklin, von dessen genialer Trunkenheit er Manches hat, ist neben ihm der Mann. Für diese in sich versunkene und sich unwirsch abschließende Seele, für diesen Sonderling, der die Phantasie benutzte, wie der Morphinit die Gifte, mußte der reine Thor, der immer nach schönen Gefühlen suchende Ruskin sich freilich erwärmen. Turner ist ein Monumentalist des Lyrischen, ein hinreißender Dramati'er des Süßlichen. Einzelnes ist wie ein Wunder aus der Anschauung geboren; doch sind die Bilder oft im Bausch und Bogen fertig gemacht und das ursprünglich Poetische hat dann im Dekorativen ein problematisches Ende gefunden. Dieser große Maler war ein Traumbheld, das Leben war ihm eine Oper, deren szenischen Bildern nur von der Galerie aus, in ärmlicher Umgebung, zuzuschauen, ihn besonders anregend dünkte; Gott war von ihm als Regisseur angestellt und hatte für immer neue glänzende Ueberraschungen zu sorgen. Die ausgestellten Werke, vor denen man endlich einmal wieder eine reine Aquarelltechnik genießen kann, wirken wie Skizzen zu idealen Theaterdekorationen; es sind Gebilde aus Luft und Licht, Schaum und Traum. Man denkt an die reinen, überzarten Schwarmgeister, die uns im Präraffaelitismus entgentreten; aber auch an Whistler und an manchen Anderen. Turner ist der Vater vieler Entwicklungen; doch auch vieler Irrthümer.

Die Erklärung, warum die Kunstbildner des robusten Inselvolkes so zart und mädchenhaft sind, ist noch nicht gefunden worden. Man müßte in England heimisch sein, um das Räthsel zu ergründen. Die Thatsache selbst steht fest. Auch Beardsley, einer der merkwürdigsten Künstler der neuen Zeit, ist feminin. Wenn Turner der erste Präraffaelit war, ist Beardsley einer der letzten; eine Steigerung über ihn hinaus ist kaum noch denkbar. Er preßt den Geist dieser Schule in eine Nußschale und macht ihn durch die Konzentration kräftig. Glatt polirt, wie eine Kugel, ist die in sich geschlossene Persönlichkeit kaum zu greifen. Ein Wunderkind; mit fünfundzwanzig Jahren schon ein fertiger Künstler — was in der bildenden Kunst unerhört ist — mit Fähigkeiten, die sich in der glühenden Stoffwechselhize einer tödtlich verlaufenden Krankheit rasch entwickeln, ein hysterisches Genie, das Alles auf die Spitze treibt und doch nie das Gleichgewicht verliert, ein Spötter und

Lyriker, Dekadent und Klassisch zugleich, ein aristophanischer Geist, was B Grazie, Frechheit und Sicherheit betrifft, und doch auch ein Manierist, 1 zu langweilen weiß. Als Zeichner, Ornamentiker und Raumkünstler ist der Jüngling ein seltsames Wunder; seine grazile, stahlharte Graphik bietet neben holbeinischer Schärfe der Charakterisirung, eine hippokratische Schönheit, eine vollkommene, organische Verbindung von Renaissance, Rokoko u japanischem Geist mit erlebten Anschauungswerthen, giebt mit präziser Eleganz virtuose Linienspiele, denen die moderne Prinzipienfrage: Floral oder linear nie störend in den Weg trat, eine meisterhafte Anwendung von Kontrastwirkungen und die fruchtbare Ueberwindung alles profan Naturalistische Dampfrartig unheimlich und auch frei und selbst voll Größe ist diese Kunst überlegen, aber auch angefesselt. Beardsley hat das Genie seiner Kraftlosigkeit, den Reichthum der vom Tode Gezeichneten; seine Romantik ist 1 des vom Körperlichen nicht gedrückten Intellektes der Pessimisten, seine Phantastik ist dialektisch und verfehlte, erstickte Begeisterung. Hier ist eine mittelmäßige Lampenkunst, der die Tageserinnerungen Bilder als spekulative Träumereien darreichen, der das Gewimmel des Lebens zum Gemälde, das plastische Sein zur Linie der Idee wird und die sich eine ganze Aesthetik, mit eigenen Regeln und Grenzen, aus der gestaltungsrühigen Stimmung des Fiebers erschleicht. Die ganze Welt eines vom Schicksal mit einer Begabung Gestürzten den das Geniale wie eine Säure zu verzehren scheint, zieht über die en Bühne dieser Buchkunst; Pierrot und Pierrette mimen mit schneidendem Witz die Tragikomoedie vom Erdenwallen. Beardsley gehört zu den genialen Exzentrikern unserer Zeit. Er ist ganz sicher ein großer Künstler, aber auch ein Repräsentant der aristokratischen Ueberhebung, des Einsamkeitsdunkels und von dem „großen Ekel“: der künstlerische Hofnarr Zarathustras.

Rubins Arbeiten leiden durch die Nähe Beardsleys. Wie der Dichter ist auch der Deutsche ein Monomane — in gewissem Sinn sind es ja alle Künstler —: auch er zwingt das ganze Leben in die Grenzen seiner Vorstellung. Doch ist er ein Deutscher und Philosoph a priori. Auch hier der Betrachter mit dem Gegebenen zu rechnen; die Frage kann immer wieder lauten, wie weit ein Künstler sich innerhalb seiner Wirkungsfähigkeit entwickeln kann. Beardsley hat die letzten Konsequenzen seiner Eigenart gezogen; Rubin steht noch in den ersten Versuchen. Was er leistet, ist nach einer gewissen Richtung hin, die nicht die rein künstlerische ist, stark und sehr merkwürdig. Er erregt Staunen, daß dieser Jüngling nur dem Entsetzlichen und Spukhaftem zugänglich erscheint, daß er nicht lachen kann und daß ihm auf seinen Nachwegen nie die Grazien begegnen. Wenn eine Spur von Humor oder von herbem Witz wahrnehmbar wäre, könnte man eine reichere Entwicklung hoffen. Oder ist ihm Heiterkeit nicht fremd und zwingt er sich in

arbeitend zum düstern Ernst? Das wäre noch bedenklicher. Vielleicht ist es auch nur die eigenfinnige Tendenz der jungen Kraft, die ein neues Erkennen für die Erkenntniß überhaupt nimmt. Die nächsten Jahre werden die Entscheidung bringen, welchen Platz Rubin als Künstler einnehmen kann. Er muß in eiserner Selbstzucht seine Gesichte künstlerisch und realistisch begründen lernen, denn Niemand braucht einen größeren Schutz von Anschauungen, Erinnerungsbildern und Studien, von Kunstverstand und Handwerksfähigkeit als der phantasirende Mystiker. Wenn eine Riesenschlange mit einem Tigerkopf dargestellt wird, muß das Scheusal als Organismus erscheinen, glaubwürdig gemacht werden, wie Böcklin seine Einhörner und Kentaurer wirklich zu machen wußte; soll eine Gestalt riesenhaft wirken, so kommt viel auf die Bestimmung der Horizontlinie an, denn sie entscheidet, ob das Kleine, das im Kontrast zum Großen steht, als normal genommen wird oder ob das Riesige als normale Größe erscheint und das Kontrastirende als zwerghaft. Selbst in diesen Dingen irrt Rubin noch. Fortschritte sind deutlich wahrnehmbar, doch genügt das Können nicht: dem vermessenen Wollen; neben Blättern, auf denen starke Stimmungen wetter'euchten, sind andere zu sehen, wo die Hand nur kindlich unbeholfen der Idee folgt. Und diese Ideen selbst bedürfen auch noch der Kultur. Doch ist Rubins Kunst auf wahrhafte poetische und oft auch auf graphische Empfindung gegründet und darum ist diesem außerordentlichen Menschen aufrichtig eine ruhige und sichere Entwicklung zu wünschen.

Munch ist noch immer die problematische Natur. Es giebt sehr kluge Leute, die mit unendlichem Wortschwall eigentlich stets das Selbe reden und den Zuhörer zur Verzweiflung bringen: zu ihnen gehört Munch. Herr Dr. Rinde, der Besitzer der bekannten Lübecker Sammlung, die viele Arbeiten Munchs enthält, hat seinen Maler neulich in einer Schrift neben Rodin gestellt. Nun, gerade bei der Konfrontation, die in dieser Ausstellung herbeigeführt ist, wird der Norweger der ewigen Unfertigkeit überführt. Er gilt den Philistern als Revolutionär, als enfant terrible und lebhafter Gottseibeiuns. Die so Gefürchteten pflegen meist für den nicht Schreckhaften interessant zu sein; Munch wird aber allgemach langweilig. Es ist immer die selbe Walze. Whistler, von dem schöne Proben einer kultivirten Radirkunst zu sehen sind, hat einmal gesagt, ein Kunstwerk sei vollendet, wenn nichts mehr daran gethan werden könnte, um es zu verbessern; danach sind Munchs Arbeiten sehr unvollkommen. Und doch: welches reiche Material ist in dieser verstorbenen Künstlernatur aufgehäuft! Drei mittlere Begabungen könnten gut davon leben. Nichts fehlt als Besonnenheit, Sammlung und Beschränkung. Das klingt schulmeisterlich. Doch das Tragische ist hier — die Ausstellung von Bildern des Künstlers bei Cassirer ergänzt die Ueberzeugung —, daß die Sophrosyne dieser Natur unmöglich scheint, daß nur, weil sie fehlt, dieses

Talent sich entfalten konnte. Was ist zu thun? Ignoriren darf man Munch nie; man kann aber auch nicht jedesmal das Problem seines Lebens beleuchten. Es bleibt nur übrig, mit ernster Achtung und inniger Theilnahme das verzweifelte Bemühen, die sehnsuchtsvolle Wuth einer sich selbst beengenden Seele zu grüßen, die um ihre Weltanschauung ringt, — und weiterzugehen.

Wie dieser sich überstark geberdende Norweger, neigen viele moderne Künstler zur Weichlichkeit; doch keiner will es zugeben und jeder zwingt sich zu herber Ausdrucksform. Auch Liebermann ist nicht so überlegen kalt, wie er Manchen scheint. Diesem börnischen Geist bedrängt das intellektuell erstickte Gefühl immer wieder das Herz, ihn beengt oft die eigene nüchterne Verständigkeit und er sehnt sich nach Idealen, die seiner kritischen Zweiselfucht Stand zu halten vermögen. In seinen neuen Pastellen ist etwas beinahe schon Süßliches; es giebt da einige fatale rothe und gelbe Töne und ein: Weichheit, die an moderne englische Salonkunst erinnert. Liebermann scheint von der beschaulichen Milde seines Freundes Israels angesteckt zu sein, dessen Art ihm aber nicht gut zu Gesicht steht. Sicher wird sich der Künstler, wie schon so oft, selbst zu corrigiren wissen. Leistikow ist auch mehr sensibel als stark und der Selbstzwang zu einer nicht ganz natürlichen Kraft ist die Ursache, daß in seinen Arbeiten eine gewisse Eintönigkeit herrscht. Die neben einander hängenden Landschaften in Aquarelltechnik wirken fast wie Theile eines fortlaufenden Frieses; die Farben sind Palettentöne und die Wirkung bleibt darum äußerlich dekorativ. Der hoffnungvollste unter den jungen Künstlern der Sezession ist immer wieder Slevogt. Sein Talent ist der Wandlung fähig, giebt sich aber nicht selbst auf; er prüft Alles und behält das Beste. Dem Künstler schadet aber diese spezifisch deutsche Vielseitigkeit, die im Nachempfinden leicht das Empfinden vergift und im liebevollen Verständnis das rücksichtslose Temperament schwächt. Slevogt ist zweifellos mehr als ein Talent; mit der ernstesten Arbeit, die er der Selbsterziehung widmet, würde ein Franzose sich starke äußere Erfolge zu sichern wissen. Ihm aber zerrinnen die Resultate noch zwischen den Fingern und er repräsentirt weniger, als er werth ist. Vielleicht fehlen ihm nur noch ein paar Jahre, um den letzten Schliff zu geben, der sein Können ins rechte Licht setzt.

Die Internationalität dieser vortrefflichen Ausstellung bezeugen, neben den Genannten, Namen wie Whistler und Zorn, von denen schon oft die Rede war, der des vielfach überschätzten Besnard, eines eifertigen Idealisten, der durch alle Kulturen gerannt ist und überall das Aeußerliche des Innerlichen erfassen konnte, und des Schweden Larsson, dessen nähere Bekanntschaft ein Gewinn ist. Hier ist ein Mensch, der im modernen Getriebe nicht problematisch geworden ist, dessen Werken man eine urwüchsige Heiterkeit des Herzens anmerkt, der behaglich und glückfroh, aber mit klugem Begreifen ins

Leben schaut. Freilich ist er aus der Welt des Jammers und der Probleme längst in ein lustiges, buntes Sommerhaus, das irgendwo in Dalekarliens Einsamkeit steht, geflohen. Dort malt er, was ihn freut, und in der Freude seines guten Herzens wird ihm jeder Strich zur leichtflüssigen Ornamentlinie. Er verbreitet etwas Sonniges, wenn er Bauernkinder mit Blumen und Kränzen im Arm in seinem Garten zeichnet, und erzwingt Nachsicht, wenn er diese werthvollen Studien in spielerischen Kompositionen unwirksam dann aneinanderreihet. Die Originalblätter sehen wie Reproduktionen aus und haben etwas kunstgewerblich Anspruchloses; man merkt, daß sie säuberlich begonnen, geduldig, ohne Nervosität vollendet wurden und nicht mehr gelten wollen, als sie werth sind. Ein guter Gesell, auf den unter allen Umständen Verlaß ist, ein Künstler von jener allmählich aussterbenden Art, die Wein, Weib und Gesang lieben, — in allen Ehren.

Das Unerfreulichste in dieser Ausstellung sind Karikaturen des verehrten Bildhauers Hildebrand, der als ernster Klassizist und Vertreter des ideal Schönen gilt. Der als Portraitbildhauer so fein Charakterisirende giebt als humoristischer Zeichner nicht Charaktere, sondern Typen, wie man sie aus den Fliegenden Blättern seit Jahrzehnten kennt. Auf diesem Gebiet wird der große Künstler von dem eintönigen Baluschel und von Zille, der eine einzige Seite Steinlens mit glücklicher Roheit zu berlinisiren weiß, geschlagen. Er hat sich damit unklug verrathen. Was er als Plastiker ist, bleibt er; doch wird man ihm nicht länger glauben, daß die „edle Einfalt und stille Größe“ seiner Skulpturen das Produkt der Ueberwindung des Naturalistischen ist. So sind unsere Idealisten, die die impressionistische Kunst als etwas Niederes verachten! Wenn sie vom Thron der Ueberlieferung einmal herabsteigen, wenn sie das akademische Festgewand ablegen, stehen sie in beschämender, peinlicher Dürftigkeit da.

Mit einem vollen Klang schließt der Genuß ab: zwei neue Madirungen von Klinger geben das Gefühl, daß wir den Fremden einen graphischen Künstler entgegenzustellen haben, in dessen Werken bleibender Werth lebt. Alles ist klar und ausgereift und die Kräfte kennen sich selbst; was der Künstler werden konnte, ist er geworden. Mensch und Artist haben sich im Streben nach den selben Zielen gefunden. Gegen Auffassung und Durchführung der beiden Blätter: „Die Fest“ und „Der Künstler“ könnte freilich Manches eingewandt werden; doch wären es Erörterungen grundsätzlicher Art, so wichtig, daß sie eine Abhandlung für sich beanspruchten. Man könnte einen nützlichen Aufsatz darüber schreiben, dessen Titel lauten müßte: „Vom Tode“ oder „Ueber die Grenzen der Poesie und der Malerei“.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Leipzig im Weltverkehr.

Der Händler, der in frühester Zeit auf deutschem Boden sein Wesen getrieben hat, ist der Fremdkaufmann: Syrer und Araber, Juden und später Friesen sind es, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung als wandernde Händler unser Vaterland durchzogen. Sie waren große Hausirer, die, von Siedlung zu Siedlung pilgernd, allerlei Waaren fremden Ursprunges mit sich führten, die der heimische Boden noch nicht zu erzeugen vermochte. Ihre Handelsartikel waren in der Regel Metallgeräthe, feinere Zeuge, Schmuckgegenstände aller Art und Gewürze; ihre Abnehmer suchten und fanden sie hauptsächlich in der höchsten gesellschaftlichen Schicht, unter den Fürsten, dem Adel und später den Klosterinsassen; mit der Masse des Volkes hatten sie kaum zu thun. Vom Treiben dieser Händler würden wir nur wenig klare Vorstellungen besitzen, wenn nicht in der Dichtung bis ins zwölfte und dreizehnte Jahrhundert der Typus des Fremdkaufmannes eine Stätte gefunden hätte; hier sei nur an den königlichen Sänger Horand erinnert, der nach der Erzählung des Rudrunliedes als Kaufmann verkleidet auszieht, um für König Hettel die Tochter des Frenkönigs Hagen, Hilde, zu entführen.

Wenn diese Händler auch überall im Lande umherzogen, so bevorzugten sie doch — schon durch die rauhe Nothwendigkeit dazu gezwungen — gewisse von der Natur vorgezeichnete und vielleicht auch schon durch Menschenhände gebahnte Straßen, namentlich die zum Theil schon seit vorgeschichtlicher Zeit begangenen Salzstraßen, und besuchten mit Vorliebe die unter königlichem Schutz seit dem neunten Jahrhundert in immer größerer Zahl entstehenden Märkte, die zuerst einen Zusammenfluß von Menschen zu bestimmten, allgemein bekannten Zeiten bewirkten. Bestimmte Orte werden schon im neunten Jahrhundert als Ausgangspunkte des Handels mit den Slaven genannt; und Slaven bewohnten damals auch unser Sachsenland bis zur Saale. In Mitteldeutschland kommt Erfurt als solcher Handelsplatz in Betracht, weiter nördlich an der unteren Elbe Bardowik, so daß der Wanderkaufmann allmählich gewisse feste Stützpunkte für seine Thätigkeit findet, von denen aus er mehr oder weniger tief ins Land hinein gehen kann, um immer wieder zu ihnen zurückzukehren. Dort muß er natürlich in gewissem Umfang ein Waarenlager halten. In diesem Punkte der Entwicklung ist aber bereits dem Fremdkaufmann ein gefährlicher Konkurrent im Einheimischen entstanden, der ihn auch im östlichen Deutschland im elften Jahrhundert vollkommen verdrängt. Ihm bietet der Heimathort die gegebene Basis seines Handelsgeschäftes; natürlich ist die Zahl der dazu geeigneten Orte noch gering; in Betracht kommen etwa Mainz, Straßburg, Regensburg, Köln und Erfurt, im Norden das 1143 gegründete Lübeck, das Bardowik ablöst, u. weiter im Lande Salzwedel, Stendal und Magdeburg. Je mehr kleinere Markorte entstehen, um so mehr hört das Wandern von Dorf zu Dorf auf; der Bauer kommt ja jetzt selbst auf den Markt und gewinnt bereits als Konsum eine gewisse Bedeutung. Jede der genannten Handelsstädte beherrscht im Umkreis bis zu etwa dreißig Meilen fast ausschließlich eine größere Anzahl solcher kleinen Markorte, deren Marktzeiten sich über das Jahr vertheilen und der Kaufmann fast dauernd zur Reise zwingen. Noch immer sind die Ausland-

produkte die wesentlichsten Handelswaren, aber ihre Zahl hat sich vermehrt und einige im Lande selbst an bestimmten Orten erzeugte Produkte haben sich ihnen zugesellt: seit dem Verdrängen der Leinwandkleidung durch Wollstoffe bilden die Tuche, in feinsten Qualität in Flandern erzeugt, die an Bedeutung immer wachsende Handelsware. Bei dieser Sachlage muß jeder den Markt besuchende Kaufmann für eine regelmäßige Erneuerung seines Lagers sorgen; da aber die Verkehrsverhältnisse eine direkte Verbindung des letzten Großeinläufers mit dem Produzenten ausschließen, so muß der Kaufmannskollege vermittelnd eintreten und die selbe Waare wird wiederholt selbst noch auf deutschem Boden im Großverkehr umgesetzt, ehe sie in die Hände des letzten Verkäufers kommt. Diese wirtschaftliche Nothwendigkeit des mehrmaligen Umsatzes schafft in Verbindung mit den verhältnißmäßig wenigen Handelsplätzen das Handelssystem des späteren Mittelalters, den Etapenhandel, der allein uns das Wesen eines spätmittelalterlichen Handels- und Stapelplatzes verstehen lehrt. Der Etapenhandel hat ein doppeltes Gesicht: er stellt erstens die Organisation des Wanderhandels dar und zweitens zugleich die früheste Form des stehenden Handels.

Ich will an einem konkreten Beispiel diese Verhältnisse erläutern. Die beliebtesten Gewürze des Mittelalters, Safran oder Pfeffer, werden um 1200 von einem italienischen Händler über den Sankt Bernhard nach den Messen der Champagne gebracht, nach Provins oder Troyes; dort erwirbt sie ein kölnischer Kaufmann und bringt sie nach seinem Wohnsitz; ein Bürger von Erfurt kauft die Waare von ihm und bringt sie in die Hände eines Leipziger Kleinhändlers, der sie an den Bürger abgibt. In jener Zeit sind die zwischen 1156 und 1170 zuerst erwähnten Leipziger Märkte nichts mehr und nichts weniger als die an so vielen anderen Orten im Wirthschaftsgebiete der Handelsstädte Erfurt und Magdeburg. Auch die landesherrliche Festlegung des Marktrechtes von 1268 zeigt noch nicht wesentlich andere Zustände: wenn darin auch von irgendwelchen Kaufleuten die Rede ist, mit deren Herren der Markgraf von Meißen vielleicht im Kriege liegen kann, so ist damit über die größere oder geringere Entfernung, aus der die Kaufleute kommen, gar nichts gesagt; und überdies ist die ganze Stelle nichts weiter als die Anwendung des im Mainzer Landfrieden von 1235 niedergelegten Reichsgesetzes. So eifrig wir uns auch in den zeitgenössischen Berichten umsehen: wir finden keinerlei Angabe, die auf eine irgendwie hervorragende Stellung Leipzigs im Handel hinwiese. Sicher ist nur, daß bald nach 1200 Schlesien sein Salz aus Halle zu beziehen anfing und daß dabei die später so genannte „Hohe Landstraße“ benutzt wurde, die zuletzt über Großenhain, Oschatz, Grimma und Leipzig nach Halle führte. Seit etwa 1300 gesellt sich dem hallischen Salz in dem bei Erfurt gebauten Waid ein zweiter Massenartikel zu, der auf der selben Straße nach der Lausitz und Schlesien gebracht wurde. Aber Leipzig war dabei nur ein Durchgangspunkt für den Verkehr und wohl unbedeutender als Grimma und Großenhain; die Zustände um 1360, die aus dem ältesten damals angelegten Leipziger Stadtbuch etwas genauer bekannt sind, unterscheiden sich nicht wesentlich von Dem, was wir sonst von einer Landstadt mit landesherrlicher Burg wissen.

Der große Wendepunkt in der Entwicklung Leipzigs ist die Zeit um 1390: damals beginnt, selbst für die Zeitgenossen bemerkbar, ein wirtschafts-

licher Aufschwung, denn von dieser Zeit an kommen ganz regelmäßig von Süden her die Nürnberger auf die Märkte, beginnen, wie schon vorher in Prag und Frankfurt an der Ober, so auch in Leipzig ihre Waaren aufzustapeln, um sie, so weit sie nicht hier in den Kleinverkehr kommen, weiter nach Schlessien und Polen gelangen zu lassen; Leipzig wurde damit ein Stapelpunkt im europäischen Handel. Was führte aber so plötzlich zu dieser Veränderung der Lage? Die damals sich durchaus umgestaltende Bedeutung Nürnbergs für den internationalen Verkehr.

So lange der Große Sanct Bernhard, dessen Paß ins Rhonethal ausmündet, der bevorzugte und wesentliche Alpenpaß war, blühten die Messen der Champagne, denn die Handelswaaren, die Italien anfangs über Byzanz, später direkt aus dem Orient empfang, bildeten das in Frankreich und Deutschland geschätzteste Handelsmaterial und flandrische Tuche wurden gern dagegen ausgetauscht. Als um 1230 weiter östlich der Sanct Gotthard seine Paßstraße erhielt, kam der Handel besonders ins Rheinthal: Basel, Straßburg und Köln hatten davon den Hauptvortheil; auch Konstanz, Augsburg und Nürnberg kam in gewissen Grenzen schon Etwas davon zu Gute. Nürnberg namentlich, das seiner Naturlage nach auf eine Bevorzugung des Handels hingewiesen und durch die heimische Metallindustrie zum Export allseitig geschätzter Waaren befähigt war, besaß alte Handelsprivilegien; aber seine Wirksamkeit beschränkte sich bis ins vierzehnte Jahrhundert auf Süddeutschland, und zwar bewegte sich der Handel westöstlich und umgekehrt. Eine beachtenswerthe Urkunde von 1332 zählt die 74 Städte auf, wo die nürnberger Kaufleute Abgabefreiheit genießen; es sind die Städte, wo sie regelmäßig, seit längerer Zeit verkehren: unter ihnen wird im Norden nur Lübeck und im Osten nur Eger genannt. Mit Prag bestand allerdings damals (seit 1321) auch schon eine regelmäßige Verbindung, aber die Befreiung vom Ungeld dort wird erst 1339 erwirkt. Die Bestrebungen Karls des Vierten, die östlichen deutschen Lande kulturell zu heben und den westlichen Gegenden näher zu bringen, nützten besonders der Stadt Nürnberg, denn sie lag verhältnißmäßig nah an den Grenzen Böhmens und eine begangene Straße führte über den Böhmerwald direkt nach Prag, dem neuen, von Karl in jeder Hinsicht geförderten Kulturcentrum. Und Prag stand wieder mit dem ebenfalls sehr geförderten Breslau in reger Verbindung. Hier war also dem Unternehmungsgeiste kapitalkräftiger Kaufleute ein weites Feld geöffnet. Im Norden stand Nürnberg mit Lübeck im Verkehr, hatte also Fühlung mit dem Hanjahandel; doch nur auf dem Umweg über Flandern. Daß die Nürnberger in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts auch den Nordosten aufsuchten, beweist das ihnen 1365 vom Polenkönig Kasimir verliehene Privileg, in seinem ganzen Lande frei Handel treiben zu dürfen. Die künftigen Wege waren dem nürnberger Handel also vorgezeichnet, als das für die Kultur des östlichen Deutschland vielleicht wichtigste Ereigniß eintrat. Das war der Bau der ersten für Wagen passibaren Alpenstraße (1387 und 1388) über den Septimer, während der Sanct Gotthard damals nur mit Saumlasten zu passiren war.

In Verbindung mit einer sofort entstehenden Transportorganisation durch die Gemeinden bedeutete dieser neue Paß, der Mailand über Chiavenna und Ghrur mit Konstanz, Lindau, Ravensburg, Ulm, Augsburg und Nürnberg verband, eine plötzliche Verschiebung der Verkehrswege und zugleich eine Steigerung

der Waarenmengen, die man in den Handel bringen konnte, wie sie bis dahin in Deutschland wohl kaum zu verzeichnen gewesen war. Besonders sichtbar ist die Wirkung bei Konstanz, dessen mächtiges Kaufhaus noch vor 1400 entsteht und das wenige Jahrzehnte später als Konzilsort fast der Mittelpunkt der Welt wird. In Italien treten jetzt in Folge der neuen Verbindung mit Deutschland Mailand und Genua als Konkurrenten Venedigs hervor; und in voller Würdigung der neuen wohl erkannten Verhältnisse schließt Nürnberg 1387 einen Zollvertrag mit Sankt Gallen; seit 1398 schweben Verhandlungen wegen eines solchen Vertrages auch mit Mailand.

Daß bei dem plötzlich so gesteigerten Zufluß italienischer Waaren die nürnbergger Kaufleute deren Absatz ins Auge faßten, ist selbstverständlich; eben so, daß sie den Nordosten bevorzugten, zumal hier das neu sich anbahnende Kulturzeitalter viele Bedürfnisse schuf, die Nürnberg fast konkurrenzlos zu befriedigen vermochte. Damals hat der nürnbergger Kaufmann offenbar zahlreiche neue Verbindungen anzuknüpfen versucht, auch mit Leipzig, aber während viele andere Beziehungen vorübergehende Erscheinungen blieben, hat sich Leipzig, offenbar, weil hier der Durchgangsverkehr mit Salz und Waib schon bestand, seitdem eines unverkennbaren Aufschwunges erfreut, so daß man getrost die enge Verbindung mit dem aufstrebenden nürnbergger Großhandel als die Grundlage für Leipzigs Weltstellung bezeichnen darf.

Den Zeitgenossen blieb dieser Vorgang, wie ich schon andeutete, nicht verborgen. Der merseburger Chronist Brotuff erzählt im sechzehnten Jahrhundert, am Johanniemarkte 1387 sei zu Merseburg Feuer ausgebrochen, die fremden Händler hätten sich deshalb von dort weggewandt, zuerst nach Grimma, dann nach Taucha und schließlich nach Leipzig. Das sei der Anfang von Leipzigs Handelsblüthe gewesen. Ziehen wir das rein nebensächliche Ereigniß, den Ausbruch des Feuers, als Ursache ab, so bleibt ein ganz glaubhaftes Bild übrig, das in der merseburger Tradition zwei Jahrhunderte fortlebte und namentlich wegen der bestimmten Zeitangabe werthvoll ist. Ein späteres leipziger chronikalisches Zeugniß sagt ganz allgemein, 1388 sei die Stadt zuerst mit Nürnberg und Augsburg in Verbindung getreten. Wenig später erhoben Leute aus dem Vogtlande, vielleicht aus Plauen, den Vorwurf, der leipziger Böllner habe sie überfordert. Die Beschuldigung erweist sich als ungerechtfertigt und wir dürfen wohl daraus folgern, daß diese Vogtländer damals zuerst die leipziger Märkte aufsuchten und die Handelsujancen des Places noch nicht näher kannten. 1398 wird der erste Fall einer Ausraubung von leipziger Bürgern erwähnt: das Ereigniß spielt sich in der Nähe von Eisleben ab und beweist, daß sich auch leipziger Bürger schon als selbständige Unternehmer hinauswagten. Die Einkünfte des Markgrafen aus den Märkten sind von 26 bis 30 Schock im Jahre 1378 im ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts auf 130 Schock gestiegen; solche Zunahme wäre ohne einen gewaltigen Verkehrszuwachs kaum denkbar. Zur selben Zeit gehen in Schlesien, der Lausitz und der Mark Meissen eine Menge Veränderungen im Verkehrs- und Wirthschaftleben vor, die sich nicht wohl als rein zufällige Ereignisse betrachten lassen; so verbietet König Wenzel der Stadt Bittau 1387 von Nürnberg aus, sie dürfe dauernd ihre alte Straße nach dem Lande Meissen beibehalten; damals muß also eine neue Verkehrsverbindung, die

Bittau umging, geschaffen worden sein. Der ganze Vorgang war für Leipzig so wichtig, weil es dank der Zufuhr von Salz und Waid nach Schlesien und zum Theil nach Polen dorthin schon feste Beziehungen und gangbare Straßen besaß und nun, als die internationalen Waaren Italiens über Nürnberg hinströmten, zum Austauschplatze der Güter wurde, insofern die Wagen, die Salz und Waid holen wollten, als Herfracht die bekannten Produkte des Ostens, insbesondere Pelzwerk, mit sich führten. Ein Zusammenwirken glücklicher Umstände schuf die für Leipzig außerordentlich günstige Lage.

Die erste Ordnung, die das Verhältniß des von Gästen betriebenen Großhandels zu dem Kleinhandel der einheimischen Krämer regelt und die Mindestmengen festsetzt, die noch zum Großhandel gehören, die sogenannte „Tafel in der Wage“, scheint in ihren Anfängen bis auf etwa 1400 zurückzugehen; sie ist entworfen „für die nürnbergger und andere fremde Kaufleute“ und dabei werden unter Nürnbergern alle Oberdeutschen verstanden, Leute aus Augsburg, Ulm, Donauwörth, die mit der nürnbergger Handelskarawane in Leipzig anzukommen pflegten. In dieser Zeit, noch vor 1401, ist auch die erste Spur der späteren Stapelgerechtigkeit zu finden, und zwar mit Bezug auf den Wein: Leipzig gewinnt also als Weinhandelsplatz Bedeutung und die Nürnbergger werden von hier aus den Nordosten mit Wein versorgt haben. Doch bald vollzogen sich andere Verkehrsverschiebungen, die für Leipzig vortheilhaft wurden. In der Mark Brandenburg hatten sich die Städte, zum Theil dem Hansabunde angehörig, bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts stark am Handel betheiligt, vor Allem Frankfurt an der Oder; als aber nach den heftigen Kämpfen um den Besitz der Mark wieder Friede einzog, begannen die Landesfürsten in Feindschaft gegen die politische Macht der Hansa eine Politik des wirtschaftlichen Abschlusses; Frankfurt wurde gezwungen, seine Eigenschaft als Hansastadt aufzugeben, und zugleich begann eine Bedrückung der Fremden, die ihnen das Land verleidete. In dem wettinischen Leipzig hatte man einen neuen geeigneten Etappenpunkt auf der Straße nach Polen und begann, ihn gegen Frankfurt immer mehr zu bevorzugen. Eine ganz plötzliche Veränderung gab es auf einem anderen Feld. Ueber Prag waren die Nürnbergger schon längst regelmäßig nach Breslau gezogen: da brachte das zweite Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts die Hussiten-Unruhen; Böhmen zu betreten, war gefährlich und der Bann drohte außerdem Jedem, der mit hussitischen Ketzern irgendwelchen Verkehr hatte. Der Verlust Böhmens als Absatzgebietes traf Nürnberg schon hart genug; aber nun galt es wenigstens, den Verkehr mit Schlesien aufrecht zu erhalten. Das gelang, wenn man den Weg dorthin durch die wettinischen Lande über Leipzig nahm. Von dort bis Breslau war der Straßenzug fest vorgezeichnet und über das brandenburgische Gebirge, durch Hof und das Vogtland oder über Bamberg, Koburg, Naumburg war Leipzig selbst bequem zu erreichen. Die Kunde, daß von Prag nach Leipzig das Kommerzium den selben Weg gezogen sei, den die den deutschen Universitäten Angehörigen kurz vorher einschlugen, lebt in der nürnbergger Kaufmannschaft noch gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Es war ein für Nürnberg und Leipzig gleich wichtiges Ereigniß. Deutlich veranschaulicht wird Leipzigs internationale Bedeutung in dieser Zeit durch das päpstliche Privileg von 1419, das ohne Schaden für die Stadt und die hier ver-

lehrenden Händler auch den vom päpstlichen Bann Betroffenen den Verkehr auf den Märkten gestattet. Auf die hussitischen Störer dürfte das Breve kaum zu beziehen, die Vergünstigung vielmehr so aufzufassen sein, daß bei dem steigenden Verkehr der Fremden eine persönliche Bekanntschaft mit jedem Einzelnen unmöglich wird und daß Verfehlungen gegen kirchliche Vorschriften, die der Einzelne gar nicht ohne Weiteres als solche empfinden kann, ihm und der Stadt nicht verhängnißvoll werden sollen.

Nach dem Ende der Hussitenunruhen bleiben die während ihrer Dauer entwickelten Einrichtungen bestehen und gestalten sich unter einer jetzt bewußten landesfürstlichen Fürsorge immer weiter aus. Die 1423 an die Wettiner übergegangene sächsische Kurwürde vermehrte deren Macht; und die Stellung der neuen Kurfürsten im Reich gab Gelegenheit zur Förderung der Leipziger Märkte, die bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts dauernd für die Landesfürsten bei ihren politischen Entschlüssen — oft in verhängnißvoller Weise — maßgebend waren. Leipziger Bürger, vielfach allerdings wohl als Beauftragte von Nürnbergern, finden wir jetzt häufig außerhalb, so in Breslau und Posen, Städten, die als Vermittlungsplätze für die Rohproduktion Osteuropas, besonders für Pelzwerk, immer wichtiger werden. Wie nach dem Aufblühen Nürnbergs viele Italiener dorthin übersiedelten, so treffen wir auch bald Nürnberger als Leipziger Einwohner und allerlei Verschwägerungen mit auswärtigen Kaufleuten sind nachweisbar. Aus ganz Mitteleuropa sind jetzt einzelne Besucher der Leipziger Märkte urkundlich bezeugt; und schon 1424 kann ein schwedischer Geistlicher, der hier studirt, durch Vermittlung Lübecks sein Geld auf Wechsel aus Stockholm beziehen.

Je nothwendiger und unentbehrlicher die Güter des Welthandels für jede einzelne Person und jeden einzelnen Ort werden, desto unerläßlicher wird die Regelmäßigkeit des Verkehrs. Das hat Friedrich II. offenbar erkannt und deshalb am ersten November 1458 Leipzig den Neujahrsmarkt verliehen. Ostern — genauer: der Sonntag Jubilate — und Michaelis waren die alten Leipziger Marktzeiten; im Hochsommer aber wurde in Naumburg, das den Nürnbergern am Wege lag, wenn sie durch Thüringen kamen, der Peter-Paulsmarkt abgehalten. Wurde nun noch um Neujahr ein Markt geschaffen, dann besaßen die sächsischen Lande alle Vierteljahre einen Markt; drei dieser Märkte gehörten Leipzig und verschafften ihm ein entschiedenes Uebergewicht über die konkurrierenden Städte der Umgebung. Wie sich die erste kaiserliche Bestätigung von 1466 allein auf diesen neuen Markt bezieht, so beginnen auch in dieser Zeit erst die Streitigkeiten mit Halle, Magdeburg und Erfurt, — ein Beweis, daß man sich dort über die eingetretenen Veränderungen keiner Täuschung hingab. Wenn wir, dem modernen Sprachgebrauch folgend, die vorwiegend dem Großverkehr dienenden Märkte als „Messen“ bezeichnen, so dürfen wir seit 1460 unzweifelhaft von Leipziger Messen reden, trotzdem dieses Wort erst im siebenzehnten Jahrhundert üblicher wird und erst im achtzehnten die Bezeichnung „Jahrmarkt“ völlig verdrängt; zum ersten Mal habe ich die Bezeichnung „Messe“ mit Bezug auf Leipzig im Register eines Coburger Gelichtsbeamten im Jahre 1508 gefunden.

Die Anstrengungen des Rathes, um die Stadt und ihre inneren Einrichtungen den Anforderungen des Großverkehrs entsprechend umzugestalten, allen ins Jahr 1464; und in dem selben Jahr wird auch zuerst die Gemeinde

Niederlage erwähnt: das auf alle Handelswaaren des Großverkehrs ausgedehnte Stapelrecht, dem nur die Landesprodukte nicht unterworfen sind. Nachdem einzelne Nürnberger schon öfter für das ganze Jahr — also auch die Zeit zwischen den Messen — die landesherrliche Erlaubniß zum Handel in den wettinischen Landen erhalten haben, ertheilen die fürstlichen Brüder Ernst und Albrecht 1467 ein allgemeines, für alle aus Nürnberg kommenden Händler giltiges Privileg, das zwar Leipzig nicht ausdrücklich nennt, aber nur in Bezug auf diese Stadt gewürdigt werden kann. Die Ländertheilung von 1485 hatte eine Sonderung der landesherrlichen Interessen im Gefolge. Das war an sich der Entwicklung Leipzigs nicht günstig, aber die Bedeutung der Stadt war doch schon zu sehr gewachsen, als daß sie dadurch Schaden leiden konnte, und die durch die zwei kaiserlichen Privilegien von 1497 und 1507 erfolgte Erhebung der drei Märkte zu Reichsmessen machte Alles wieder gut, was die Landestheilung an Gefahren mit sich gebracht hatte. Jetzt standen die Messen selbst und ihre Besucher staatsrechtlich unter dem Schutz des Reiches, Leipzig trat mit der Reichsstadt Frankfurt am Main in eine Linie und hat als einzige Landstadt in ganz Deutschland seine Bedeutung gewonnen. Das Wesentlichste an den Privilegien war vielleicht die Festlegung des Stapelrechtes in einem Umkreis von fünfzehn Meilen; denn auch das nur vierzehn Meilen entfernte Erfurt kam damit in den reichsrechtlich verbrieften Bannkreis Leipzigs zu liegen.

In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts scheint sich der Eigenhandel der Leipziger besonders zu entwickeln; namentlich besuchen sie jetzt in größerer Zahl regelmäßig die frankfurter Messen, die damals von allen in Deutschland bestehenden die größte internationale Bedeutung hatten. Wir finden nun auch einige charakteristische Fälle vom Handel mit Edelmetall, der ja in der Regel dem Waarenhandel folgt; leipziger Großhändler werden zugleich die Bankiers auswärtiger Gemeinwesen. Das größte Bankhaus der Zeit, das der Fugger zu Augsburg, hat einen leipziger Rathsherrn, Andreas Mattstedt, zu seinem Faktor bestellt: er war es, der die vom leipziger Dominikaner Tekel vereinnahmten Ablassgelder an die päpstliche Kammer beförderte. Zugleich wird Leipzig als Stapelplatz immer wichtiger, da die Zeit den Handel immer seßhafter macht; die Bedeutung als Etappenpunkt auf der schlesisch-polnischen Straße geht entsprechend zurück; Polen und Ungarn werden jetzt nicht mehr in ihrer Heimath aufgesucht: sie sind selbst ständige Gäste auf den Messen geworden. Dagegen wird der erste Versuch gemacht, mit Rußland in direkte Verbindung zu treten; in größerem Umfang werden allerdings erst um 1570 Handelsfahrten dorthin unternommen. Nach einem Jahrhundert erscheinen endlich auch die Russen als Meßgäste. Am ganzen sechzehnten Jahrhundert ist die Tendenz zu beobachten, den Meßverkehr auf das ganze Jahr auszudehnen, und nur mit Mühe gelingt es, ein weises Maßhalten durchzusetzen. Die Klagen über Handelsgeschäfte Fremder zwischen den Messen mehren sich; die Meßzeiten, ursprünglich auf eine Woche beschränkt, sucht man künstlich zu verlängern. Die einheimischen Handwerker und Kleinhändler ereifern sich über die Fremden und dem Rath und dem Landesherrn fällt die schwierige Aufgabe zu, berechnigte Wünsche von unberechtigten Forderungen zu unterscheiden, ohne die Fremden durch allzu strenge Maßnahmen zu verschrecken.

In dieser Zeit gewinnt die Stadt auch baulich ihr ganz charakteristisches Aussehen: die noch heute vorhandenen Höfe entstehen, deren bedeutendster, „Auerbachs Hof“, um 1530 erbaut, zum Sammelplatz der Nürnberger wurde. Die Leipziger sind nicht wenig stolz auf ihre „Gewölbe“, die massiven Erdgeschosshäuten mit geräumigen Kellern und hinteren Lagerräumen, auf die leichter gebaute Stockwerke mit zahlreichen Unterkunfsträumen gesetzt sind. Das noch heute erhaltene Haus Nikolaistraße 9, das Eckhaus des Schuhmachergäßchens, in seiner jetzigen Form um 1680 entstanden, veranschaulicht diesen Typus einigermaßen. Diese Gewölbe werden von den Fremden auf die Dauer gemiethet, und zwar so, daß der recht beträchtliche Miethzins in drei gleichen Theilen zu jeder Messe bezahlt wird. 1529 ward ein solcher Verkaufs- und Lagerraum für 27 Gulden — zu jeder Messe 9 Gulden — vermietet. Die Waaren bleiben in der Zeit zwischen den Messen meist lagern, der Eigenthümer nimmt den Schlüssel zum Gewölbe nach seiner Heimath mit und kommt zur nächsten Messe wieder, um das Lager zu vervollständigen und möglichst viel davon umzusetzen.

Um das Jahr 1550 werden alle Waaren, die der Welthandel kennt, auch in Leipzig gehandelt und regelmäßig werden in Preiscouranten die hiesigen Preise mit den frankfurtern verglichen. Seit sich, nach Entdeckung des Seeweges nach Indien und der Erschließung Amerikas, der Weltverkehr zum wichtigsten Theil auf der See abspielte, hatten sich die alten Handelsketten nicht nur verändert, sondern ihre Zahl war auch viel geringer geworden. Vissabon war für Europa der Einfuhrstapel aller außereuropäischen Waaren und der letzte Großeinkäufer hatte die Möglichkeit, höchstens mit einem einzigen Zwischenumsatz von dort zu beziehen: so sehr hatten sich Produzent und Konsument einander genähert. Die Verringerung der Zwischenumsätze wird auch das Hauptziel der leipziger Großhändler; sie suchen vor Allem die osteuropäischen Rohprodukte direkt zu beziehen und scheiden im Verkehr mit Rußland die Vermittlung der Polen aus. Die Polen führen bereits aus eigener Initiative Felle und Häute, Leder und Talg aus, ganz abgesehen von den gewaltigen Ochsenheerden, die schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis Mitteldeutschland, ja, bis Nürnberg getrieben werden. Auch das damalige — vorwiegend agrarische — Deutschland deckte seinen Bedarf an Schlachtvieh nicht. Ungarisches Kupfer, das Eigenthum süddeutscher Bergwerkunternehmer, wird über Leipzig in den Handel gebracht, aber jeder Wagen, der Rohprodukte von Osten her nach Leipzig bringt, tauscht viel kostbarere Kolonial- und Industrieprodukte dagegen ein. Wie sich der Meßverkehr hebt, so gewinnt auch die Stadt außerhalb der Meßzeiten immer mehr den Charakter des Verkehrsmittelpunktes: bezeichnend dafür ist die Thatsache, daß 1550 die politischen Nachrichten aus dem Norden und Osten hier zusammenlaufen und, neu bearbeitet von Berufskorrespondenten, den Vorläufern unserer Zeitungredakteure, weiter befördert werden.

Bis nach 1560 entwickelt sich in diesen Bahnen Alles ruhig weiter. Nürnberg erreicht seine höchste Blüthe und Leipzig nimmt daran Theil, denn fast die Gesamtzahl der nürnbergischen Großhändler steht mit Leipzig in dauernder Verbindung. Aber schon war eine andere, allmählich angebahnte Verbindung für Leipzig von größter Bedeutung geworden: die mit den Niederlanden. Als nun dort die politischen und religiösen Unruhen ausbrachen und viele Großhändler

von Antwerpen nach dem durch seine englische Kolonie aufblühenden Hamburg übersiedelten, bedeutete diese Wanderung abermals für Leipzig einen nicht vorhergesehenen Glücksfall. Auch Nürnberg suchte sofort die Verbindung mit Hamburg; aber sein Stern verblaßte schon langsam, da für Italien, von dem es lebte, das Ende der Handelsmachtstellung herannahte. Noch immer verkehren die Nürnberger auf den Leipziger Messen, aber sie sind längst nicht mehr die wichtigsten Händler; während des Dreißigjährigen Krieges geht dann ihr Einfluß beträchtlich zurück, denn ihr Handel mit „kostbarer“ Waare, wie Seide und Safran, liegt darnieder und nur billige Metallwaaren — namentlich der bekannte „Nürnberger Trichter“ — und Pfefferkuchen, deren Verkäufer zu Fuß nach Leipzig pilgern, bilden noch die Meßwaaren.

Als nach dem Dreißigjährigen Krieg der kulturelle Einfluß Frankreichs zunimmt, tritt Leipzig auch mit Franzosen in lebhafte Verbindung; schon vor der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) beginnt eine starke französische Einwanderung in die Pleiße- und Neustadt; die reformirte Kirche wird 1730 als die „französische“ bezeichnet. Die im Lauf der Reichskriege über französische Waaren verhängte Handelsperre nützte besonders England, das im ganzen achtzehnten Jahrhundert seine Kolonialwaaren und Industrieprodukte über Leipzig im mittleren und östlichen Deutschland absetzte. Die Verbreitung der narkotischen Gengifte — Kaffee, Thee, Tabak — in den weitesten Kreisen des Volkes vermehrte wieder einmal die Zahl der Handelsartikel und in diesen Tagen, etwa 1710, schlägt Leipzig auch seinen bisherigen Konkurrenten Frankfurt am Main; es wird zur anerkannt ersten Handelsstadt im deutschen Binnenlande, ja, im östlichen Europa. Was Leipzig, namentlich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, für Deutschlands geistiges Leben bedeutet hat, ist bekannt. Zwar hat der Siebenjährige Krieg Leipzig wohl schlimmer als andere Plätze heimgesucht; aber weder die Last der Kontributionen noch die emsige Kleinarbeit Friedrichs des Großen, mit der er das Wirthschaftsleben in seinen Ländern zu heben suchte, vermochte Leipzig Abbruch zu thun. Auch die napoleonischen Kriege haben, trotz der Kontinentalsperre, den Leipziger Handel kaum geschädigt und in der folgenden Friedenszeit breitete er sich so rasch aus, daß das Jahr 1833 den relativ größten Waarenzufluß bringen konnte, den Leipzig erlebte. Und ausländische Waaren beherrschten den Markt.

Bei der Theilung Sachsens hatten die Leipziger Großkaufleute wegen der Nähe der preussischen Grenze den Ruin der Messen prophezeit, aber die Erfahrung der Folgezeit erwies die Prophezeiung als irrig. Der Anschluß Sachsens an den Zollverein (1833) gab den Propheten abermals reiche Gelegenheit, ihr Talent zu entfalten. Ein endgiltiges Urtheil ist hier kaum möglich, denn ehe noch das neue Zollsystem ausgebaut war, erfuhr die gesammte Volkswirtschaft eine Umwandlung, deren Symptom, aber nicht Ursache der Eisenbahnbau war. Auch auf diesem Gebiet ergriff Leipzig die Initiative. Der Waarenverkehr bisher an wenige bevorzugte Straßen gebunden, vertheilte sich jetzt in unendlich viele Kanäle, so daß eine Aufstauung der Waaren an wenigen Meßplätzen unthunlich, ja, unmöglich wurde. Damit war die alte überragende Stellung Leipzig als Handelsplatz verloren; es wurde aber, wie alle Großstädte, zum Mittelpunkt eines kleineren, durch keinen Stapelzwang abgegrenzten Wirthschaftsgebietes, nah

absolut unter den veränderten Verhältnissen sichtlich zu und selbst die Messen sahen einen unter den neuen Verkehrsmitteln immer größeren Zufluß von Menschen und Waaren; der leipziger Messerverkehr hat wohl in den sechziger Jahren seinen Höhepunkt erreicht.

Die Messen von heute sind etwas völlig Anderes als die Messen bis etwa 1840. Damals waren sie die Vorbedingung für Leipzigs wirthschaftliche Bedeutung, heute sind sie nur eins von den vielen Mitteln, die in der Gegenwart zusammenwirkend dem wirthschaftlichen Gedeihen der Stadt dienen. Die alten Messen brachten stets große Waarenmengen in natura in die Stadt; heute handelt es sich hauptsächlich um Musterausstellungen. Die alten Messen sind im modernen Wirthschaftsleben nicht mehr nöthig und deshalb abgestorben; die neuen haben eine — freilich bescheidene — Zukunft. Und Leipzig war ein Glück beschieden, das Städten wie Köln und Nürnberg einst versagt blieb: es brach nach dem Verlust seiner alten Vorortstellung im Handel nicht in sich selbst zusammen. Wenn es auch heute nicht mehr als jede andere Großstadt im Weltverkehr steht, so brauchte es doch nicht zuzusehen, wie ein jüngerer Rivale das Erbe seiner wirthschaftlichen Weltstellung antrat.

Leipzig.

Dr. Armin Tille.



Triumphator und Narr.

Es war 1880; der Frühlingsabend, den wir Schweden nie vergessen, weil wir ihn jedes Jahr feiern. Und es war auf der Blockhauslandzunge an der Einfahrt von Stockholm. Da stand ein altes Paar, Landleute, einfache Menschen, die den größeren Theil des arbeitreichen Lebens zusammengewandert waren. Sie spähten aufs Fahrwasser hinaus, das unter den thränendüggigen Sternen im Dunkel lag, und betrachteten einen Mann, der in der Finsterniß mit etwas Unbekanntem draußen auf der Landungsbrücke hantirte. Lange standen sie, sehr lange; bald blickten sie auf das dunkle Fahrwasser hinaus, bald in den großen Lichtschein der Stadt. Endlich sahen sie eine Laterne draußen auf dem Fjärd, zwei Laternen, viele Laternen. Da drückten die Alten einander die Hände und dankten in der Stille, unter den Sternen, Gott, daß er ihren Sohn ihnen wiedergegeben habe. Der hatte nun seinen Theil an der großen Ehre der großen That, Asien umsegelt zu haben; und war ein ganzes Jahr als tot betrauert worden. Er war allerdings nicht der Erste gewesen; aber er war dabei gewesen. Jetzt sollte er beim König essen, Ordenssterne bekommen und zu Etwas ernannt werden, das auch Brot geben würde. Für eine nationale Belohnung vom Gelde hatte der Reichstag schon gestimmt.

Die Laternen wurden heller und kamen näher; ein kleines Dampfboot brachte einen großen dunklen Schoner, der in der Nähe so einfach aussah wie ein anderes großes auch. Und jetzt sah man den Mann bei der seltsamen Zusammenkunft mit einem Streichholz Feuer anreißten.

„Was kann Das sein?“ fragte der Alte. „Es sieht aus wie große, große Stearinlichte.“ Und sie gingen näher, um es anzusehen.

„Es sieht aus wie ein Trockengestell für Fischgeräthe“, sagte die Alte, die von der Küste war.

Ratsch! Itz-ch! Si-si-si-si! sagte es; und die Alten waren von Feuer und Flammen umwirbelt.

Und zu den Sternen des Himmels hinauf stiegen nun ganze Feuerbündel, die hoch oben neue Sterne entzündeten, daß ein Sterngucker, der sie von seinem Observatorium aus sähe, glauben müßte, aus Himmelsgewölbe seien neue Gestirne gekommen. Und es kam wirklich etwas Neues, am Himmel und auf Erden, mit dem Jahre 1880: neue Gedanken kamen in neue Herzen, neues Licht und neue Entdeckungen. Unkraut kam ja auch mit dem neuen Weizen; aber das Unkraut soll stehen bleiben, Feuchtigkeit und Schatten geben und zur Erntezeit vom Weizen gesondert werden. Aber dabei soll es sein, denn es gehört dazu, wie die Spreu zum Korn.

Es war jedenfalls eine richtige Kaketenkiste; und als sich der Rauch zerstreut hatte — denn der Rauch gehört zum Feuer —, war der Staat vorbei.

„Es wäre doch nett gewesen, wenn wir heute Abend mit in der Stadt hätten sein können!“ sagte die Alte.

„Nein!“ sagte der Alte; „wir hätten nur gestört und geringe Leute, die sich vordrängen, scheinen leicht hoffärtig. Den Jungen treffen wir morgen immer noch, wenn er von seiner Braut frei kommt, die ihm näher steht als wir.“

Das war von dem Alten verständig gesagt. Und die Alten müssen Verstand haben; denn wer sollte ihn sonst haben?

Und dann gingen sie in die Stadt.

Nun wollen wir sehen, wie es dem Sohn erging.

Er war Seemesser an Bord und hatte die Tiefe des Meeres gemessen, die Höhe des Landes und die scheinbare Bewegung des Himmels; er konnte sagen, wie früh oder spät es sei, wenn er nur nach der Sonne sah, und er wußte, wie weit sie gefahren waren, wenn er nach den Sternen guckte. Er war ein gewaltiger Mann und glaubte auch, sowohl Himmel wie Erde in seiner Hand zu haben. Er maß die Zeit aus und rückte an der Uhr der Ewigkeit. Als er jetzt im Hause des Königs Gast gewesen war und einen Stern auf den Rod bekommen hatte, da war ihm doch, als sei er gleichsam vornehmer als die Anderen; er wurde nicht gerade hoffärtig gegen seine armen Eltern oder seine Braut; aber sie merkten es, wenn sie auch nichts sagten. Und vielleicht war er etwas stramm; denn dazu hatte er Anlage.

Nun waren die großen Festlichkeiten in der Hauptstadt vorbei und die Studentenschaft wollte den heimgekehrten Helden auch huldigen. Und so reiste sie dahin.

Die Studenten sind ein besonderes Volk; sie lesen nur die Bücher des Doktor Allwissend und glauben darum, sie wüßten mehr als Andere. Und sie sind junge Leute und darum gedankenlos und grausam.

Als nun die alten Doktoren mittags ihre verständigen und achtungsvollen Reden zur Ehre der Seefahrer gehalten hatten, sollten die Studenten nachmittags einen Festzug veranstalten.

Der Seemesser saß mit seiner Braut auf einem Balkon neben den anderen großen Herren; die Kirchenglocken läuteten, die Kanonen schossen; es wurde trompetet, getrommelt, geflaggt und gewinkt. Und dann kam der Zug. Zuerst war das Schiff zu sehen, mit Matrosen und Allem; dann kamen Walrosse und Eisbären mit Dem, was dazu gehört; dann verkleidete Studenten, die Helden vorstellten. Der Große selbst war da mit seinem Pelz und seiner Brille. Recht würdig war es vielleicht nicht und die Ehre war ja so so la la, auf die Weise abkonterfeit zu werden; doch mochte es hingehen. Wohlgemeint war es jedenfalls. Dann kam Der, dann Jener, — Alle von verkleideten Studenten dargestellt. Zuletzt kam der Seemesser. Er war gewiß kein schöner Mann; doch Das braucht ein Mann auch nicht zu sein, wenn er nur ein tüchtiger Seemesser oder sonst etwas Tüchtiges ist. Aber so hatten sie ihn abkonterfeit: einen richtigen häßlichen Greiner hatten sie zu seinem Stellvertreter ausgewählt. Das ging noch; aber die Natur hatte ihm den einen Arm zu kurz gemacht und Das hatten sie auch angedeutet. Das war häßlich, denn ein Gebrechen ist Etwas, wofür man nicht kann. Aber als der Narr, der den Seemesser spielte, an den Balkon herankam, sagte er mit schonischem Accent Etwas, das den Seemesser lächerlich machen sollte, weil er Schone war. Das war dumm, denn Jeder spricht die Mundart, die er von seiner Mutter gelernt hat; und die soll man ehren.

Daß alle Leute lachten, war ja eine Höflichkeit, da man gratis unterhalten wurde; aber daß die Braut in ihrem Herzen verletzt wurde, war in der Ordnung, denn sie wollte ihren zukünftigen Gatten nicht lächerlich gemacht sehen. Der Seemesser wurde finster und stumm. Alle Festfreude war für ihn dahin. Doch er durfte es nicht zeigen, denn dann hätte man ihn für dumm gehalten, weil er keinen Scherz verstand. Aber nun kam das Schlimmste. Der Narr tanzte vor und machte Affenpöffen, die ein Rebus auf den Namen des Seemessers sein sollten, auf den Zunamen, den er von seinem Vater geerbt, und den Vornamen, den er bei der Taufe von seiner Mutter erhalten hatte; die ihm heilig waren, und die er nicht ändern wollte, obgleich sie ein Wenig prahlerisch klangen. Da wollte er sich erheben und gehen, aber die Braut hielt ihn zurück und er blieb sitzen.

Als der Aufzug vorbei war und Alle sich auf dem Balkon erhoben hatten, trat der Große an die Braut des Seemessers heran, legte die Hand freundlich auf ihre Achsel und sagte mit seinem guten Lächeln: „Sie haben hier zu Lande eine sonderbare Art, ihre Größen zu feiern. Das muß man eben hinnehmen.“

Am Abend war ein neues Fest, das der Seemesser auch mitmachte; aber Vergnügen war dahin. Es kam sich so klein vor, seit er ausgelacht worden; er war ja kleiner als der Narr, der als Possentreifer sein Glück gemacht; und darum war er verzagt, unruhig vor der Zukunft und zweifelte an selber. Und wohin er in dem großen Garten ging: überall sah er sein Abbild in dem Narren, der überall war. Und er sah seine Fehler vergrößert, Hoffahrt, seine Großiprecherei nachgeahmt; und das Schlimmste war, daß geheime Gedanken und Neigungen verrathen waren.

In drei qualvollen Stunden hatte er das Rechenschaftsbuch seines Gewissens durchblättert; und was kein Mensch ihm zu sagen gewagt, hatte der Narr nun gesagt. Es ist gut, sich selbst zu erkennen; Sokrates nennt es sogar das höchste Gut; und gegen Ende dieses Abends hatte der Seemesser sich überwunden, sich selber seine Schwächen bekannt und beschlossen, sich zu ändern.

Da ging er an einer Gruppe vorbei und hörte eine Stimme hinter einer Hecke sprechen: „Merkwürdig, wie sich der Seemesser zu seinem Vortheil verändert hat! Er ist ja ein wirklich angenehmer Mensch geworden.“ Das that ihm im Herzen wohl. Doch im Grunde seiner Seele freute ihn ein Wort von seiner Braut: „Du bist so nett heute Abend; und darum bist Du hübsch!“

Er hübsch? Das war ein Wunder; und die geschehen ja jetzt nicht mehr. Doch er mußte es glauben, da er wußte, daß er häßlich war.

Schließlich schlug der Große ans Glas und hielt eine Rede, die ungefähr so lautete: „Wenn der römische Sieger seinen Triumphzug hielt, stand immer ein Sklave hinter ihm auf dem Wagen, der dem Feldherrn zurief: ‚Bedenke, daß Du nur ein Mensch bist!‘ Und neben dem Biergespann des Siegers, dem von Senat und Volk gehuldigt wurde, ging ein Narr, der den Werth des Triumphes durch seine Schmähungen verringerte und in Schimpfliedern den Charakter des Triumphators in den Staub zog. Das war eine alte gute Sitte, denn nichts ist dem Menschen so gefährlich wie der Wahn, er sei ein Gott, und nichts ist den Göttern so unangenehm wie der Uebermuth der Menschen. Meine jungen Freunde! Was wir Heimgekehrten vollbracht haben, ist vielleicht überschätzt worden; der Siegesrausch ist uns wohl zu Kopf gestiegen. Darum war es wohlthuend, heute Ihre Narrenpossen zu sehen. Ich beneide den Narren nicht etwa um seine Rolle, noch lasse ich mich verleiten, an Ihre schönen Absichten zu glauben, — weit entfernt; aber ich danke Ihnen jedenfalls für die etwas eigenthümliche Huldigung, die Sie uns dargebracht haben. Sie wird mich lehren, daß ich noch viel zu erobern habe, und mich stets, wenn die Vergötterung mich in Versuchung führt, daran erinnern, daß ich nur ein Mensch bin!“

„Bravo!“ schrie der Seemesser.

Und das Fest nahm seinen Fortgang. Aufrichtige Freude und Fröhlichkeit herrschten und wurden selbst von dem Narren nicht gestört, der sich beschämt zurückgezogen hatte und verschwunden blieb.

Das war der Seemesser und der Große. Jetzt werden wir sehen, wie es dem Narren erging.

Der Narr, der während der Rede des Großen am Tisch stand, hatte vom Seemesser einen Blick bekommen, so einen Blick, der gleich einem kleinen Feuerpfeil eine große Festung anzünden kann. Und der Narr war besessen, als hätte seine Kleider Feuer gefangen; und er lief in die Nacht hinaus. Er war netter Mann. Narren und Büttel sind allerdings auch Menschen, aber von unseren besten. Viele Fehler und Schwächen hatte er auch, wie wir; aber die verstand er zu verbergen. Nun geschah etwas Merkwürdiges. Er den ganzen Tag lang dem Seemesser nachgeahmt hatte, war er, auch dem Einfluß des Rausches, so in seine Rolle hineingetrochen, daß er nicht wieder aus ihr herauskommen konnte; während er die Fehler und Schwächen des

messers darstellte, hatte er sie gleichsam selbst angenommen; und der Blick des Seemessers hatte sie in den Grund seiner Seele hinuntergestoßen, wie der Lade- stoß die Pulverladung hinunterstößt. Er war vom Seemesser geladen: und darum fing er zu schreien und zu prahlen an, als er auf die Straße hinauskam. Diesmal aber hatte er Pech. Gleich kam nämlich ein Polizeikonstabler und bat ihn, still zu sein. Der Narr antwortete etwas Lustiges, mit dem schonischen Accent des Seemessers. Das gab eine schöne Geschichte. Der Konstabler, der zufällig aus Schonen war, nahm es übel auf und wollte den Narren ins Loch stecken. Nun fällt es Narren eben so schwer, Ernst zu verstehen, wie der Polizei, Scherz zu verstehen, und darum leistete der Narr gewaltsamen Widerstand gegen den Versuch, ihn zu arretiren. Die Folge war, daß der Haselstoß herauskam und es Hiebe setzte. Dann ließ man den Narren laufen.

Jetzt, meint wohl Mancher, hätte es der Strafe genug sein können; wars aber nicht.

Der Narr fühlte sich durch die Bückigung ganz und gar nicht gebessert; eher in seinem Herzen verbittert. Wie ein Sioux-Indianer, ging er nun auf den Kriegspfad, um zu sehen, an wem er sich rächen könne. Der Zufall leitete seine Schritte in die Zollstraße hinunter und in ein Bauernquartier hinein. Um einen Tisch auf dem Hof saßen Bauern und Müller und tranken bei einer Laterne auf das Wohl der großen Männer. Als sie den Narren erblickten, nahmen sie ihn für den Seemesser und waren höchlich erfreut, als er sich so gemein machen wollte, mit ihnen ein Glas zu trinken. Jetzt flog der Hochmuthsgeist in die Pulverkammer des Narren und er fing Feuer. Er sprach große Worte von seinen großen Thaten: er habe recht eigentlich die Expedition geleitet; denn hätte er nicht die Tiefe des Meeres gemessen, so wären sie auf Grund gestoßen; und hätte er nicht in den Sternen gelesen, so wären sie niemals heimgelehrt.

„Schmaß ' klatschte ' es. Und der Narr hatte ein Ei mitten zwischen den Augen.

Und der Müller sprach: „Der Seemesser ist ein Prahlhans. Das wußten wir schon. Er wars, der im Blatt sagte, der Große sei ein Humboldt.“

Jetzt flog die andere Schwäche des Seemessers in den Narren hinein und ließ ihn sprechen, was nicht wahr war: „Der Große ist auch ein Humbug!“

Das war zu viel und ging nicht in die Bauern hinein. Sie erhoben sich dagegen und banden den Narren mit einem Ochsenzügel an einen vollen Mehlsack. Mit feinstem gesiebten Weizenmehl wurde ihm das Gesicht geschminkt; mit einer Lichtschnuppe aus der Laterne wurde er gezeichnet. Inzwischen nähte ihn ein Müllerknecht mit Schneidernadel und Segelgarn an den Sack fest. Das igte noch nicht. Mit der Laterne an der Spitze zog die Bauernschar die re, den Mehlsack und den Narren auf die Straße und bis auf den großen rkt. Dort wurde der Narr dem lachenden Volke gezeigt. Das war ihm recht!

Als er frei kam, drückte er sich weg und setzte sich auf eine Treppe, um weinen. Der große Kerl weinte. Es war beinahe schade um ihn.

Stockholm.

August Strindberg.



Wissenschaft und Leben.

Daß unsere Erkenntniß dem Leben nicht mehr diene, darüber werden die Klagen immer lauter und eindringlicher. Durch ganz Europa weht ein antiwissenschaftlicher Geist. Tolstojs Anschauungen, Nietzsches Werthungen und der Standpunkt des bekannten französischen Katholiken, der das Wort vom Bankbruch der Wissenschaft prägte, sind nur einzelne Symptome der selben intensiven Bewegung der Gemüther.

In der That haben die glänzenden Erfolge der naturwissenschaftlichen Disziplinen und die bleibenden Errungenschaften einiger Geisteswissenschaften nur eine einheitliche, materiell technische Kultur zu zeitigen vermocht; das Streben nach einem großen Stil der Lebenshaltung, die Tendenzen nach einer innigen Beziehung zwischen der Kunst und der Wissenschaft und der beiden vereinigten Kultursphären mit dem vollen, realen Leben sind durch sie nur gekreuzt und gehemmt worden. All die schöpferischen Synthesen, deren das zwanzigste Jahrhundert förmlich harret, die durch die Erzeugnisse früherer Kulturentwickelungen genügend vorbereitet wurden, werden, wenn es bei dem heutigen Stande der Dinge bleibt, noch geraume Zeit ihre embryonale Gestaltung bewahren. Jedem, der weit abseits von all den Erneuerungsversuchen des Rationalismus sowohl als von aller Hypertrophie des rein Animalischen und Instinktmäßigen lebt, muß ohne Weiteres klar sein, daß nicht in einer Auflösung, sondern in einer Umformung der Wissenschaft das Heil liegt. Nicht nur die abstrakte Liebe zur Erkenntniß, sondern das viel konkretere Streben nach Beibehaltung der allgemeinsten methodischen Ergebnisse unserer Zeit bildet das selbstverständliche a priori eines jeden wirklich Modernen. Diesen Standpunkt darf man nicht verlassen, wenn man die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Leben aufs Neue prüft.

Auch unter den Höchstgebildeten dürfte es nicht Wenige geben, denen das Wesen des Wissenschaftsbegriffes noch fremd ist. Darüber dürfen wir uns nicht wundern. Denn erst in langsamer und allmählicher Entwicklung haben Philosophie und Naturwissenschaft den rohen Substanzbegriff verlassen und sich der Heuristik zugewandt. Wie lange ist es her, seit man auch innerhalb der exakten Gebiete mit dem metaphysischen Prinzip einer absoluten, scheinbar lückenlosen Erklärung der Dinge gebrochen hat? Auch die exakten Forscher müssen sich daran gewöhnen, nur mit relativen Ewigkeitwerthen zu wirthschaften. Die gesichertsten Ergebnisse sind nur bessere Formen der Anpassung an unsere Art, die Dinge zu sehen. Alle Fortschritte der Wissenschaft führen im Grunde nur zu dem jeweiligen Streben nach einer besseren Beschreibung der Phänomene. Wissenschaft ist Oekonomie des Denkens: diese Formel, die wir Ernst Mach danken, macht am Besten auch dem Laien in philosophischen Problemen den Standpunkt klar, auf den es allein hier ankommt. Damit ist der modernste Wissenschaftsbegriff gegeben.

Ich will gegen diesen Wissenschaftsbegriff nicht etwa polemisieren. Er ist ja durchaus richtig. Auch steht die Fruchtbarkeit dieses regulativen Prinzips außer jedem Zweifel. Aber Machs Formel bedarf einer positiven Ergänzung, weil sie für die Festsetzung eines Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Leben nicht ausreicht, weil in ihr nicht die wichtigen Absichten verzeichnet sind, deren Ziel ist, auch über die intimeren Beziehungen wissenschaftlicher Thätigkeit und

des Wissenschaftsbetriebes Auskunft zu geben. Zunächst muß festgestellt werden: die Wissenschaft kann ohne Subjektivität nicht auskommen. Eine objektive Erkenntnis, ganz ohne individuelle Färbung, giebt es kaum in der Mathematik. In allen übrigen Disziplinen ist das subjektive Element, trotz allen gegentheiligen Versicherungen der Forscher, stets zu finden. Liebig hat in seiner Abhandlung über Bacon schon vor Jahrzehnten gesagt, das wirkliche Experiment unterscheidet sich von der wissenschaftlichen Spielerei dadurch, daß ihm eine vorgefaßte, bestimmte Idee, eine klare Absicht des Forschers zu Grunde liege. Die Pläne der Gelehrten, die Absichten und Forschungstendenzen der wirklich schöpferischen Geister aber darf man nicht künstlich ihrer Subjektivität entkleiden, wenn man dem Problem, wie Wissenschaft entsteht und wirkt, ernstlich nachgehen will. Ich will von den Geisteswissenschaften ganz schweigen. Aber in Physik und Chemie herrscht überall das Unbewußt-Subjektive. Man kommt selbst bei der Erfassung der Probleme, die scheinbar nur von einem rechnerischen und durchaus beweisenden Faktor getrieben werden, auf verschiedenen, subjektiv nuancirten Wegen zum selben Resultat. Ein klassisches Beispiel dafür ist der erste Hauptsatz der Energetik, den zwei Deutsche und ein Engländer fast zur selben Zeit entdeckt haben. Und sehr verschieden ist die Art, wie selbst die beiden Deutschen (Robert Mayer und Helmholtz) zu dieser grundlegenden Theorie der modernen Naturwissenschaften gelangt sind. Neben der Astronomie ist die Mechanik das gesichertste Feld menschlicher Erkenntnis. Die Ergebnisse sind völlig abgeschlossen; darum konnten Dühring und Mach schon eine so glänzende Geschichte dieser Wissenschaft schreiben. Und diese so exakte und abgeschlossene Disziplin kann auch, wie das Beispiel von Herz zeigt, in einer von der gewöhnlichen Weise ganz abweichenden Art dargestellt und gelehrt werden. All diese subjektiven Färbungen berühren freilich kaum die Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnisart selbst. Aber auch diese sind keineswegs frei von der Einwirkung des sozialen Milieus; Rasseeigenheiten, eine national gefärbte Art, die Dinge zu erfassen, machen sich auch im rein Wissenschaftlichen geltend. Ist es denn ein Zufall, daß die Deszendenztheorie Darwins unter dem Einfluß der ganzen englischen Entwicklung der vierziger und fünfziger Jahre anders ausfiel als die Theorie Lamarcks? War Großbritannien mit seinen Zuchtpferden, den unzähligen künstlichen Variationen, die damals schon der praktische Sinn des Engländers vielen Thierarten entlockte, nicht der wirksame Hintergrund für die Entfaltung der Talente Darwins? Ist es ein Zufall, daß ein Zoologe und ein Botaniker im selben England zur selben Zeit zu ähnlichen Resultaten gelangten? Selbst wenn der Satz Kants: „In der Naturwissenschaft ist nur so viel Wissenschaft, wie viel Mathematik“ richtig wäre, würden wir überall leicht und rasch auf die Grenzen rein objektiver Wirksamkeit stoßen. Wenn man aber bedenkt, daß für das ganze Gebiet der Ausspruch des großen königsberger Denkers noch nicht gilt, für andere nie gelten wird, wenn man die zahlreichen Geisteswissenschaften mit ihrem komplizirten Problemenaufbau, mit ihrem individuelleren Gepräge berücksichtigt, wird man förmlich gedrängt, von aller Wissenschaft zu behaupten: „Hier waltet überall das Subjektive.“ Aber es wird, wie schon angedeutet wurde, nicht zu einem bewußten Faktor im Wissenschaftsbetrieb erhoben. Die Gelehrten und Forscher

schämen sich ihrer Subjektivität, die gerade die schönsten Früchte zeitigt. Da es nun einmal eine objektive Wissenschaft nicht giebt, ist die Herrschaft dieses Unbewußt-Subjektiven nicht ohne Gefahr für die moderne Kultur. Das Wesentliche in der Erfassung der Probleme wird dadurch nicht gerade gefördert; über die Entstehungsbedingungen wissenschaftlichen Schaffens werden Schleier gebreitet. Wir leben im Zeitalter der Heuristik. Das rein regulative, deskriptive, nur ordnende Moment der modernen Wissenschaft, die Ökonomie des Denkens bedingen auch eine ganz andere Einsicht in den Prozeß des wissenschaftlichen Schaffens als die früheren Forschungsprinzipien. Für die ältere Wissenschaft war das eigentliche Schaffen des Forschers gleichgiltig. Diese Gleichgiltigkeit hört in dem Augenblick auf, wo wir erkannt haben, daß nur durch größere Anpassung an unsere Art, die Dinge zu sehen, wissenschaftliche Fortschritte möglich sind. Nun tauchen in ganz organischer Weise die Probleme auf: Welche sind die Bedingungen dieser Anpassungsmöglichkeit? Wie sieht die Psyche des Gelehrten aus, der diese Methode in dieser Weise nuancirt?... Die Heuristik verwandelt den Methodiker in einen Psychologen.

So muß das subjektive Element innerhalb der Wissenschaft mit Naturnotwendigkeit aus der Sphäre unbewußter Regungen in den Bereich bewußt schöpferischer Thätigkeit hinübergleiten. Die Heuristik befreit den Gelehrten aus den Fesseln der falschen Objektivität; sie lehrt ihn, sich der Subjektivität nicht zu schämen. Aber die Subjektivität muß eine andere werden; so lange man sie nicht aus dem latenten Zustande hervorlockt, werden die Unklarheiten, die ewigen Grenzstreitigkeiten niemals aufhören. Gerade weil die Nothwendigkeit des Bewußt-Subjektiven verkannt wird, droht dieses künstlerische Element des wissenschaftlich Arbeitenden, am unrechten Ort sich auszutoben. Vollkommen objektiv muß in der Wissenschaft die Ordnung, die äußere Zusammenstellung des Materiales bleiben. Die Sichtung des Stoffes hat nach bloß praktischer Erwägung zu erfolgen; hier müssen die ureigensten Anschauungen schweigen. Das Ordnen des Materiales hat mit der eigenthümlichen Nuancirung, wie jeder wirklich schöpferische Gelehrte die Phänomene zu betrachten gewöhnt ist, so gut wie gar nichts zu thun. Hier ist der gemeinsamste und neutralste Boden, wo die Thätigkeit der Persönlichkeit auf ein Minimum herabsinkt. Doch gerade weil das subjektive Element des Forschers sich bisher meist im Unbewußten geregt hat, wurde oft genug die individualisirte und nuancirte Art, die Dinge zu betrachten, auf die äußere Ordnung der Phänomene angewendet. Wenn wir diese Wahrnehmungen zusammenfassen und dabei den ökonomischen Charakter aller Wissenschaften streng wahren, kommen wir, ohne irgendwie den Thatsachen Gewalt anzuthun, zu folgender Formel: „Die Wissenschaft ist eine Organisation objektiv geordneter, bewußt subjektiv erfachter Erfahrung.“

Diese Formel dürfte — sollte sie überhaupt Beachtung finden — von vielen Gelehrten mit einem Schütteln des Kopfes empfangen werden. Ist es denn nicht genug, daß wir in der strengen Wissenschaft auf viele Hindernisse und Hemmungen unserer geistigen Organisation stoßen? Soll dieser Vorstoß der Subjektivität der damit verbundenen Systemlosigkeit Thür und Thor öffnen? So würden die Strengen und Starren sprechen, die von dem belebenden Zuge, der allmählich auch das Fach und das Spezialistenthum ergreift, noch keinen

Sach verspüren. Die Anderen, die freieren und beweglichen Geister aber werden fragen: „Wenn schon aller Wissenschaft das künstlerische Element nicht fehlen soll, wozu ist es nöthig, dieses Element noch dadurch zu stärken, daß man das Bewußt-Subjektive in den Bereich des Wissenschaftbetriebes einzuführen sucht?“ Die erste Frage ist leicht beantwortet. Zunächst sind Subjektivität und Willkür nicht identische Begriffe, besonders, wenn sich der Forscher an unsere Regel hält und in der Sichtung, Anordnung und äußeren Beherrschung des Stoffes alles Persönliche, Individualisirte und Nuancirte vermeidet; dann wird im Methodischen seiner Disziplin die Willkür fast ausgeschaltet werden. Außerhalb des rein Methodischen aber, wo eine willkürliche innere Versenkung in den Gegenstand nöthig erscheint, wo die Fruchtbarkeit der Forschungsprinzipien von der Natur des Denkenden und Schaffenden abhängt, wird eine gewisse Willkür stets vorhanden sein, wie sie es von je her war, seit man Wissenschaft treibt. Sie wird durch das Aussprechen Dessen, was ist, durch ein offenes Bekenntniß zur unvermeidlichen Subjektivität eher geringer werden. Denn der besonnene, der Grenzen prinzipieller Möglichkeiten sich bewußte, das Methodische noch unpersönlich behandelnde, sich im Prinzipiellen persönlich auslebende Gelehrte wird von selbst dazu gelangen, das Willkürliche einzuschränken. Die Betonung des subjektiven Charakters aller Wissenschaft ist dem erkenntnistheoretisch Denkenden sicher nicht fremd. Vielleicht hat der erkenntnistheoretisch denkende Forscher den Glauben nicht in die klare und scharfe Formel gebracht, aber seine Denk- und Anschauungsweise wird schon lange davon beherrscht.

Schwerer ist die zweite Frage zu beantworten. In seiner Entstehungsgeschichte des modernen Kapitalismus hat Professor Werner Sombart mit wahrer Begeisterung von der Pracht und Schönheit des Lebens im Gegensatz zur nachhinkenden wissenschaftlichen Gestaltung gesprochen, eine künstlerische Ergänzung der wissenschaftlichen Formen und Formeln verlangt und von der Nationalökonomie der Zukunft gefordert, sie möge keine ethische, sondern eine ästhetische Disziplin sein. Dieser Gedanke einer ästhetischen Nationalökonomie drückt plastisch die Sehnsucht einzelner modernen Forscher nach einer innigeren Beziehung zwischen Wissenschaft und Leben aus. Das dunkle Gefühl, daß die Formeln wissenschaftlicher Begriffsbestimmungen vielen lebendigen Dingen Gewalt anthun, beunruhigt schon manche helle Köpfe. Doch eine ästhetische Nationalökonomie ist wie eine ästhetische Geologie oder Chemie methodisch und prinzipiell ein Ding der Unmöglichkeit. Denn ästhetische im Gegensatz zu ethischer Nationalökonomie kann doch nicht in die bloße Forderung ästhetischer Form, in den Wunsch nach einem lebhaften Stil der Gelehrten ausklingen. Nein: gemeint ist eine innerlich künstlerische Erfassung des Gegenstandes, gefordert wird die Herrschaft eines ungeschriebenen oder geschriebenen Gesetzes ästhetischen Wirkens über die Methodik. Ist Solches denkbar, möglich, auch nur wünschenswerth? Das ist eine heikle Frage. In der Kunst soll das Unbewußt-Subjektive herrschen. Die wirkliche Aesthetik sollte uns die Einschränkung und Begrenzung des bewußt-subjektiven Elementes beim Künstler lehren. Der Dichter, der sich stets über seine Stimmungen im Klaren ist, der seine Gefühle stets richtig mißt und werthet, immer über ihnen steht; der Maler, der von seinen Bildern täglich in schönen Worten spricht: sind sie noch Künstler? Bilde, Künstler, rede nicht! Hat der Satz seine

Wahrheit verloren? Nicht darum handelt es sich, daß der Mann der Wissenschaft viele, ja, die meisten seiner Forschungsinstitute nicht kontrolliren kann; nicht darum, daß es den Künstler oft genug, besonders nach gethaner Arbeit, mit elementarer Kraft dazu treibt, sich der Maschine seines Schaffens bewußt zu werden. Die Hauptsache ist, der Künstler möge nicht von vorn herein die Absicht haben, den innersten Motiven und Regungen seines Schaffens nachzuspüren; der Forscher habe die Absicht, den wesentlichsten Triebkräften seines Schaffens mit intensiver Aufmerksamkeit nachzugeben. Der Gelehrte ist zur steten Bekennung seiner Subjektivität verpflichtet; der Künstler mag sich ruhig während des Schaffens noch so objektiv geben. Der Unterschied springt in die Augen: er macht eine ästhetische Nationalökonomie eben so unmöglich wie eine künstlerische Physiologie oder Chemie. Jetzt erst wird man den tieferen Sinn des Strebens begreifen, das subjektive Element aus den unbewußten Regionen in die Sphäre bewußter Wirksamkeit hinüberzuleiten. Das Unbewußt-Subjektive, wie es jetzt in der Wissenschaft herrscht, führt entweder zu einer Erstarrung der verschiedenen Disziplinen, zu einer Herabminderung des Weltanschauung bildenden Elementes, zu einer Vernachlässigung des Schöpferischen und Elementaren, ohne die es weder eine experimentelle Disziplin noch eine Erfahrungswissenschaft giebt; oder sie treibt zu einer Hypertrophie des künstlerischen Elementes, zu einer Ueberwucherung von schätzbaren, die reine Wissenschaft aber nicht fördernden Eigenschaften. Als Symptom, daß eine solche Hypertrophie des Künstlerischen in der Wissenschaft schon einzusetzen beginnt, ist der Wunsch nach einer ästhetischen Nationalökonomie zu verstehen. Auf die zweite Frage ist also zu antworten, daß es sich hier nicht um eine Verstärkung des berechtigten künstlerischen Elementes in der Wissenschaft handelt, sondern daß unsere Formel nur eine verinnerlichte Abgrenzung alles Wissenschaftlichen gegenüber allem Künstlerischen versucht.

Jeder Wissenschaftsbegriff ist in einem gewissen Entwicklungsstadium noch Wissenschaftsideal. Selbst Nachs vorhin angeführte Formel wird heute noch nicht ganz verwirklicht. Ist sie darum unfruchtbar? Ich glaube, das Selbe gilt von diesem erweiterten Wissenschaftsbegriff, der, ohne das Postulat von der Ökonomie des Denkens aufzuheben, dem künstlerischen Element in der Wissenschaft gerecht geworden ist. Die Möglichkeiten der Verwirklichung zu betrachten, ist nicht die Aufgabe Dessen, der den Wissenschaftsbegriff aufstellt. In unserer Zeit beginnen schon vielfach die besten und feinsten Köpfe, die Erkenntniß zu lassen, weil die Unfruchtbarkeit des Wissenschaftsbetriebes immer stärker hervortritt. Man wandert nach Rom, weil unsere Kultur nicht mehr genügt. Die Versenkung ins Historische befriedigt die Gemüther nicht; noch weniger kann die Stillosigkeit unserer Periode auf die Dauer genügen. Ein Hauptgrund der seltsamen Verfassung der Geister und Gemüther ist die Erstarrung, die der modernen Wissenschaft droht und ungebannt werden kann, wenn man dem objektiv historischen Element eine weith sichtbare Rolle zuweist und zu gleicher Zeit das subjektiv Künstlerische aus den seelischen Tiefen hervorholt. Erweiterung der Wissenschaft heißt: Neubelebung. Damit wird allerdings nur der theoretische Rahmen gegeben, den die Praxis der verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete erst ausfüllen muß. Sollte die Praxis der Theorie bald nachfolgen, dann werden wieder, wie in der Periode hellenischer Vollkultur, innige Beziehungen zwischen Leben und Wissenschaft herrschen



Selbstanzeigen.

Prostitution des Geistes. Satirischer Roman. 4 Mark. Suebia-Verlag, Jagenheim an der Bergstraße.

Große geistige Bewegungen, besonders religiöse, führen immer zu Gemeinschaftsbildung, nicht nur, weil gleiches Denken und Empfinden Freundschaft stiftet, sondern auch, weil zur Pflege des geistigen Lebens Gemeinsamkeit schwer zu entbehren ist. Aber gleich mit der Organisation ist auch der Keim des Mammonismus da, der selten unentwickelt bleiben wird; was fromme Begeisterung baut, kann Dämon Eigennutz und Herrschsucht sehr gut brauchen. Am Liebsten hat er natürlich die Religion, weil von allen geistigen Bedürfnissen das religiöse das populärste und leidenschaftlichste, also einträglichste, und zugleich das unklarste, also am Leichtesten zu betrügende ist. Wenn die materialistischen Einbringlinge auf der Höhe ihrer Kunst stünden, brauchte das Ideelle nicht gerade Noth zu leiden. Eine gesunde Ruh milcht besser als eine kranke; und eine starke, leidenschaftliche Religiosität trägt den Herdenführern mehr ein als eine siche. Aber eine starke ist auch nicht so sicher am Zügel zu halten; jeder Tag kann einen neuen genialen Kopf bringen, der die bisherigen Führer stürzt und die Leute ihnen abspannt. Die Hierarchen müßten also, wie ein Modedramatiker, in beständiger Furcht vor neuem Genie schweben, wenn sie nicht geeignete Mittel dagegen wüßten. Das der Religionparasiten ist das wirksamste von allen denkbaren dieser Art: das Dogma. Der eifersüchtige Haß des Parasiten gegen das Einkommen störende Genie ist der Vater aller Dogmen; eine Mutter haben sie auch: die Beschränktheit, die sich ehrlich einbildet, jetzt den letzten, obersten Gipfel alles Wissens und Verstehens erreicht zu haben.

Durch die Dogmatisierung wurde das Christenthum schon in früher Jugend unfähig, Neues zu zeugen und dadurch seine Art jung zu erhalten. Es verlor auch früh das Feuer seiner ersten Zeit und vegetirte das ganze Mittelalter hindurch in jenem Zustand chronischen gemäßigten Siechthumes, der der Hierarchie am Besten paßt. Dann aber kam die Gefahr des neuzeitlichen Geistes, das riesige Fortschreiten des Wissens, neben dem sich der alte Kircheng Geist nicht mehr sehen lassen kann. Die Kirche hatte jetzt die Wahl: entweder sich streng abzuschließen und, so weit Das nicht möglich ist, den neuen Geist auf Tod und Leben zu bekämpfen oder sich ihm hinzugeben und neu zu werden. Das Erste that die katholische Kirche, das Zweite sollte ihrem Prinzip nach die protestantische thun. Aber sie benimmt sich allzu katholisch. Nicht das kleinste, verrostetste Stückchen vom alten Dogmenschatz will man preisgeben; offiziell nämlich; privatim hat ja vielleicht kein Mensch mehr die ganze Normallehre Luthers im eigenen Besitz; sie sind denn doch Alle ein Wenig aufgeklärter, als der große Reformator zu seiner Zeit sein konnte. Glauben, wie Luther glaubte, kann keiner mehr; aber lehren wie Luther müssen dennoch Alle. So wollen es die Herren der Kirche. Warum nur? Perverse Grausamkeit kann das Motiv nicht sein; reine Faulheit auch nicht. Vielleicht Mißtrauen in ihre eigene Kraft und Intelligenz? Es gehört in der That nicht ganz wenig dazu, den Kirchenarren aus dem Sumpf zu ziehen. Und Theologen sollten Das fertigbringen? Theologen, deren Intellekt schon nach zehn Jahren Studium und Amtsführung alt

und schlaff geworden ist? Wer je Gelegenheit hatte, diese Unglücklichen zu beobachten, zu sehen, welchen langen und harten Kampf sie mit der Lebensklugheit fordernden Stimme des Inneren um die allereinfachsten Erkenntnisse führen müssen, Der begreift, warum ein normaler Theologe schon mit dreißig Jahren so selten intellektuellen Muth hat. Sein Intellekt ist wie eine Lokomotive, die unaufhörlich durch Gegendampf ihre eigene Arbeitsleistung wieder aufhebt; ein völlig nutzloses Gestampfe; da läßt man freilich den Dampf lieber ausgehen und die traurige Maschine stehen, wo sie steht.

Das ist der kirchenhistorische Hintergrund, auf den ich meine tragikomischen Pfarrergestalten und ihre spaßhaften kleinen Geschichten hingemalt habe. Ich kenne die Pastöre, wie Bürger sagt. Die Betroffenen haben geschrien und sich beklagt, sie seien aus allzu galliger Stimmung karikiert. Wäre ja kein Wunder; und auch nichts Unrechtes; denn wenn es wahr ist, daß ein Kunstwerk à travers d'un tempérament geschaut sein muß: warum nicht auch mal durch ein galliges? Ich glaub's aber doch nicht. Ich habe beim Schreiben weit mehr Vergnügen als Bohn verspürt. Umgekehrt freilich meine ent- und vorgesetzte Behörde; sie hat aber mannhaft und nicht ohne jeden Erfolg den Bohn bekämpft und mit christlicher Trauergeberde ganz still, auf daß Niemand Etwas höre, den unbequemen Mahner durch ein glückliches Hinterpförtchen aus dem Tempel hinausgeführt; hin, wo kein Dach mehr ist, aber frische Luft.

Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu meinem satirischen Roman „Prostitution des Geistes“. Suevia-Verlag in Jagenheim 1904.

In dieser altenmäßigen Geschichte meines Ausscheidens aus dem württembergischen Kirchendienst steckt ein feiner Humor, den ich lächelnd loben darf, da das Verdienst nicht mein ist. Die Sache erinnert in mancher Hinsicht — aber nur in mancher — an den Fall Bille. Beide Male ein Roman, der Mißstände im eigenen Beruf schildert; beide Male sofort das fast reflexmäßige Bestreben der entrüsteten Vorgesetzten, das Ganze ins Gebiet der persönlichen Beleidigungen herabzudrücken, da natürlich der Dichter seine Gestalten nicht aus den Fingern gezogen, sondern aus dem Leben entnommen hatte, — in Billes Fall wohl wirklich zu direkt; doch auch bei mir wurde es behauptet. Von da an aber gehen die militärischen und die kirchlichen Wege auseinander: der Staat als Mann wählt die Gewalt, die Kirche als Weib die ... Diplomatie. Der Offizier wird sammt seinem Werke konfisziert, prozessiert und zu sechs Monaten verurtheilt. Der Pfarrer bekommt, ohne ausgesprochene Suspension, Krankheitsurlaub, Stellvertreter und fünfzig Mark Geldstrafe für die Ankündigung seines Buches; das Buch selbst will man nicht gelesen haben, rath aber wohlmeinend, es wieder einstampfen zu lassen, widrigenfalls „unter Umständen zu anderweitigen Schritten Anlaß genommen werden müßte.“ Eine sofort eingesandte Erklärung des Verfassers, daß er das Buch nicht zurückziehe, wird ihm „als nicht verlangt“ zurückgegeben; die „anderweitigen Schritte“ aber führen nicht zum ärgerlichen Disziplinarprozeß, sondern zu wirklich sehr anderweitigen Versuchen, den Verfasser ohne Verfolgung seines Romanes aus dem Amt zu bringen, was schließlich auch gelingt.

Jagenheim.

Gottreich Chrifaller.

Leipziger Musenalmanach 1904. Herausgegeben von der Literarischen
Abtheilung der Leipziger Freien Studentenschaft. Mit Zeichnungen von
Leo Schwarz. Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann 1904.

Zwei Proben:

An *

Ich möchte Dich noch einmal wiedersehen.
Du könntest so in meinem Herzen lesen,
Wie noch kein Freund, der mir beschieden ward, verstand.
Dein Lächeln hat mein dumpfes Weh zersplittert,
Du schenkest mir ein heiliges Erglühn;
Und wenn die alte Unrast sich erneuern wollte,
Sie wurde scheu vor Deiner Nähe Heiligthum.
O Du, die mir Genesung gab und großen Hauch,
Ich möchte, eh ich meine dunkle Fahrt beginne,
Die mir mein Traum gezeigt in Gluth und Blut,
Noch einmal mich in tiefen Frieden betten
Bei Dir: ich würde meinen Kopf an Deine Schultern lehnen
Und stille sein, ganz stille, lächelnd wie ein Kind.

Frido Lindemann.

Wir Beide.

Wir saßen am stillen Wiesenrain,
Wie Blut roth war der Abendschein.
Du weintest laut; und ich war stumm.
Biel hundert Blumen blühten ringsum.
Nur eine lag, von meiner Hand
Zerpflückt, entblättert am Wegestrand.

Leipzig.

Ernst Mangold.

Flammenmal. Gedichte, Verlag Continental, Berlin.

Sempre lo stessa sarà il mio fuoco, sempre lo stesso sarà anch io.
Des großen Lionardo Wahlspruch ist auch der meine und der des jüngsten
Flammenzeichens einer Seele, die in dieser zahmen, lahmen Welt nur Anstoß
und Befremden erregen kann. Denn sie klärt sich nicht so früh und schnell wie
die meisten. Sie will auch nur Flamme sein, will nicht Asche werden. Hoffent-
lich ist die Form diesmal schlicht und liebartig.

Hermione von Preuschen.

Alte Mädchen. Verlag Frauenrundschaue in Leipzig.

Nur ein paar stille Geschichten, an denen ich zeigen möchte, wie Ehe-
losigkeit verschieden veranlagte Naturen berührt; Mädchen, die sich „hinüber“
arbeiten, andere, die gar keine Klippe fühlen; Glück erwartende, Glück spendende,
— je nachdem.

Franziska Mann.

Unsere Anleihen.

Nur ein paar Monate noch: dann kommt die Emission der neuen Reichsanleihe. Die Frist ist für ein Reformwerk kurz bemessen; und eine Reform muß durchgeführt sein, ehe die nächste Begebung erfolgt: sonst erlebt der Reichskredit ein böses Fiasko. Für ein Staatswesen, das, wie Deutschland, schon in normalen Zeiten, nicht erst im Stande der Noth aus der Vermehrung seiner fundirten Schuld eine Jahresgewohnheit gemacht hat, ist die Arbeitmethode des Reichstages nicht sehr günstig. Die Berathung des Stats zieht sich stets bis zum Frühling hin und die Regierung kann deshalb bei der Emission niemals die Geldfälle ausnützen, die sich bald nach Neujahr einzustellen pflegt. Daran aber ist nichts zu ändern. Man kann der Volksvertretung ja nicht zumuthen, daß sie gleich am Anfang der Budgetdebatte eine Anleihe in blanco votirt und sich damit begnügt, am Schluß der Berathungen eine nachträgliche Korrektur vorzunehmen. Das Reich wird eher die Pumpschwirtschaft aufgeben, als daß ein Parlament, in dem Eugen Richter und achtzig Sozialdemokraten sitzen, sich das konstitutionelle Recht zur Gelbbewilligung verkürzen läßt. Diesmal scheidet die Frage übrigens aus, denn es ist längst zu spät. Wir sind in den Januar gelangt und müssen schon froh sein, wenn überhaupt noch, in aller Hast, irgend Etwas geschieht. Voreilig darf man also den neuen Reichsschatzsekretär sicher nicht nennen, wenn er nächstens eine Konferenz einberuft, um Mittel zu finden, die künftige Reichsanleihen vor Schaden zu bewahren vermöchten. Als im Dezember einzelne berliner Finanzmänner vom Freiherrn von Stengel zu einem Konfiliium in die Wilhelmstraße geladen wurden, glaubte man ziemlich allgemein, es handle sich um den Reichskredit. Doch der neue Herr plauderte mit den Koryphäen der Hochfinanz damals über die Reform der Börsensteuer. Eile mit Weile: so heißt die Lösung. Jahre lang ist das Thema Börsengesetz und Börsensteuer öffentlich beredet worden. Endlich, schien es, sollte der Weg zur Rettung beschritten werden. Die Thronrede sagte Abhilfe zu. Alles natürlich parat, Text der Vorlagen, Motivenbericht, Ministerreden. So dachte man. Und durfte nach all den amtlichen Konferenzen der letzten Jahre so denken. Doch man ward enttäuscht. Eine letzte und allerletzte Konferenz war noch nöthig. Natürlich: ein neuer Mann, der tastend seinen Weg suchen muß. Nur war diesem neuen Mann der Ruf eines Herkules vorausgegangen. Dem langen Möller auch . . . Also hübsch bedächtig. Die Berathungen über die Reichsanleihe wurden ins neue Jahr verlegt. Ihr wundert Euch? Gut Ding will eben Weile haben.

Herr von Stengel hat, wie behauptet wird, die Absicht, zunächst nur offizielle Persönlichkeiten zu diesen Konferenzen heranzuziehen. Den Repräsentanten der Hochfinanz scheint er also nicht allzu viel Vertrauen zu schenken und die Herren selbst werden, wenn sie später das Konferenzzimmer betreten, die Empfindung haben, daß man dort schlecht über sie gesprochen hat. Das böse Gewissen. Siebenundvierzigmal wurde im April des vorigen Jahres die letzte dreiprozentige Reichsanleihe von 290 Millionen überzeichnet. Dieser Theater-effekt war den großen Banken zuzuschreiben, von denen eine einzige fast drei Milliarden zeichnete. Der Kurs der Emission war 92; während ich diese Zeilen schreibe, ist er noch immer niedriger, obwohl er schon um mehr als zwei Prozent

über den tiefsten Stand gestiegen ist, den wir seit der Emission erlebt haben. Die Aktienbanken sind sich ihrer schweren Mitschuld an diesem traurigen Verlauf wohl bewußt. Schlimmer und schädlicher konnte der Unfug der Konzertzeichnerei sich nicht offenbaren. Ich möchte aber nicht die Hand dafür ins Feuer legen, daß nicht auch Kunden der Reichsbank unter den Konzertzeichnern waren und, trotzdem man sie sah, die gezeichneten Summen erhielten. Die Wurzel des Übels reicht eben bis tief ins Publikum hinab, das ein förmliches Recht auf den kleinen Gewinn zu haben glaubt, der sich — wenigstens auf dem Papier — aus dem Unterschied zwischen Tages- und Emissionkurs ergibt, wenn eine Staatsanleihe herauskommt. Die bittersten Vorwürfe werden der „Bankverbindung“ gemacht, die dem Kunden nicht einmal solche Kleinigkeit zuzuschänzen vermag. Kein Wunder daher, daß eine Bank die andere übertrumpft. Die Kosten werden ja vom Reich getragen. Eine Würdigung dieser allgemein menschlichen Seite haben aber die Aktienbanken von den staatlichen Organen nicht zu hoffen. Die werden in den geehrten Vertretern der Hochfinanz bei den Konferenzen doch nur die Vampyre stehen, die dem Reich noch ein halbes Prozentchen aussaugen möchten, um die Rente mit besserem Nutzen als bisher an die Kundschaft vertreiben zu können. Mit der Miene gekränkter Unschuld werden die Finanzleute diesen Verdacht abwehren, statt mit gesundem Egoismus zu bekennen, daß ein gesteigerter Verdienst allerdings ein starkes Reizmittel für sie wäre, sich der künftigen Emissionen mit heißerer Liebe anzunehmen als der früheren. Auch sie können sich den Luxus erlauben, die Mäste der fürs Gemeinwohl Kämpfenden aufzusetzen, mit der sich heutzutage jedes private Interesse zu schmücken liebt und schmücken darf, wenn es nur keck genug ist, um an den Spöttern mit einem Achselzucken vorbeizuschreiten. Alle Vorschläge werden von den Bankherrschern mit patriotischem Hochgefühl gewürdigt, die meisten aber aus rein sachlichen Gründen, um der nationalen Wohlfahrt willen, abgelehnt werden. Desto hartnäckiger werden sich die offiziellen Organe vermuthlich auf das Ergebnis ihrer gesetzgeberischen Talente steifen. Vielleicht entschließt man sich, um ganz up to date zu sein, an Scherls Sparsystem mit Lotteriegewinnen anzuknüpfen, dessen Einführung die preußische Regierung im Prinzip beschlossen haben soll. Wenn schon, denn schon. Die Anlage aller Spareinlagen in heimischer Rente könnte erzwungen werden und die „Sprechstelle im Dienste des öffentlichen Lebens“, das Blättchen, das Scherls Sparern allwöchentlich ins Haus zu liefern ist und neben ihrem Sparsinn auch ihre Bildung und Gesittung fördern soll, würde verpflichtet, die geschätzten Leser in jeder Woche auf die Vorzüge der heimischen Rente hinzuweisen. Nur weil es unlauterer Wettbewerb wäre und der Staat ja die Pflicht hat, ein Muster von Moralität zu sein, unterdrücke ich den Vorschlag, der vom System Scherl erleuchtete Staat solle lieber gleich selbst zur Ausgabe einer mit Prämien versehenen Rente übergehen. Auf einem anderen Gebiete, dem des edlen Kennworts, ist man neuerdings ja von Staates wegen zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Spieltrieb ein Faktor sei, mit dem man rechnen müsse und den man nicht mit unfruchtbarem Eifer und untauglichen Mitteln bekämpfen, sondern guten Zwecken nutzbar machen solle. Nur immer hübsch konsequent sein: Das ist die Hauptsache. Und das sparende Publikum ist wirklich nicht zu verachten. Die Behauptung, nur die Franzosen verstünden zu sparen, ist unrichtig. Die

Einlagen der preussischen Sparkassen sind im letzten Berichtsjahr um eine halbe Milliarde gewachsen. Dieser Rekord übertrifft die höchste bisher (1901) verzeichnete Steigerung um elf Millionen. Der ganze Bestand erreicht jetzt die Riesenziffer von 6732 Millionen Mark. Ein verlorener Krieg, Milliarden-Entschädigung, Revanche für Sedan? Kleinigkeit. Deutschland könnte die Summe bequem zahlen. In wenigen Jahren wird es, wenn die Entwicklung so fortschreitet wie bisher, zehn Millionen preussischer Sparkassenbücher geben.

Dabei beweist die Einkommensteuerstatistik, daß dieses Wachstum der Ersparnisse, so weit es in den Sparkasseneinlagen zu Tage tritt, nicht etwa auf Kosten einer anderen Verwendung der freien Kapitalien, sondern parallel mit der Vermehrung des Einkommens erfolgt ist. Seit der ersten Veranlagung (im Jahr 1892) ist das steuerpflichtige Einkommen in Preußen auf mehr als das Doppelte angewachsen. Es wäre ein lohnendes Unternehmen, aus dieser ergiebigsten aller Quellen für die Zwecke der Rente zu schöpfen. Wenn nicht direkt, so indirekt, indem man die Sparkassen und Versicherungsanstalten verpflichtet, mindestens einen erheblichen Theil des ihnen anvertrauten Geldes in Reichsrente anzulegen. Niemals aber wird eine Reichstagsmehrheit dafür zu haben sein. Denn die Folge solcher Vorschrift wäre eine Umwälzung des Hypothekenwesens, gegen die sich alle städtischen Abgeordneten, einerlei, welcher Couleur, stets mit Händen und Füßen wehren müßten, wenn ihnen das Mandat lieb ist. Und dem Gedanken, für die Reserven der Aktiengesellschaften eine ähnliche Anlagevorschrift zu erlassen, wäre kaum ein freundlicheres Schicksal beschieden; Aktionär ist heutzutage ja jeder halbwegs Bemittelte und gegen die Entwerthung von Aktien, die als Folge eines solchen Gesetzes unvermeidlich wäre — zahllose Effekten müßten auf den Markt geworfen werden, um für die Rente Platz zu schaffen —, würde sich die ganze Schaar der Besitzenden sträuben. Nur von solchen Stabilitätsmitteln aber wäre das Heil für die Reichsanleihen zu erhoffen, die nicht etwa nur durch die leidige Konzertzeichnerie, sondern durch viel wichtigere Umstände auf ihr klägliches Niveau herabgedrückt worden sind. Durch das ganz unverhältnißmäßig starke Anwachsen der Reichsschuld; 1880 waren's 267, jetzt sind's 3103 Millionen. Durch den raschen Uebergang von fünf zu drei Prozent Zinsen; dreißig Jahre sind für solche Wandlung eine kurze Frist. Durch die schrankenlose Konkurrenz der 3½ und 4prozentigen Stadtanleihen und namentlich der Pfandbriefe von Hypothekenbanken. Durch die Beschlagnahme der ländlichen Ersparnisse, die für die Zwecke der Gentry in die landwirthschaftlichen Darlehnskassen geleitet werden. Durch die Unzulänglichkeit des Reichsinvalidenfonds, der, statt Rente zu kaufen, nur noch Rente zu verkaufen hat. Durch die in den letzten Jahren sichtbar steigende Tendenz der Geldmarktkurve; dabei hat es uns, trotz der Stockung im transvaaler Minenbetrieb, an Gold nicht gefehlt. Endlich, last, not least, durch die industrielle Hochkonjunktur, die in Deutschland die Aktie zum populärsten aller Anlagemittel gemacht hat. In dieser Aufzählung fehlt das Börsengesetz und die Börsensteuer. Ich kann nämlich die Meinung nicht theilen, daß diese zwei Momente bei der Entwerthung und Deklassirung unserer Staatsanleihen wesentlich mitgewirkt haben. Gerade da aber wird die Konferenz, zu allseitiger Genugthuung, einen Knochen entdecken, an dem sie mit Wonne nagen kann. Eine Ermäßigung des Umsatzstempels

auf die heimische Rente (nach französischem Vorbild) wird dann als Ergebnis der Berathungen in der Glorie erscheinen. Die Vertreter der Banken werden sich aber wohl hüten, diese Konzession mit der schriftlichen Verpflichtung zu quittiren, daß sie fortan ihre vorübergehend verfügbaren Kapitalien in heimischen Staatspapieren anlegen werden, und zwar just in den kritischen Augenblicken, wo diese Papiere solchen Beistandes besonders dringend bedürfen. Wahrscheinliches Resultat auf diesem Gebiet: viel Arm um einen Gekrönten.

Das einzige werthvolle Ergebnis der Berathungen wird vielleicht eine beträchtliche Erhöhung des Betriebskapitals der Seehandlung sein. Mit ihren 35 Millionen Mark muß sie sich wahrhaftig schämen, wenn sie an ihr ehrwürdiges Alter, an ihre gewichtigen Aufgaben, an ihren gewaltigen Stifter und an die Kapitalsentwicklung der benachbarten Privatinstiute denkt. Eine Kapitalserhöhung, die dem Stil ihres neuen Palastes entspräche, würde sie in den Stand setzen, zur Stützung der deutschen Fonds mehr zu thun, als bei irgend einer noch so geistreichen Ministerialreform der bestehenden Gesetze herauskommen könnte. Zwar wäre es eine künstliche Nahrungszufuhr; aber die Sache wills. Ueber die paar Jahre, die noch verstreichen werden, bis unser Staatskredit wieder zu gesunden beginnt, helfen Gesetze ihm nicht hinweg. Wohl aber könnte die Seehandlung ihm während dieser harten Zeit das Leben erleichtern. Den Oligarchen der Behrenstraße wird solche Kapitalvermehrung freilich nicht viel Freude machen. Sie waren schon ärgerlich, als die Seehandlung die kleineren Bankhäuser durch eine die Safes betreffende sinnige Verfügung ermunterte; und als sie gar verkündete, sie wolle Reichsanleihe und preußische Konsols ohne Provision abgeben und für die halbe Depotgebühr verwahren, da war der Teufel los. Doch der Schmerz wird zu überwinden sein. Dann wird der neue Reichsschatzsekretär am Ende glauben, er habe es höllisch gescheit angefangen, um den Kurs der deutschen Staatspapiere zu heben. Auch ohne ihn wäre es aber ganz gut gegangen.

Dis.



Notizbuch.

Der arme Schwarze Peter von Serbien muß den ersten Neujahrstag, der seinem gekrönten Haupte dämmert, ohne die bunte Statisterie feiern, deren Anblick sonst nach der Jahreswende landesväterliche Herzen erfreut. Kein Galafrack, kein Aniehöschchen fremder Würdenträger wird sein Auge laben. Die Großmächte haben ihm die Gesandten weggeholt. Warum? Weil sie auch im Reich reinsten Sittlichkeit Großmächte sind und nicht dulden können, daß die Offiziere, die an Alexander und Draga das Volksurtheil in etwas balkanhaft summarischem Verfahren vollstreckt haben, in der Armee bleiben. Alexander Obrenowitsch war ein Mörder, dem nicht der Wille, nur die Möglichkeit zum Watermord fehlte, und Draga Maschin war eine Tarisschöne. Mit ihnen durften die Vertreter der Großmächte amtlich verkehren, nicht aber mit Männern, die auf ihre rüde Weise den Tell und den Brutus spielten. Natürlich. Sascha trug eine Krone und wohnte im Recht des von Popenhänden Geweihten; die Offiziere waren ganz gemeine Unterthanen, deren verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist, sich von ihrem König schlachten zu lassen. Vor hundert Jahren und

später noch nannte mans Solidarität der monarchischen und konservativen Interessen; heute heißt mans Gebot der öffentlichen Moral. Und Frankreich, das auf den bloc der Großen Revolution so stolz ist und die Hinrichtung Gekrönter im Pantheon nationaler Großthaten nicht missen möchte, das Frankreich der neuen Jakobiner macht die europäische Moralität mit. Denn also will es der Weiße Zar. Mancher wird finden, die Großmächte seien zwar ungemein moralisch, doch auch ein Bißchen dumm. Statt froh zu sein, daß es in Serbien leidlich ruhig zugeht, und die neue, nun allein noch angestammte Dynastie zu stützen, boykottiren sie einen König von Gottes Gnaden, weil er — nur er? — nicht auf ganz sauberen Stufen den Thron erklettert hat, und wecken im zerwühlten Leib eines siechen Landes entschlummerte Leidenschaft. Dumm, aber sittsam; Nikolai will's. Der arme Peter muß sich in die Heuchelmode bequemen und die Leute absetzen, die ihm vor sieben Monaten aufs Thronchen halfen. Wahrscheinlich thut ers nicht selbst, sondern bürdet das onus der Skupshina auf. Wenn sie anständig entschädigt werden, sind die Berühmten gewiß auch zu dem Patriotenopfer ihrer militärischen Charge bereit. Neuen Groll und neuen Haber wird's freilich geben und der König als Schwächling verschrien werden, da er Männer fallen läßt, denen die Volksvertretung feierlich den Dank des Vaterlandes votirt hat; doch die Moral wird gerettet sein. Ein jüngerer Peter wäre vielleicht eigensinnig und verzichtete lieber auf die fremden Diplomaten als auf die guten Freunde, die am elsten Juni 1903 so wacker für ihn gearbeitet haben. Es ginge. Ginge sicher auch ohne diplomatische Komparserie. In Belgrad ahnten die Gesandten der Großmächte nicht, daß die Lebensstunden des letzten Obrenowitsch gezählt waren; sie wurden von der Palastrevolution eben so überrascht wie der harmloseste Mitteleuropäer. In anderen Hauptstädten ahnen und wissen sie auch nicht viel mehr. Mancherlei ist schon im Lande Miloschs probirt worden. Wenn Peter nicht so alt und so müde wäre, würde er den Boykott hinnehmen, seine Gesandten aus den Residenzen abberufen und mal probiren, ob man nicht ohne Diplomatie mit großen und kleinen Mächten ganz gut verkehren kann. Damit gäbe er ein gutes Beispiel und sparte dem Land ansehnliche Summen. Vom Weiter der für ihn wichtigsten Großmacht, der Berliner Handelsgesellschaft, könnte er dann ja den internationalen Dienst zeitgemäß organisiren lassen.

Herr Karl Zentsch schreibt mir:

„In der Frankfurter Zeitung wurde am sechzehnten Dezember 1903 aus Madrid über den traurigen Zustand der Kathedrale von Toledo berichtet. Der Berichtstatter fragt, warum der reich dotirte spanische Welt- und Ordensklerus für die Erhaltung der prachtvollen kirchlichen Bauwerke der Halbinsel nichts thue, und sagt dann: „Und die Jesuiten, die in ihren Eisenbahngesellschaften, in ihren transatlantischen Dampfschiffahrtgesellschaften und anderen ähnlichen Unternehmungen jährlich viele Millionen an Dividenden vertheilen: warum geben sie nicht ein Scherflein her?“ Ich habe bis jetzt alle Jesuitengeschichten für böshafte Erfindungen der Gegner oder für Phantasien des Volksaberglaubens gehalten. Hier nun finde ich eine Angabe, die, wenn sie wahr sein sollte, als auf einer notorischen Thatsache beruhend nicht geleugnet, im anderen Fall leicht durch beglaubigte Urkunden widerlegt werden kann. Sollte sie wahr sein, so würde ich bereuen, was ich in der ‚Zukunft‘ und anderswo zur Vertheidigung der Jesuiten geschrieben habe. Gründen und Dividendenschluden ist gewiß kein Verbrechen, aber wenn Mönche, noch dazu solche, die sich die Gesell-

schaft Jesu, des verkörperten Gegensatzes von Gott Mammon, nennen, Gründer werden und Dividenden schlucken, dann ist ihr geistlicher Charakter nur Maske für weltliche Zwecke, und wer seine weltlichen Zwecke unter geistlicher Maske verfolgt, ist des Schlimmsten verdächtig. Außerdem gehört dann der Jesuitenorden gar nicht in mein Departement, sondern mit der Trebergesellschaft in den Börsentheil, von dem ich, obwohl ein Wenig Dilettant in der Nationalökonomie, blutwenig verstehe. Dieses Nichtverstehen rechne ich mir zur Ehre an, denn es ist ein Bestandtheil meines idealen Jesuitismus. Ich bitte also den Herrn Pater Lehmkühl oder einen seiner deutschen Konfratres, mir an dieser Stelle Auskunft zu geben. Erfolgt keine Antwort in der ‚Zukunft‘, so nehme ich das Stillschweigen als Zugeständniß der Schuld.“

In Chicago ist ein Theater abgebrannt. Das Feuer brach während der Vorstellung auf der Bühne aus, der Asbestvorhang versagte, im überfüllten Haus waren die Noththüren nicht geöffnet: 587 Menschen ersticken, verbrannten, wurden erdrückt, im Gedräng zertrampelt. Am nächsten Tage lasen wir, solche Katastrophe sei bei uns unmöglich. Und sicher ist ja, daß die skrupellose Leichtfertigkeit, womit die Profitgier amerikanischer Theaterpächter zu wirthschaften pflegt, von deutscher Polizei nicht gebuldet würde. Wer aber je etwa im Deutschen Theater den wilden Schlufkampfs um die Kleidungsstücke sah, wird sich gefragt haben, wie viele Menschen hier bei einer Panik wohl mit dem Leben davon kämen. Die Interviewerschaar schwärmte aus; und die Berufensten erklärten: Keine Spur von Gefahr; Alles in bester Ordnung, in allerbesten, wie sichs gehört, in den königlichen Theatern. Zwei Tage danach ließ der Kaiser das berliner Hofopernhaus schließen, weil es dem Leben des auf und hinter der Bühne wirkenden Personals nicht genügenden Schutz biete. Ein neues Operntheater müsse gebaut werden, hieß es, einstweilen aber das alte Bühnenhaus neue Treppen, Ausgänge und Galerien erhalten. Ob ein neues Opernhaus nöthig ist — im alten haben kostspielige Umbauten die schlechte Akustik nur noch verschlechtert —, wird später zu prüfen sein. Mußte aber in Chicago erst ein Theater abbrennen, damit die berliner Behörden merkten, wie übel es in dem ihrer Obhut anvertrauten Haus um die Sicherheit der Künstler, Techniker, Arbeiter bestellt sei? Wenn die Gefahr wirklich so groß ist, wie sie jetzt geschildert wird — daß die Schilderer für den von ihnen längst ersehnten, im Landtag aber gefährdeten Neubau Stimmung machen wollen, darf man ja nicht annehmen —, dann mußte das Opernhaus früher geschlossen werden. Dann hat die Kontrollinstanz ihre Pflicht lange versäumt. Den Kaiser und König brauchte man dieser Polizeifrage wegen nicht zu bemühen. Ohne alberne Byzantinismen scheint's bei uns aber nicht mehr zu gehen. Jetzt wird die „großartige Initiative“ und der „hochherzige Entschluß Seiner Majestät“ in der Presse beschwagt und heräuchert. Weil ein Theater wegen dringender Feuergefahr geschlossen worden ist. Nachbarin, Guer Fläschchen . . . Weißt Du übrigens, lieber Leser, daß die entfesselt wüthende Himmelskraft in Chicago eine Schandthat gerächt hat, deren Schauplatz New-York kurz vorher gewesen war? Nein? Dann bist Du kein strenggläubiger Wagnerianer. In New-York ist „Parsifal“ aufgeführt worden. Damit hat die Neue Welt sich geschändet. Denn „Parsifal“ darf nur in Bayreuth aufgeführt werden. Der Geschäftsmann, der den Gral übers Meer schleppete, wollte Geld verdienen, wird nun aber keins verdienen; denn nach großen Theaterbränden bleibt das Publikum immer ein paar Wochen den Spielhäusern fern. So strafen die Götter frevle Entweihung. . . Nach Allem, was

wir seit Monaten über diese Parsifalgeschichte gehört haben, ist solche Verkündung eigentlich zu erwarten. Die größten Meisterwerke der Weltliteratur sind drüben von Startruppen verstümmelt und verstümpert worden. Rein Hahn hat danach gekräht. Für „Parsifal“ ist wenigstens gethan worden, was in amerikanischen Theaterverhältnissen gethan werden konnte. Schön ist's nicht, daß ein Kunstwerk gegen den Willen des Besitzers der Menge vorgeführt wird; in den Vereinigten Staaten ist's aber erlaubt und Wagners Ruhm würde schlimmeren Unfug überleben. Rein Grund zur Empörung; höchstens zum Staunen darüber, daß der Einfall nicht längst einem schlauen Manager kam. Thöricht ist das Getuschel, Frau Cosima Wagner klammere sich an das Parsifalmonopol, weil es ihr Geld einbringe. Gerade die Profitgier müßte ja Wagners Erben zur Freigebung des Werkes drängen, das ihnen dann viele Millionen eintrüge. Von so erbärmlichen Motiven lassen sich die Bewohner von Wahnfried nicht leiten. Aber sie haben die Distanz zu den Dingen verloren. Trotz der Christenthümelei ist Parsifal unserem Herzen nicht heiliger als der Doktor Faust und Florestans Leonore, denen drüben nicht halb so viel Reverenz erwiesen wird. Man sollte uns endlich mit dem Geslenn verschonen. Die Legende hat jetzt ihren Schluß. Weil Amerika die Schwach des Grausraubes buldete, ward es bestraft; und weil das Deutsche Reich nicht intervenirte, ist in Berlin nun das Hofopernhaus gesperrt. Amen.

Die Akademischen Monatshefte, das „Organ der deutschen Corpsstudenten“, brachten neulich die folgende Notiz: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, dem Lehrer Emil Hammelrath an der städtischen katholischen Volksschule in Düsseldorf aus Anlaß seiner verdienstvollen und uneigennütigen Bethätigung bei der Herstellung des Corpsalbums des Corps Borussia in Bonn den Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern zu verleihen“. Und in den Tageszeitungen haben wir vor ein paar Tagen gelesen, daß Seine Majestät der Kaiser und König dem preußischen Staatsminister und Minister des Inneren Freiherrn von Hammerstein die Hofjagduniform zu verleihen geruht hat.

... „Modernisirung der Verwaltungsmaschinerie?“

„Aber Excellenz! Heutzutage? Quies non movere!“

„Also wenigstens zeitgemäße Beamtengehälter?“

„Schon wieder Zulagen? Sind ja erst aufgebessert.“

„Sonst was von Belang in Sicht?“

„Uberschwemmungchose, Kanalisirung . . .“

„Nicht gerade funkelnagelneu.“

„Aber nützlich. Und nimmt höllisch viel Zeit. Dann die Reden de rigueur. Alles, was im Reichstag nicht so bequem gesagt werden kann. Kampf gegen den Umsturz. Am Boden schleifende Bügel. Warum wir die Handelsverträge noch nicht gekündigt haben und wann wir sie endlich kündigen werden. Nothleidende Landwirthschaft, der mit Worten nicht zu helfen sei. Ostmark heben. Soldatenmißhandlungen. Parität. Kwilectis. Bülse. Börse, die entfesselt werden muß, nie gefesselt war, das Stiefkind, der verhätschelte Liebling der Staatsregierung ist. Die ganze Peier. Dauert mindestens bis in die Auferstehungszeit. Wollen Sie noch mehr?“

„Meinte nur, daß mitunter doch auch mal neue Gedanken ganz ersprießlich . . .“

SAINI LOUIS.

Saint Louis liegt am rechten Ufer des Mississippi. Handelshauptstadt des Staates Missouri. Hundertundvierzig Jahre alt. Zuerst Pelzhändlerstation. 1810 sechzehnhundert, jetzt, mit East Saint Louis, über sechshunderttausend Einwohner. Blühende Industrie. Stapelplatz für Brotstoffe. Mittlere Jahrestemperatur 12,8°. Und so weiter. Diese Stadt will sich im nächsten Sommer die Wonnen einer Weltmesse bereiten und hat die Völker der Erde zu Gast geladen. Das Deutsche Reich folgt der Einladung; die noch immer Verbündeten Regierungen haben einen Kredit von drei Millionen verlangt, der prompt bewilligt wurde und natürlich nicht genügen wird, und einen besonders höflichen Geheimrath zum Reichs'ommissar ernannt. Zwar werden gerade unsere stärksten Großindustriellen zu Hause bleiben, weil sie eingesehen haben, daß keine auf Weltausstellungen getragene Mark jemals zurückkommt; dennoch soll ein „Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem und materiellem Gebiet“ gegeben werden. So steht in der amtlichen Denkschrift, die „Bildende Künste und Kunstgewerbe“ als erste der drei wünschenswerthen Hauptgruppen nennt. Ganz verständig. Was die Weben und Maschinenfabriken, was die Elektrotechnik, die chemische Industrie, die Mechanik in Deutschland leisten, wissen die Amerikaner, wissen sogar in Ost- und Südamerika die Interessenten; unsere Kunst aber kennen sie nicht und für unsere Kunstwerke drüben vielleicht ein Geschäft zu machen. Wer eine Dynamomaschine, einen optischen Apparat braucht, erfährt leicht, wo das Beste zu haben ist; wer Lust, Bilder, Statuen, Möbel, Porzellan zu kaufen, erwacht meist vor dem Gegenstande, der dem Auge gefällt. In seinem gescheitern und amusan

ten Buch über „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ sagt Herr Goldberger, in den Wohnungen und Galerien reicher Amerikaner finde man französische, englische, spanische, italienische Kunst, doch nur selten das Werk eines deutschen Malers oder Bildhauers. „Sollten hier nicht Möglichkeiten für unsere heimischen Meister vorhanden oder zu schaffen sein?“ Der amerikanische Sammler sei an Preise gewöhnt, an die unsere Künstler kaum in ihren kühnsten Träumen zu denken wagen; die deutsche Kunstausstellung in Saint Louis müsse diesem Export den Weg bahnen. Der kluge Kaufmann macht praktische Vorschläge. Weiß man, wie viele tüchtige Künstler bei uns hungern, wie selten selbst die bekannteren einen ansehnlichen Preis erreichen? Auch der Künftigste erlahmt, wenn er seine Werke immer wiederkehren sieht; erlahmt oder kriecht ins Joch des Böbelgeschmacks. Nicht um eine Kleinigkeit handelt sich also, sondern um eine ernste kunstpolitische Sache. Kunstpolitik, Herr Reichskommissar: davon steht wohl nichts in Ihrer Instruktion? Sehr glaublich. Und doch wäre der Versuch, im Lande der reichsten Sammler deutscher Kunst einen Markt zu schaffen, der Mühe werth. Wir versuchen ja auch, sagt der besonders höfliche Geheimrath; wir thun, was wir können, um am Mississippi ein Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem... Schön. Der Herr Kommissar soll nicht weiter bemüht werden; er hat Arbeit genug. Wir können auch ungeleitet einmal nachsehen, wie sub auspiciis der Verbündeten Regierungen ein Gesamtbild deutscher Kunstkultur entsteht.

Im schwarzweißrothen Reich giebt es eine Allgemeine Deutsche Kunstgenossenschaft. Wer malt, meißelt, baut und den Jahresbeitrag liefern will, kann ihr Mitglied werden. Tüchtige Künstler gehören ihr an; haben aber nicht die Mehrheit, kümmern sich auch wohl nicht allzu eifrig um die Geschäftsleitung; in der Vorstandsliste sucht man vergebens einen berühmten Namen. Hinter den Coulissen lenkt Herr Anton von Werner die Drähte. Die Genossenschaft ist die Organisation der Alten, die konservative Kunstpartei. Daß sie eine Partei, nicht den Gesamtwillen der deutschen Künstler vertritt, weiß Jeder, der je von Sezessionen gehört hat. Dennoch soll sie in Saint Louis herrschen; allgewaltig herrschen. Sie macht die Kunstausstellung, wählt die Jury und läßt nur Werke zu, die ihr würdig scheinen. So wolle es die Verbündeten Regierungen. Solchem Parteiregiment mochten sich aber die Herren, die man mit dem dummen Schlagwort Sezessionisten bezeichnet, nicht fügen, denn sie wußten, daß sie dabei nicht zu ihrem Recht kommen würden. Die versprengten, oft leider auch verheß'en Gruppen und Grüppchen könnten einzeln gegen die kompakte Macht der Genossenschaft nichts ausrichten:

gemeinsame Noth entband den Willen zur Einheit. Die Freunde, Künstler, Kunstforscher, Kunstkenner, wurden nach Weimar gerufen und ein Deutscher Künstlerbund begründet, dem nicht nur die stärksten Talente der Sezessionen beitraten, sondern unabhängige Persönlichkeiten aus allen Kunstprovinzen Germaniens. Klinger und Liebermann, Henry van de Velde und Woldemar von Seidlitz, Hofmann und Trübner, Graf Rejler und Schulze-Naumburg: Alle kamen; Professor Arthur Kampf sogar, der am Lehrter Bahnhof der Akademikerjury vorsah und die Sezessionen bespöttelte, trat in den neuen Bund. Eine moderne Galerie soll geschaffen, in Werkstätten, die den Machtprüchen der Akademien nicht zugänglich sind, die Jugend erzogen werden. Das nächste Ziel aber war: eigenen Raum und eigene Jury für Saint Louis. Das, dachten die in Weimar Versammelten, müsse leicht zu erwirken sein. Als Repräsentant des Bundes reiste Graf Leopold Kalckreuth nach Berlin; Graf, Professor, Direktor der Stuttgarter Akademie, in München und Dresden mit Goldenen Medaillen geschmückt. Er sprach mit dem Reichskommissar. Der bedauerte: nur der Reichskanzler könne noch eingreifen. Der Reichskanzler bedauerte auch: ihm fehle die zum Empfang des Grafen Kalckreuth nöthige Zeit; und die Sache ressortire ja vom Reichsamt des Innern. Also zum Grafen Posadowsky. Drittes Bedauern. Der überlastete Staatssekretär, bis an dessen Ohr von Künstlerzwist wohl nie eine Kunde drang, rieth dem Maler, sich mit Herrn von Werner zu verständigen. Weil solche Verständigung unmöglich schien, war der Deutsche Künstlerbund gegründet worden . . . Das Alles klingt ungläublich, ist aber wahr. Kann wahr sein und bleiben, weil unsere feige Trägheit es duldet. In keinem anderen civilisirten Lande dürften Minister und Staatscommiss wagen, einen geachteten Künstler, den Vertrauensmann der feinsten Köpfer im Staat, so zu behandeln. Wenn Graf Bülow Zeit für Stapelläufe und ähnliche Galavorstellungen hat, könnte er am Ende auch ein Viertelstündchen für den Botschafter deutscher Kunst finden. Bei uns? Ich habe noch keinen Leitartikel über den Skandal gelesen. Die Kunstgenossenschaft wird am Mississippi herrschen. Ungestört; denn der Vorstand des Künstlerbundes hat die Mitglieder aufgefordert, der an Einzelne etwa noch ergehenden Einladung nicht zu folgen. Saint Louis wird also eine deutsche Kunstausstellung haben, der alle starken, alle noch nicht vergreisten deutschen Künstler fern bleiben werden: Klinger, Uhde, Liebermann, Slevogt, Heine, Reistislow, Lepsius, Hofmann, Olde, Tuailon, Trübner, Dora Hitz, Käthe Kollwitz, die beiden Kampf, Stuck, Orlik, die Worpssweder, wahrscheinlich auch Thoma und Hildebrand, — wer nennt die Namen? Lenbach, Menzel, Be-

gas, Knauts werden da sein. Das genügt aber nicht. Die paar alten Meister kennt man drüben längst. Ein Kunstgewerbe, das sich sehen lassen kann, haben die Alten überhaupt nicht. Frankreich, England, alle Staaten Europas werden ihre besten Sachen übers Wasser schicken. Und wir werden uns lächerlich machen, wie in Chicago, wie in Paris. Das, wird der kultivirte Betrachter fragen, ist das Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem Gebiet? Dann sollten die guten Leute von drüben doch lieber nur Chemikalien und Kabel zur Ansicht senden. Solches Urtheil wäre gerecht. Bode, Tschudi, Wallot, Lehrs, Lichtwark, Treu, Woermann, Rauszsch, Heilbut, Muther, Gurlitt: unsere Sachverständigsten würden es unterschreiben.

Wenn die Firma Siemens & Halske zu bestimmen hätte, welche Maschinen die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ausstellen dürfe, brähe in allen Industriebezirken ein Höllengelächter los. Und doch wäre das Richteramt dann wenigstens einer Partei zugefallen, die der zu richtenden Konkurrentin ungefähr ebenbürtig ist. Was aber würde man erst sagen, wenn Rahmeyer über die elektrotechnische Ausstellung zu verfügen hätte? Wenn vom Belieben der Freikonservativen abhinge, welche Fraktionen den Reichstag im Ausland vertreten dürfen? So etwa ist das Verhältniß der beiden Kunstparteien. Der Bund verlangt kein Privilegium; nur Raum und Richter, die seinem Streben nicht von vorn herein feindlich sind. Jedem anständigen Grüppchen gewährt man heutzutage eine eigene Jury. Der Künstlerbund, der sein erstes Lebensjahr sicher nicht leichtfertig schänden, sicher nur sein Bestes übers Meer schicken wird und dessen Vorstand mit seinen Namen schon für gewissenhafte Rechtsprechung bürgt, will — man denke! — die Möglichkeit, neben der Kunstgenossenschaft auszustellen, was ihn gut dünkt. Das wird verweigert. Warum?

Weil dem Deutschen Kaiser die moderne Kunst ein Gräuel ist. Weil zu den Stiftern des neuen Bundes Männer gehören, von denen Wilhelm der Zweite gesagt hat, sie seien „in den Rinnstein niedergestiegen.“

Ueber den Kunstgeschmack des Kaisers braucht man heute nicht mehr zu streiten; was darüber gesagt werden konnte, ist hier oft gesagt worden. Seit Jahren hat der Kaiser keine moderne Ausstellung gesehen. Die Japaner — Manet, Millet, Turner, Rodin, Whistler, Beardsley, Monet, Israels, Degas — die Praeraffaeliten kennt er wohl gar nicht; von den Werken der jünger Deutschen nur wenig aus eigener Anschauung. Er hat nun einmal die Antipthie. Vor zwei Jahren sagte er: „Wenn die Kunst, wie es jetzt vielfach geschieht, nichts weiter thut, als das Elend noch scheuslicher hinzustellen, als es schon ist, dann versündigt sie sich damit am deutschen Volke.“ Die Mode der Elend:

malerei war damals schon recht lange vorbei; und noch beträchtlich länger die Zeit, da Goethe geschrieben hatte: „Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchte sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geädelt; und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätrecht ausüben.“ In der letzten — und besten — Ausstellung der Berliner Sezession hätte der Kaiser nicht viel Glend gefunden (das übrigens nicht Jeder „scheußlich“ nennen möchte), wohl aber sehr feine Sachen, sehr zarte Säckelchen. Doch wäre er vielleicht nicht anderen Sinnes geworden. Das ist sein gutes Recht. Neulich soll er den Schlußakt der Oper „Mignon“, den schwächsten des Duzendwerkes, der manchen Künstler die ärgste Unbill gegen Goethes Geniemajestät dünkt, fast begeistert gelobt und gelagt haben, solche Leistung sei keinem lebenden Komponisten gelungen. Soll dem Höchsten im Reich verwehrt sein, was dem Niedrigsten erlaubt ist: über Kunst und Kunsthandwerk frei sein Urtheil zu fällen? Gewiß nicht. Betrürend ist nur, daß dieses Urtheil selig sprechen und verdammen kann.

Im preußischen Kultusministerium muß der Kunstdezernent, weil er allzu modern empfindet, vom Platz weichen. Von dem selben Schickial ist der Direktor der Nationalgalerie bedroht; einstweilen darf er die Arme nicht rühren. Der Staat kauft den Sezessionisten nichts ab; sogar der milde Kampf ist verpönt. Dem Direktor einer Provinzialkunstschule wird bedeutet, er solle auf die modernen Schrullen oder auf sein Amt verzichten. Das Alles ist oft erörtert, oft beseufzt worden. Da die Parlamente nicht widersprechen, müssen wirs hinnehmen und uns damit trösten, daß auch in den pariser Galerien kein vom Staat angekaufter Manet zu finden ist. Die Puppenallee wird nicht ewig währen; und die Denkmale des Kaisers und der Kaiserin Friedrich werden, mit ihren unbeschreiblichen Balustraden, als warnende Exempel ihre Schuldigkeit thun, — bis sie weggeschafft werden. Jetzt handelt sich um ganz andere Dinge. Wilhelm der Zweite patronisirt die Kunst, die ihm gefällt. Das würden die meisten Fürsten thun. Und er wird, wie ohne Ausnahme jeder Belohnte, belogen; wenn er von dem Deutschen Künstlerbund überhaupt Etwas gehört hat, ist ihm wahrscheinlich gemeldet worden: Das sind die berüchtigten Sezessionisten denen Euer Majestät „den Daumen aufs Auge alten wollten“. Einerlei: für den Versuch, vom Reichstag bewilligte Gelder für einen Zweck zu benutzen, dem sie nicht zugehört sind, darf man nicht den Kaiser verantwortlich machen. Der gerade hätte ja Grund zu zorniger Regung. Der könnte rufen: „Ihr verwendet das Geld deutscher Bürger, um Künstlern ans Licht zu helfen, die mir gefallen, beinahe nur mir noch

allein? Ihr seid wirklich... allzu gehorsame Diener! Ich aber habe die Verse nicht vergessen, die ein geistreicher Franze für meinen größten Ahnen schrieb:

Ceux qui sont nés sous un monarque
Font tous semblant de l'adorer;
Sa Majesté qui le remarque,
Fait semblant de les honorer.
Et de cette fausse monnoie
Que le courtisan donne au roi
Et que le prince lui renvoie,
Chacun vit, ne songeant qu'à soi.

So solls an meinem Hofe nicht zugehen. Und deshalb verlange ich, daß die Bestimmungen für Saint Louis ohne Säumen geändert werden. Ich bleibe bei meinem Geschmack, aber ich dulde nicht, daß man Leute, die nicht so malen und modeln, wie mirs zufällig behagt, von Reiches wegen hochkottirt.“

Solche Rede vernähmen wir vielleicht, wenn der Kaiser die Wahrheit erführe. Darauf können wir uns nicht verlassen. Sitzt im Reichstag kein Mensch, unter vierhundert kein einziger, der für deutsche Kunst ein Halbstündchen übrig hat? Man braucht ja schließlich nicht immer über Terminhandel und Tarifverträge zu reden. Man kann, zur Abwechslung, auch mal den Grafen Bernhard von Bülow so stark beschwören, daß er vor die Front muß. Keine Zeit haben Sie, Herr Kanzler, wenn der Vertreter unserer feinsten Künstler eine Reichsangelegenheit mit Ihnen besprechen will? Und stünde hinter Kalkreuth nur Klinger: Sie müßten Zeit haben und obendrein sich höchst geehrt fühlen, wenn eine Kulturgroßmacht bereit ist, mit Ihnen zu verhandeln. Für jeden zuverlässigen Reporter eine Plauderstunde und nun so fürchterlich überlastet? Ihr Ehrgeiz strebt nach dem Ruf eines modernen Menschen. Den erwirbt selbst eine Excellenz nicht durch falsche Citate, nicht durch blinkende Reden, in denen sie der Menschheit Schnitzel kräuselt, auch nicht dadurch, daß man Stücke- und Schminsefabrikanten, schlechten Komoedianten und Tingeltangelängerinnen, als vorurtheiloser Herr, seine Salonthür öffnet. Sie mußten längst aussprechen, was ist, längst Ihrem König sagen, daß nicht nach seinem Privatgeschmack in Preußen Kunstpolitik getrieben werden kann. Aber Sie scheuen die Mühe. Sie möchten nicht unbequem werden. Kunst! Du lieber Himmel: Das ist nicht „dringlich“. Sie haben Sinn, fast Gefühl für künstlerische Kultur, halten im Innersten Herrn von Werner nicht für eine wägenwerthe Valeur und wissen, daß Vie:ermann, obwohl er kein Velazquez, kein Rembrandt, nicht einmal ein Manet ist, noch genannt werden wird, wenn die Puppenalleeestümper seit Aeonen vergessen sind. Nur schweigen Sie eben, ziehen die Brauen hoch und seufzen im Kreis der Ber-

trauten: Ich muß schon so viele Kniffe ausbügeln! Doch die kleinen Diplomatenmittel helfen jetzt nicht weiter. Im Reich giebt's keinen Monarchen; und in München, Stuttgart, Dresden, Weimar herrscht einstweilen noch nicht der kaiserliche Kunstgeschmack. Wir fragen nicht, ob der preußische Kultusminister wirklich in Weimar war, um dem Großherzog den Künstlerbund zu vereiteln, lechzen überhaupt nicht nach einer Aesthetendebatte, sondern bitten um unzweideutige Antwort auf eine Frage, die nur zufällig das Gebiet Bildender Künste berührt. Sie haben vom Reichstag für eine deutsche Kunstausstellung, deren Schauplatz Saint Louis sein soll, ein hübsches Häufchen Geld verlangt und erhalten. In einer Denkschrift, für die Sie verantwortlich sind, haben Sie sich verpflichtet, ein Gesamtbild der Leistungsfähigkeit Deutschlands auf ideellem . . . Sie kennen den Text. Wollen Sie gefälligst dafür sorgen, daß dieses Wort eingelöst wird? Daß die paar Künstler, die Deutschland der Welt präsentiren kann, Raum bekommen und nicht gehindert werden, dem reichsten Käufer ihre Waare anzubieten? Daß sie vom Reich, dem sie steuern, nicht schlechter behandelt werden als jeder Erfinder neuer Stiefelwische, der, wenn nichts Besonders gegen ihn vorliegt, drüben — bitte: recht freundlich; ich citire Ihr berühmtestes Citat! — seinen Platz an der Sonne findet?

Der Deutsche Künstlerbund hat sich an den Reichstag, die letzte Instanz, gewandt; wir wollen hoffen, daß seine Petition ins Plenum kommt, ehe die Weltmesse geschlossen ist. Der Referent kann sich ein Rühmchen holen. Er soll ruhig anfangen: Saint Louis liegt am rechten Ufer des Mississippi. Handelshauptstadt des Staates Missouri. Hundertundvierzig Jahre alt. Am fünfzehnten Februar 1764 von Pierre Laclède gegründet und nach einem König von Frankreich benannt. Nicht, wie der Herr Kollege Schaedler annimmt, nach Saint Louis, dem elften Ludwig, der für das Christenkreuz als Kämpfer ins Heilige Land zog, ungemein fromm war und dennoch, Herr Reichskanzler, Zeit hatte, Vater von zehn Kindern zu werden — nicht für solche Leistung wurde er von einem Bonifazkanonikert (Heiterkeit links) —, sondern nach Ludwig dem Fünfzehnten. Der gar nicht heilig war, die Pompadour, die Dubarry und manche Andere hatte, in Nordamerika und Ostindien die Kolonien verlor, den unbeknem selbständigen Choiseul wegzogte, seine Nase in Alles steckte, am Liebsten jede Woche dreimal Geburtstag gefeiert hätte und, als er starb, ein Land hinterließ, dem ein Robespierre zu Fuß und einer zu Pferd nicht erspart werden konnte. Lesen Sie Voltaire, Waddington, die Hofintimitäten von Maugras. Nach diesem Rückblick auf einen Allerchristlichsten König wende ich mich nun zu der Verfassung des Deutschen Reiches, die vom Kanzler fordert . . .



Sine ira et studio.

Die sinngetreue Uebersetzung des Titels — einer bei Minden erschienenen Brochure — kann nur lauten: ira et studium sind vorhanden und haben mich veranlaßt, dies Buch zu schreiben; ich werde mich aber bemühen, gerecht zu sein. Der Verfasser nennt sich „Freiherr von Gahlen“ und ist inaktiver Offizier, wie es scheint, Oberst. Von Allen, die sich seit einiger Zeit in Romanen, Dramen und Brochuren mit der deutschen Armee beschäftigen, scheint er mit der Berufenste zu sein, weil er außer Intelligenz, Urtheil und Dienst Erfahrung noch eine Eigenschaft hat, nämlich keine sogenannte Richtung. Wer auch das Buch lesen mag: er wird den Eindruck haben, daß der Mann nicht für eine Partei oder eine „Uebää“ — wie Schopenhauer von Hegels Freunden sagt — schreibt, sondern für den Gegenstand, dem er das Buch widmet, das deutsche Heer. Es liegt mir daran, gleich zu Anfang die Aufrichtigkeit zu betonen, womit der Verfasser zu Werke geht; denn wer das Buch nicht kennt, aber gesehen hat, daß Zeitungen aller Tend-nzen sich etwas Brauchbares für ihr Programm herausgepflückt haben, könnte eben so gut auf das Gegentheil schließen. Wenn also das deutsche Heer der Gegenstand des studium ist, so könnte man die jetzige Regierung als den der ira des Verfassers bezeichnen.

„Trotzdem Bismarck es nur bis zum Hauptmann der Landwehr gebracht hatte“ — dieser Vordersatz ist hoffentlich ironisch gemeint —, „war ihm die deutsche Armee kaum minder ans Herz gewachsen als seinem königlichen und kaiserlichen Herren.“ Das ist jetzt anders geworden. Seine Nachfolger lassen es „an schönen pathetischen, von anerkennenden Worten geradezu strotzenden Reden nicht fehlen. Niemals aber ziehen sie hieraus die praktischen Konsequenzen.“ Beveis, zum Beispiel, das Pensiongesetz, das ja nun wohl, allerdings stark verkrüppelt, das Licht der Welt erblicken wird. Ich hätte gern gesehen, daß der Verfasser auf diesen Punkt, auf die Theilnahmlosigkeit der Regierung, etwas näher eingegangen wäre, denn aus ihm ließe sich beinahe Alles kuriren, was jetzt alle Ehrlichen und Einsichtigen mit Besorgniß für die Zukunft der Armee erfüllt. Gahlen sagt an einer anderen Stelle wiederum richtig, das Unglück sei, daß die ersten Beamten des Reiches nur Vollstrecker des höheren Willens sind. Das muß man schon als eine nicht abänderliche Thatsache hinnehmen, weil Leute anderer Art eben nicht erste Beamte werden oder es nicht lange genug bleiben, um selbständig wirken zu können. Die Theilnahmlosigkeit des Reichskanzlers der Armee gegenüber muß man sich aber wohl auch aus seiner Aeußerung: „Nur keine inneren Konflikte!“ erklären; und das Loß eines preußischen Kriegsministers ist, wie Iphigenie sagt, „gar enggebunden“. Ich meine aber, auch die Generale, die

noch nicht zu Hofleuten geworden sind, könnten den höchsten Kriegsherrn über die Verhältnisse der Armee unterrichten, denn es wäre Pflicht gerade der Regierung, das sogenannte Volk darüber aufzuklären, um Besserung herbeizuführen, nicht aber das Vorrecht der zum größten Theil aus übelwollenden Laien bestehenden Opposition, es in ihrer Weise zu thun.

Vielleicht hat Gahlen Recht, wenn er daran verzweifelt; er will es mit den „kleinen Mitteln“ versuchen: die inaktiven Offiziere sollen im Parlament als militärische Sachverständige auftreten, damit den „genau unterrichteten Vertretern der Heeresverwaltung“ nicht, wie gewöhnlich, „Männer gegenüberstehen, die von militärischen Dingen kaum als Reserveoffizier haben Etwas läuten hören.“ Diese sollen natürlich für das Heer eintreten, aber auch Widerspruch erheben gegen „Anordnungen und Äußerungen amtlicher militärischer Stellen, die in allen Kreisen der Offiziere berechtigtes Befremden erregen.“ Als Grund für die jetzt übliche Passivität der inaktiven Offiziere giebt der Verfasser „falsch verstandene Loyalität und Vaterlandliebe“ an, die im aktiven Dienst eingeprägte Ansicht, daß abfällige Kritik unpatriotisch sei. Er meint, daß den Offizier gerade sein dienstliches Leben besonders zum Politiker erzieht, denn er ist immer darauf angewiesen, „Taktik“ zu treiben: im Verkehr mit Vorgesetzten und mit Untergebenen; es ist also eine Schule der Menschenkenntniß. Und was befähigt mehr zu politischer Wirksamkeit als Menschenkenntniß und taktische Geschicklichkeit? Ich bin auch der Ansicht, daß eine solche politische Thätigkeit inaktiver Offiziere von Nutzen sein könnte; aber ich glaube nicht, daß die Sache so einfach liegt; Gahlen meint, der inaktive Offizier brauche nur seine falsch verstandene Loyalität abzulegen, um mit Erfolg in das politische Leben eintreten zu können, und seine logische Ableitung dieser Behauptung ist formal nicht zu bestreiten. Wer aber weiß, wie unendlich schwer es dem verabschiedeten Armeesoffizier im Durchschnitt schon wird, sich in eine sogenannte bürgerliche Beschäftigung oder einen anderen Beruf zu gewöhnen, kann auch sehen, daß die lange militärische Bildung von Geist und Charakter neben dem Fördernden auch vieles — wie ich glaube: mehr — Hemmende für eine freie politische Auffassung und Thätigkeit hervorbringt. Wenn ein abnorm begabter Offizier sich in alle Sättel gerecht zeigt, so ist Das kein Beweis; und außerdem treten gerade diese Leute im Allgemeinen nicht in noch rüstigem Alter in den Ruhestand. Versucht aber der inaktive Offizier, sich auf irgend eine Weise politisch zu bethätigen, so verfällt er, so weit ich die heutigen Verhältnisse übersehen kann, rettungslos einer — meist einer extremen — Partei; oft der äußersten Rechten, manchmal dem Centrum und nicht selten den Freiinnigen oder Sozialdemokraten. Dann ist er nicht mehr frei und muß in das Horn der Partei stoßen; oder er wird nicht oder nicht wieder gewählt. Gewiß: man kann sich auch außerhalb der

Parlamente bethätigen, aber auch da wird meist für den schriftstellernden Militär das Selbe gelten, wenn er Einfluß gewinnen will; er muß Konzessionen machen: und dann ist er nicht der objektive militärisch-politische Sachverständige, den Guhlen will. Dieser muß eben „wild“ sein; und als Wilder wird er politisch nur mitzählen, wenn er sich weit über das durchschnittliche Niveau eines „begabten“ Menschen erhebt. So würde Graf Haeseler ohne Zweifel politisch eine Rolle spielen, wenn er wollte; mit solchem Maß dürfen wir aber nicht messen. Auch der verstorbene König, der einen außergewöhnlichen Einfluß besaß und aufrichtig war, mußte Konzessionen nach rechts und nach links machen, litt schwer unter dem Kampf gegen den Generalstab, obgleich er ein unabhängiger Charakter war, und streifte manchmal hart an Renegatenthum. Darin liegt aber ein höchst beachtenswerthes Moment. Der Offizier ist so erzogen, daß er seelisch leidet — die Mehrzahl jedenfalls —, wenn er von Seiten angegriffen, mißverstanden und schlecht behandelt wird, die ihm bisher über aller Kritik standen und die höchste Instanz für Alles bildeten. Der Politiker muß aber pachyderm sein. Guhlen zeigt in seinem Buch löbliche Unabhängigkeit des Urtheils; er schreibt aber nicht unter seinem Namen, sondern bedient sich eines Pseudonymes. Glaubt er nicht, daß seine Gedanken und Urtheile viel mehr Eindruck machen würden, wenn er seinen Namen und seine Charge darauf geschrieben hätte?

Quittirt der Offizier mit einer zur Existenz unzulänglichen Pension den Dienst, so denkt er mit Recht und Nothwendigkeit lediglich an den Broterwerb; treibt er dann Politik, so treibt er sie für seine Interessen, wie die Anderen auch. Ist er bemittelt, so wird er meist sich zu der Partei schlagen, der er durch Herkunft, Verwandtschaft oder Heirath nah steht; und wird er in höheren Jahren auskömmlich pensionirt, so ist er fast immer aufgebraucht und der Ruhe bedürftig. Guhlen wendet sich in vortrefflichen Sätzen gegen die Unrast in dem heutigen Dienstbetriebe der Armee. Er bezweifelt, daß die Nerven der jetzigen jüngeren Jahrgänge ausreichen werden, um sie kriegsbrauchbare Heerführer werden zu lassen, und sagt, der Offizier werde so lange gehezt, bis er „thatsächlich verbraucht“ ist. Man braucht nicht weit zu gehen, um das Selbe aus dem Munde aktiver Offiziere zu hören, und es ist nicht übertrieben, sondern sicher richtig, wenn Guhlen sagt, daß von den Offizieren, die die dienstliche Schule der letzten fünfzehn Jahre durchlaufen haben, nicht zehn von hundert in der Nacht vor der Berührung mit dem Feinde schlafen, geschweige denn fest schlafen werden. „Und zu den Neunzig vom Hundert wird auch die Mehrheit der Kommandirenden Generale gehören. Vermessen wäre es, zu behaupten, daß wir in dem Losstürmen auf die Nerven unserer Offiziere es mit einem wohldurchdachten System zu thun haben. Man folgt nur dem dunklen Drang, die Armee vor dem Ein-

schlafen zu bewahren. Hat sie aber seit dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms des Ersten einschlafen wollen? Nie und nimmermehr!" Im Interesse der von ihm vertretenen Sache bedauere ich hier noch einmal, daß der Verfasser ein Pseudonym gewählt hat.

Er vermißt die Ausbildung für den Krieg und rechnet dazu richtig auch die dauernde Sorge, Offiziere und Unteroffiziere nicht nervös zu ruinieren, nicht geistig zu viele Anforderungen an sie zu stellen. „Unaufhörlich wird die Trommel zum Parademarsch gerührt.“ Die Behauptung des Verfassers, daß die Schießfertigkeit des Einzelnen heute eine weit geringere Bedeutung habe, dürfte wohl von Vielen bestritten werden; ich kann mir darüber kein Urtheil gestatten. Recht hat er aber, wenn er die Auszeichnungen und Prämien für gutes Schießen „ganz bedenkliche Mittel“ nennt; deren Rehrseite bildet nämlich der deutliche Wink, daß es mit der Karriere aus ist, wenn nicht ein bestimmter Grad der Schießfertigkeit erreicht wird. Es ist nicht die daraus erwachsende widrige Streberei allein, sondern die Verfälschung für den „sittlich schwächeren Offizier“, durch unerlaubte Mittel die Minderleistung wieder auszugleichen.

Ueber die Kaisermanöver spricht Gahlen, wie die Mehrzahl der Sachverständigen, höchst abfällig. Ich vermag Das im Einzelnen auch nicht zu beurtheilen, wohl aber leuchtet mir ein, daß der ungeheure Pferdeverbrauch bei den Massenkavallerieangriffen sehr zum Schaden der Kriegsbereitschaft des Heeres ist. Bei diesen Attaquen oder der Vorbereitung zur eigentlichen Attaque sind acht bis zehn Kilometer im Galopp zurückgelegt worden; und Gahlen behauptet, davon würden die meisten Pferde erst nach Jahren sich bei peinlichster Pflege „einigermaßen“ erholen können. Das ist wohl die bedenklichste Seite der großen Kavallerieangriffe; denn unser Pferdereichtum ist bekanntlich recht gering. Wenn kurz nach einem solchen Manöver ein ernsthafter Generalmarsch geblasen wird, was schließlich ein Vierteljahr vorher Niemand wissen kann, so ist der Ausfall an leistungsfähigem Material doch recht beträchtlich. Ein „Eingeweihter“ hat dem Verfasser gesagt: „Das dürfen Sie doch unserem Generalstab nicht anthun, daß Sie ihn nach den ‚phantastischen‘ Kaisermanövern beurtheilen!“

In das selbe Gebiet gehört die „Trainirung“ der Mannschaften für den Krieg, die, nach Gahlen's Behauptung, durch große Anstrengungen bei starker Hitze übertrieben wird. Zur „Trainirung“ dürfen die Uebungen selbstverständlich nicht ausarten, denn der Reservist oder Landwehrmann muß später doch untrainirt ins Feld ziehen und Trainirungen pflegen auch der Gesundheit schädlich zu sein; bekanntlich bekommt ein großer Prozentsatz der aus ausgesucht kräftigen Leuten zusammengesetzten italienischen Bersagliertuppe später die Lungenschwindsucht.

Ich kann nicht auf alle Einzelheiten des bei geringem Umfang sehr inhaltreichen Buches eingehen. Das Ergebnis all dieser Betrachtungen ist, daß Massen von Menschen und Nervenkraft verbraucht werden, die für den Krieg erhalten bleiben müßten, daß eine kurzfristige *novarum rerum cupido* den Blick auf das Ganze verloren gehen läßt und das Neuzerliche einen immer breiteren Raum zu fordern beginnt. „Von oben“, meint Gahlen richtig, könnte leicht sehr viel gethan werden; doch bleibt ein Rest, — und der hängt an der zweijährigen Dienstzeit. Man spricht, wie es scheint, nicht gern von der Möglichkeit einer Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, aber ich meine: wenn die zweijährige Dienstzeit nicht genügt, wenn sie die Offiziere und Unteroffiziere ruiniert — von der Ausbildung der Leute gar nicht zu sprechen —, so steht doch zu viel auf dem Spiel. Daß es aber so ist, sagt nicht nur der Verfasser dieses Buches; ich habe noch von je'em Offizier, welcher Charge er auch war, das Selbe gehört. Man tröstet sich wohl damit: bei den Anderen ist es noch schlimmer. Damit wird zugegeben, daß wir rutschen, aber andere Nationen schneller; doch für das Tempo kann Niemand einstehen. Wer nicht völliger Phantast ist oder nicht glaubt, bei einem unglücklichen Kriege nichts zu verlieren, muß ein innerlich intaktes, auf höchster Stufe stehendes Heeres verlangen; ist dazu die dreijährige Dienstzeit erforderlich, so ist sie auch einen Konflikt werth. Aber „zu den Gepflogenheiten unserer Regierenden seit Bismarcks Entlassung gehört auch der Verzicht auf jegliche Initiative.“ Wer will Gahlen hier widersprechen?

Wenn Gahlen trotzdem von „Militarismus“ spricht und dessen Existenz beklagt, so versteht er darunter etwas Anderes als der „Vorwärts“ und die „Bosnische Zeitung“. In einem Kapitel „Staatsbürger und Reserveoffizier“ sagt er, „daß der Militarismus in Gestalt des Reserveoffiziers die Verfassung fast aus den Angeln gehoben hat,“ und meint damit, daß von der Institution des Reserveoffiziers zum großen Theil die Passivität der „Gebildeten“ in politischer Beziehung und ihre stete wortlose Unterwürfigkeit gegenüber allen Handlungen der Regierung herstamme. Sehnsüchtig blickt er auf die Konfliktjahre zurück, wo im Parlament „handfeste, begeisterte, mit Autorität, wie sie nur Bildung zu verleihen mag, ausgestattete Männer“ vorhanden waren, „die den Teufel nach der Regierung fragten“. Da der Verfasser über seine militärische Positivität keinen Zweifel läßt, scheint mir gerade dieser Vergleich nicht besonders glücklich gewählt. Die gepriesenen Männer haben das ungewollte Verdienst, Bismarck auf den richtigen Platz gebracht zu haben; aber politischen Blick kann man ihnen wohl kaum nachsagen, zumal nicht in Dingen, die das Heer angingen; und von denen handelt doch das Buch. Wenn Gahlen aber glaubt, daß die kurzen Perioden aktiver Dienstleistung dem Reserveoffizier die politische Indifferenz des aktiven Corps ein-

impfen: wie kann er dann für möglich halten, daß ein inaktiver Offizier, der auf eine Jahrzehnte lange Dienstzeit zurückblickt, zum selbständigen, aufrechten Politiker zu werden vermag? Ich halte die Institution des Reserveoffiziers an sich nicht für politisch paralyisierend. Die politische Gesinnungslosigkeit und der Byzantinismus sind heute allgemein; warum soll der Reserveoffizier von ihnen frei sein? Daß der Reserveoffizier ein Typus und als solcher nicht immer sympathisch geworden ist, lag ursprünglich nicht in seinem Wesen; ein anderes Moment, das wir abstrakt den Zug der Zeit nennen können, gewinnt immer größere Geltung. Nicht nur in der Armee wird „unaufhörlich die Trommel zum Parademarsch gerührt“, sondern nicht minder im sogenannten bürgerlichen Leben unter allen möglichen Formen, ob es nun Bürgermeister, Beamte, Industrielle und „Königliche Kaufleute“ sind; der Unterschied besteht nur darin, daß all diese Stände und Klassen aus eigener Initiative die Trommel rühren. Wenn der Parademarsch hier zu diesem Vergleich Anlaß gab, so thut man ihm Unrecht, denn er ist nichts Unmoralisches, sondern allerhöchstens etwas Ueberflüssiges und Kostspieliges. Ich meine aber: ist es wunderbar, daß nach Anerkennung und Auszeichnung lüsterne Menschen nicht nur Uniform und Titel des Reserveoffiziers anstreben, sondern Beides ihnen später eine „Schutzfarbe“ wird, um weitere „hohe Ziele“ zu erreichen? Hier haben wir ein klassisches Beispiel von mimicry. Würde der sogenannte Zug der Zeit ein anderer, wie es ja doch ab und zu vorkommen soll, so wird auch der Offizier des Beurlaubtenstandes Politik treiben und auch seiner Ueberzeugung gemäß opponiren können, ohne Uniform und Titel zu verlieren. Daß ein Reserveoffizier sich der Armee gegenüber nicht grundsätzlich negirend verhalten kann, ist selbstverständlich. Die Nachahmung von Gebräuchen und Anschauungen aktiver Offiziere und das Gefühl, im Besitz der Uniform — roh ausgedrückt — als Geschlechtswesen höher zu stehen als der Civilträger, machen sich doch nur in jüngeren Jahren geltend, wo selten schon an politische Thätigkeit gedacht wird. Fühlt sich aber in reiferem Alter Jemand dadurch gebunden, so ist er wirklich nichts Anderes werth. Nicht also die „Institution des Reserveoffiziers“ scheint mir die politische Thätigkeit des „Volkes“ zu lähmen, sondern dieses „Volk“ ist politisch so indifferent, so auf bluff und show jeglicher Art gerichtet, außerdem, wie Gahlen an einer anderen Stelle sagt, so ganz in Anspruch genommen durch die „Jagd nach dem Nickel“, daß die Infektion des Reserveoffizierkontingentes nicht verwunderlich ist.

Die Kategorie von Offizieren des Beurlaubtenstandes — ich halte Das für sehr bemerkenswerth —, die als solche politisch gesinnungslos sind, rekrutirt sich aber wohl meistens aus den Klassen, die Gahlen auch ungeeignet für den Ersatz des aktiven Offiziercorps findet. Er sieht das deutsche

Offiziercorps „auf dem Wege nach Capua“; also die berühmte Luxusfrage, die ich im Großen und Ganzen verneine. Meiner Ansicht nach sind die Begriffe „übermäßiger Aufwand“ von dem rein persönlichen Luxus scharf zu trennen. Auch kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er sagt, daß der bemittelte Offizier so ipso seine Pflicht leichter nehme als der unbemittelte, und glaube im Gegentheil, daß es für den Dienst sehr oft von Vortheil ist, wenn der Offizier nicht lediglich auf seine Gage angewiesen ist, nicht das Gespenst einer kärglichen Pension stets vor Augen hat. Er wird in dubio mehr Rückgrat zeigen als der gänzlich Unbemittelte und nicht so leicht gesinnungsloser Streberei verfallen. Wenn Wohlhabenheit der Grund für mangelhafte Pflichterfüllung und dienstliche Leistungen ist, so liegt der Grund tiefer, nämlich in der Qualität des Offizierersatzes. Junge Leute aus „reichem Hause“, die Offizier werden, um dem sogenannten ersten Stande anzugehören, um den Glanz ihrer „aufstrebenden“ Familie zu erhöhen und ihre eigene Persönlichkeit durch die Uniform zu äußerer Geltung zu bringen, sind ohne Zweifel für den Dienst noch weniger werth als arme Jungen, die aus den selben Gründen eintreten; denn diese jungen Herren wirken wenigstens nicht so demoralisirend. Sie müssen sich anpassen und lassen sich erziehen, während die Wohlhabenden mit dem Klang ihrer Dukaten den Ton angeben wollen. Daß aber die Wohlhabenheit die Leistungen eines Offiziers beeinträchtigen sollte, der seinem Beruf innerlich angehört, glaube ich nicht; eben so wenig, daß die „Flasche Wein“ und „das Kaviarbrötchen“ an und für sich nach Capua führen. Das U und D aller Uebelstände und Reformen auf diesem und verwandten Gebieten ist der Offizierersatz, dessen Qualität ständig zurückgeht. Will man ihn verbessern, so muß das Gehalt und die Pension erhöht und die Sicherheit der Laufbahn gegen frühzeitige Verabschiedung vergrößert werden. Dann wird es gelingen, die tüchtigen Elemente wieder heranzuziehen, die sich jetzt andere Berufe aussuchen müssen, und, was sehr wichtig ist, die alte Soldatenfamilie vor dem Aussterben zu bewahren, dem sie entgegengeht. Gutes Material muß durch Generationen gezüchtet werden. Das aber gestatten die heutigen Verhältnisse immer weniger.

Eine ganz besondere Bedeutung für den Weg nach Capua mißt Gublen merkwürdiger Weise dem studentischen Bierkomment bei, dem der Offizier unterworfen sei, bis er es zum Stabsoffizier gebracht habe. Mir scheint: davon kann jeder tüchtige Kommandeur sein Offiziercorps befreien; sogar jeder einzelne Offizier sich selbst, wenn er nicht gern Bierjungen trinkt. Die Feststellung einer Tyrannei des Komment über alle Kasinomitglieder vom Fähnrich bis zum Compagnieführer wirkt einigermaßen komisch. Recht geben muß man dem Verfasser in der Verurtheilung der vielen offiziellen Festlichkeiten und sonstigen Veranstaltungen; aber sie zu vermindern, ist den höheren Vor-

gesehen leicht. „Rechtzeitige Hilfe kann nur von den entscheidenden Stellen kommen.“ Diese werden aber, füge ich hinzu, selbst immer repräsentativer. Bongrós, malgré; saure Feste, frohe Wochen! Das Repräsentative zeigt sich ja außerdem besonders schädlich in der modernen Uniformkrankheit, die beständig Neuerungen an Ueberröcken, Litewken, Feldbinden u. s. w. hervorbringt, wie auch neuerdings der General von der Goltz mit Bedauern bestätigt hat. Die Zahl der verschiedenen Uniformstücke, die jeder Offizier besitzen und erneuern muß, hat sich während der letzten Jahre ins Ungeheure vermehrt. Das kostet viel mehr als Liebesmäher und Stiftungsfeste; das Liebesmahl ist übrigens wirklich mit Unrecht in den Ruf gekommen, den Gipfel der Schwelgerei zu bilden und der Schauplatz der Orgien eines rückständigen und von Selbstüberhebung erfüllten Kastengeistes zu sein.

Den „Luxus in der Armee“ nachzuweisen, halte ich für unmöglich, abgesehen von vereinzelten Regimentern, die sich gerade innerhalb der Armee selbst keineswegs eines besonderen Rufes erfreuen. Ihre Offiziercorps sind lediglich zu Repräsentation da, als Statisten bei militärischen Schaustellungen, Empfängen und ähnlicher Kurzweil. Wenn man diese Offiziercorps ohne Truppentheile weiter glänzen ließe, so wäre es kein Schade für die Armee und für sie selbst. Wo aber sonst Luxus zu finden ist, wird er sehr häufig den Geldheirathen der Offiziere zuzuschreiben sein. Die Geldheirathen werden aber auch nur dann vermindert, wenn der Ersatz des Offiziercorps qualitativ besser wird, — und Das hängt eben vom Sold ab. Merkwürdiger Weise hat Gublen das Thema der Geldheirathen ganz unbeachtet gelassen, auch in der Abhandlung „Regimentsdamen“, wo er den Fall Löhning zum Ausgangspunkt nimmt. Ich bin da vollkommen seiner Ansicht, wenn er für die Offiziersfrau gesellschaftliche Bildung und gute Formen verlangt und wünscht, daß die Sphäre ihrer Eltern und Verwandten sich mit denen des Offiziers berühre; aber so einfach erledigt sich auch diese Frage nicht. Wenn die Durchschnittsqualität des Offiziercorps sinkt — und sie sinkt wirklich —, so ist der hochgepriesene Heirathkonsens auch machtlos; zumal bei der Geldheirath war ers beinahe immer. Feine Unterschiede werden zwischen der Tochter eines Kaufmannes und eines Kaufherrn gemacht und es soll vorgekommen sein, daß die Offiziersfrau in spe erst für würdig erklärt wurde, nachdem ihr Vater seinen offenen Laden zugemacht hatte und „verzogen“ war. Manchmal wird ein unbemitteltes Mädchen für nicht zur Offiziersfrau passend erachtet, während ein bemitteltes der selben Provenienz in „ihrem“ Regiment die erste Geige spielt. Wenn ein ehemaliger Feldwebel das Große Los zieht, ist es doch wohl recht zweifelhaft, ob ein Lieutenant, der die Tochter des Gewinners heirathen will, nicht später — vielleicht in einer anderen Garnison — den Konsens bekommt. Und warum auch nicht? Was heute an Frauen als Bil-

dung bezeichnet wird, ist ein sehr fragwürdiger Begriff; und daß die Töchter reich gewordener Parvenus die Früchte der „guten Kinderstube“ besser konserviren als die der wenig bemittelten gleichen Niveaus, darf bezweifelt werden. Sie sind vielleicht in Lausanne gewesen und können „über Alles sprechen“; damit ist aber auch zu Ende. Jeder bekommt schließlich die Frau, die er verdient, und je höher ein Offiziercorps steht, desto besser erzogen und gebildeter wird auch der „Damenflor des Regimentes“, wie der Freiherr von Gahlen sagt, sein. Wo wirklich Luxus im Regiment besteht, da ist beinahe immer die Ursache bei einer oder einigen reichen Frauen zu suchen, die ihrer Herkunft nach dem Offizierstand fern stehen; eine wenig bemittelte der selben Herkunft wird sich erziehen lassen. Die stramme Disziplin des „weiblichen Offiziercorps“ findet Gahlen richtig und nöthig; man kann darüber streiten, denn in großen Städten fehlt sie und in kleinen sind ihre Folgen wohl nicht immer die gewünschten. In der Marine besteht sie nicht annähernd in dem selben Maße und die Zustände haben noch nicht darunter gelitten. Ich glaube, mehr Freiheit würde das Niveau des „Damenflors“ nur heben, denn die Homogenität wird mitunter bedrückend; „in unserem Regiment hat man nie mehr als zwei Kinder.“

Was aber soll der unglückliche Lieutenant machen, wenn er unbemittelt ist? Er bekommt einen elenden Sold, weiß nicht, wie weit er es bringen wird, weiß aber bestimmt, daß er mit der Pension eines Lieutenants oder Oberlieutenants bequem verhungern kann. Die Talente zum Diogenes hat nicht Jeder. Der Mann in der Tonne war auch unkameradschaftlich und hielt zu wenig auf sein Aeußeres. Wer will sich wundern, daß die reiche Heirath der Lichtpunkt aller Zukunftsgedanken wird? Geistige Genüsse entschädigen nicht Jeden. Wenige nur werden ihrer theilhaftig — Bilse kaufte Prachtwerke — und Gahlen sagt mit Recht, daß der Stamm der Frontoffiziere „geistig genügsam“ sein müsse; es sei falsch, gerade dem Durchschnitt zu viel Gelegenheit zu ständiger geistiger Fortbildung zu geben. Das klingt hart, ist aber sehr richtig. Dann soll man aber — ich komme immer auf den selben Punkt zurück — den Frontoffizier, der höhere Stellen nicht erreicht, vor einem Hungerleben bewahren, wenn er als unbrauchbar weggejagt wird, oder einen anderen Modus der Verabschiedungen einführen. Der Bildungshunger der jüngeren Offiziere hat oft sehr reale Gründe; man will die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich ziehen, um es möglichst weit zu bringen, und es giebt auch Viele, die sich auf anderen Gebieten umthun, um nach der Verabschiedung nicht ganz rathlos zu sein. Beides schädigt den eigentlichen Frontdienst und nimmt die Lust dazu. Welche Anforderungen aber ein fünfzehnjähriger Frontdienst an den Mann stellt, davon machen sich die „bürgerlichen Kreise“ meist keine Vorstellung.

Ich bin der Ansicht, daß alle Kritiken, Ermahnungen, Ehrenerklärungen und Erlasse völlig nutzlos sind; das Einzige, was helfen kann, ist Geld; und zwar werden große Summen dafür nöthig sein. Das Bischen Pensiongesetz macht's nicht. Ich glaube eben so wenig wie der Freiherr von Gahlen, daß die Regierung zu wirklich einschneidenden Mitteln greifen wird. Auch wird die dreijährige Dienstzeit ein frommer Wunsch bleiben, obgleich die auf knapp zwei Jahre zusammengedrängte Ausbildung der Leute Offiziere und Unteroffiziere in einer Weise aufreißt, die nicht im Interesse der Wehrkraft ist. Ich glaube, daß Gahlen Recht hat, wenn er einen Theil der Mißhandlungen auf diese zu große nervöse Anspannung der Vorgesetzten schiebt.

Was Gahlen über das Militärgerichtswesen sagt, soll man selbst nachlesen; hier erwähne ich nur, daß er die Oeffentlichkeit des Verfahrens verwirft, aber auch den militärischen Gerichtsherrn und den militärischen Untersuchungsführer. Er irrt aber in dem Kapitel „Der Dolch des Zaren“. Die Seeladetten und Fähnriche zur See verdanken den Dolch nicht der zingiger Flottenparade, sondern tragen ihn schon seit dem Jahre 1889. Lamals wurde er ihnen vom Kaiser wieder verliehen, nachdem seit — ich glaube — den siebziger Jahren das Faschinenmesser statt des Dolches eingeführt gewesen war. Die erste Abschaffung des Dolches war die Folge eines Streithandels in Kiel, wo ein Seeladett in der Nothwehr drei Leute erstach. Die russischen Seeoffiziere haben stets den Dolch getragen; bei der danziger Revue vor dem Zaren erhielten ihn die deutschen Seeoffiziere. Für sie hat er vor dem schweren, am übergeschnallten Koppel hängenden Säbel den großen Vorzug, daß er leicht ist und nicht die Röcke ruinirt. Eine für den Fähnrich passende Waffe ist der Dolch sicher nicht; denn wird er gebraucht, so ist eine lebensgefährliche Verletzung so gut wie sicher. Was Hüssener betrifft, so bin ich der selben Ansicht wie Gahlen und habe schon früher gesagt, der Fall zeige, daß die sozialen Grenzen für den Ersatz des Offiziercorps zu weit gezogen sind; ich füge aber hinzu, daß sie nach anderen Seiten zu eng gezogen sind. Den sogenannten ersten Gesellschaftsklassen braucht der Offizieraspirant durchaus nicht anzugehören; auch sie sind, wie Salomo sagte, „Koth und Wurm“; er muß aber unbedingt die Erziehung nachholen, die er nicht mitbringt, und es giebt kein weniger der Erziehung zugängliches Material als die Söhne reichgewordener Väter. Geht es weiter wie jetzt, so ziehen sich die besten Elemente immer mehr von der Offizierlaufbahn zurück. Da die Stellen aber besetzt werden müssen, gilt das Wort „Beel Swien maken den Drank dünn“. Soll der Drank dick, der Ersatz besser werden, — dann muß man eben endlich tief in die Tasche greifen.

Charlottenburg.

Graf Ernst zu Reventlow.



Französische Karikaturisten.

Die französischen Karikaturisten der Gegenwart stehen in einem bestimmten Gegensatz zu den deutschen. Bei uns kommt alle Karikatur — man denke nur an die Simplizissimus-Zeichner — aus der Opposition, aus der Auflehnung gegen bestehende Verhältnisse; sie ist eine Waffe im Kampf der öffentlichen Meinungen, der politischen Ueberzeugungen, überhaupt der allgemeinen Lebensanschauungen geworden; kurz, unsere deutschen Karikaturisten sind Tendenzkarikaturisten. In Frankreich dagegen bedeutet die Karikatur mehr eine Entfernung von der Wirklichkeit und allem „Aktuellen“; auf jeden Fall bezeichnet es sie, daß sie mit Vorliebe ins Absonderliche und Wunderliche, wenn nicht gar ins Berrückte ausschweift; die französischen Karikaturisten sind so recht eigentlich Phantasiakarikaturisten, weniger öffentliche Ankläger als kuriose Poeten. Der Unterschied ist erklärlich. In unserem jungen Reich mit seinem Ziel der großen deutschen Kultur gährt noch so Vieles; die endgiltige Ordnung der Dinge bereitet sich erst vor und der Kampf der Parteien fordert die Künstler von selbst auf, ihn mitzufechten. Frankreich dagegen hat im Grunde erreicht, was es seit der Großen Revolution wollte: es ist eine Republik geworden, in der ein Jeder frei der süßen Lust des Daseins leben darf; die alte hohe Kultur ist in den neuen Bestand der Dinge mit hinüber gerettet worden und das Land ist reich und schön wie immer. Ernstlich angefochten wird dabei die Basis, auf der dieser Zustand ruht, nicht mehr. Eben so wenig bewegen neue gewaltige Ideen, die der Ruhe gefährlich werden könnten, ernstlich die Menge. Gewiß: man hat seine Konflikte. Eine nationalistisch-royalistische Gegnerschaft hat man, die manchmal Spektakel macht, und jetzt hat man ein religiöses Dilemma. Man hatte auch Boulanger, den Panamaskandal, die Affaire Dreyfus. Aber das Alles schnitt noch nicht so tief ein, wühlte das Volk noch nicht so wild auf, daß ein wirklich starker Satiriker des Stiftes aus diesen Konflikten entstehen konnte. Der Effekt zeigt es ja: keiner kam. Für den Franzosen ist im Grunde eben jeder „Fall“ nur ein willkommenener Anlaß zu den Augenblicksensationen, die er nun einmal braucht. Nach dem Grade der Sensation werthet er dann den „Fall“; aber er läßt ihn sich nur an die Nerven gehen und nicht an die Seele. In seinem Innersten dürfte ihm ziemlich gleichgiltig sein, ob es sich nun um einen Kaiser oder lediglich um eine Madame Humbert und eine falsche Tiara handelt. Man ist eben zufrieden im Lande, trotz Allem und Allem, sogar besonders zufrieden, wenn recht viel „passirt“: dieser erste Eindruck, den der Ausländer in Frankreich hat, faßt die Psychologie der ganzen Nation in sich; namentlich aber die des pariser Künstlers, dieses ewigen Weltkindes, dem Politisches und gar Religiöses nun schon überhaupt gleichgiltig sind.

So wäre für keinen Tendenzkarikaturisten in Frankreich einfach ein Mangel an Stoffen, die ihn zu einer wirklich leidenschaftlichen Stellungnahme aufheben könnten. Die Stoffe, die da sind, erregen vielleicht einmal für einen Augenblick sein persönliches Interesse, aber nie seinen künstlerischen Fanatismus, für den er dann mit seinem ganzen Leben und Schaffen einzutreten hätte. In Frankreich fehlt die gespannte Stimmung, die wir in Deutschland haben, wo auf allen Gebieten, vom Staatsleben bis tief hinab ins Familienleben, ein reaktionärer Geist mit dem modernen ständig sich reibt und einen Künstler, der einmal Partei ergriffen hat, so leicht nicht mehr losläßt, ihn vielmehr zwingt, sein Lebenswert aus seiner Stellungnahme zu machen.

Dazu kommt, daß in Frankreich die eine Idee, die es dort natürlich auch giebt, die aber keine nationale, sondern eine internationale ist, die Idee von der Binderung der sozialen Noth, einen durchaus ernstern Zeichner gefunden hat: Steinlen. Er karikiert ja auch hin und wieder, aber seine Karikaturen sind nicht sehr charakteristisch; ihm geht der Sinn für den Humor ab, der auch im Elend stecken kann. Gut und dann wirklich groß ist Steinlen nur, wenn er das Elend realistisch schwer, verzweifelt und furchtbar nimmt. Dann ist er als Zeichner ganz, was in der zeitgenössischen Lyrik Jean Michopin ist und Aristide Bruant war: ein mächtiger, düsterer Sänger des Vierten Standes.

Von denen, die sich wenigstens bemühen, Tagesvorgänge komisch-tendenzios zu werthen, wären nur Forain und Caran d'Ache zu erwähnen, die Zeichner des „Figaro“ und des „Journal“. Namentlich Forain, ein Degassschüler, der die Prinzipien des japanisirenden Impressionismus auf die Karikatur zu übertragen sucht, ist ein gediegener Künstler, während Caran d'Ache, der von Oberländer kommt und Oberländers Stil für seine Person modernisirt hat, sehr leicht oberflächlich wird. Eigentliche Größe fehlt Beiden; und an einen Vergleich mit unserem Thomas Theodor Heine, diesem Tendenzkarikaturisten von wahrhaft aristophanischem Geist, darf man nicht denken. Ganz interessant sind sie wohl, namentlich ist Forain in formaler Beziehung; doch nie zeigen sie einen Zug zu jener Monumentalität, den auch ein Karikaturist — gerade Heines Beispiel beweist es — haben kann. Wie es ihrem Publikum nun einmal unmöglich ist, die Stoffe, die das tägliche öffentliche Leben Frankreichs mit sich bringt, ernst und stark, scharf und grimmig zu empfinden, genau so ist es ihnen unmöglich, ihre Linie zu einer Stärke und Schärfe hinauszuführen, die bei uns der Simplizissimus-Zeichner dank der unerbittlichen Gegnerschaft erreicht hat, in der er und mit ihm sein Publikum zu Allem steht, was den deutschen Kulturgedanken feindlich ist.

Nicht der Kampf also, mit seiner Wehr und Gegenwehr, mit all seinem Haß, Born, Trotz, ließ die französischen Karikaturisten von genialer Laune, die es neben diesen bloß technischen Begabungen giebt, ihre Linie

finden. Es war etwas Anderes. Das, was die französische Nation im Gegensatz zu der schweren, ernstesten deutschen beherrscht, was Paris, ja, man könnte fast sagen, was den Montmartre beherrscht: die unbedingte Lebenslust, die unbeirrbar Genußfreude, die sich bis zum nackten Uebermuth und darüber hinaus noch zu Tollheit und Wahnmuth steigern kann, bis zum äffisch grinsenden Blödsinn, und die dann allerdings auch wohl einen Beigeschmack von Bitterniß und selbst von Verzweiflung haben kann; ich erinnere nur an den toten Toulouse-Lautrec. Im Allgemeinen sind zwei Gruppen zu unterscheiden: die graziösen und die grotesken Karikaturisten.

Das Wesen der Grazie bringt es schon mit sich, daß bei den Künstlern, die aus der ersten Gruppe in Betracht kommen, die Bewegung nicht allzu ausfahrend sein und nicht ins Maßlose schweifen wird. Das hat dann zur Folge, daß sie sich in ihren Blättern, ihren Bildern, Aquarellen und Plakaten sehr oft wieder der einfachen Zeichnung nähern und gar nicht als Karikaturisten wirken. Trotzdem muß man sie in diesen Zusammenhang bringen, da ihre Zeichnung eine ist, die sich nicht, was reine Zeichnung immer muß, streng an die Umrissgesetze der Natur bindet, sondern willkürlich mit ihnen umzuspringen pflegt; abgesehen davon, daß diese Zeichner auf anderen Blättern wieder ganz bewußte Karikaturisten sind.

Man nehme Adolph Willette, den graziösesten von Allen und zugleich den französischsten, so ohne jede Schwere und jeden wirklich harten Ernst stellt er sich dar; ein entzückender Künstler. Was aber ist er eigentlich? Ein Realist nicht; und auch einen Stilisten kann man ihn nicht nennen. In seinen schönsten Sachen ist er von einer Feinheit der Linie und, wenn er Farbe giebt, von einer Zartheit des Tones, daß man ihn schlechtweg als Lyriker empfinden und begreifen möchte. Eine eigentliche Nachwirkung hat er nie, auch dann nicht, wenn er sie will; nur reinste, hellste Freude wirken seine Blätter. Und doch bringt er mit dieser Linie und mit diesem Ton eine Komposition zu Stande, die von einer Verbiegung, Verwirblung, Verwischung der Wirklichkeit ist und sich in einer Weise von der Natur entfernt, wie es nur ein ganz extravaganter Künstler vermag. Ein Gefühlskarikaturist, könnte man sagen, ein herzlicher Künstler ohne ständige Bissigkeit und fortwährende Bereitschaft zum Angriff, aber mit Esprit dafür und viel Sentiment. Willette hat auch spöttische, hat selbst höhnische, selbst grausame Züge; die aber geben doch nicht den eigentlichen Willette. Dessen Wesen bleibt nun einmal die Feinheit, wie in der Linie, so auch in der Empfindung. Und es ist für einen Karikaturisten ja auch nicht unbedingt nöthig, daß er immer gleich wahre Monstra zusammenschweift; es giebt auch Callots, die keine Monstra sind: ich erinnere nur an seine bekannten Tänzerinnenfigürchen mit dem wilden und doch zugleich ebenmäßig gebändigten Tarantella-Glan.

Willettes Stil ist, um im Bilde der Tänze zu bleiben, eine Mischung von Cancan, Carmagnole und Menuett; von Moderne also, Revolution und Kokoko. Es scheint, als fasse er noch einmal Alles zusammen, was sich von den Tagen der unbedingten Anmuth in Lebensauffassung und Lebensführung erhalten hat, fasse es zusammen und bringe es dann auf die Ausgelassenheit, deren das französische Volk so recht eigentlich erst seit der Revolution fähig geworden ist. Dabei wird er aber nie müßig, sondern herrschend über den wirbeligen Cancanrhythmus seiner Kapriolen bleibt eben das Metrum des Menuetts: die Grazie. Die ist Willettes Letztes, wie sie sein Erstes ist; von ihr geht er aus, zu ihr kehrt er immer wieder zurück. Und nicht umsonst nimmt er sich zu seinem Helden mit einer solchen Vorliebe Pierrot, notre ami Pierrot, diesen armen, schwermüthigen Liebling des Kokoko, dessen Rolle längst ausgespielt ist und zu dem die französische Sentimentalität dennoch immer wieder zurück will. Willette selbst freilich wird nicht eigentlich sentimental; seine Fröhlichkeit ist viel zu echt, frisch und blutwarm, als daß sie sich in Thränen auflösen könnte; und wenn er auch nie an die Tiefe des Lebens rührt, sondern immer nur lachend über seine Oberfläche hinspringt, so liebt er das Leben darum doch innig und stark. Das sieht man so recht, sobald er einmal Tragik in seine Stoffe bringt: es ist dann wirkliche Trauer, die er giebt, uncynisch durch und durch und nur so unsagbar verdüstert, so monoton und melancholisch, wie sie Pierrot beschieden ist und wie sie sich dann allerdings jäh aufreißen kann an einer blutig-unseligen That. Nur selbstverständlich muß scheinen, was zum Schluß noch über Willette bemerkt sein mag, daß er in formaler Beziehung um den ganzen französischen Klassizismus und Impressionismus herum und, wenn überhaupt von einer älteren Kunst, so von der galanten Watteaus und der pikanten Fragonards herkommt.

Zu der Gruppe der graziös extravaganter Zeichner gehören außer Willette auch Léandre und Morin. Sie sind lange nicht so reich an Inhalt und auch in der Form nicht so geradezu meisterlich wie Willette, aber doch recht verschiedene Persönlichkeiten und Jeder in jeder Zeichnung auf den ersten Blick erkennbar. Von Morins Verhältniß zur eigentlichen Karikatur gilt Aehnliches wie von dem Willettes; auch Morin ist im Grunde ein graziöser Lyriker, nur geberdet er sich in den Extravaganzen, in die sein Lyriismus überschlägt, noch bizarrer; und seine Linie ist denn auch entsprechend berber, kräftiger umrissen als die Willettes, aber auch immer noch zart und fein in der Haltung. Léandre ist dagegen mehr ein sentimentaler Lyriker und seine Linie die weichste oder doch die blasseste, hingewischteste von allen dreien; dabei kommt gerade er seltsamer Weise besonders oft als Karikaturist aus Ab sicht und arbeitet dann nicht nur mit einer Verdrehung der Konturen, sondern bewußt mit Vergrößerung der Dimensionen, giebt Riesennasen und Riesen-

stirnen; ein allerdings etwas billig gewordenes Karikierungsmittel. Pierrrot ist Beiden natürlich auch ein vertrauter Freund; doch kennt Morin auch Harlekin genau, Pierrrots berberen Better.

Schließlich könnte man an diese Gruppe noch Chéret reihen. Er hat sie sogar eigentlich eingeleitet, als er sich einst durch seine grazile Verwendung des mondänen Froufrou und insbesondere des Variétékostümes seinen flackernden Plakatstil schuf; freilich nähert er sich damit thematisch auch der grotesken Gruppe. Heute ist des alt gewordenen Meisters Linie zwar noch höchst geschickt gemacht, aber er vermag nichts Neues mehr mit ihr zu sagen; immerhin sei sein Name genannt.

Einen deutlicheren Uebergang zu der grotesken Gruppe zeigt uns gleich ihr bester Mann: Jean Béber, die kurioseste und in all ihrer Kuriosität geschlossenste Erscheinung unter sämtlichen lebenden Karikaturisten Frankreichs. Auch er ist mit einem Theil seines Wesens noch Lyriker; aber sein Lyriismus unterscheidet sich von dem der Anderen, von dem Willettes etwa, wie ein spukhaftes Nachtmärchen von einem sonnenhellen Schäferidyll: so gar nicht sentimental auch im guten Sinn, so rein phantastisch um des Phantastischen willen sind seine Zeichnungen und Bilder. Und außerdem ist er, über seinen Lyriismus hinweg, vor Allen ein wirklicher Humorist, der sogar, der heute in Frankreich die stärksten und dabei echten Lachwirkungen hat, solche, die nicht etwa nur die Galle reizen wollen, sondern wirklich das Zwerchfell erschüttern, — wenn auch Béber manchmal wiederum gar nicht so harmlos sein kann, sondern recht bitterer, böser Anwandlungen fähig ist. Er hat eben seine verschiedensten Seiten, wie man sehen wird.

Von seinem Lyriismus giebt sein bekanntestes Bild, die „Princesse“, die im Luxembourg hängt, den richtigsten Begriff. An einem wundervollen Sommerabend steht auf freiem Waldplatz ein allerliebsteß Königskind, zart und schmal, in langem, schleifenden Staatsgewande, ein kleines Krönchen auf dem zierlichen Kopf: und verwundert schlägt es die feinen Händchen zusammen, denn vor ihm tummelt sich und drängt heran ein seltsam Volk von Gnomen, höchst erstaunt und höchst erfreut zugleich über den ungewohnten Anblick eines Menschenkindes, — und eines so schönen dazu. Das Werkchen sagt inhaltlich gewiß nicht viel und gar nichts Ernstes, Schweres; und ist doch so entzückend in seiner Märchenstimmung, so köstlich in der Physiognomie der Zwerge. Die geben dabei die eigentliche Note des Künstlers. Fast alle seine Sachen haben etwas Koboldhaftes; fast immer sind seine Menschen, manchmal sogar seine Landschaften auf den Gnomentyp gebracht. Es giebt, zum Beispiel, ein Blatt von ihm, das einen Dorfplatz um Mitternacht darstellt; da sind alle Häuser riesige Zwerggesichter, wie von mächtigen Erdmännchen, die ihren grauen, edigen Kopf aus dem Boden stecken: einem jungen

Mädchen, dem darob vor Schreck das Haar steil in die Höhe fliegt, erscheinen sie so um die Geisterstunde am Marktbrunnen. Und das Blatt wirkt auch gleich einem Alb, einem drückenden Traum; und ist doch nur ein drolliges Märchen. So rinnen auf solchen Blättern Böbers, die nicht mehr rein lyrisch sind, Lyrik und Humor, Romantik und Groteske zusammen.

Eigentlich französisch muthet solche Spuckkunst gewiß nicht an; und ich irre auch wohl nicht, wenn ich bei Böber irgend ein germanisches Abstammungsmoment voraussetze. Da sind Dinge, die im Komischen an E. T. A. Hoffmann erinnern; gerade das Koboldhafte, Nußknackermäßige der Figuren lockt zu dem Vergleich. Und wenn Böbers Phantastik einmal ins bewußt Tragische — und dann gleich ins Graußige, Grauenhafte — umschlägt, wird man an Kops erinnert, den Blamen. Freilich muß man bei diesem Vergleich einen Abzug machen, eben den des Französischen, Pariserischen, das Kops über seinen echt germanischen Satanismus hinaus auch noch hat; man kann einfach sagen: den Abzug des Erotischen. Bei Böber, der ganz asexuell bleibt, steht dann dafür das Phantastische um des Phantastischen willen, von dem ich schon sprach, das Groteske als Selbstzweck. Einmal hat er auf einem Blatt ein nacktes Weib in einer echten Kopspose; das Weib treibt ein ungeheures Rad, in dem Rad aber wirbeln zahllose winzig kleine Männerkörperchen, zerbrechend, zerschmettert, hinausgeschleudert, daß es nur so knackt: und die Wirkung des Blattes kommt nicht von dem nackten Weib, das sogar technisch mäßig ist, sondern ausschließlich von den winzigen, an sich puzigen und doch so grausam behandelten Figürchen. Kops hätte hier die dämonische Macht des Weibes in das Weib selbst verlegt. Böber dagegen geht nur die Wirkung dieser Macht an, die groteske Pointe, die ihm wieder Gelegenheit giebt, das Maß seiner liliputanischen Anschauung an Menschliches zu legen. Ernst nimmt er dieses Menschliche schon, nur nicht gleich mit dem ganzen Fanatismus eines satanischen Ernstes; in seiner pittoresken Laune, selbst wenn sie sich so brutal äußert, steckt vielmehr immer auch eine gewisse Bonhomie.

Man darf eben nicht vergessen: Böber ist Humorist, auch auf solchen Blättern noch. Er will seinen Ull mit den Menschen treiben, hier — Dingen gegenüber, in die ein Kops all seinen Haß und Hohn, seine ganze wilde Wuth geworfen hätte — einen etwas schauerlichen, abgründigen Ull, aber immerhin Ull. Deshalb vermöchte er seinen Gestalten auch gar nicht den Umriß des Grandiosen, vor lauter Laßivität Majestätischen zu geben, wie Kops es thun muß, sondern kann sich mit dem immer mehr komischen Umriß des Zierlichen, Kapriziösen begnügen. Was man nicht ganz ernst nimmt, sieht man nur einmal auch nicht ganz groß; und so steckt in Böbers Art, Ull zu treiben, nicht nur Methode, sondern auch Philosophie. Denn es ist ja nicht etwa ein bloßer Kniff, daß er Alles wie im Verkleinerungsgläse, und noch dazu

in einem hohlspiegeligen, giebt; es ist kein technischer Trick, den er anwendet, um sich einen „Stil“ zu geben. Entscheidend ist der innere Blick für das Wesen der Welt, wie er diesem Menschen und Künstler aus Brueghels Geschlecht mit ins Leben gegeben ward: es ist wirklich lachende Weisheit in seiner Art, tragikomisches Vergnügen am Dasein, das jeder echte Humorist hat und haben muß. Am Schlichtesten zeigt es sich natürlich auf den vielen Blättern Böbers, in denen nur dieser Humorist sein Pöffenwesen treibt und der Lyriker und Phantast einmal ganz im Hintergrund bleibt, in denen Böber sich als Realist an das Leben macht, so wie es ist, und aus ihm nun seine Grotesken herauschneidet. All diese Wirklichkeitsgestalten, diese drolligen, stets mit ein Bißchen Bosheit gesehenen Männlein und Weiblein, diese Gevatter Spießbürger, diese Knoten und Proleten, die er dann bringt: sie haben immer noch die kleine, dicke, wurstelige Wirkung des Koboldhaften. Und es ist, als ob er uns mit ihnen sagen wollte: „Seht! Die Menschen sind gar nicht so furchtbare Bestien, wie Ihr sie immer macht; niedliche Bestien sind's manchmal, gewiß, aber im Allgemeinen doch nur liebe und harmlose, gemüthliche und sehr spaßige Thierchen; man braucht bloß die Augen ein Wenig zuzudrücken: und man sieht sie so klein, wie ich sie Euch zeige!“

Die übrigen französischen Karikaturisten von der grotesken Gruppe sind lange nicht so reich wie Böber. Aber es sind dafür in ihrer Einseitigkeit modernere, in formaler Beziehung vielleicht auch interessantere Künstler. In ihrer Technik ist immer Etwas, das Wege in die Zukunft zeigt und Werthe aufweist, die die Weiterentwicklung der zeichnerischen Technik überhaupt bedeuten, während ein Böber mehr Zusammenfasser alter Werthe ist, wenn auch in einem ganz persönlichen und ganz und gar keinem epigonenhaften Sinn. Eben deshalb vielleicht hat man es bei ihnen weniger mit Portennaturen zu thun als mit solchen Künstlern, von denen gelten mag, daß ihnen mehr ihre bewußte äußere Linienführung als ihre unbewußte innere Sehweise den „Stil“ gegeben hat.

Will man eine Vorstellung von Joffot geben, der ein solcher Techniker aus „Stil“-Absicht ist, so muß man sagen, daß er den excentric unter den französischen Karikaturisten vorstellt. Sein Prinzip heißt: Uebertreiben um jeden Preis! Und sein Mittel dazu: Vereinfachen um jeden Preis! Ein Gesicht ist bei Joffot nichts als ein ungeschlachter Kreis, die Konturen darin sind ein paar dicke Striche, das Auge ist ein glösender Punkt: wenige Linien und Tupsen müssen genügen; doch sind sie deshalb nicht wahllos wüß heruntergeschmiert, wie man vielleicht vermuthen könnte, sondern im Gegentheil nach genauester Berechnung abgemessen, auf daß nur ja Alles charakteristisch zusammensteht. Mit Joffots Farbe ist es dabei ähnlich wie mit seiner Linie: auch sie einfach und grell zugleich. Nur die Grundfarben scheinen

er zu kennen, knalliges Roth, Blau, Gelb oder schlechtweg hartes Schwarz-Weiß; und er streicht sie hin in großen Flecken und Flächen, ohne Schattirung noch Uebergang, doch mit einer so konsequenten Disharmonie, daß man sie schon wieder als Harmonie empfindet, als Harmonie der Gegensätze. So entstehen Effekte von so ziemlich der buntesten Narrheit, die man sich ausdenken kann. Meist gelingt es ihm dabei, eine scharfe, ägende, wenn auch aufdringlich wahre Psychologie hineinzulegen; all diese Gestalten und Gesichter seiner Bourgeois, seiner Beamten, Cocotten, Offiziere sind zwar ganz unglaubliche Zerrbilder, aber sie können schon glauben machen, daß die letzte, brutalste Wahrheit über die Vorbilder nur in so greller Manier ausgedrückt werden kann. Trotzdem ist Joffot nicht der neue große Physiognomiker Frankreichs geworden; wie man eine Weile hoffen durfte. Ihm fehlte doch eine gewisse seelische Feinheit, die mit dieser Graßheit verbunden werden mußte; dann erst hätten seine Karikaturen einen Reiz bekommen, der ihre Wirkung nachhaltig machte und sie den Augenblick überdauern ließ. Joffot „wirkt“ sofort; aber man kennt ihn auch sofort und es giebt nichts Neues und immer wieder Neues an ihm zu entdecken. Außerdem fehlte ihm auch der nöthige Ernst; sein Blick drang nicht in das geheimnißvolle und ewig menschliche Innere seiner Vorwürfe, sondern umspannte nur ihr Äußeres, seine Psychologie war doch mehr Physiologie; und er selbst nur ein Spaßmacher, der seine Purzelbäume nicht auf dem Boden der Zeit schlug, um der Zeit zu dienen, sondern über die Zeit weg und nur aus eigenwilliger Laune. Joffots Humor ist schon Humor, ein starker und wilder sogar, und er gehört auch ausschließlich nur ihm an; aber man hat die Empfindung, daß er mit diesem Humor im Grunde doch nur immer die selben Witze macht. Technisch ist seine Witz-Manie denn auch schon zu einer „Stil“-Manier geworden; er verwendet seinen „Stil“, weil er ihn nun einmal hat, und sucht ihn sich nicht auf jedem Blatt wieder neu zu erringen. Das schaltet dann auf die Dauer ganz von selbst die Variabilität der Erscheinung aus.

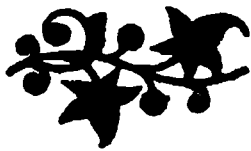
Bei Balloton heißt, ganz im Gegensatz zu Joffot, das Prinzip: Vereinfachen! Und das Mittel dazu: Uebertreiben! Richtiger: Verschärfen; und auch nicht „um jeden Preis“. Denn Balloton hat die Feinheit, die Joffot fehlt. Freilich sieht man sie nicht so sehr auf seinen Karikaturen. Der eigentliche Balloton, dessen Bedeutung in der seelischen Vertiefung der Schwarz-weiß-Technik liegt, ist ja gar kein Karikaturist, sondern ein Charakteristiker, gehört der ernsten und nicht der lustigen Kunst an; die Karikaturen, die in Witzblättern veröffentlicht, sind nur Gelegenheitsarbeiten. Deshalb sollte man über Balloton in diesem Zusammenhang vielleicht gar nicht sprechen? Man muß es. Denn Ballotons Linie, noch weit mehr als die Joffots, schon eil sie künstlicher ist, hat die unbedingte Modernität, die in die französische

Karikatur der Gegenwart erfolgreich noch nicht gekommen ist und die doch, wenn sie durch einen energischen Humoristen hineinkäme, das Ziel bedeuten würde, das heute noch erst zu erreichen ist. Dieses Ziel heißt: Auflösung des Impressionismus in einen fest geschlossenen Groteskstil. Willette und Böber wollen es gar nicht und brauchen es für ihre Person auch gar nicht zu wollen. Forain, Joffot und Balloton wollen es, — doch Forain ist als Persönlichkeit zu indifferent, Joffot zu rüde und Balloton zu humorlos. Dennoch steht Balloton dem Ziel am Nächsten; auch von seinen ernstesten Blättern aus zeigt er einen Weg zu ihm und man kann wenigstens in technischer Beziehung schließen, wo die Lösung liegen würde: eben in der denkbarsten Vereinfachung und zugleich Verschärfung der Impression, wie er sie gefunden hat.

Doch vielleicht kann diese Lösung für das Karikaturistische — aus Gründen des Inhaltes, von denen ich anfangs gesprochen habe — gar nicht von Frankreich aus gefunden werden?

Paris.

Arthur Moeller-Brud.



Alltagskizzen.

I. Die guten Freunde.

Lebte da einmal im Lande Nirgendwo ein armes Menschenkind, das weder Glück noch Stern hatte. Es war ein Künstler, dies arme Menschenkind, und hatte eine feine, stolze, scheue Künstlerseele. Natürlich keinen Erfolg; wenigstens keinen klingenden. Und wie heiß der arme Künstler auch kämpfte, wie ehrlich und unverdrossen er auch bestrebt war, sich emporzurängen: die Noth des Lebens war nicht zu verjagen und er blieb arm und schwerbeladen, wie er es immer gewesen.

Dennoch hatte er Freunde, die an ihn glaubten und ihm eine große Zukunft prophezeiten. Aber sie thaten es in aller Stille, sozusagen unter vier Augen. Wenn er totgeschwiegen, zurückgesetzt, übergangen oder empörend ungerecht behandelt wurde, ärgerten sie sich sehr. Doch Keinem fiel es jemals ein die Hand für ihn zu rühren, sich offen und vor aller Welt zu ihm zu bekennen und sich, sei netwegen, mit irgend einem Menschen zu verfeinden. Der Eine sagte wohl bedauernd: „Er hat kein Glück!“ Der Andere meinte achselzuckend: „Er ist weltunklug und unpraktisch, verdirbt es mit den Leuten, die ihm nützen könnten, und kommt darum nicht vorwärts.“ Der Dritte: „Er ist zu ehrlich“. Der Vierte und Fünfte sagte etwas Anderes. Aber Alle meinten es sehr gut mit ihm; den Alle waren ja seine Freunde.

Als Jahr um Jahr verging und das Kreuz, das des Künstlers Schultern

drückte, nicht leichter wurde, begann des Ringenden Kraft und Muth allmählich abzunehmen. Seine Arbeitsfreudigkeit erlahmte, das Schaffen fiel ihm schwer und schwerer und er sah ein, daß ihm Hilfe werden müsse, wenn er nicht zu Grunde gehen wollte. Aber wo Hilfe suchen? Und von wem sie erwarten?

Er wußte es nicht.

Doch er besaß ja seine guten Freunde, die es immer so treu mit ihm gemeint hatten. Und so ging er zu ihnen und klagte ihnen seine Noth: „Meine Nervenkraft ist verbraucht. Ich kann nicht mehr arbeiten.“

Einer der guten Freunde, ein Satter und Dicker, brach das ihm peinliche Gespräch sofort hastig ab. Dieser Satte, der, warm und weich gebettet, in behaglichen Verhältnissen saß, wollte und konnte nicht klagen hören. Er fand es so unmännlich. Der Künstler ließ denn auch den Gegenstand rasch fallen und redete mit dem Satten vom Wetter. Andere Freunde rietben ihm eifrig zu irgend einer Kur. Der empfahl ihm Seebäder, Jener das Hochgebirge. Einer meinte, eine Kaltwasserkur müsse ihm vortrefflich bekommen. Ein Viertes schlug eine Reise vor: Paris oder Neapel; sehr zerstreuend und wohlthuend für müde Nerven. Kein Einziger fragte ihn, ob er auch das nöthige Geld zu all diesen angenehmen Dingen habe. Und der Künstler hatte kein Geld.

Es gab einen Freund, den er ganz besonders liebte. Mit Dem wäre er gern zusammen gewesen; nach Dem sehnte sich seine feine und einsame Seele, wie sich der Durstende nach Wasser sehnt. Der geliebte Freund wohnte in einer anderen Stadt. Sie hätten einander trotzdem manchmal sehen können, wenn der ferne Freund liebevoller gewesen wäre. Doch er war bequem und brach te kein Opfer. Er ließ sich lieben und gab wenig dafür. Der Künstler mit seiner scheuen und stolzen Seele konnte sich niemals entschließen, in den Freund zu bringen, er möge zu ihm kommen. Nur in halben Worten sprach er seine Sehnsucht aus. Die Liebe hätte verstanden. Doch da hier die Liebe fehlte, verstand man ihn nicht. Wollte vielleicht nicht verstehen. Der Freund bat ihn, sich aufzuraffen, zu reisen, Kuren zu gebrauchen, — was die Anderen ihm anempfohlen hatten. Ueberhaupt: Einer überließ es im Grunde dem Anderen, sich seiner anzunehmen. Er hatte ja Freunde! Und so viel Kraft! Hatte ja so viel ertragen, ohne zusammenzubrechen! Solche Menschen raffen sich immer wieder auf.

Wirklich? Immer wieder?.. Der Künstler gab seinen Freunden eine kurze und bündige Antwort auf diese Frage. Eines Tages kam ihnen die eben so überraschende wie betrübliche Kunde, daß ihr begabter Freund sich erschossen habe. Sie trauerten sehr und verwunderten sich sehr und fragten ganz verzweifelt: „Warum hat er denn nichts gesagt? Warum uns seine Noth nicht anvertraut? Wir hätten ihm ja so gern geholfen!“ Und der ferne, der geliebte Freund schrieb, daß er furchtbar erschüttert sei und in Folge der Aufregung außer Stande, dem Leichenbegängniß beizuwohnen. Denn er habe den Toten geliebt und sei eben im Begriff gewesen, zu ihm zu reisen . . .

Warum hatte der unkluge Mann auch nicht noch ein Bißchen gewartet? Alle hätten ihm geholfen und der geliebte Freund wäre am Ende auch gekommen. Wenn Einer tot ist, erfährt man erst, was für opferwillige Freunde er besaß und wie gut es Alle mit ihm gemeint haben. Schade, daß man dem Toten nicht mehr sagen kann.

II. Das Glück.

Es war einmal ein Mägdelein, das weder Vater noch Mutter gekannt hatte und bei Verwandten das Gnadenbrot zu essen bekam. Und dieses Brot schmeckte bitter und versalzen. Das Mädchen mußte harte Mägdebedienste verrichten, arbeitete vom Morgen bis zum Abend und erhielt keinen Lohn dafür. Es diente ja bei Verwandten. Die bezahlen nicht gern; ja, sie fordern noch Dankbarkeit dafür, daß man ihnen dienen darf, und erzählen Allen, die es hören oder auch nicht hören wollen, wie gut sie seien und wie mildthätig: denn sie hätten eine arme Waise aus Barmherzigkeit in ihr Haus genommen. Daß die arme Waise ihnen eine Magd ersetzt und obendrein keinen Lohn dafür kriegt, verschweigen sie.

Das arme Mägdelein arbeitete, aß das bittere Gnadenbrot und war sehr traurig. Daß es nicht schön war, mußte es endlich wissen: die Verwandten sagten es oft genug und das Spiegelchen sagte es auch. Daß es arm war, wußte es auch. Und daß es ein heißes, unruhiges Herz hatte, fühlte es, wenn es die Hand auf die pochende Stelle legte und wahrnahm, wie ungestüm da Etwas schlug. Die junge Waise kam sich sehr elend vor mit ihrem unschönen Gesicht, ihrer Armuth, ihrem heißen Herzen und dem Gnadenbrot im Haus der Verwandten. Sie hörte so viel vom Glück sprechen. Alles suchte das Glück; und Manche behaupteten, es zu kennen oder doch gekannt zu haben. Und diese Menschen hatten strahlende Augen und waren gut. Das heiße Herz der armen Waise begann, sich nach dem holden Unbekannten zu sehnen, das so froh machte und so gut. Wo war das Glück zu finden? Wie sah es aus?... Sie wußte es nicht. Und so begann sie, auf das Glück zu warten, mit heißem, verlangendem Herzen, Tag vor Tag. Doch das Glück wollte nicht zu ihr kommen.

Da beschloß sie, auszugehen und das Glück zu suchen. Irgendwo mußte es ja zu finden sein. Heimlich entwich sie dem Hause der Verwandten und lief in die weite Welt hinaus und suchte nach dem Glück. Sie wanderte hin und her, sie diente bei fremden Leuten und zog wieder weiter, weil nirgends das Glück zu finden war. Jeden Vorübergehenden hielt sie an und fragte ihn nach dem Glück. Doch Keiner wußte ihr genaue Auskunft zu geben. Die es gefunden hatten, hüteten sich, ihr zu verrathen, wo und wie es zu finden sei: sie wollten es ungeschmälert für sich behalten und nichts von ihrem Glücke an eine Fremde abgeben. Andere wieder sagten, daß sie das Glück so wenig kennen wie die Fragerin: es sei ihnen noch niemals begegnet. Wieder Andere meinten, es sei soeben vorbeigekommen: wenn sie ihm hurtig nachlaufe, werde sie es vielleicht einholen. Und dann lief sie, so schnell sie konnte, bis ihre Füße wund waren und ihr Athem stockte. Doch das Glück eilte immer noch schneller und sie holte es niemals ein. Meist aber traf es sich, daß sie zu spät oder zu früh kam. Das Glück war entweder längst wieder fortgezogen oder noch gar nicht dagewesen. Sie stieß auf Menschen, die ein wieder verlorenes Glück beklagten, oder auf Sold die des Glückes harrten, wie sie. Und auf Andere endlich, die, müde geworden trüb lächelten und ihr sagten, daß sie längst nicht mehr auf das Glück warteten.

Ihr Herz aber war und blieb heiß und wollte nichts von Ergeben wissen. Und so fuhr sie hartnäckig fort, nach dem Glück zu suchen und zu rufen. Auf der rastlosen Jagd merkte sie nicht, daß ihre Kräfte abnahmen, daß Jugend sie verlassen hatte, daß ihr Haar grau geworden war. Sie wande-

weiter, immer weiter. Und suchte das Glück, das für sie unerreichbar war und unerreichbar blieb.

Endlich führte ihr unftetes Wandern sie an den Ort zurück, von dem sie einst ausgezogen war, um das Glück zu suchen. Sie fühlte sich so ermattet und zerbrochen, daß sie am Hause der Verwandten nicht vorüberging, sondern anpochte und zaghaft — wie es sich für Schiffbrüchige ziemt — Einlaß begehrte. Der müden Pilgerin wurde unwillig geöffnet und man führte sie vor die Frau des Hauses, die, umringt von ihren Kindern, in einem reichlich und behaglich ausgestatteten Gemach saß. Die beiden Frauen erkannten einander nicht. Endlich nannte die arme Pilgerin ihren Namen. Da stand die schöne Frau auf und reichte ihr die Hand. „Ich bin Deine Base Agathe“, sagte sie. „Wie grau und verhärt Du geworden bist! Und bist doch nicht älter als ich.“

Die Pilgerin schwieg.

Oheim und Tante, die ihr einst das salzige Gnadenbrot zu essen gegeben hatten, waren längst gestorben. Aus deren einzigem Kinde, ihrer Nichte Agathe, die sie als junges Mädchen verlassen hatte, war eine Hausfrau und Mutter geworden; und sie sah sie nach langen Jahren wieder als schöne und blühende Frau, im Kreise ihrer schönen und blühenden Kinder.

„Wo warst Du all die Zeit?“ fragte Frau Agathe.

„Ich bin umhergewandert und habe das Glück gesucht.“

In Frau Agathes Augen blitzte es spöttisch auf. „Und hast Du es gefunden?“ Auch die Kinder drängten sich herzu und lächelten so spöttisch, wie sie ihre Mutter lächeln sahen.

„Nein“, gestand die arme Verwandte traurig und beschämt. „Ich habe gesucht und gesucht . . . und bin heute müde und alt. Vergönne der Müden einen schmalen Platz an Deinem Herd. Ich werde Dir nicht lästig fallen. Du wirst mich kaum hören. Und arbeiten kann ich auch heute noch. Sage mich nicht fort!“

Frau Agathe besann sich ein Weilchen. Dann sagte sie ziemlich kalt: „Man kann es ja noch einmal mit Dir versuchen, obwohl Du Dich gegen meine Eltern undankbar gezeigt hast. Was für ein Einfall, in die weite Welt zu laufen, um das Glück zu suchen!“

„Hast Du es gefunden?“ fragte die Arme mit neidvoller Hast.

„Ja. Ich war und bin ein glücklicher Mensch.“

„Und was hast Du gethan, um das Glück zu finden?“

„Gethan? Nichts! Das Glück, meine Gute, ist wie ein Weib, das sich nur Dem giebt, den es sich freiwillig erwählt. Ich habe es nicht gesucht. Es ist von selbst gekommen.“

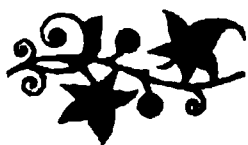
Die Pilgerin senkte das graue Haupt. Also: von selbst mußte es kommen; und sie hatte ihm eben nicht gefallen; zu ihr hatte es eben nicht kommen wollen.

„Ich suche Dich nie wieder“, dachte sie.


Und sie blieb im Hause ihrer Base und aß, wie einst in ihrer Jugendzeit, bis an ihr Ende das salzige Gnadenbrot, das die reiche Verwandte ihr ohne Liebe bot.

Wien.

Emil Marriot.



Anzeigen.

 Studien über die Natur des Menschen. Eine optimistische Philosophie von Elias Metschnikow, Professor am Institut Pasteur. Mit Abbildungen. Veit & Co. in Leipzig, 1904.

Herr Professor Ostwald führt das Buch mit den folgenden Sätzen ein:

Durch die Geschichte der Menschheit zieht sich fast unbemerkt, aber in seinem stillen Fortschritt unwiderstehlich, ein Vorgang, den man als die Eroberung aller Gebiete des menschlichen Handelns, Denkens und Fühlens durch die Wissenschaft bezeichnen kann. Wo früher der Zauberer den Dämon der Krankheit beschwor, waltet heute der wissenschaftlich geschulte Arzt; die Siebenmeilenstiefel und das Wunschhütlein des deutschen Märchens werden durch die wissenschaftlich gesteigerte Technik verwirklicht und die Entscheidung im Kriege hängt nicht sowohl von der größten Tapferkeit des einzelnen Mannes wie von dem Maße ab, in welchem der Generalstabchef die wissenschaftlichen Voraussetzungen und Mittel seiner Aufgabe beherrscht. Aber nicht nur die äußere Gestaltung unseres Lebens wird durch die Wissenschaft bestimmt: auch für unser Innenleben kennen wir keine höhere Norm. Von allen praktischen Fragen des religiösen Lebens ist auch heute keine dringender als die, wie man Wissen und Glauben vereinigen könne. Und zwar ist es hierbei nicht die Wissenschaft, sondern der Glaube, der die andere Instanz als die höhere anerkennt: auch der wärmste Gläubige entschließt sich heute nicht mehr, Dinge im Glauben anzunehmen, die seiner wissenschaftlichen Erkenntnis oder Ueberzeugung widerstreiten. Und ähnlich geht es in der Kunst: gerade die größten unter den schaffenden Künstlern haben uns immer wieder gesagt und gezeigt, wie nicht eine unbewusste Inspiration, sondern der bewußte Gebrauch der in ihrer Tragweite erforschten und geprüften, also wissenschaftlich bewältigten Mittel die Grundlage ihrer Schöpfungen ist. Solche Gedanken, die sich ins Unbegrenzte fortspinnen ließen, werden durch das Werk des berühmten Biologen Metschnikow ausgelöst. Was die Jahrtausende als Räthsel empfunden haben, die unaufhörlichen Widersprüche des menschlichen Lebens: Das beschäftigt auch unseren Autor; aber nicht mehr als Räthsel, sondern als wissenschaftliches Problem. Nicht mehr der Seher und Prophet im alten Sinn ist es, der der suchenden Menschheit Licht auf ihrem Wege bringt, sondern der wissenschaftliche Forscher, der mit unparteiischer Hand die Summe unserer Erfahrung ordnet, damit aus der Vergangenheit die Zukunft offenbar werde. Denn was früher als Folge übernatürlicher Begabung erschien — die Fähigkeit, in die Zukunft zu schauen —: Das betreibt die Wissenschaft in ruhiger, stetiger Arbeit als ihre eigentliche Aufgabe. Daß jedesmal, wenn positive Elektrizität erzeugt wird, eine gleiche Menge negativer entstehen wird, ist eine Voraussage, die uns über alle denkbaren Zeiten hinaus sicher erscheint; Sonnen- und Mondfinsternisse sagen wir auf Jahrhunderte voraus, die Folgen medizinischer Eingriffe wenigstens auf Tage und Wochen. So erlangt die Wissenschaft, langsam zwar, aber unwiderstehlich, eine Weisheit nach der anderen und hilft uns, unser Leben immer erspriehlicher und erfreulicher zu gestalten. In solchem Sinn will das vorliegende Buch gelesen sein. Der stille Friede, den

die Wissenschaft für jeden ihrer aufrichtigen Jünger bereit hält und der hier aus der Einsicht entspringt, daß die unzweifelhaften Unvollkommenheiten der menschlichen Organisation nicht Mißhandlungen eines grausamen Schicksals, sondern entwicklungsgeschichtlich bedingte Nachbleibsel früherer Zustände sind, über die hinaus weitere Entwicklungen möglich und wahrscheinlich sind, wird von Jedem empfunden werden, der sich unvoreingenommen dem Autor anvertraut. Darum hat Metschnikow auch Werth darauf gelegt, das Schlußergebniß seiner Betrachtungen bereits im Titel seines Werkes zum Ausdruck zu bringen. Eine optimistische Philosophie bietet er uns: aber nicht den Optimismus der leichtfertigen Gedankenlosigkeit, sondern den der erfolgreichen wissenschaftlichen Arbeit.

Leipzig.

Professor Dr. Wilhelm Ostwald.

Pygmalion. — Lieder aus dem Rosenhag. Symphonien in Marmor und Rosen. S. Hirzel in Leipzig, 1904.

Zwei Proben:

I. Pygmalions Grabgesang.

Nicht Totenblumen nehmt, die kalten, bleichen,
Nein, schüttet Rosen über seine Gruft;
Begrabt ihn in dem Hauch, dem süßen, weichen,
Hüllt ihn in Rosenwolken ein, zum Zeichen,
Daß er dahin in Glanz und Frühlingsduft.

Rosen in reicher, wunderbarer Fülle,
Rosen wie Traum der Sommernacht geträumt,
Rosen wie Gluth aus lichter Sonnenhülle,
Rosen wie Gruß von mittagtrunkner Stille,
Den leis heran das blaue Meer geschäumt.

Auf Rosenschleiern sinkt die Göttin nieder
Und küßt das bleiche, gottdurchglühete Haupt;
In Schönheit bettet sie die starren Glieder
Und ew'ge Jugend giebt sie segnend wieder,
Von Dessen Stirn der Blüthenkranz geraubt.

Des Lebens Schönstes hat er doch genossen,
Gott, Liebe, Kunst, sie waren ein Gebet;
Sein Sehnen hat er in ein Werk gegossen,
Das nun, vom Traum des Schöpfers noch umflossen,
Schönheitumrauscht zu seinen Häupten steht.

Das Bildniß starrt in weißem Marmorschweigen,
Doch kündets laut der Erde seinen Ruhm;
Es glüht der Hain, es rauscht von allen Zweigen,
Ein Athmen und ein Grüßen und ein Neigen:
Die Stätte wird zum stillen Heiligthum . . .

Nicht Totenblumen nehmt, die falten, bleichen,
 Nein, schüttet Rosen über seine Gruft;
 Begrabt ihn in dem Hauch, dem süßen, weichen,
 Hüllt ihn in Rosenwolken ein, zum Zeichen,
 Daß er dahin in Glanz und Frühlingsduft . . .

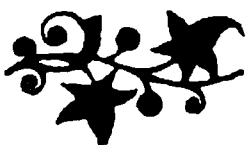
II. Ein Lied aus dem Rosenhag.

Ein Duft von Nelken und Rosen
 Lag über jener Nacht
 Und vom Himmel, dem sternlosen,
 Kams wie ein Rauschen sacht;
 Ich sah Dich im weißen Kleide
 Unter den Blumen stehn
 Und schweigend haben wir Beide
 Im Traum uns angesehen.

Es war wohl auch im Traume,
 Daß ich vor Dir gekniet;
 Dem nahen Blüthenbaume
 Klang eines Vogels Lied;
 Auf Deinen blassen Wangen
 Hat sichs wie Leuchten geregt —
 Dann hast Du in stillem Bangen
 Die Hand in meine gelegt.

Ich sprach ein Wort, — und wie Flammen
 Es lodernd uns umglüht
 Und fliegend und jubelnd zusammen
 Schmettert der Vogel sein Lied,
 So süß wie Lachen und Kosen,
 So süß wie der blühende Tod —
 Es rauschen die Nelken, die Rosen
 Hernieder weiß und roth.

Und Wolken wandern und gehen
 Und mählich weicht die Nacht;
 Von den Tempelstufen wehen
 Die Rosenblätter sacht;
 fern rauschts im Wind wie Klage,
 Der Himmel ist goldumsäumt,
 Das Leben grant, — nun sage:
 Haben wir nur geträumt?



Industriekapitäne.

Der Reichsanzeiger ist ohne Zweifel ein ungemein interessantes Blatt und besonders in seinem illustrierten Theil, der sämtliche neuen Waarenzeichen veröffentlicht, von löblichster Mannichfaltigkeit. Dennoch muß leider festgestellt werden, daß nur ein verschwindend kleiner Theil aller Reichsangehörigen findet, der regelmäßige Bezug dieses Blattes sei zu einer modernen Lebensführung unentbehrlich. Wohl um dieser traurigen Thatsache Rechnung zu tragen, hat die Leitung des amtlichen Organes sich jetzt entschlossen, das stenographische Protokoll der von der Regierung veranstalteten Kartell-Enquete nicht nur als Beilage zum Reichsanzeiger, sondern auch in Buchform erscheinen zu lassen. Eine verständige Idee, die sich ohne großen Aufwand verwirklichen ließ. Der Letternsatz blieb unverändert, die Spaltenbreite wurde für die Oktavseite der Buchausgabe beibehalten. Um auf die Kosten des Abdruckes zu kommen, konnte sich das Reich mit einem Verkaufspreis von wenigen Nickeln für das Heft begnügen. Konnte; that es aber nicht. Schon das erste Heft kostet 4 Mark 50 Pfennig; und auch Subskribenten haben nur den Vortheil, daß ihnen 800 Seiten für zehn Mark geliefert werden. Die Schuld trifft nicht die Verlagehandlung von Siemsen, sondern die Leitung des Reichsanzeigers, die dem Verleger so lästige Bedingungen stellte, daß er ohne Verzicht auf den üblichen Buchhändlernutzen das Heft nicht billiger abgeben kann. Dafür, daß Niemand, statt des Separatabzuges, den Reichsanzeiger selbst kaufen könne, war gesorgt: schon vierundzwanzig Stunden nach dem Erscheinen der Nummern, denen der Bericht über die Kartell-Enquete beilag, war kein Exemplar mehr zu haben und die Beamten der Expedition vertrösteten Jeden, der kam, mit dem Hinweis auf die nahe Buchausgabe. Zu möglichst weiter Verbreitung wissenschaftlicher Thatsachen ist solche Methode nicht gerade geeignet. Die Kartell-Enquete sollte dem Interesse des Reiches dienen; also hätte die Kosten, auch die der Publikation, eigentlich das Reich zu tragen und den Käufern der Berichte wäre nur eine winzige Gebühr abzufordern. So macht man in anderen Staaten, namentlich in England, das wir uns in solchen Dingen ganz gut zum Vorbild nehmen könnten, ohne der nationalen Würde Etwas zu vergeben. Zehn Mark für 800 kleine Oktavseiten! Mehr kostet im Durchschnitt auch das Werk eines Gelehrten nicht, für das der Autor seinem Verleger und der Verleger dem Publikum die Preise berechnen können, die ihrem Vortheil angemessen erscheinen. Mag man den Werth der Kartell-Enquete noch so hoch veranschlagen: auf ein Autorenhonorar hat keiner der Teilnehmer ein Recht, am Allerwenigsten der Staat. Jrgend einer der unteren Reichsinstanzen, die das Bedürfnis fühlte, ihr Spezialstatuten nach Möglichkeit balanciren zu lassen, muß der merkwürdige Einfall gekommen sein, mit dem Vertrieb der Protokolle ein Geschäft zu machen. Ungefähr mit dem selben Recht könnte der Postamtsvorstand in einem verlorenen Nest von der Einwohnerschaft seines Bezirkes erhöhte Porto- und Telegrammgebühren verlangen, um auf die Kosten zu kommen.

Es ist bedauerlich, daß wegen des hohen Preises der Berichte die Vorgänge, die sich in der Kartellkommission abgespielt haben, nicht so bekannt werden, wie man wünschen mußte. Das bunte Bild, auf dem uns hier die wichtigsten

Persönlichkeiten der deutschen Industrie entgegenzutreten, hätte sicher weite Kreise zu interessiren vermocht. Das soeben veröffentlichte Protokoll der Verhandlungen über das Roheisensyndikat zeigt, daß die Regierung auch diesmal wieder peinlich darauf hielt, nichts zu veröffentlichen, was als nationales oder streng fachliches Geheimniß gelten könnte. Doch die Erfahrung lehrt ja: was in einer großen Versammlung — und hier gab es mehr als hundert Hörer — gesagt wird, bleibt niemals Geheimniß. Die Verhandlungen hätten also ruhig in voller Oeffentlichkeit geführt werden können. Wer die Berichte liest, wird bedauern, daß er all diese Klagen und Widerklagen nicht in foro selbst mitanhören und sein Urtheil auf die persönlichen Eindrücke stützen konnte, die der moderne Gesetzgeber als ein wesentliches Moment zu gerechter Urtheilsfällung erkannt hat. Auch die Stenographie kann das mündliche Verfahren nicht ersetzen. Der Berliner Kongreß ist uns wenigstens durch den Pinsel des Malers anschaulich geworden; den Verhandlungen der Kartellkommission hat aber nicht einmal ein Anton von Werner beigewohnt. So unglaublich es klingt: nicht einmal ein Zeichner der „Woche“. Als knapp vor Jahreschluß das neue Kohlensyndikat vollendet war, überreichten die Syndikatsmitglieder dem spiritus rector ihres Verbandes, dem Geheimen Kommerzienrath Rirdorf von der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, einen Bismarck von Lenbach. Eine passende Ehrung; denn es war ein Meisterwerk der Diplomatie, allen Gegenströmungen, allen Partikularismen zum Trotz das Syndikat auf der breitesten Basis zu sichern und selbst Daniel und Thyssen aus Schmollern zu Bundesgenossen zu machen. Kunstsinne fehlt also unseren Industriellen nicht und sie hätten sich gewiß nicht gegen den Vorschlag gesträubt, auch die Neußerlichkeiten der Kartellberathung der Mitwelt und Nachwelt zu überliefern. Das Bild hätte uns eine Fülle von Thatkraft und Bildung, Talent und Klugheit vorgeführt. Die meisten Häupter der deutschen Industrie sind ja in der Reichshauptstadt unbekannt. Voewe, Siemens, Rathenau sind dem Berliner geläufige Namen; aber die Caro, Rirdorf, Lueg, Baare, Buderus, Mannstädt, Daniel, Thyssen, Junghann, Stinnes, Mueser kennt er kaum, auch wenn sie in seiner nächsten Nähe wirken und vom Centrum aus die Fäden lenken, die sich nach Ost und West hinüberspinnen. In Berlin führt die Finanz das große Wort; man sieht ihre Prachtapläste und glaubt, aller Segen komme von ihr, das ganze Schaffen der Industrie sei nur ein Abglanz ihrer Macht. Gerade deshalb konnte ein Kartellkongreßbild recht nützlich werden; es hätte Vielen eine Welt gezeigt, von der sie nichts ahnen. Mancher Charakterkopf hätte sich ihnen eingepreßt und die werthlose Erinnerung an allerlei gleichgiltige Finanzleute verdrängt. Da wir das Bild nun nicht haben, müssen wenigstens die Berichte allgemein zugänglich gemacht und gelesen werden. Auch sie geben von der Art der einzelnen Persönlichkeiten eine Vorstellung, die für die Beurtheilung künftiger Industrievorgänge benutzt werden kann.

Die unmittelbar praktische Bedeutung der Enquete hat empfindlich unter den Veränderungen gelitten, die sich pendente lite innerhalb der deutschen Syndikate vollzogen haben. Das gilt, wie früher vom Kohlensyndikat, jetzt vom Roheisensyndikat, das in seiner neuen Gestalt dem größten Theil der Enquete-Arbeiten über die ziellose Ausfuhr zu Schluderpreisen die thatsächliche Grundlage entzieht. Und schon sind die Verhandlungen, die einem allgemeinen deutschen Stahlwerkver-

band ins Leben helfen sollen, dank den rastlosen Bemühungen Junghanns, Caros, Thyffens und Kirbors dem Abschluß nah. Aus diesen geheimen Konferenzen erhalten wir keinen Bericht; nur das Ergebniß, nicht die Genesis wird der neugierigen Welt mitgetheilt. Die Protokolle der Kartellkommission geben aber die Möglichkeit, das Fehlende, in großen Zügen wenigstens, zu ergänzen; denn sie lehren uns eben die maßgebenden Persönlichkeiten kennen. So gering der praktische Werth dieser Berichte heute noch ist: wer sie mit aufmerkendem Geist liest und die tausend Schwierigkeiten wägt, die zu überwinden waren, den Aufwand an Scharfsinn und Beredsamkeit, ohne die nicht das Allergeringste erreicht worden wäre, Der muß erkennen, daß Deutschland heute wenigstens auf einem Gebiet über eine Fülle starker Individualitäten verfügt, denen kein Billiger den Vorwurf des Epigonthumes machen kann. Mancher Bankdirektor wird überschätzt, manche Transaktion scheint der gaffenden Menge nur groß, weil die Reklame sie aufbauscht; die deutsche Industrie aber lebt und wirkt noch in ihrem Heroenitalter.

Dis.



- Briefkasten.

Sambour Vegrand in Pbrasion: Der Meldung ist nicht widersprochen worden. Warum wundern Sie sich? Mathilde Bonaparte war eine famose Frau. Lesen Sie mal, was die Brüder Goncourt im Journal über sie sagen. Nach dem ersten Besuch im Schlosse Saint-Gratien, im Dezember 1862: Une femme à l'amabilité comme son sourire, le plus doux sourire du monde, le sourire gras des jolies bouches italiennes, et une femme ayant ce charme: le naturel, et vous mottant à l'aise avec une langue familière, la vivacité de tout ce qui lui passe par la tête, une adorable bonne enfance. Dilettantin besten Stiles. Sie hatte mancherlei Talente, konnte ein Bischen malen, ein Bischen schreiben, merkte aber früh, daß sie unter den Schöpfern wenig, unter den Genießenden viel sein konnte. Feinstes Publikum. Fast ein Halbjahrhundert lang die Herrin des modernsten, gesuchtesten Salons. Selig, wenn sie die stärksten Köpfe um sich sah. Ihre kleinen Diners waren berühmt. Rahmen und Bedienung steifstes Empire; die Gespräche jenseits von allem feierlich gespreizten Wesen. Die Hausfrau selbst von himmlischer — oder höllischer? — Ungenirtheit. Tausend Anekdoten. Eine der nettsten zeigt uns die echte Enkelin Caetias, die würdige Nichte des Onkels, der im Kreis der Bekrönten so gern von seiner Unterlieutenantszeit sprach. Irgendwo rümpfen vornehm thurende Damen die Näschen über die Gräuel der Großen Revolution. Das, dächten sie, müsse der Prinzessin gefallen. Darauf Mathilde: „Aber, meine Damen, was haben Sie gegen die Revolution? Wenn sie nicht gekommen wäre, würde ich heute noch in Ajaccio Apfelsinen verkaufen!“ Mit Damen konnte sie sich überhaupt nicht leicht verständigen. Ihre ewige Klage, wie seit dem achtzehnten Jahrhundert der Typus verschlechtert sei. Kein tieferes Interesse mehr für Kunst und Literatur, keine Spur mehr der Fähigkeit, den geistig arbeitenden Mann im Gespräch schnell vergessen zu lassen, daß er mit Damen plaudert und sich in Ritterpflichten einpferchen muß; mondänes Geschwätz, statt des redlichen Bemühens, neue Gedanken, Männergedanken mitzudenken, die Ziele neuen Strebens wenigstens erkennen zu lernen. „Wenn jetzt eine Dame eintritt, müssen

wir als höfliche Leute sofort von was Anderem reden.“ Die Sand, die Rachel: solche Frauen hätte sie gern bei sich gesehen. Und nach der Sittsamkeit nicht eine Sekunde gefragt. Sie war selbst nicht von den eifrig Reuschen. Manche Liebchaft wurde ihr nachgesagt. Auch Nikolaus Pawlowitsch, der schöne Zar, hat sich ein Weilchen wohl ihrer Gunst erfreut. Wo sie liebte, überlegte sie nicht lange. Nehmen Sie ihr's übel? Ideale Forderungen, geehrter Herr, reichen nur bis an den Nabel; darunter fängt der Privatbezirk an, in den Niemand dreinzureden hat. Uebrigens echt bonapartistisch. Denken Sie an die lieben Schwestern des Imperators und an ihn selbst, der gesagt hat: *Je suis à part de tout le monde, je n'accepte les conditions de personne.* In dieser Familie wirkt Mathilde noch wie ein Musterbild reiner Weiblichkeit. Keine korrekte Prinzessin — die korrekt scheinenden leben auch nicht immer nur dem Bestadient —, doch eine Frau, vor der man den Hut ziehen mußte. Hätten wir nur Hoheiten dieses Sch'ages! Warum also staunen Sie darüber, daß der Deutsche Kaiser einen Kranz auf Mathildes Sarg legen ließ? Weil sie, die Tochter einer Prinzessin von Württemberg, die Deutschen nicht liebte und, wie einen Gott, den Mann anbetete, der Preußen die tiefste Demüthigung bereitet und den Wilhelm der Zweite den korfschen Parvenu gescholten hat? Der Mann war ihr Onkel; und wenn Sie zwischen württembergischer und napoleonischer Tradition die Wahl hätten, würden Sie vielleicht auch nicht lange zaudern. Mathildes Liebe war mit Bewußtsein blind. Als Taine, einer ihrer ältesten und geschätztesten Hausfreunde, das Kapitel der Origines veröffentlicht hatte, worin er mit der ruhigen Klarheit des Naturforschers das wundervolle Ungeheuer demonstirte und Bonapartes Lebensleistung das Werk des vom Genie bedienten Ehrgeizes nannte, gab die Prinzessin bei ihm eine Karte mit dem Scheidegruß p. p. c. ab; und es war ein Abschied für immer. Sie wollte an ihrer Sonne keine Flecken sehen. Auch legitimere Fürsten dulden nicht, daß man über ihre Ahnen die Wahrheit jagt. Den Parvenu hätte der Korse selbst lächelnd hingenommen. Gerade darum lieben wir ihn ja: weil er kein reicher Erbe war, kein angestammter Länderpapa, sondern ein Parvenu, dessen Genius sich für ein Weilchen die Welt der *rois sainéants* unterjochte; deshalb ist er nicht ein nationaler Held der Franzosen allein, sondern der Menschheit, deren Wille zur Macht sich an des Plebejers Bollbringen berauscht. Ist Ihnen übrigens nicht bekannt, daß man Reden des Kaisers nur nach dem Reichsanzeiger citiren darf? Schlagen Sie die Nummer vom siebenzehnten September 1891 auf: und Sie werden lesen, daß der Kaiser in Erfurt das Wort „Parvenu“ gar nicht ausgesprochen, nur des „korsischen Eroberers“ gedacht hat. Nicht allzu freundlich. Das ist leicht zu begreifen. Die Hohenzollern hätten dem Sohn Laetitia's Manches nachzutragen, selbst wenn in seinen Briefen nicht so böse Wiße über die Geistesgaben preußischer Prinzen ständen. Daß sie ihm schließlich doch Pardon geben und seiner Brut Reverenz erweisen mußten, ist nicht feinkleinster Triumph. In anderem Sinn, als sie gemeint war, ist Goethes Weissagung Wahrheit geworden: „Es nützt ihnen nichts; der Mann ist ihnen zu groß.“ Die guten Europäer sollten sich der Thatsache freuen, daß neben den Weilchenablern, die von den verbannten Bonapartes geschickt waren, der Kranz des Deutschen Kaisers auf Mathildes Sarg lag. Die Legitimität huldigt so selten dem Genie . . .

Kulturkämpfer in Pyritz: Nein. In die Schaar der Heiligen ist Jeanne d'Arc noch nicht aufgenommen worden. Lange kanns aber nicht mehr dauern. Einstweilen ist sie als der Verehrung würdige, mit Hero-utugend geschmückte Jungfrau

von Pius dem Zehnten anerkannt; nur noch zwei, höchstens vier Wunder, die der Himmel in dem Mädchen von Douvremy gewirkt hat: und die Beatifikation kann kommen. Daran wird das löbliche Beginnen nicht scheitern; eifrig suchender Wille findet stets Wunder. Warten Sie noch ein Bischen; und bedenken Sie inzwischen die Wendung durch Gottes Fügung. 1431 läßt Papst Martin der Fünfte durch einen Gerichtshof, dem der Cardinal Winchester, der Bischof Cauchon von Beauvais und der Herzog von Bedford den rechten Weg weisen, la femme nommée communément Jeanne la Pucelle verurtheilen. Neben dem Scheiterhaufen, den sie besteigen muß, hängt eine Tafel mit der Inschrift: Jeanne, dite la Pucelle, Menteresse, Pernicieuse, Abuseresse du Peuple, Devineresse, Superstitieuse, Blasphématrice de Dieu, Présomptueuse, Mécréante, Idolâtre, Cruelle, Dissolue, Invocatrice de Diables, Apostate, Schismatique, Hérétique. Alles Mögliche; sogar die Jungfräulichkeit war, vor Shakspeare und Voltaire, der armen Sünderin abgesprochen. Doch mit ihrem sicheren Instinkt für das Volksthümliche merkte die Kirche bald, daß sie einen Fehler gemacht habe. Die Hirtin war zur Nationalheiligen geworden; und die älteste Tochter der Christenheit hatte ein gutes Recht auf Schonung ihrer Gefühle. Der fünfte Nikolaus weigerte sich noch, den Prozeß zu revidiren; sein Nachfolger aber, Kalixtus der Dritte, ein Borgia, befahl die Revision und ließ feierlich verkünden, eine Unschuldige sei dem Flammentod überliefert worden. Ein Justizmord, für den nur die Briten verantwortlich seien: so lehrt seitdem die Legende; ein kluger Jesuit hat jetzt obendrein noch festgestellt, daß Cauchon Rektor der pariser Universität gewesen war und sich an England verkauft hatte: also trug, neben Albion, die gottlose Universität (im fünfzehnten Jahrhundert!) die Schuld. Niedlich, nicht wahr? Das genügte noch nicht. Die Jakobiner konnten den Hut der Pucelle verbrennen und den Scheiterhaufen, auf dem die letzte Reliquie der tapferen Jeanne kohlte, umtanzen, mit schrillum *Ca ira* umheulen; die Erinnerung an die Befreierin war nicht aus dem Volksempfinden zu jäten. George Sand beschwor in ihrem Bauernroman *Jeanne den Schatten der Lothringerin* und *Auguste Comte*, das Haupt der Positivisten, schlug vor, die Jungfrau, die jedes fühlende Herz in der civilisirten Welt zärtlich bewundern müsse, in jedem Jahr an einem bestimmten Nationalfeiertage zu feiern. Als der Schmerz um den Verlust Lothringens hinzukam, beschloß, auf den Antrag Josephs Fabre, dem wir das beste Buch über den Prozeß der Pucelle danken, der französische Senat, in jedem Maimonat solle der zweite Sonntag der Erinnerung an Jeanne d'Arc geweiht sein. Doch die Kirche war schneller gewesen, als die neuen Jakobiner mit ihrem umständlichen parlamentarischen Apparat sein konnten: ehe noch das Nationalfest beschlossen war, wurde die Jungfrau-Befreierin in allen Kirchen Frankreichs prunkvoll gefeiert. Sollte man etwa dulden, daß die radikalen Kirchenfeinde der Johannenkultus in ihre Weltlichkeit zerrten? Eine ohne den Segen des Papstes verehrte Heilige konnte einst noch gefährlich werden. Am achten Mai 1894, genau hundert Jahre nach dem Tag, da der Konvent dem Dekret Robespierres zugestimmt hatte, das ein Höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele anerkannte, celebrierte Erzbischof Coullis von Lyon eine Messe zur Ehre der Jungfrau von Orleans. Und als Leo der Dreizehnte sein Priesterjubiläum feierte, baten ihn die französischen Bischöfe flehentlich, *de mettre Jeanne, toujours invaincue, au nombre des bienheureuses*. Nichts, antwortete der Papst, könne auch seinen Wünschen mehr entsprechen; nur müsse vorher die Kongregation der

Riten ihres Amtes walten. Jetzt ist's so weit. Schon fürchtet Rom, Frankreich könne der vatikanischen Herrschaft völlig entgleiten. Der Glaube braucht neue Nahrung. Echter Heiligenschein kann nur vom Statthalter Christi kommen. Ein paar Wunder sind rasch gefunden. Johanna wird kanonisiert werden. Jeder Papst ist unfehlbar; doch Pius darf anbeten, was Martin verbrannte. Eine Märtyrerin, die auf Befehl der Kirche den Martyrtod litt; ist wohl noch nie zu den Heiligen erhöht worden. Jetzt wird's Ereigniß. Spotten Sie nicht! Der Protestantismus könnte sich so jähe Schwankungen ohne Lebensgefahr nicht erlauben. Und der Gedanke ist römisch klug: den Bauern die heldische Bäuerin wiederzugeben und von den Kanzeln ihnen zu künden, welche Kraft im zerbrechlichen, aber reinen Gefäß schlichter Glaube zu wirken vermag.

Oberstlieutenant in der Pfalz: Sie freuen sich darüber, daß jetzt endlich einmal gegen die schnell wechselnden Armeekleiderordnungen ein kräftiges Wörtlein gewagt wird? Sie sind bescheiden. Mir scheint der Wind aus der falschen Ecke zu wehen. Erstens können Zeitungen und Parlamentsbeschlüsse da nichts erreichen. Denn die Kommandogewalt des Kriegsherrn ist unbeschränkt, und wenn der Kaiser Ligen, Worten, Rückenfallen, Abzeichen aller Sorten für nöthig und nützlich hält, kann kein Mensch ihn hindern, sie einzuführen. Zweitens giebt es schlimmere Dinge, kritischer Betrachtung würdigere Gegenstände; auch in der Armee. Und es sieht fast so aus, als sollten wieder mal Kleinigkeiten aufgebaut und große Uebel verschwiegen werden. Man mimt Männerstolz vor Königsthronen, holt sich von der Volksgunst ein billiges Applauschen und hat doch nicht den Muth, das Schmerzenskind beim rechten Namen zu nennen.

Patriot in Byzanz: Ob es wahr ist, daß zwischen den Höfen von Berlin und Karlsruhe die Beziehungen schlecht sind? Daß man auch in Stuttgart verstimmt und nicht nur in Detmold die Temperatur unter Null ist? Daß der Kronprinz als Herrenreiter und Theaterbesucher den Unwillen seines Vaters geweckt hat? Daß Prinz Friedrich Leopold von Preußen wegen der Erziehung seiner Kinder in Konflikte mit dem Kaiser gerathen ist und großend für eine Weile ins Ausland gehen will? Wahr? Wenn ich Ihre Frage bejahte, läme morgen vielleicht ein Dementi, — und dann wäre Alles natürlich unwahr. Wichtig und der Erwähnung werth ist im Grunde ja auch nur, daß solche Gerüchte immer wieder entstehen, verbreitet und geglaubt werden. . . Ihre Sehnsucht nach der Wiederkehr friderizianischer Zeiten ist rührend; aber Familienanzahl gabs damals auch, nur noch keine Massenpresse. Und welche Zustände ruft Ihr Wunsch denn zurück? Soll heute der König sich etwa wieder einer Geiß vergleichen, die „grasen muß, wo sie angebunden ist“, und D'Alembert um eine Reise nach Italien beneiden? Oder wünschen Sie, man solle heutzutage so leicht in die Nähe des Monarchen gelangen wie in Fritzens Zeit? „In Sanssouci“, berichtet Roser, „zog nur für die Nacht ein Unteroffizier mit sechs Grenadiern zur Wache auf; bei Tage war der König hier ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Thüren verschlossen wurden.“ Sie vergessen, Herr Patriot, die Umsturzpartei, gegen die bekanntlich nur Schutzmannschaft hilft. An einem Punkt aber entschlipft Ihr Sehnen ganz meinem Verständniß. Als der Schweizer Zimmermann in Berlin gewesen war, erzählte er, dort dürften „alle Menschen von jedem Stande sagen, was ihnen beliebt, und Keinem werde dafür ein Haar gekrümmt.“ Mit diesem System sollte mans in Preußen wieder versuchen? Wieder? Ja, wo leben Sie eigentlich? Dieses Recht steht seit fünfzig Jahren in der Verfassung, — und Sie wünschen heute den Fritzensabsolutismus zurück. . .

Berlin, den 23. Januar 1904.

Zwei Greifswalder.

Mancherlei Zeitungsnottizen ergreifen mich. Lese ich aber vom Tode eines greifswalder Professors, so ist mir, als reiße Einer aus gern gegangenen Erinnerungen ein Blatt heraus. Denn so traut wie Scheffeln einstens das Wörtchen Heidelberg klingt mir der Name der stillen, entlegenen und vielverlästerten kleinen Mäusenstadt am Bodden. Ihr danke ich es: ihrer Honorarstundung und ihren Freitischen, ihren billigen Flundern, Gänsebrüsten, Spicksoalen und Bratbarschen, ihren alten traulichen Buden zu achtzig Mark pro Semester (Heizung, Bedienung und Frühstück eingerechnet), — diesen und noch vielen anderen paradiesischen Verumstandungen ähnlicher Art danke ich, daß ich die ersten Jahre meines Studiums nicht nur durchhalten, sondern noch lange nachher zu ihrer sorglosen Fuchsenfröhlichkeit mich zurückziehen konnte. Und doch: wie trübinnig war auch mir zu Muth, als ich den Boden von Greifswald zum ersten Male betrat! Das war einer der grauesten Tage meines Lebens; als aber sein Himmel sich aufzuheitern begann, führte mich der Weg an zwei Männern vorüber, die jetzt kurz nach einander ins Grab gesunken sind. Diese erste Begegnung hat mir ihr Bild schärfer in die Seele gezeichnet als das irgend eines Späteren, mit dem mich der Zufall oder der Beruf — wie mit ihnen — flüchtig zusammenbrachte.

An einem sonnigen Oktobertage, da die Ruhglocken weithin über die Hänge läuteten und der lichte Himmel auf die blasse Gobelinschönheit der sterbenden Natur herniedersah, hatte ich von meiner schlesischen Bergheimath Abschied genommen. Da saß ich nun in einer Ecke der vierten Klasse und rasselte in die fremde Welt hinaus. In die Ebene! Diese Vorstellung deckte sich in mir mit dem Bilde des lieblichen anhaltischen Gartenlandes um Elbe

und Mulde herum; und wie sehr hatte mich auch da schon das Heimweh nach den Bergen gefaßt! Was ich jetzt erlebte, als bei Angermünde mit Sturm, Nebel und Sprühregen der Morgen heraufgraute, schnürte mir die Kehle zu. Als ich in Greifswald aus dem Zug kletterte, war mir unsäglich elend; und als ich dann, zwischen Pfützen hindurch, gegen den wüthenden, eifrigen Sturm durch die ausgestorbenen Straßen mich kämpfte, packte mich eine förmliche Angst vor diesem neuen Leben; ich rannte in mein Gasthaus, schloß mich ins Stübchen ein und sann nach, ob es nicht besser sei, gleich am Abend noch mit meinen sieben Sachen nach Jena oder Göttingen oder sonstwohin zu entfliehen. Ich starrte ins Stipendienbuch, ich zählte mein Geld durch: es ging nicht. Ich mußte bleiben. Es dunkelte; ich war wie zerschlagen von den fast fünfhundert Kilometern im Bummelzuge; so mag ich eingeschlafen sein. Um Neun erwachte ich wieder und halb im Traume noch taumelte ich, da ich Hunger verspürte, hinunter in die alte Gaststube.

O Du großes Räthsel Stimmung! Draußen zwar tobte der Sturm weiter, aber hier prasselte anheimelnd das Feuer, klang das gemüthvolle Platt mir ins Ohr, sog ich einen seltsamen Duft ein, den Tabak, Bratfische und Grog gemischt hatten. Ich muß bleiben, hatte ich oben gestöhnt, als ich mein Budget nachrechnete. Ich bleibe, dachte ich mir, als der Wirth, zwei Meter hoch und einen breit, den vierten „Steifen“ vor mich hinsetzte und ein prachtvolles Gänseweißsauer dazu. Nach solchem Trunk schlief ich, bis am späten Vormittag die Sonne mich aufscheuchte; dann lief ich geraden Weges ans Meer. Und dann fand ich auch eine Bude und schlenderte seelenvergnügt neben dem Dienstmann her, der mir den Koffer dahin trug, über den alten Wall, den in dichter Lage gelbe und rothe Blätter bedeckten. Auf diesem Gange trafen wir gezählte zwei Menschen. Beide ältere Herren, kaum mittelgroß, von guter Leibesfülle; und Beide grüßte mein Dienstmann ehrerbietig. Ich machte mit. Der Erste, erläuterte er mir dann, war der alte Landois und der Zweite (hier stockte er und sah mich unsicher an) der Konsistorialrath Cremer. Viel später ist mir klar geworden, was dieses Stocken zu bedeuten hatte. Der gute Mann wußte nicht, was für ein Fuchs ich sei, ein medizinischer oder ein theologischer (nur die zwei Fakultäten „zählten“), und so wußte er auch nicht, ob er den Namen Cremers ehrfürchtig oder abfällig aussprechen solle. Darum klang es schließlich rein sachlich, während „der alte Landois“ mir mit unverkennbarer Jovialität vorgestellt wurde.

Er war noch nicht einmal sechzig Jahre, der „alte“ Landois; und doch der Typus eines alten Gelehrten. Der wissenschaftliche Ehrgeiz hat ihn wohl nie allzu sehr geplagt; so jung er nur konnte, hat er das unbequeme Forschen eingestellt. Er war dann so eine Art jovialen Sleptikers und zugleich ein pfliffiger Praktikus allerersten Ranges geworden. Davon legt das greiß-

walder Physiologische Institut bereitetes Zeugniß ab; von der Skepsis erlebte ich selbst eine köstliche Probe. Als ich durch Untersuchungen im Leipziger Psychologischen Institut gefunden hatte, daß die Farben auf den äußersten Seitenzonen der Netzhaut nicht als Weiß, sondern als ihre eigene Komplementärfarbe gesehen würden, und mit Landois gelegentlich auf diese Existenz einer gegenfarbigen Zone zu sprechen kam, meinte er: „Ja, alter Freund, Das ist ja nun sehr ulkig; aber womöglich stimmt es gar nicht; wer weiß?“ Ich dachte dabei lebhaft an einen anderen Skeptiker unter meinen akademischen Lehrern, den Leipziger großen Botaniker Pfeffer, der oft seine hinreichend geistvolle Besprechung eines Problems mit der kalten Douche beschloß: „Es kann so, kann aber auch anders sein.“ Im Uebrigen freilich versagt die Parallele. Geistvoll ist Landois nie gewesen, bahnbrechend auch nicht, tief eben so wenig. Aber wenn das gar oft mißbrauchte Wort vom gesunden Menschenverstand irgend eine Berechtigung hat, so bei ihm. Daß er nicht mehr besaß, mußte freilich Manchen enttäuschen. Selten bin ich in ein Kolleg mit so fiebrhafter Spannung gegangen wie in die erste Physiologiestunde. In einer Einleitung, so sagte ich mir, wird Landois über die biologischen Grundprobleme sprechen: Du Bois-Reymond, Haeckel, Weismann, Moleschott — die Heroen des jungen Mediziners — schwebten mir vor. Du lieber Himmel! Landois kam herein, blickte lächelnd über die Brille ins Auditorium, klapperte mit den Schlüsseln in der rechten Hosentasche und begann mit dem — wie immer — mit Partikeln überladenen Satz: „Nun also wollen wir uns in diesem Semester dem Blut zuwenden. Also das Blut ist seinem Aussehen nach . . .“ Dabei hatte er sein „Lehrbuch“ in einzelnen Truchbogen vor sich liegen und auch die Zuhörer saßen mit seinem Lehrbuch betraffnet da und strichen mit blauem Bleistift durch, was der alte Landois beim Vortrag überging: all Das nämlich verlangte er auch im Examen nicht. Sehr erhebend wirkte diese Methode auf Einen, der, das Herz voll Enthusiasmus, in die Physiologie kam, nicht gerade. Und mehr als die Hälfte aller Vorlesungen habe ich während der zwei Semester sicher nicht gehört. Nein, er war kein Willy Kühne, der die Schüler zum höchsten Flug physiologischen Denkens fortzureißen vermochte. Aber er wollte es auch nicht sein. Dem stolzen: „Wir bilden Physiologen!“, das wohl dem heidelberger Großmeister der akademischen Lehrkunst vorgeschwebt haben mag, setzte Landois sein nüchternes: „Wir bilden praktische Aerzte!“ entgegen. Die theoretischen Köpfe, denen jede neueste Stoffwechselhypothese geläufig ist, die aber keine Urinprobe richtig zu Stande bringen, waren ihm geradezu verhaßt; im Examen ließ er sie erbarmungslos fallen, — er, dessen Ansprüche sonst die denkbar bescheidensten waren. Ich habe nie begriffen, daß dieser Mann bei mindestens zwei Dritteln der Studenten als ein gefürchteter Examinator galt. Verlangte er doch eigentlich nur, was der

Arzt in jedem Moment seines Thuns gegenwärtig haben muß, um überhaupt logisch handeln zu können. Aber ein hervorragender Kliniker hat mir einmal geklagt, daß den meisten Medizinern nahezu jedes Interesse für die wissenschaftliche Grundlage ihres Handwerkes zu fehlen scheine. Ich weiß nicht, ob dieses pessimistische Urtheil gerecht ist; zu der fieberhaften Angst vor der Physiologieprüfung stimmt es leider recht gut. Woran Das liegen kann: an den Nachwirkungen des anatomischen Zeitalters, an der seit andert-halb Jahrzehnten offenkundigen Stagnation in der Physiologie, an der eigen-artigen Vorbildung der meisten Mediziner? Ich weiß es nicht. Auch der alte Landois hat sich über die Ursachen wohl nie den Kopf zerbrochen, aber er rechnete mit dem Mangel an physiologischem Interesse als mit einem Faktum und darum gab er in seinem Kolleg eben nur, was mit den praktischen Be-dürfnissen der Mediziner sich noch berührte. Vielleicht kannte er sich auch selbst am Besten und fühlte, daß seine Lehrbefähigung weiter kaum gereicht hätte; auf diesem engen Feld aber war er, trotz seinem unbeholfenen Vor-trag, in seiner Art ein Meister. Ich möchte wetten, daß die meisten Medi-ziner von viel glänzenderen Lehrern nicht den Nutzen gehabt haben wie die Greifswalder von ihrem Landois.

Sein Lehrbuch ist ein Abbild dieser aufs Praktische gerichteten Methode. Große Physiologen haben es verspottet, weil es die gesammte Medizin, nur keine Physiologie enthalte und weil es mit seinen grob schematischen Ab-bildungen einem Bilderbuch ähnele. Hier war des Alten wunde Stelle: er hat diesen Kollegen ihre Kritik nie verziehen. Aber Moleschott hat das Buch enthusiastisch gelobt; und für eine gewisse Zeit und ein gewisses Be-dürfniß mag es nicht zu übertreffen gewesen sein. Es birgt eine Unsumme von Thatsachen und das eigentlich Physiologische ist durch den Druck geschickt hervorgehoben. Leider folgte Landois zuletzt nicht einmal mehr rezeptiv den Fortschritten der Forschung mit der nöthigen Theilnahme; deshalb stehen in den späteren Auflagen manche längst überholte und heute geradezu falsche Angaben. Mag das Buch aber mit dem Tode des Verfassers jetzt absterben oder mag ein Anderer ihm eine modernere Form geben: es bleibt ein inter-essantes Dokument aus einer Zeit, die dem Mediziner nicht das Minimum einer gründlichen naturwissenschaftlichen Vorbildung gewährte, so daß der Uni-versitätslehrer alles Elementare nachholen mußte. Oder hätte wohl Landois sonst nöthig gehabt, seinem elektrophysiologischen Kapitel einen zwölf Seiten langen Kursus aus der Physik voranzuschicken? Daß er auch hier scharf erkannte, wo es den jungen Medizinern fehlte, wo Orientirung ihnen nötig sei: Das hat wohl dem kompilatorischen und in keiner Zeile irgendwie durchgeistigten Wälzer — die „Bibel“ hieß es bei uns — seine riesige Popularität verschafft.

Ueber den Menschen Landois kursirten in Greifswald — und in welcher

kleinen Klatschstadt wäre es anders? — recht verschiedene Urtheile; die Einen rühmten ihn als einen herzensguten Kerl, die Anderen schalten ihn auf seinen Vortheil bedacht. Das ist ja ein Vorwurf, den jeder wohlhabende Gelehrte zu hören bekommt; Verschuldung oder Hungertod gilt offenbar beim Publikum als das dem Forscher Geziemende. Uns Medicinern ist Landois nur in einer einzigen menschlichen Rolle näher getreten; in der aber hat er auch seine beste Menschlichkeit bewährt. Er war lange Jahre hinturch Vorsitzender der ärztlichen Staatsprüfungskommission. Und ich glaube, in deutschen Landen lebt mancher Arzt, der es nur dem alten Landois verdankt, wenn er nach langem Bummelleben die Klippen des Examens noch glücklich umschiffte. Hier hat der Alte eine wahrhaft großartige Kunst der Menschenbehandlung bewiesen. Bald gütig, bald polternd, bald zuredend, bald barsch befehlend, oft auch mit bissiger Ironie, stets aber mit Erfolg waltete er seines Amtes, die Zaghaften und Aengstlichen, die mehrfach Durchgefallenen und Eingeschüchterten vorwärts zu schieben und ihnen übers nächste Hinderniß fortzuhelfen. Und wo er Ungerechtigkeiten sah, fuhr er gelegentlich auch ohne Rücksicht zwischen die Examinatoren.

Er hing mit ganzer Seele an der akademischen Jugend und nichts war ihm mehr zuwider als die modische Strömung, die unsere Lernfreiheit einengen und die Universitäten mit bureaukratischem Dele salben möchte. Dafür hatte er kein Organ. Ich hörte ihn einmal ganz fürchterlich über den Professorentypus wettern, der in bureaukratischem Geiste gegenüber den Studenten von jedem und vom ganzen formalen „Rechte“ zu diesem oder jenem Vorgehen Gebrauch macht. Nicht minder aber war senile Amtsvernachlässigung ihm verhaßt; er selbst machte sich, weiß Gott, das Leben nicht übermäßig sauer, aber mit rechtem Instinkt fand er doch die Grenze, wo die Möglichkeit, tüchtige Aerzte heranzubilden, aufhört, und an der schönen Verjüngung, die der Ausgang des Jahrhunderts der greifswalder medizinischen Fakultät brachte, hat Landois keinen geringen Antheil. Den Theologen galt er freilich als der Typus der Abscheulichen um Karl Vogt, als materialistischer Eyniker. Und man kann nicht leugnen, daß er gelegentlich über religiöse Dinge Wize lieferte, die nicht gerade zur zarten Sorte gehörten. Merkwürdig in einer Hinsicht: politisch nämlich war er ein streng konservativer Mann, — und Das heißt in Pommern Etwas. Bei den Wahlen focht er Schulter an Schulter mit einer anderen, an jovialität und Popularität bei den Studenten ihn noch überragenden Persönlichkeit der alma mater, mit dem Geographen Rudolf Credner, den man getrost den beliebtesten greifswalder Universitätslehrer nennen darf und aus dessen Kolleg ich selbst als junger Fuchs flammenden Haß gegen das System Caprivi einsog...

Der Konsistorialrath war aus anderem Holz. Auch Hermann Cremer

freilich hat in seinem Leben wohl keine Minute für die Würdigung des Wörtchens Liberalismus erübrigt; auch er war, wie Landois, der westfälische Bauer von Herkunft und im oberflächlichen Typ; aber sonst schien eine Welt die Beiden zu scheiden. Cremer war die verkörperte Negation des Begriffes Sepsis. In Sankt Jakobs Hallen, wo zum gelben Aerger der schwarzen Fakultät eine durch Heyns Führung zum radikalen protestantischen Liberalismus erzogene Gemeinde herrscht, mußte Cremer seiner Predigerpflicht in den akademischen Gottesdiensten genügen, die anhoben, wenn der liberale Reher das schlichte Kirchlein verlassen hatte: eine erbauliche Ironie der Komplikationen . . . Dort hörte ich ihn zum ersten Male. Ich war wie in einer anderen Welt; eben erst aus Haedels Schule entlassen und mit Straußens Wasser geweiht, hielt ich es schlechthin für unmöglich, daß es Menschen geben könne, die ohne Heuchelei überhaupt „Etwas“ glaubten, geschweige denn gar Gelehrte, die ihre Glaubensforderung mit so eifriger Starrheit stellten. Und darum war diese Predigt ein menschlich großer Gewinn für meinen jungen Pantheismus. Ich hatte die überwältigende Gewißheit: der Mann da oben ist von jedem Worte, das über seine Lippen geht, durchdrungen; sein Fanatismus ist echt und ehrlich. Das gab zu denken. Manchen Mediziner habe ich später noch nach Sankt Jakob geschickt; überlegen lächelnd kamen sie heraus, aber von keinem vernahm ich das billige Urtheil, daß er Hermann Cremer für einen Heuchler halte. Nicht einmal für einen Idioten. Nur: man begriff ihn nicht. Daß er ein ganzer Kerl war: dem Eindruck konnte man sich nicht entziehen. In den Studentenschichten, die ihn nicht selbst gehört hatten, bildeten sich allerdings die seltsamsten Urtheile über den „greißwalder Papst“. Die technischen Errungenschaften der kleinen Mäusenstadt wurden mit Vorliebe an den Einfluß einzelner Professoren geknüpft, mit mehr oder minder großem Recht. Löffler, der Hygieniker, trug die schwere Last des viel bespotteten und doch vortrefflichen Tonnenystems in der Fäkalienabfuhr (das „Achtelssystem“ hieß es im Hinblick auf die Größe der Tönnchen) auf seinem Leumund; Stoerd, der Staatsrechtslehrer, sollte das centrale Ereigniß eines durchschnittlichen greißwalder Wochentages, den D-Zug Berlin-Safnik, verschuldet haben; Cremer aber, so raunte man, habe das Aergste zu verantworten: die Einrichtung der Laternenbeleuchtung des Walls, von dem damit die früher ungestörten illegitimen Pärchen zum guten Theil verschucht werden sollten. Eine heitere Interpretation; ob auch nur eine Spur von Wahrheit in der Fabel steckte, habe ich nie erfahren; ich weiß nur: diese sittenbessernde Beleuchtung war manchmal so wenig intensiv, daß ich mich eines Abends auf eins der verzögerten Paare buchstäblich gesetzt habe . . . Aehnlicher Mären aber gingen viele um, und wenn man an schönen frostigen Januarnachmittagen in der Wolgaster Straße oder auf dem Wall so ziemlich allen lustwandelnden

akademischen Würdenträgern begegnete — Landois und Cremer traf man fast sicher, Köffler und Stoerck nicht minder —, so wurden die artigen oder unartigen Anekdoten immer von Neuem aufgetischt.

Zu rechter Belichtheit hat Cremer es wohl überhaupt nur bei sehr wenigen Menschen gebracht. Der sympathische Schweizer Dettli, sein Fakultätskollege, schrieb ihm im Herbst einen Nekrolog. Durchaus keine Lobhudelei, von wohlthuernder Gerechtigkeit sogar, aber auch von Zartgefühl diktiert. Und wer merkt, was dieses Zartgefühl zudecken muß, wird auch in diesem Nekrolog meine Annahme bestätigt finden. Cremer — Das hebt auch Dettli hervor — urtheilte über Menschen völlig impressionistisch, wie eben alle Vollnaturen es thun; und wo die Impression ungünstig war, konnte er abstoßend unliebenswürdig sein. Die kleine untersezte Erscheinung mit dem blitzenden Auge und dem glattrasirten Gesicht mag zu solchen Erlebnissen keine verführliche Folie abgegeben haben.

Einß aber nähert ihn wieder typisch dem jovialen alten Landois: das Vertrauen, das er, natürlich auf seine Art, zur akademischen Jugend hatte; er gönnte ihr alle Freiheit. Das unterscheidet ihn aufs Beste von vielen mit „Freigeistigkeit“ sich drapirenden Professoren, die doch immer nur die Freiheit so geben wollen, wie sie sie gerade meinen; die berliner Rektoratsgeschichte des letzten Jahrzehntes kann davon Einiges erzählen. Die greifswalder Akademische Lesehalle birgt in ihrem Desiderienbuch ein Autogramm Cremers, das mir den ganzen Mann in dieser rühmlichen Eigenart zeigt. Die Lesehalle ist nämlich so „staaterhaltend“ geleitet, daß keine links von der Bossischen stehende Zeitung darin zu finden ist. Die ganze Verwaltung war zu meiner Zeit wie eingerostet. Aber eines Tages ließ ich mir doch das Desiderienbuch zeigen. Allerlei Wünsche, unerfüllte natürlich. Und dann eine kräftige Handschrift: Hermann Cremer wünscht Anschaffung des . . . ja, des „Vorwärts“! Keiner Anderer hat den Wunsch mitunterzeichnet, keiner ihn wiederholt. Einige Zeit danach kehrt der Antrag in dringenderer Form wieder; wieder einsam, wieder unberücksichtigt. So weit also reichte die Macht des „Papstes“ doch nicht, den mittelparteilichen Angstmeiern, die das Institut leiteten, dieses Zugeständniß abzutrotzen. Später habe ich durch Leute, die Cremer näher kannten, mehr Züge seines Wesens kennen gelernt, die zu diesem Desiderium gut stimmten.

. . . Beide sind nun tot. Cremer wird in der Kirchengeschichte fortleben, länger jedenfalls als der alte Landois in der Historie der Medizin. Aber in der Auffassung ihres Lehrerberufes nach der intellektuellen wie nach der Seite der Charakterbildung darf man sie als Typen zusammen nennen. Auch Cremer wollte keine Disputirtheologen erziehen, sondern Geistliche, Pfarrer, wie er ja selbst als westfälischer Dorfpfarrer seine grundlegenden

Arbeiten verfaßt hatte. Beide waren praktische Naturen; non scholae, sed vitae docemus ihr Wahlspruch. Beide haben den kleinen Wirkungskreis in der Ostseestadt nie wieder mit einem anderen vertauscht; und Cremer wenigstens hatte mehrmals die Gelegenheit dazu; von Landois ist mir nicht berichtet, aber wie ich ihn kannte, glaube ich fast, auch er hätte für Greifswald optirt. So gelang ihnen freilich, was den ewig auf der Wanderung begriffenen Dozenten von heute meist unmöglich ist: sich fest in den Boden einzuwurzeln, auf dem sie wirkten. Sie repräsentirten einen Typus, der auf dem Aussterbeetat steht; vergebens habe ich mich in Berlin und Leipzig, in Heidelberg und Freiburg nach ähnlichen Persönlichkeiten umgesehen. Und so sind mir die Beiden gewissermaßen symbolisch, nicht gerade für einen prächtigen und leuchtenden, wohl aber für den guten, soliden Faden im Bande deutscher Hochschulentwicklung.

Karlsruhe.

Dr. phil. et med. Willy Hellpach.



Die Lücke.

Bis an den Rand des weißen Blatts Papier,
 Drauf meine Hand des Stiftes Spitze hält
 — Die Sehnsucht meines Herzens pulst in ihr —
 Bis an den Rand des Blattes reicht die Welt.

Die Welt, das warme Leben endet hier;
 Und diese weiße Lücke in der Welt
 Sehnt sich nach Leben, saugt und saugt an mir,
 Bis sie ihr Theil von meinem Theil erhält.

Der Stift in meinen Fingern drängt und bebt,
 Aus meinem Herzen quillt es, Wort um Wort,
 Wie Tropfen Blutes nieder aufs Papier.

Die stumme Sehnsucht, die in mir gelebt,
 Hat Worte, ach, und stirbt mir und verdorrt . . .
 Und eine Lücke flafft nun schwarz in mir.

Prag.

Hugo Salus.



„Christus ein Germane“.

„ . . . tant il est commode
de poser sur les choses une
étiquette pour se dispenser
d'y revenir.“

Flaubert.

Goethe sagte einmal zu Eckermann: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.“ Das stolze Wort wird ihm so bald Keiner nachsprechen; verhältnißmäßig schnell kann aber heutzutage ein Autor, auch ohne ein Goethe zu sein, in die Lage kommen, daß eine Million Menschen über sein Werk redet und urtheilt; Leser des Werkes sind es nicht, aber Leser Dessen, was ein paar Leute — die es manchmal eben so wenig gelesen haben — darüber gesagt haben und was dann, dank Schere und Leimtopf, aus einer Zeitung in hunderte eindringt. Unsere Zeit dünkt sich besonders matter-of-fact und thut sich viel darauf zu Gute; in Wirklichkeit ist sie die Epoche der eiligen Mythenbildung. Das gilt auf jedem Felde, auch auf dem der Literatur. Wie sollten wir uns in der ungeheuren Menge der auf uns eindringenden Thatsachen zurechtfinden, wenn nicht der Instinkt zu mehr oder weniger gewaltsamen Vereinfachungen triebe? Jenes „Denken der Welt gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“, über das uns Moenarius und Mach in den letzten Jahren so viel Beherzigenswerthes zu erzählen wußten, hat überall seine Stätte; und es erfordert ein weit geringeres Kraftmaß, sich einen Schriftsteller schlechtweg als ein Genie oder einen Cretin vorzustellen, als ihm in der vielseitigen Bedingtheit seiner Geburt, seiner Erziehung, seines Werdeganges, seiner Gaben gerecht zu werden. Also schnell das Wort, die Etikette, die vulgäre Mythe! Dank der Publizität unserer Tage ist die Sache bald geschehen: die künstliche Formel, „gemäß dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes“ gefunden, verdrängt die umständliche, mannichfach schillernde, schwer überblickliche Wahrheit, — und man kann zur Tagesordnung übergehen. Schlimm für uns Alle. Denn das Individuum gewinnt nur langsam und zaudernd ein sicheres Verhältniß zur Umgebung, sein ununterbrochenes Werden verhindert, daß es sich je in einem einzelnen Werke ganz spiegle, das Werk gleitet gewissermaßen an ihm vorbei, steigert einige Züge, löscht andere aus; das Werk dagegen, um wahr zu sein, muß — und möge der Same noch so lange gelegen haben, bis er reif ward — wie eine Pflanze im Frühling hervorschießen: Alles Gestalt, Alles Zusammenhang und Interdependenz, Alles organische Logik, Nothwendigkeit, Abgeschlossenheit. Das ist der Widerstreit in aller Gestaltung: das Bewegliche will ein Beharrendes gebären. Doch wer kümmert sich um Derlei? Wie wenige unserer Zeitgenossen fragen überhaupt nach dem „Buch“ im Buche! Thatsachen und Meinungen: die sucht man heute in einem Buche; der Schriftsteller ist

eine Art geistigen Lastträgers geworden; Fakta soll er herbeischleppen; „Mutter, der Mann mit dem Pops ist da.“ Nach Zahlen und Behauptungen blättert man mit der vorgefaßten Absicht, sie auszunutzen oder sie anzufechten, nicht blickt man nach Gestalten, um sie zu ermessen. Und die Heerschaar der politischen Parteimenschen und der wissenschaftlichen oder religiösen Dogmatiker macht dem Verfasser aus Meinungen — selbst aus solchen, die ihn so leicht umhängen wie der Mantel im Winde — ein Verbrechen, weil sie mit den eigenen zufällig nicht übereinstimmen, während Andere ihn im selben Augenblicke für die nämlichen Geringsfügigkeiten preisen. Von dem Buch als solchem ist nicht die Rede. Es wäre ein Chaos, wenn nicht die vorhin erwähnte Mythenbildung dazwischen träte und Frieden schüfe.

In dieser Atmosphäre ist denn auch die Mythe meiner „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ entstanden; insofern zugleich meine eigene Mythe.

Daß in meinem Buch von etwas Anderem als von Rasse die Rede ist, erfährt man überhaupt nicht. Das ist ja schon eine ziemlich weitgehende Vereinfachung im Sinn des Prinzips des kleinsten Kraftmaßes: der Stoff erscheint dadurch „vereinheitlicht“. Wie aber, wenn ich über die Rasse eigene Ansichten haben sollte? Das wäre schlimm, denn dann müßte man sie am Ende kennen lernen; also nein: ich gehöre zu den Wiederkäuern und bin ein bloßer Abklatsch Gobineaus. Zwar warne ich ausdrücklich vor den „Wahnvorstellungen“ des genialen französischen Diplomaten, weil mir die ganze Tendenz seiner Rassenlehre sowohl wissenschaftlich verfehlt wie praktisch bedenklich scheint, und von den Gobineaujüngern werde ich darum „ein Typus der englischen gelbweißen Degeneration“ geschimpft. Das thut aber nichts; es wäre sonst gar zu anstrengend: also gilt die Gleichung Chamberlain = Gobineau. Wer Gobineau kennt, kennt Chamberlain: ein Reingewinn an Zeit und Kraft von fünfzig Prozent. Chamberlain ist aber noch einfacher als Gobineau. Denn während Gobineau drei Urrassen annimmt und dann die edle weiße durch allerhand Mischungen verfolgt, kennt Chamberlain überhaupt nur eine Rasse, die ernstlich in Betracht käme: „Für Chamberlain ist, wie man weiß, jeder tüchtige Kerl der Weltgeschichte ein Germane“ (wörtliches Citat aus einem anthropologischen Fachwerk des Jahres 1903). Hellenen kenne ich nicht, Römer nicht, Indoarier, Syrer, Semiten, Chinesen, Juden, Basken u. s. w. nicht; überall auf der ganzen Welt, von den ältesten Zeiten bis heute, sehe ich nur Germanen am Werk. Weiter geht es mit der Vereinfachung kaum. Noch fehlt aber die pittoreske Formel, die paradoxe Verkürzung, das mythische Bild, das sich bequem und unvergeßlich im Hirn tragen lasse. Und richtig, plötzlich war auch Das da und lautete: Chamberlain lehrt, Christus sei ein Germane. Jetzt brauche ich um meine Unsterblichkeit nicht besorgt zu sein; ferne Geschlechter werden an trüben Regen-

tagen meiner mit heiterem Dante gedenken. Vor einigen Jahren hat, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, irgend ein obskurer Schwärmer wirklich die These „Christus ein Germane“ verfochten; ich habe das Opus nicht gelesen, ich lese nie Unjinn; bei mir findet jenes Gesetz des kleinsten Strafmaßes seinen Ausdruck in dem Verhältniß der Lecture zum umgekehrten Quadrate des Papierkorbes. Vielleicht ist Das aber der Same, der heute zu so prächtiger Blüthe emporgeschossen ist; denn man versichert mich, ein erboster Pastor habe als Erster das Wort in Umlauf gebracht, indem er von einer Stadt zur andern reiste und es in Vorträgen als Inhalt meiner „Grundlagen“ der öffentlichen Verhöhnung preisgab; vermuthlich hat er mich mit jenem braven Manne verwechselt. Doch nie läßt sich genau feststellen, wie solche Mythen entstehen. Diese ist so löstlich, daß sie sich sofort mit der Schnelligkeit des Lichtes verbreitete. Wo mein Name genannt wird, gleich taucht daneben auf: Christus ein Germane. Das ist jetzt mein Schatten; und wird es wohl bleiben. In Zeitungen, Zeitschriften, Büchern lese ich die Worte; aus Gesprächen werden sie mir erzählt. Kürzlich wurde ich in Italien genannt; mein Name ist dort unbekannt. Wer ist dieser Chamberlain? fragte man; prompt antwortete der stets gut informirte Secolo: „Chamberlain è quel filosofo alla moda, che dice, Cristo sia stato un Germano.“ Und von jenseits des Ozeans tönt es — in verbesserter Jantee-fassung — herüber: „Mr. Chamberlain is the extraordinary man who pretends that Christ was a German“; also Christus ein Deutscher! Und übrigens, während man dabei ist, warum nicht? Quand on prend du galon, on ne saurait trop en prendre. Das ist hinfüro meine Personalbeschreibung, die Diagnosis meiner Individualität; und in meinen Paß, in jene Rubrik für „besondere Kennzeichen“, wo sonst bei jedem Menschen „keine“ steht, schreibt jetzt die Polizei ein: Er behauptet, Christus sei ein Germane.

Daß kein Mensch gegen solche Mythen Etwas ausrichten kann, weiß ich; die Dichtung führt ein zäheres Leben als die farblosere Wirklichkeit; dem großen Publikum gegenüber füge ich mich in das Unvermeidliche. Doch immerhin darf man zwischen Publikum und Publikum unterscheiden. Und als ich kürzlich in der „Zukunft“ diese selben Steckbriefsworte las, und zwar aus der Feder eines geachteten Gelehrten, da regte sich in mir Etwas wie Auslehnung. Mein Name war in dem betreffenden Aufsatz wohl sechsmal genannt: zweimal zu dem unnünnigen Refrain „Christus ein Germane“, die anderen Male zu ähnlichen Redensarten, die meinem Wesen und meinem Werke gleich fern stehen und die manchmal das buchstäblich genaue Gegentheil Dessen sind, was ich in Wirklichkeit gesagt habe. Einzig die germanische Herkunft Dantes stimmte, die aber nicht von mir in eigenmächtiger Phantasterei erfunden, sondern von keinem Geringeren als dem Professor Franz Xaver

Kraus in seinem großen Dantewerk, auf Grund dokumentarischer Nachweise, behauptet und zu großer Wahrscheinlichkeit erhoben worden ist; wenn Gelehrte nach vollen sieben Jahren noch nichts davon erfahren haben, ist es bedauerlich, doch nicht meine Schuld; manche von ihnen wissen recht viele Dinge nicht, die ihnen bald die Augen ausstechen werden. Dafür sind sie, wie man sieht, auf dem Laufenden, was die Populärmythen betrifft. Ich meine, wir sollen auf Aristokratie des Geistes nicht so ganz und gar Verzicht leisten. Das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in Ehren: die Mythen des Bildungspöbels dürfen aber nicht unter akademisch Geschulten Heimathrecht beißen.

Mein Buch ist ohne jede Spur von subjektiver Vorsicht geschrieben ich glaube, es kann in Bezug auf rücksichtslose, innerlichste Offenheit den Vergleich mit Rousseaus Confessions bestehen; manchmal erschrak ich selbst vor dem wehrlosen Freimuth meiner Worte; ich vermochte aber nicht anders zu sprechen; es war eben nicht Arglosigkeit, sondern das Gesetz dieses Werkes. Wie naht steht es aber deshalb nun da! Wie leicht ist es an tausend Orten anzugreifen! Dazu die Thatsache, daß es als Ganzes gedacht und geschaffen ist, daß Alles zu Allem in Beziehung steht, so daß man aus Bruchstücken oder durch das übliche Blättern gar keine Kenntniß von dem Werke gewinnen kann, da fast jeder herausgerissene Satz in falscher Perspektive erblickt wird. Descartes verlangt, man solle seine „Principia“ en un après-dîner ainsi qu'un roman lesen; erst das Ganze, dann die Theile, nicht umgekehrt: Das ist ja das Gesetz alles synthetischen Denkens. Ich könnte einen der bedeutendsten lebenden deutschen Gelehrten nennen, der meine „Grundlagen“ in vier oder fünf Tagen gelesen hat: Das war richtig gelesen; diesem Lesen verdanke ich des Forschers heutiges förderndes Interesse. Zu Alledem bedenke man schließlich noch, wie manches thatsächlich Falsche und wie viele anfechtbare Behauptungen bei der Behandlung eines so ungeheuren Complexes von Gebieten vorkommen müssen; — müssen, wenn der Verfasser über noch so umfangreiche Kenntnisse verfügt hätte. In einer einzigen Beziehung war ich vorichtig; auch nicht, um eine Schanze gegen Anfeindungen aufzurichten, sondern aus Achtung vor einem rein literarischen Gewissensgebot. Georg Christoph Lichtenberg, der ständige Rathgeber Aller, die es mit den Dingen des Geistes ernst meinen, empfiehlt, „unter jedes Buch in einem verständlichen Maß den Radius des Zirkels anzugeben, in welchem es gelten soll“. Das zu thun, war ich redlich bemüht; wer das vier Seiten lange Vorwort zur ersten Auflage und die zwei ersten Seiten der Allgemeinen Einleitung liest, weiß genau, was ich will und nicht will, was ich zu leisten unternehme und nicht unternehme; jede Möglichkeit eines Mißverständnisses ist ausgeschlossen. Aber abgesehen von diesem einen Vorbehalt ist mein Werk nach allen Seiten schutzlos. Und da frage ich mich: sollte es wirklich nöthig

und anständig sein, statt es direkt und offen anzugreifen, zu lächerlichen Volksmythen Zuflucht zu nehmen, um es so, durch unwahre Behauptungen, bei vernünftigen Menschen in Verruf zu bringen? Wäre es nicht würdiger und für die Wissenschaft selbst erspriesslicher, wenn auch grundsätzliche Gegner Ernstem Ernstes entgegensetzten?

Niemand kann die Wissenschaft höher ehren als ich; durch Bildung und natürliche Neigung gehöre ich ihr an; nicht ohne tiefere Absicht habe ich meine „Grundlagen“ einem rühmlichst bekannten Naturforscher zugeeignet; es geschah, wie auf dem Widmungblatt zu lesen steht, „als Bekenntniß.“ Doch giebt es einen Hochmuth des Wissens, der des Teufels ist; des Wissens um blinde, inhaltleere, bedeutungslose Thatsachen, die jeder Eiel erfahren kann, wenn er Geld genug besitzt oder Prügel genug kriegt; des Wissens, das das glückselige Alterthum durch Sklaven — wie sich gehörte — mittheilen ließ; des Wissens, das, wenn es einem Durchschnittshirn im Uebermaß einge- rammelt wird, das Urtheil lahmlegt (wie Kant an zwanzig Orten bemerkt) und jedes Gefühl für die feinen Untercheidungen unseres Geisteslebens aus- löscht. Schon innerhalb der eigentlichen Wissenschaften läßt sich der — übrigens stets beherzigenswerthe — Grundsatz des Spezialfachthumes nicht konsequent bis ans Ende durchführen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wirkliches Leben überall erst an Grenzen entsteht. Und faßt man den größeren Komplex — die Wissenschaft als Ganzes — ins Auge, so darf man behaupten, er wäre kulturell völlig werthlos, wenn nicht das philosophische Denken, das nicht „wissenschaftliche“, sondern gestaltende, künstlerische Denken hinzuträte. Dies ist das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in seiner Anwendung auf wahre Kultur, nicht auf Zeitungen und systematische Volksverblödung. Wahrheit ist nicht ein fertiges Ding, das am Wege liegt und nach dem man sich nur zu bücken braucht; sondern Wahrheit wird immer erst aus Mehrerlei erzeugt; sie ist eine Legirung. Ohne Kunst läßt sich diese nicht bewerkstelligen. Nirgends ist Das deutlicher wahrzunehmen als bei der Anthropologie, der Lehre vom Menschen. Wer das ganze Gebiet nicht übersieht, kann keine gültigen Urtheile abgeben; übersehen aber im fachmännischen, spezialistischen Sinn kann es kein Sterblicher. Wer die Anatomie beherrscht, ist ein Laie in Bezug auf historische Wissenschaften; und umgekehrt. Die Spezialisirung geht aber viel weiter. Der Prähistoriker ist nicht Historiker, der Linguist eben so wenig, alle Drei können nur in einem unfachmännischen Sinn Ethnologen sein und alle Vier sind überhaupt nicht Anatomen, weil Dies allein ein ganzes Leben erfordert. Welches Unheil aber die bloßen Anatomen anrichten können, hat die Geschichte der Anthropologie der letzten vierzig Jahre gelehrt; eine geradezu schauerliche, echt mönchisch-scholastische Wort- und Zahlwissenschaft der Kranimetrie hatte Alles an sich gerafft und zuletzt jedes ge-

sunde, freie Sehen und Urtheilen erstickt; endlich athmet heute die Wissenschaft wie von einem Alb befreit auf: sie darf aus dem Beinhaus hinaus-treten in die Sonne der Lebendigen. Um hier der Wahrheit annähernd auf die Spur zu rücken, wird es immer — nebst der unerläßlichen umfassenden Einsicht in die Hauptergebnisse der verschiedenen Wissenschaftszweige, mit anderen Worten: nebst dem Besitz des Rohmaterials — in erster Reihe auf die Schärfe des Blickes und auf die Qualität des Urtheilsvermögens ankommen.

Hier ist nun, glaube ich, eine Erwägung sehr wichtig, die ich in den „Grundlagen“ unter dem Stichwort „das exakte Nichtwissen“ der besonderen Beachtung meiner Leser zu empfehlen bemüht war; auch Kant unterscheidet eine „szientifische Unwissenheit“ von der „gemeinen“ und sagt, sie bestehe darin, „kunstmäßig oder auf eine gelehrte Art unwissend zu sein“. Innerhalb seines Spezialfaches wendet der Forscher diesen Grundsatz scharf und streng an; er weiß genau, wo das Nichtwissen anhebt, und läßt sich da deshalb auch nicht leicht Etwas vormachen. Das gilt aber nur für das allerengste Fachgebiet. Hinter dessen Grenze ist selbst der Spezialist meist sehr unsicher; die Offenbarungen eines Ernst Haedel sind nicht um ein Haar weniger phantastisch als die des Moses; im Gegentheil. Wer aber gar außerhalb aller praktischen Naturforschung steht und — etwa als Jurist oder Theologe oder Philosoph — ihre Methoden und thatsächlichen Leistungen nur vom Hörensagen kennt, Der hat fast durchweg überhaupt keine Vorstellung von den Grenzen, bis wohin das wirklich exakte Wissen in Bezug auf Naturdinge reicht; deshalb fehlt auch seinem Nichtwissen die „Exaktheit“. Und darum — weil die kunstmäßige und gelehrte Unwissenheit fehlt — wird vom Publikum, auch vom gelehrten, phantastisches, völlig unhaltbares Gerede über allerlei Fragen — so auch über Menschenrassen und Aehnliches — ernst genommen und mit aller Feierlichkeit erörtert; Niemand merkt, daß die Grenzen verwischt sind; es genügt, wenn in irgend einem Bruchtheil des Werkes etwas sogenannte „exakte Wissenschaft“, unter den üblichen offiziellen Skautelen, sich breitmacht. Wogegen Versuche, die sich behutsam auf wahre Empirie beschränken und somit der Wahrheit nahkommen — der Wahrheit, die ja stets viel überraschender ist als die künstlichen Konstruktionen des Menschenhirnes —, als phantastisch und willkürlich verschrien werden. Man glaubt nicht, welche Masse Wissensstoff brachliegt, nur weil wir das exakte Nichtwissen nicht scharf erfassen und nun jenseits der Grenze mit allen Schein-ceremonien einer gewissenhaftesten Erfahrungswissenschaft herumschwärmen, wogegen des Guten und Belehrenden in der Nähe so viel zu holen wäre, wenn wir es nur zu ergreifen verstünden. In diesem Sinn ist Alles gemeint, was ich in meinen „Grundlagen“ zur Rassenfrage beigebracht habe und was heute nicht noch einmal wiederholt werden soll.

Doch da die gegen mich ins Feld geführte verleumderische Mythe an die Rassenfrage anknüpft und ich mich hier gegen diese Schattengestalt wehre, möchte ich zum Schluß mit einer anderen Mythe dienen, die mir, ich gestehe es, besser als die erste gefällt. „Zu Gleichem Gleiches, was auch Einer litt“, ist ein alter Grundsatz aller Beschwörungskunst; also Mythe gegen Mythe.

Alle Freunde echter Wissenschaft betrauern den Heimgang des Kulturhistorikers und Ethnologen Heinrich Schurz. Das war eine wirklich schöpferische Natur. Nüchtern und streng empirisch in seinen Methoden, ein Fachmann durch und durch, besaß er zugleich den angeborenen Blick, der die dunklen Thatsachen beleuchtet. Seine Untersuchungen über Männerbunde und Altersklassen, seine Beiträge zu Helmolts Weltgeschichte, namentlich seine Nachweise über die Grundlebensbedingungen des Nomadenthumes haben ganz neue Erkenntnisse gezeigt. Meine „Grundlagen“ gewannen mir die Freundschaft des seltenen Mannes. Ich hatte keinerlei unmittelbare oder mittelbare Beziehungen zu ihm besessen; seine Arbeiten waren mir leider noch unbekannt gewesen, als ich mein Buch schrieb. Er las aber die „Grundlagen“ gleich in der ersten Auflage und schrieb mir sofort darauf; wir wechselten dann öfter Briefe und er schickte mir fortan Alles, was er veröffentlichte. Gerade vor einem Jahr, auf der Heimkehr von seiner letzten Forschungsreise, besuchte er mich in Wien und brachte den Abend bei mir zu; schon von Smyrna aus hatte er seinen Besuch angekündigt, damit wir uns ja nicht verfehlten. Da ich nicht der Autolatrie ergeben bin, fragte ich ihn offen, wie es komme, daß er, der gelehrte Spezialist, ein so reges Interesse für meine Ansichten über Rasse und Kultur und die damit zusammenhängenden geschichtlichen Probleme bekunde, der ich doch aus der Beschränktheit meines Wissens nie ein Fehl gemacht habe. „Aus dem einfachen Grunde“, entgegnete Schurz, „weil Sie, nach meiner Ueberzeugung, der einzige lebende Mann sind, der in diesen Dingen vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus klar sieht.“ Ich lachte laut auf; doch Schurz fuhr in seiner stillen Weise, die tiefblickenden Augen auf mich geheftet, fort: „Nein, lachen Sie nicht; es ist nicht anders, als ich sage. Die Leute, die sich mit diesen Problemen befassen, gehören zwei Klassen an: es sind entweder Fachmänner oder Phantasten; eine dritte Klasse kann man höchstens insofern statuiren, als einzelne Fachmänner zugleich Phantasten sind. Wir Fachmänner nun stehen den Thatsachen viel zu nah, wir stoßen mit der Nase daran, ihre Masse erdrückt uns, von Ueberblick, von freiem Urtheil ist bei uns keine Rede; die Phantasten aber, — nun, sie sind eben Phantasten, sie kennen keinen Respekt vor Thatsachen und schaffen heillose Konfusion. Dagegen besitzen Sie...“ Nein, hier breche ich doch lieber ab; es genügt vollkommen, wenn ich auf die Sympathie und die Achtung hingewiesen habe, die dieser Forscher meinen Versuchen entgegen-

brachte. Daß eine sehr bedeutende Ueberschätzung in seiner Auffassung lag, ist sicher; persönliche Sympathie wird im Spiel gewesen sein und außerdem mögen rein subjektive Eindrücke des Augenblickes die übertriebene Werthschätzung vorübergehend noch gesteigert haben; namentlich vermute ich aber, daß er, der geniale Forscher, der, abgesehen von seinen bekannten Leistungen, noch hundert Erkenntnissen auf der Spur war, in meinen Darlegungen Dinge erblickt hat, die er selber mit seinem reicheren Wissen erst hineindeutete oder die mir wenigstens unbewußt geblieben waren. Dem, der den richtigen Weg zur Wahrheit wandelt, eilen ihre Boten entgegen. Doch wenn auch ohne Zweifel diese Auffassung Schurzens aus jenem selben Prinzip des kleinsten Kraftmaßes hervorging und lediglich als „Mythe“ zu betrachten ist: diese Mythe halte ich getrost der anderen entgegen. Denn Schurz kannte wenigstens meine „Grundlagen“; trotz seinen vielen Arbeiten hatte er, wie er mir sagte, die Zeit gefunden, sie mehrmals zu lesen. Wer hingegen die sinnlose Lüge von „Christus dem Germanen“ gegen mich ausspielt, wer mich mit Gobineau identifizirt und behauptet, ich „erblicke in der ganzen Weltgeschichte nur eine einzige Rasse am Werk“, wo ich doch die Annahme von Urrassen überhaupt als sinnlos verwerfe und die Worte schreibe: „Schließlich bleibt der Semit, als Begriff einer Urrasse, gleichwie der Arier, einer jener Rechenpfennige, ohne welche man sich nicht verständigen könnte, die man sich aber wohl hüten muß, für bare Münze zu halten“, wo ich doch ausdrücklich lehre — wie mich die gesammte Biologie gelehrt hat —, Rasse sei ein plastisch bewegliches Wesen“, das nach und nach entstehe und nach und nach vergehe, wer den Ausdruck „Germane“ gegen mich ins Feld führt, ohne zu bedenken, daß dieses Wort bei mir den ganzen Komplex der slavokeltogermanischen Europäer umfaßt und laut Definition identisch ist mit dem Homo europaeus, albus, sanguineus des Linnaeus: wer Das thut, ist entweder so geblendet durch wissenschaftlichen und politischen Fanatismus, daß er nicht zu lesen versteht, oder aber er redet von einem Buch, das er überhaupt nicht kennt, was eben so unwissenschaftlich wie unbillig ist.

Wien.

Houston Stewart Chamberlain.



Der Sucher.

Als die Gefährten staunend von den Masten
 Die Insel aller Seligkeit erschauten,
 Zu der des Meisters Wille sie gesteuert,
 Da priesen sie den Kühnen, lang Verhaftten,
 Der sie mit Bluth und Sehnsucht angefeuert.
 Doch als die Ziele ihm entgegenblauten,
 Wurde er still. Er fürchtete das Rasten.

Sein Herz verging in Weh, als die Gefährten
 Mit irrer Inbrunst diese Ufer grüßten,
 Die licht und schön wie Gottes Traumbild waren.
 Mit Duft und Lied umfingen sie die Gärten
 Und lockten lieblich mit den wunderbaren
 Bekränzten Frauen, die an süßen Brüsten
 Die letzte Sehnsucht sie vergessen lehrten.

Und als das linde Band der Rosenmauer
 Sehnsucht und Seligkeit in sich vermählte,
 Als Lustfanale purpurn aufgegluthet
 Und jählings Ströme fremder Jubelschauer
 Aufzuckend in die Einsamkeit geblutet,
 Die sacht sein Herz zu neuer Inbrunst stählte,
 Da schritt er abseits in verhüllter Trauer.

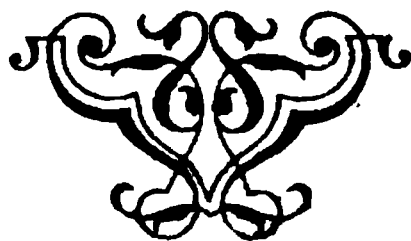
Und ruhte, wo mit wehmuthdunklen Zweigen
 Cypressen träumten und die Sykomoren
 Sich finster ballten wie verstrickte Hände.
 Tieftraurig sang der Wind auf fernen Geigen
 Und traurig sprach er sich sein Lied zu Ende:
 „Was er besaß, Das war ihm längst verloren
 Und nur, was er ersehnte, noch sein Eigen.“

Sanft blühte aus der Nacht das Unbegrenzte,
 Die letzte Seligkeit, die noch sein Sinn begehrte.
 Die ferne funkelte mit zitternden Rubinen . . .
 Und als der Himmel sich mit Sternen kränzte,
 Die ihm wie Kronen kühner Thaten schienen,
 Da schritt er einsam mit dem blanken Schwerte
 Zum Strande, wo der Tempel silbern glänzte,

Und ließ auf den verlassenen Altären
 Die goldnen Spangen, die ihm nutzlos deuchten.
 Noch einmal fing sein Blick die tote Kunde:
 Dann stieß sein Ruder trotzig von den Schären
 Das Boot ins Meer. Auf seinem blassen Munde
 Stand Schweigen, doch die Stirne trug das Leuchten
 Der Gottversucher, die nicht wiederkehren . . .

Wien.

Stefan Zweig.



Oppenheimers Marx.

Fünf Jahre ist's her, seit ich hier den Verfasser des Werkes „Großgrundeigenthum und soziale Frage“, Herrn Dr. Franz Oppenheimer, als den „Latifundien-Marx“ bezeichnete. Seitdem hat Oppenheimer eine Reihe neuer Schriften veröffentlicht, die sich alle in einer Richtung bewegen und die schon in seinem „Grundeigenthum“ vorgetragene Idee immer tiefer begründen. Und nun ist wieder eine Schrift von ihm erschienen: „Das Grundgesetz der marxischen Gesellschaftslehre“, worin er seine Idee, daß nicht der „Kapitalismus“, sondern das „Großgrundeigenthum“ an dem Arbeiterelend die Schuld trage, in einer überaus glücklichen Polemik gegen Marxens Lehre von der „kapitalistischen Akkumulation“ siegreich durchführt. Nach mehr als fünf Jahren bestätigt sich, daß Oppenheimer wirklich Der ist, als den ich ihn bezeichnete, — ein Marx II, der sein scharfes Geschöß nicht gegen den Kapitalismus, sondern gegen das Großgrundeigenthum schleudert und es mit der selben Wucht trifft, mit der einst Marx I den Kapitalismus angriff. In seiner neuesten Schrift ist es allerdings zunächst Marx I, der die Beche bezahlen muß; denn Oppenheimer weist ihm nach, daß er dem „Kapitalismus“ ankreidete, was das Großgrundeigenthum verschuldet hat und noch verschuldet.

Marx stellte bekanntlich ein „Gesetz der kapitalistischen Akkumulation“ auf, wonach mit dem Wachsthum des Kapitals die „Lazarussschicht der Arbeiterklasse“, die „industrielle Reservearmee“ und mit ihr das Arbeiterelend wächst. Dieses trostlose Gesetz gewährt nur einen blutigen Hoffnungstrahl. Denn da das Kapital zugleich die Tendenz hat, sich in immer wenigeren Händen zu konzentriren, so muß einmal der Tag kommen, wo die Gesamtheit der Expropriirten die wenigen Expropriateure gewaltsam expropriirt, der Tag der blutigen Abrechnung, der große Kladderadatsch. (Zusammenbruchstheorie.) Es ist möglich, daß in dieser Prognose eine der Ursachen des riesigen literarischen Erfolges des Marxismus lag: denn die Menschen, die solcher Prognose zujubeln, sind ja stets in der Mehrheit. Ohne Zweifel verdankte aber auch der Marxismus seinen großartigen Erfolg der glänzenden Dialektik und der scharfsinnigen deduktiven Methode seines Schöpfers, gegen die nicht bald Einer aufkommen konnte. Oppenheimer bemerkt ganz richtig, daß „Marx nur durch Marxens Methode überwunden werden kann.“ Das versucht er nun selbst.

Oppenheimer wirft Marx mit Recht vor, daß er zwei gleichzeitige Erscheinungen, nur weil sie gleichzeitig sind, in ein Kausalverhältniß bringt, obwohl sie von einander ganz unabhängig sind und nur aus zufälligen äußeren Ursachen zusammentreffen und auf einander wirken. Oppenheimer bestreitet, daß die „kapitalistische Akkumulation“ eine immer wachsende „industrielle Reservearmee“ erzeuge. Das sei ein grober Irrthum. Die Reservearmee

wird ganz unabhängig vom Kapitalismus und von der kapitalistischen Akkumulation erzeugt: vom Großgrundeigenthum. Diese Thatsache hat ja Oppenheimer schon vor fünf Jahren bewiesen; der Reiz seiner neuesten Schrift liegt darin, daß er seine Behauptung diesmal gegen Marx geltend macht, dem er nachweist, daß er diese Thatsache übersah und das Entstehen der wachsenden „industriellen Reservearmee“ in einen ganz mystischen Kausalzusammenhang mit der kapitalistischen Akkumulation brachte. Dieser Nachweis ist Oppenheimer gelungen. Mag der Kapitalismus sich akkumuliren, so viel er will und kann: da er Menschen nicht erzeugen kann, müßte mit wachsender Industrie der Arbeitlohn steigen, — und das marxische Gesetz fiel ins Wasser. Nur der zufällige Umstand, daß gleichzeitig das Großgrundeigenthum „vogelfreie Landproletarier“ erzeugt, liefert der kapitalistischen Industrie ihre Reservearmee und gestattet ihr, den Arbeitlohn zu drücken und Elend zu schaffen.

„Die niederste Lohnklasse“, sagt Oppenheimer, „die zahlreichste und schlechtestgestellte, die, deren Konkurrenz das Emporstreben aller anderen Klassen zurückhält, wird nicht durch die Ungelernten der Industrie gebildet, sondern in jeder Volkswirtschaft mit Freizügigkeit durch die Landarbeiter.“ Als es noch keine Freizügigkeit gab, als „der freie Zug vom Lande durch die Schollenpflichtigkeit oder der freie Zug in die Städte durch Kirchspiel- und Armen-gesetze oder zünftlerische Privilegien gehemmt ist, bildeten die Landproletarier eine abgesonderte Lohnklasse für sich, ohne Verbindung mit den städtischen Lohnarbeitern.“ Wenn aber „die städtische Entwicklung, der Kapitalismus, die Fesseln des freien Zuges sprengt, dann vollzieht sich die Ausgleichung zwischen den beiden bisher geschiedenen Lohnklassen mit einem Schlage, explosiv; der gestaute Strom des Landproletariates überschwemmt die Industrie mit seinem Hungerangebot, bietet seine Arbeitskraft zu einem Preis an, der seinen unendlich niederen Lebensansprüchen genügt, und reißt dadurch fürs Erste die städtischen Löhne plötzlich in die Tiefe. Dann scheint es den industrie-centrisch befangenen Volkswirthen, als habe der Kapitalismus das himmel-schreiende Elend, die schmutzige Noth, die Brutalität und Verkommenheit in den Städten entstehen lassen: in der That aber ließ er nur das längst auf dem Lande vorhandene, verborgene Elend in den Städten zum Vorschein kommen.“ Die Schlußfolgerung, die Oppenheimer aus diesen Feststellungen zieht und die er seit Jahren wiederholt, lautet: Schaffen wir das Großgrundeigenthum ab, dann verstopfen wir die so reichlich sprudelnde Proletarierquelle und dann mögen die Unternehmer zuschauen, woher sie ihre Arbeiter rekrutiren; dann giebt's keine „Reservearmee“ und der Kapitalismus muß sich zu anständigen Löhnen herbeilassen, das Tempo der Akkumulation wird sich verlangsamen und Elend und Noth brauchen dann nicht den Gegenpol des Kapitalismus zu bilden.

Wäre nun der Staat ausschließlich eine wirthschaftliche Einrichtung zu wirthschaftlichen Zwecken, die die Aufgabe hätte, die materielle Wohlfahrt aller Mitglieder in gleicher Weise sicherzustellen, so wäre Oppenheimer als Erlöser aus Noth und Elend zu begrüßen. Denn er hat schlagend nachgewiesen, wo die Ursache der sozialen Noth steckt, und man brauchte nur seinem Rath zu folgen: und keine Akkumulation des Kapitals könnte eine industrielle Reservearmee aus dem Boden stampfen. Leider verhält sich aber die Sache nicht ganz so. Wohl ist der Staat auch eine wirthschaftliche Organisation; aber sein Zweck ist jedenfalls nicht die gleiche Vertheilung der wirthschaftlichen Güter. Die ungleiche Vertheilung ist ja kein Zufall und keine Folge politischer Unerfahrenheit. Sie beruht auf schlauer Berechnung; sie ist ein Werk der Politik. Sie wird nämlich von der herrschenden Klasse herbeigeführt, die ihre wirthschaftliche Organisation so einrichtet, daß aus dieser Einrichtung die ungleiche Theilung der wirthschaftlichen Güter folgt. Das bewirkt sie durch die Herrschaft. Das beste Mittel aber, eine Herrschaft zu begründen, war von je her das Großgrundeigenthum.

Das weiß Oppenheimer sehr gut; er sagt: „Der einzelne Mensch kann seine Bedürfnisse auch dadurch befriedigen, daß er sich die Arbeitsprodukte anderer Menschen ohne äquivalente Gegenleistung aneignet. Diese Art nenne ich das politische Mittel der Bedürfnisbefriedigung. Das primitive politische Mittel ist der Raub und der Raubkrieg, in der alten Welt in allen Erdtheilen gerichtet von Hirten (Nomaden) gegen Aderbauer. Aus dem unregelmäßigen Raube stammfremder Hirten entfaltet sich die geregelte Besteuerung der Bauern durch einen im Lande festgesetzten Hirtenadel. Das Ziel bleibt das selbe: die Grundrente; nur das Mittel hat sich geändert; es heißt jetzt: der Staat!“ Wenn Oppenheimer den Staat so auffaßt, wird er auch wohl in dem Großgrundeigenthum nichts Anderes sehen als ein wirthschaftliches „Mittel der Herrschaft.“*) Was bedeutet dann aber sein Vorschlag: Bejeitigen wir das Großgrundeigenthum, auf daß es den Armen und Elenden besser ergehe? Man könnte glauben, einen utopistischen Wunsch zu hören.

Doch Oppenheimers Darstellung ist zugleich das Zeichen einer Zeit, wo das Großgrundeigenthum als „feudale Machtposition“ in seinen Grundfesten erschüttert ist. In einem solchen Augenblick ist allerdings der wissenschaftliche Nachweis der Gemeinschädlichkeit des Großgrundeigenthumes sehr wichtig. Dadurch, daß er das einseitig-politische Interesse aufdeckt, das sich an die Erhaltung des Großgrundeigenthumes knüpft, entzieht Oppenheim den Argumenten aller Junkerparteien, die Schutzmaßregeln erstreben, den Boden. Darin sehe ich die Hauptbedeutung des neuen Werkes.

Graz.

Professor Ludwig Gumprowicz.

*) S. in meinem Buch „Rechtsstaat und Sozialismus“ (1881) den Abschnitt (III § 15) das „Eigenthum als Herrschaftsmittel.“

Klassische Kunst.

Das Merkmal der klassischen Kunst war zu allen Zeiten die sachlich logische Komposition. Von einem klassischen Werk wurde in erster Reihe „Form“ verlangt, und zwar eine Form, die sich mit ihrem Inhalt vollständig deckte. Ein romantischer Dichter durfte sich erlauben, etwa einen tragischen Stoff in komischer oder ironischer Manier abzuhandeln und mit ihm zu spielen. Ein Poet aber, der unter die Klassiker eingereiht werden wollte, hatte sich vor solchen Extravaganzen ursprünglich zu hüten und die größere Weiherzigkeit späterer Zeiten hat ihm auch höchstens an der Peripherie etwas mehr Freiheit gestattet. Ein tragischer Stil gehörte zu einem tragischen Stoff, und je entschiedener jeder fremde Bestandtheil ausgestoßen wurde, um so klassischer gestaltete sich dann das Kunstwerk. In diesem Sinn könnte man Klassizität etwa mit „Sachkunst“ übersetzen, im Gegensatz zu der höchst persönlichen Kunst der Romantiker.

Die klassische Kunst ist in unseren Tagen in einem argen Gedränge. Das wirkt erstaunlich, weil ihr doch der moderne Naturalismus, wenn man nur schärfer hinsieht, gerade im Wesenspunkt verwandt erscheint. Denn die großen Naturalisten unserer Tage sind durchaus sachliche Künstler und sehr peinlich darauf bedacht, den Stoff ganz nur nach seinen inneren Gesetzen zu behandeln und nicht mit ihm zu spielen, keine fremden Bestandtheile, die ihn zerlegen könnten, an ihm zu dulden. Dabei hält man gar sehr auf eine saubere, strenge und zweckmäßige Technik; man will sachliche Kunst geben. Diese deutliche Verwandtschaft mit der heute so übel berichtigten klassischen Art erhält noch ihre Verstärkung und Resonanz durch den geistigen Zeithintergrund, von dem sich der Naturalismus nur als eine einzelne Erscheinung abhebt. Er verdankt sein Dasein der ungeheuren intellektuellen Energie, die sich zunächst auf dem Boden der modernen Naturwissenschaft entfaltet hat. Diese nämlich trat mit einem fertigen Borrath von Begriffen und Fragestellungen an den fluthenden Stoff d. s. Lebens heran, um ihn einzufangen und mit einem feinen und unzerreißlichen Begriffsnetz ganz und gar zu überspinnen. Natürlich widersetzte sich der Stoff einer so gewalthätigen Behandlung und man mußte ihm mancherlei Forderungen zugestehen und sein Wesen bis zu einem gewissen Grad gelten lassen. Eine angeblich induktive Methode, im Gegensatz zu einer angeblich deduktiven. Bessel definiert: es ist der Unterschied zwischen einer klassischen Naturwissenschaft und einer sehr romantischen Naturphilosophie. Früher wurden die Stilmittel der Forschung, eben die Begriffe, nicht so scharf herausgearbeitet und so reinlich auseinandergehalten wie heute. Vielmehr folgte man damals noch mancher barocken Laune und vergnügte sich damit, Stoffe und Begriffe, die innerlich nichts gemein hatten, zu einer tollen Bastardee zusammenzuzwingen. Erst als man peinlich dafür sorgte, daß Stoff und Begriff, Inhalt und Form sich deckten, gelang es, das Naturleben ganz unter die Intelligenz zu zwingen, und neben der theoretischen erblühte die praktische Naturwissenschaft: die Technik. Die Welt der Maschinen entstand, die Welt der eisernen Mäulen und Ingenieurwunder, und schließlich konnte sich auch die Kunst dem Einfluß dieser machtvollen Kulturerscheinung nicht länger entziehen. Sie versuchte, diese Technik für sich zu erobern und ihr ästhetische Reize abzugewinnen. Zuerst ging es nicht recht, weil

man die zweckmäßige, technische Arbeit mit allerlei fremdem Puz behängte, mit alten Motiven und Schmuckstücken, statt einen neuen Stil zu entwickeln. Schließlich aber erkannte man, daß es gerade darauf ankomme, die Zweckmäßigkeit der Arbeit auch in der äußeren Form recht deutlich auszuprägen. Ein eiserner Bogen, der seine schwebende Form klar und eindringlich dem Auge offenbarte, wirkte gerade dadurch auch ästhetisch; eben so ein eiserner Pfeiler, der sich in seiner geschmeidigen Energie ganz so gab, wie er war. Der Techniker, dem es gelang, diese sachliche Wucht herauszuarbeiten, statt sie zu verdecken, erwies sich dadurch als einen Künstler. Und von hier aus wurde dann auch das moderne Kunstgewerbe mehr und mehr revolutionirt. Man rief plötzlich nach einem „konstruktiven“ Stil. Ein Wasserrohr sollte durch seine schlanke und reine Existenz wirken, statt zu einem Löwenmaul umgefälscht zu werden. Möbel, Stühle, Tische sollten in ihrem Aufbau auch ihren Zweck aussprechen: ich bin zum Sitzen da und ich zum Tragen. Die ganze Energie und Erfindungskraft der Künstler brütete darüber, Linien und Ausdrucksmittel zu finden, die den sachlichen Zweck auch schon dem Auge zu lesen gaben. Dieser konstruktive Stil war auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes etwas Ähnliches wie der Naturalismus in der Dichtung. Technische Kunst, sachliche Kunst. War es darum auch klassische Kunst?

Besser als die Theorie spricht immer das praktische Beispiel. Ein Kunstwerk wie etwa Rembrandts Hundertguldenblatt hat gewiß nichts mit naturwissenschaftlichen und technischen Begriffen gemein. Allerdings zaubert uns der Meister keine „schönen“ Gestalten vor, wie die italienische Kunst, auch nicht konventionelle Gestalten, wie die steife akademische Dummheit späterer trostlosen Jahrhunderte. Er hat vielmehr offenbar nach sehr realistischen Modellen gearbeitet und dabei rücksichtslos die Naturwahrheit angestrebt. Sogar vor der sozialen Frage scheute er nicht zurück: er stellte mühselige und beladene Proletarier da satten und hochmüthigen Zufriedenheit gegenüber. Die wohlgepflegten Pharisäer, die in ihrem Hochmuth und in ihrem Fett ersticken, sind mit der selben minutiösen und objektiven Sorgfalt durchgearbeitet wie die gegenüberstehende proletarische Gruppe. Dieser mächtige Künstler wußte gerade hier seine reiche Fülle knapp zusammenzufassen und nur das unbedingt Nothwendige zu geben: naturalistische, technische, sachliche Kunst. Wäre es dabei geblieben, so gehörte dieses köstliche Hundertguldenblatt einfach zu den Ahnherren des modernen Naturalismus, der ja an die großen Holländer des siebzehnten Jahrhunderts vielfach anknüpfte. Aber Rembrandt begnügte sich nicht damit; er stellte zwischen seine Proletarier und die satten Philister den leidenden und heilenden Christus, den Erlöser und Märtyrer, — und mit einem Schlage veränderte sich der Charakter dieser Komposition.

Christus steht in der Mitte des Bildes und hebt die linke, abgezehrte Hand ein wenig empor. Seltsam sind die Augen: das eine weit und visionär, das andere völlig eingedrückt und verkniffen, nur durch eine Spalte sichtbar; man fühlt, daß er grüblerisch in sich hineinlugt. Ueber dem abgemagerten Gesicht lagert das Seelenleiden vergangenen und die Zubrucht des jetzigen Kampfes. Denn zu ihm kommt nun die Schar der Mühseligen und Beladenen und er soll ihrem Jammer helfen: die Besessene soll er heilen und den toten Sohn erwecken. Während diese Menschen von links her schlicht und vertrauensvoll zu

ihm empor schauen, warten rechts mit zuversichtlichem Hohn die Pharisäer auf das Wunder, an das sie nicht glauben. Alle aber hängen an dem Gesichte des leidenden Erlösers, der mit ungeheurer Spannung seine innere Kraft heraufzuholen sucht, um zu helfen. Rembrandt durfte natürlich bei seinen Zeitgenossen die Kenntniß der Legende voraussetzen; und so hat er denn einfach dargestellt, wie Christus heilte und erweckte und wie der seelische Heroismus des erlöserischen Genies den stumpfen Widerstand der Welt besiegte. Dieses Motiv wollte er anschaulich machen, nicht etwa den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie. So lebensvoll und naturalistisch diese Typen auch gesehen sind: sie hatten keinen selbständigen Werth für den Meister, sondern waren die Bestandtheile einer Idee, der sich alles Andere unterzuordnen hatte. Rembrandt ist gewiß eine zu reiche, vielseitige und dämonische Natur, um schlechtweg als Klassiker bezeichnet werden zu können. Aber sein Hundertguldenblatt ist auch im spezifischen Sinn ein „klassisches“ Werk, weil eben die „Idee“ des Kunstwerkes, die der Kritiker zwanglos auf eine logische Formel zu bringen vermag, die Komposition und Behandlung bestimmte.

Ohne Christus hätten wir einfach einen Stoff und einen Begriff. Der Stoff wären die Proletarier und fatten Philister, der Begriff wäre die „soziale Frage“. Man könnte dann an Hauptmanns „Weber“ denken, wo es ja dem Dichter völlig genügt, den Stoff so zu ordnen und zusammenzuballen, daß sich der gesellschaftliche Begriff mit quellendem Inhalt füllt. Die Abstraktion des Verstandes kann zu jeder Zeit mit einer Fülle von farbigen und plastischen Beispielen belegt werden; es ist wie ein Anschauungsunterricht, ein Bilderbuch. Das ist die naturalistische Kunst in ihrer Reinheit. Aber der Verstandesbegriff vermag sich auch zu vertiefen und zu erweitern, mit verwandten oder fremden Vorstellungen mannichfach zu verflechten, so daß sich schließlich eine sehr komplizierte Gedankenwelt, eine Idee ergiebt. Dieses nun ist der eigentliche Unterschied zwischen naturalistischer und klassischer Kunst: dort versucht ein sehr einfacher und hier schon ein sehr verwickelter Gedanke den Lebensstoff zu unterwerfen und energisch zu formen.

Es ist sehr wichtig, diese Aehnlichkeit zwischen naturalistischer (realistischer) und klassischer Kunst entschieden festzuhalten; und es wäre sehr nöthig, das andere große Kunstgebiet, die Romantik, mit gleicher Entschiedenheit dagegen abzugrenzen. Denn die Romantik giebt eine Stimmung oder, noch höher genommen, ein Symbol und hat zur geheimen Voraussetzung einen Zwiespalt zwischen Idee und Darstellung, der zu einer Quelle der Sehnsucht wird. Aber wenn Michelangelo die Schöpfung Adams darstellt, so giebt er eben die Schöpfung Adams. Gewiß ist auch eine gewaltige Stimmung in diesem Bild. Wir spüren die allmächtige Schöpferinbrunst des Sturmes, den elektrischen Funken des Lebens und den traumhaften Dämmerzustand der vegetativen Natur, in der es sich ganz langsam und leise zu regen beginnt. Von einem Michelangelo, dem Schöpfer der Nacht und des Tages, wäre es auch kaum anders zu erwarten gewesen. Der große Künstler der Renaissance hat gewiß recht realistisch den Vorgang geschaut, bevor er ihn darstellte. Er sah sich seinen Gottvater an und dann Adam und bot auch seine Psychologie auf: wie mag dem prometheischen Gottvater und wie seinem Geschöpf zu Muth gewesen sein? Diese Frage löste erst die Stim-

mungen aus, die er dann in seine Figuren einsperrte wie in einen Kerker. Die Tendenz war jedenfalls, einen sachlich realistischen Vorgang auch sachlich realistisch darzustellen. Freilich konnte man sich diesen Vorgang gar nicht verwickelt und kolossalisch genug vorstellen: es galt nicht irgend eine beliebige Schöpfung, sondern Gottvater sollte den ersten Menschen schaffen. Der Beschauer mußte ganz spontan, von sich aus, empfinden: der Gewaltige, der dort im Sturm einherfährt, ist Jehovah. Und Jener dort, der noch schlaff und wie gefesselt am Felsen ruht, ist der erste Mensch, zu dem der elektrische Funke des Lebens eben erst hinübersprang. Die künstlerische Aufgabe war also ungeheuer erschwert und ein ganz anderer Apparat mußte aufgeboten werden als bei irgend einem naturalistischen Vorgang aus der mehr alltäglichen Menschenwelt. Aber hier wie dort blieb treue Sachlichkeit das Ideal und man wollte nicht nur eine Symphonie geben, sondern den Vorgang selbst. So aber galt es als gute alte Sitte bei den Klassikern aller Zeiten, ob es sich nun um Adam handelte oder um den Apollo von B. loedere. Apollo war Apollo und mußte genau so getreulich nachgebildet werden wie etwa Pericles. Der blieb aber, mochte man ihn noch so sehr idealisieren, immer nur ein Mensch; Apollo war ein Gott. Es war also die selbe Aufgabe, aber auf einer höheren Stufe; sie war schwerer und komplizierter geworden.

Aber es giebt ja keine Götter. Die sind doch nur Allegorien; sogar der Fromme glaubt nur an die unsichtbare Gottheit. Was also soll das Alles? Wir stehen hier im romantischen Land und es handelt sich gewiß nicht um Wirklichkeitdichtung, sondern, man kann es mit den Händen greifen, nur um Symbole. Ist es also nicht Taschenspielererei, hier von einer Wirklichkeitkunst im Gegensatz zur Romantik zu sprechen? Dieser oberflächliche Einwand wird vielleicht in unseren Tagen, die neben dem Symbolismus nur noch den Naturalismus kennen, auf viel Beifall zu rechnen haben und man kann sich der leidigen Mühe nicht entschlagen, darauf zu erwidern. Die Formel dafür liegt in dem Gegensatz von Existenz und Bedeutung. Die Venus von Milo ist eben die Venus von Milo und sie bedeutet Liebreiz, Zeugungskraft, Schwärmerei und Erhabenheit höchstens in dem selben Maß, wie es jede weibliche Guldgestalt bedeuten würde. Zunächst wird sie aber als Gottpersönlichkeit empfunden, wie ein Liebender, wenn er ein rechter Kerl ist, in der Geliebten gerade ihre Individualität am Meisten verehrt und sich verbitten würde, wenn ein kühler Skeptiker kurzweg mit der Weisheit käme: Weib ist Weib. Die Venus von Milo ist nicht nur Weib, nicht nur Zeugungskraft; aber eine orientalische Göttin wäre es. So eine Göttin mit einem ganzen Duzend Brüsten und sonstigem Uebermaß von Gliedern, die meist als eine abscheuliche Unform erscheinen mag und dabei doch das Schönste, was es überhaupt giebt, bedeutet: die Zeugungskraft, das Leben. Dieser Unterschied wäre klar genug; und man soll nicht vergessen, daß sich die griechische Kunst aus orientalischer Mystik und Romantik in bewußtem Gegensatz herausgerungen hat.

Doch wieder erhebt sich der Einwand: es giebt ja keine Götter. Mag man die grobstoffliche Beurtheilung ablehnen und die innere Wirklichkeit dieser Gebilde zugestehen — wirklich, weil sie geschaut wurden —, so ist doch keine Frage, daß in der alltäglichen Welt nicht die Viodelle herumlaufen, die ohne gründ-

siche Umformung als Göttergestalten zu verwerthen wären. Man darf Manches, Vieles an ihnen gar nicht, man muß Anderes viel mächtiger und großartiger sehen. Das Auge scheidet aus und steigert, nimmt und verwirft mit der größten Willkür. Das Selbe thut das innere Auge, die Phantasie, wenn sie die Einzelheiten zum Gesamtbild zusammensieht. Absolute Willkür also und keine Wirklichkeitsstreue. Wo giebt es die überhaupt? Der Laie sieht höchstens grüne Bäume und grüne Wiesen, während sich dem Malerauge eine Fülle von grundverschiedenen Beleuchtungseffekten offenbart: blaue, graue und rothe Wiesen. Wir wissen längst, daß unsere Sinne und unser Gehirn diese ganze Welt erst geschaffen haben und immer noch schaffen. Das Auge bringt Farbeffekte, Beleuchtungen und Gestalten; das Ohr sorgt für eine ungeheuerliche Ueberfülle von Tönen und der Zaubermeister Verstand läßt all diese Erscheinungen am Faden der Kausalität auf- und niedertanzen, daß es eine Lust ist. Da ist wirklich nicht einzusehen, warum der klassische Künstler diese Willkür nicht noch steigern sollte. Er läßt einfach seine Sinne und sein Gehirn nur noch viel energischer, rücksichtsloser und gewaltiger arbeiten und auswählen, annehmen und verwerfen, als es dem weniger leistungsfähigen Gehirn des Durchschnittsmenschen möglich wäre. Er würde sich also auch hier noch auf den Gipfeln der Wirklichkeitkunst befinden und man hätte nie daran gezweifelt, wäre ihm auf seinem Wege nicht eine zauberische Huldgestalt begegnet, die noch so ziemlich jedem klassischen Künstler zum Verhängniß wurde: die Schönheit.

Sie ist für das Volk die Poesie im Gegensatz zu aller handgreiflichen Wirklichkeit. Schön wirkt eine Landschaft, ein Gebäude, ein Mensch, wenn sie in unserer Seele den stillen oder starken Hauch auszulösen vermögen, der eben nur als Stimmung zu definiren ist. Und in diesem Sinn giebt es nichts auf der Welt, was nicht schön wäre oder sein könnte: das Barte so gut wie das Brutale, das Chaos so gut wie, die Gestalt. Aber der ästhetische Sprachgebrauch in seinem Eigensinn versteift sich nun einmal darauf, nur die Stimmung der Form als Schönheit zu bezeichnen. Eine steil und edel aufsteigende Linie, der prächtige Schwung eines Bogens, das kluge und übersichtliche Gleichmaß der Raumvertheilung, die geschlossene Wucht einer kompakten Masse: das Alles strömt schon für sich allein, ohne Beziehung auf einen besonderen Gegenstand, Stimmung aus. Denn diese Linien und Formen wirken auf unser Muskelgefühl und unsere Psyche und werden uns schließlich zu Symbolen für stolzen Hochsinn, himmelstürmende Verwegenheit, heitere Grazie und monumentale Größe. Das ist die Stimmung der Form, die sich dem klassischen Künstler, der ja stets mit Formen arbeitet, verführerisch genug aufdrängen mag. Von Rechts wegen sollte er sich freilich darum nicht kümmern, sondern diese Art von Schönheit, wie jede andere, seinem Bruder überlassen, dem Romantiker, dem Künstler der Stimmung. Ihm aber ist die Form einfach nur ein Handwerkszeug, nur das Knochengestell für die Muskeln und das Fleisch seines Kunstkörpers.

Man denke für einen Augenblick an die Ruine des Heidelberger Schlosses, um die jüngst ein so heißer Streit entbrannt war. Diese Ruine wirkt als eine romantische Erscheinung, obgleich das Schloß im Renaissancestil gebaut ist. Der fertige und in sich vollendete Prachtbau des sechzehnten Jahrhunderts hat sicherlich Empfindungen ganz anderer Art ausgelöst: das Gefühl einer ruhigen, gesicherten

und gewaltigen Existenz. Heute schwelgen wir in melancholischen Stimmungen und fühlen uns sammt der Ruine nur als einen Theil der Landschaft. Wer philosophisch veranlagt ist, mag in diese wogende Grundstimmung noch das alte Lied von der Vergänglichkeit des Daseins hineintönen lassen: und die Ruine von heute offenbart ihren vollen Gegensatz zum Prachtschloß der Renaissance. Es wäre aber falsch, der Thatsache allein, daß eben eine Ruine vor uns steht, Wirkungen von dieser Macht zuzuschreiben. Ein wüster Steinhaufe würde nur den Maurermeister interessieren. Aber die edlen und machtvollen Formen der Renaissance treten uns jetzt gleichsam im Reimzustand entgegen. Sie sind noch nicht voll ausgewachsen und darum auch noch nicht gezwungen, sich als dienende Glieder einem Bauorganismus einzufügen, der seine sehr strengen und sehr sachlichen Forderungen stellt. Sondern die Form ist hier in völliger Freiheit zum Selbstzweck geworden; und was sie ausströmt, ist eben „Stimmung“. Wir sehen noch nicht die fertige Welt, wir ahnen sie nur und deuten uns die erhaltenen Formen, wie man sich Zeichen und Symbole deutet. Das aber ist die Wirkung formvoller Ruinen überhaupt. Der Rohbau einer modernen Miethkaserne läßt uns manchmal in einem Schauer von monumentalen Stimmungen schwelgen, während das fertige Werk schmerzlich enttäuscht. Rom, einst die klassische Stadt an sich, ist längst durch seine Ruinen zur romantischen Stadt an sich geworden; und es ist doch immer noch die klassische und gewaltige Form, die dort mit tausend Zungen zu uns redet. Aber die Form als Selbstzweck, die Form als Stimmung, Und wenn man in der üppigen sizilischen Vegetation die Trümmer eines Griechentempels sieht, so mag dem Wanderer zu Muth sein, als hätte die Natur ein gewaltiges Werk, das ihr zum Troß als ein Zwing-Uri aufgethürmt war, liebevoll in ihren Armen erstickt. Denn die Klassizität, die mächtige Sachlichkeit, ist zur Naturstimmung und Romantik herabgestimmt. Dazu gehörte nicht Abänderung der Form, sondern nur Lösung der Form aus ihrer dienenden Stellung; eine isolirte Formkunst, die nur Symbole kennt und keine sachliche Nothwendigkeit.

Diese Schönheit also ist nur eine besondere Art von Stimmung und gehört demnach zur Romantik. Der klassische, sachliche Künstler hätte sich dreimal überlegen sollen, ob seines Amtes sei, dem romantischen Genossen ins Handwerk zu pfuschen. Doch immer wieder hauchte und streifte ihn die Stimmung der Form und es war nur menschlich, wenn er dieser Versuchung schließlich erlag. Bei etwas größerer Besonnenheit konnte er sogar ganz gut ein spezifisches Gebiet der Stimmungskunst um manchen schätzbaren Beitrag bereichern; und man hätte sich bei ihm bedankt. Ein Chaos, eine Ruine aufzubauen, wäre ihm wohl schwerlich eingefallen, weil es von seiner innersten Seelenrichtung zu weit ablag. Aber vielleicht hätte sich die dekorative Reliefkunst, die Fresken- und Gesimsekunst unendlich entwickeln können. Figuren, die gleichsam nur flächenhaft heraustreten als ein Bestandtheil der Wand, können viel freier, willkürlicher und formaler behandelt werden als eine gesonderte Figurengruppe, die ihre sachlichen und geistigen Nothwendigkeiten hartnäckig geltend macht. So finden wir auf griechischen Fresken und Vasen ein ganz reizendes dekoratives Spiel von Figuren und Formen; und in dem Drama des Euripides zieht eine Fülle von Bühnenbildern an uns vorbei, deren einziger Zweck scheint, Stimmung zu erzeugen. Man muß es dem alten Meister lassen, daß er in einem solchen Fall

das ganze Drama nur auf einen Stimmungswert beschränkte und sich hütete, durch ein Uebermaß von Detail und Körperlichkeit die leise und einheitliche Wirkung zu zerstören. Er darf eigentlich als der Ahnherr der symbolischen Dramen betrachtet werden, die auch in unseren Tagen eine Blüthezeit erlebten.

Viel tiefer noch als unsere Modernsten empfand Friedrich Schiller die berückende Macht der isolirten Form. Er hätte Reliefs von einer geradezu monumentalen Stimmungsgewalt zu zeichnen vermocht und seine hinreißenden Bühnenbilder wären ganz gewiß als vollwerthige Symbole menschlicher Kraft und Seelengröße empfunden worden; aber sie beanspruchten sehr viel mehr. Schiller wollte Klassiker, Realist, sachlicher Künstler sein: und so kam es ihm nicht auf einen symbolischen, sondern auf einen thatsächlichen Bühnenvorgang an. Seine dramatische Dichtung war nach sachlichen Erwägungen, wie Plan und Stoff sie mit sich brachten, angelegt; und mitten in der Ausführung überfiel den Dichter die Sehnsucht nach einer schönen und gewaltigen Stimmung der Form. Prachtige Reden, grandiose Bühnenbilder, ein klirrendes heroisches Pathos, ein stolzer Gang im Rhythmus: solche Ziele lockten ihn fast noch mehr als die richtige und sachgemäße Durchführung seiner dramatischen Idee. So ergab sich ein innerer Zwiespalt, ein Zusammenprall grundverschiedener Stilformen, die dann willkürlich aneinandergelötet wurden. In dieser unseligen Ehe konnten beide Theile zu keiner vollen und organischen Entwicklung gelangen: die Stimmungsgewalt der Form bekam etwas Trockenes und Mageres von mehr rhetorischer als lyrischer Art und auch der realistische Gehalt der Dichtung wurde gründlich ausgemergelt und verdünnt. Schiller sündigte hier nur, wie seine ganze Zeit gesündigt hat, die das Griechenthum mit Winkelmanns Augen ansah. Aber er half durch sein überragendes Beispiel den Glauben befestigen, daß die klassische Kunst vor allen Dingen die „Schönheit“ zu pflegen habe, für die doch in Wahrheit nur die Romantik zuständig erscheint. Die Epigonen beeilten sich natürlich, aus diesem Irrthum Nutzen zu ziehen, weil keine Art von Stimmung so leicht zu veräußerlichen ist wie die Stimmung der Form. So wurde die klassische Kunst gründlich in Verruf gebracht und mit einem Zwittergeschöpf verwechselt, das ihrem innersten Wesen völlig widersprach. Wenn man so oft zu hören bekommt, daß unser sachliches Zeitalter mit klassischer (akademischer) Kunst nichts zu schaffen habe, so ist eben nur dieser lächerliche Bastard gemeint.

Die Schönheit gehört zur Romantik. Die Sehnsucht nach ihr hat den klassischen Künstler gründlich in die Irre geführt. Diese tolle Liebshaft hat seinem Ruf so geschadet, daß man jetzt sein Wort und Werk mißtrauisch ansieht und doppelt peinlich nachprüft. Er soll also von der Huldgestalt lassen und zufrieden sein, wenn ihm ein einziges Mal beschieden ist, sie zu umarmen.

Die Civilisation hat überall die geheime Tendenz, die Raubthierinstinkte der Spezies homo sapiens zu zähmen, zu verniedlichen und zierlich im Menuett einhertanzen zu lassen. Oft ist es nur Feigheit und Mangel an Naturkraft, was sich diesen Geboten fügt; manchmal aber auch die stille Energie von Männern, die nicht in einem vergeblichen Kampf zu Grunde gehen wollen. Sie gehorchen also, aber mit allerlei Hintergedanken. Ihr Innerstes und Letztes, das Geheimniß ihrer Individualität, soll durch den herben Kulturzwang dennoch nicht unterjocht werden. Diesen Formen, die sie peinlich befolgen, wissen sie etwas

von ihrem persönlichen Wesen einzuhauchen, indem sie durch Ton, Wort, Blick und Bewegung mannichfach nuanciren, umbiegen und geheimnißvoll andeuten. So entsteht ein Leben voll scheinbar festgefügter Sachlichkeit, das dennoch in ewigem Fluß ist, in einem Schwanken und Zittern und in einer innerlichen bebenden Unruhe. Die festen Formen der Existenz haben gleichsam noch ein zweites Gesicht und erscheinen dann verfließend und verschwebend, voll zarter und andeutender Stimmung. Das Dasein ist zugleich sachlich und symbolisch; und ein Künstler, ein großer Künstler, wird sich einen so kostbaren Fund nicht entgehen lassen. Eine Ahnung, was auf diesem Gebiet zu ernten wäre, herrschte zum Beispiel im Frankreich Ludwigs des Vierzehnten. Im Drama Corneilles giebt es schon mancherlei verschwiegene Andeutungen und Racine hat diesen Stil zu der Blüthe gebracht, die damals möglich war. Unter seiner sachlich-dramatischen Handlung spürt man vibrirende Empfindungskomplexe, die oft viel inniger und tiefer die Seele ergreifen als das Drama selbst. Allerdings besaß das Frankreich jener Tage nicht die Energie, diese Seelenstimmung aus zeitlich-konventionellen Gesellschaftszuständen herauszuschälen und zu einen Typus zu gestalten. Aber zum Glück ging das deutsche Drama der klassischen Zeit nicht nur bei Shakespeare in die Schule, sondern insgeheim auch bei den Franzosen. Goethe übernahm und vertiefte diese Erbschaft in der Iphigenie und namentlich im Tasso. Er schilderte gebundene und glanzvolle Kulturzustände, in denen nur mit den feinsten und dennoch tödlichsten Waffen gekämpft wurde: lautlose Tragödien ohne Blut und lautlose Seligkeit ohne den bacchantischen Naturlaut. Indem er sachlich darstellte, bediente er sich in ganz legitimer Art aller Mittel der Andeutung, der Stimmung, der Farbe und Symbolik. Das durfte er, denn es gehörte zum Stoff. Die Lebensformen dieser Kultur dienten nicht nur dazu, eine Gesellschaft zusammenzuhalten, sondern auch als selbständiges Gleichniß für Seelenregungen: Stimmung der Form, Schönheit. Nächst dem Tasso erscheint Hebbels Gyges als das wundervollste Drama der symbolisch-sachlichen Richtung und mancherlei Ansätze der modernen Literatur lassen vermuthen, daß wir hier erst am Anfang einer Entwicklungreihe stehen. Es wäre aber falsch, auch das althellenische Drama hier einzureihen. Der titanische Aeschylus gehört gewiß nicht hierher; eher schon Sophokles und Euripides. Aber bei Sophokles überwiegt doch fast immer eine ruhige Sachlichkeit und bei Euripides oft eine dekorative Symbolik. Nicht das Drama, wohl aber die bildende Kunst der Griechen ist das beste Beispiel für diese zart andeutende symbolische Sachlichkeit. Nietzsche hat von den Gestalten hellenischer Jünglinge gesagt, daß sie aus der Nacht des Todes zu kommen und in sie wieder hineinzuschreiten scheinen. Um so inniger genießen sie den Tag und die Sonne und wagen doch nicht, laut und stürmisch aufzujubeln, weil die Erinnerung an das Gewesene und die Ahnung des Kommenden die Freude dämpft und mit den Farben der Trauer seltsam vermischt. Nichts in dieser Plastik der Blüthezeit geht über Andeutungen hinaus; selbst der Zeus des Phidias donnert nicht, sondern es zuckt nur gleichsam und wetterleuchtet in seiner verschwiegenen Seele. Wohl mögen technische Erwägungen mit im Spiel gewesen sein, die aber in früheren und späteren Zeiten doch auch die Hellenen nicht gehindert haben, die Grenzen der Plastik viel weiter vorzurücken. Zur Zeit des Phidias und Perikles herrschte aber die furchtbare Polis,

deren Schrecknisse uns Niezsche und Burdhardt geschildert haben. Damals wurde viel verschwiegen und gelitten im alten Hellas; der innere Mensch redete nur in Wink und Andeutung. Das ist der hellenischen Plastik zum Segen geworden und spätere Zeiten haben daraus den engen Begriff von klassischer Kunst abgeleitet, indem sie einem Spezialfall zu einem Allgemeingesetz erweiterten. Diese so heiß begehrte und einmal wenigstens verwirklichte Schönheit hat schließlich nicht nur die Epigonen verlockt, sondern auch wahrhaft Große im Reich der Kunst. Ich nenne den berühmtesten unter den Späteren: Raffael Sanzio. Man sehe sich die Sixtinische Madonna an und man wird fühlen, daß dort gar Manches von dem Märtyrerverleid und der Märtyrerseligkeit einer Mutter halb geflüstert und halb verschwiegen wird. Und wie viel räthselhafte Ahnung und Andeutung liegt in dem klugen Blick des Kindes! Dennoch fehlt nirgends die Sachlichkeit und durchdachte Komposition.

Aber neben Raffael steht Michelangelo; und nur Voreingenommenheit könnte den feinen und innigen Urbildner über den florentinischen Riesen stellen. In Wahrheit hat Raffael sich von Anfang an auf ein bestimmtes und blühendes Gebiet beschränkt, während die Faust des Buonarotti Alles packen wollte: das ganze Leben. Michelangelo war kein Romantiker, trotz der erschütternden und dämonischen Stimmungsgewalt einzelner seiner Gestalten; er war eben so wenig wie Shakespeare, die großen Niederländer und der Goethe der stärksten Stunden. Bei all diesen Meistern tritt auffällig zu Tage, wie wenig es dem klassischen Künstler, als dem Mann der potenzirtesten Wirklichkeit, auf die Schönheit der Form anzukommen pflegt. Die Komposition ist nicht immer ganz korrekt, die Linien sind hart und oft verrenkt und die Fülle des Gehaltes stöhnt und windet sich unter dem Druck der Form, die aber doch schließlich Alles zusammenhält. Das allein ist ihr Zweck. Und doch, bei Michelangelo wie bei Shakespeare, eine solche Fülle der Stimmung! Sie haben eben mit Herkulesarmen eine Welt umspannt und ihr ungeheures Ringen spiegelt sich unwillkürlich in ihren Ausdrucksformen, die dadurch wie zufällig zu einem Symbol für die Dämonie des menschlichen Willens werden. Zu diesem Fund kam der Künstler ohne romantische Hintergedanken und ohne bewußte Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet der Schönheit. Er wollte in schlichter Sachlichkeit die ganze Welt der Wirklichkeit, seiner Wirklichkeit unterwerfen. Das aber ist mehr als Stimmung, mehr als Schönheit; und Michelangelo ist größer als Raffael.

Die Frage, ob eine klassische Kunst heute möglich wäre, ist nun hoffentlich keine Frage mehr. In der heutigen Welt ist ungeheuer viel Sachlichkeit und Willens-Dämonie. Lange hat sie sich mit den leichteren Eroberungen des Naturalismus begnügt. Was aber soll nun kommen? Vielen dürfte die neue Romantik reichen Ersatz bieten. Objektivere und härtere Naturen würden aber in diesem Klima verkümmern. Ihnen bleibt nichts übrig als der Versuch, die verschlossenen Pforten der klassischen Kunst wieder aufzusprengen. Und wenn sie den Versuchungen der „Schönheit“ widerstehen, können sie Großes erreichen.

S. Lublinski.



Selbstanzeigen.

Großstadtlyrik. Verlag von R. Voigtländer, Leipzig. Buchschmuck von
Ludwig Sütterlin.

Man hört heute so oft behaupten, der Naturalismus in der Dichtung, der Lyrischen insbesondere, sei überwunden; und das Hinstreben der Lyrik nach schrankenlosem Subjektivismus und weltflüchtig romantischem Aesthetenthum, ihre Flucht in die Wald- und Wiesenästhetik einer „Heimathkunst“ scheinen es zu bestätigen. Vielleicht ist in dieser Entwicklung Raum für eine Anthologie, die besser als kritische Erörterungen auf die Befruchtung hinzuweisen vermag, die das Eintreten der Großstadt mit ihren ausgesprochen naturalistischen Motiven in dem Gesichtskreis der Lyrik bedeutet. Die Fülle von Anregungen, mit denen der moderne Industrialismus, wie er sich in der Großstadt verkörpert, auf die junge Generation einströmte und nach künstlerischer Gestaltung verlangte, stellte neue Anforderungen an die Fähigkeit der Beobachtung, der Analyse und Objektivierung der Eindrücke, nöthigte vor Allem zu einer Umwerthung der Vorstellungen von „Poetisch“ und „Unpoetisch“, von Schön und Häßlich; zugleich rang das soziale Empfinden mächtig nach Ausdruck. Aber soll die Großstadtpoesie nicht auf der Stufe gereimter und rhythmischer Halbprosa und Tendenzdichtung stehen bleiben, sondern sich zur Höhe des Lyrismus erheben, so darf sie nicht nur objektive Wirklichkeitpoesie sein. Nicht die noch so „stimmungsvolle“ Wiedergabe malerischer Reize, noch so plastische Darstellung ergreifender Szenen, geschweige die Erzählung „interessanter“ Straßenvorgänge sind das Ziel der Großstadtlyrik, sondern die Zusammenfassung der Einzelbilder in der Vision eines lebendigen, riesenhaften Organismus Großstadt, die Symbolisirung des verworrenen, unbeschreibbaren Brandens und Brausens der Stadt (der Ausdruck „Weltstadtwehen“ wurde dafür schon geprägt) in Bild und Rhythmus. In der deutschen Literatur besitzen wir von Julius Hart, Villencron, Dehmel, Evers, Avenarius, Wille, M. Beutler und Anderen Gedichte der angeedeuteten Art, Dichtungen von einer Kraft des Ausdruckes, die nur durch die herausgehenden Verse der villos tontaculaires des Blamen Verhaeren, des Großstadtlyrikers par excellence, übertroffen wird. Wenn daneben einige Gedichte von Schlaf, Hendell, Otto Ernst, Fulda, Jacobowski, Schur — Conradi, Holz, Wedekind fehlen leider aus äußeren Gründen — sich mit impulsivem Stimmungsausdruck oder knappen Momentbildern begnügen und in anderen eine idyllischere Auffassung der Großstadt zu Wort kommt, so wird dadurch hoffentlich der Werth meiner kleinen Sammlung nicht gemindert.

Leipzig.

Dr. Heinz Müller.

Syring. Gedichte. Umschlagzeichnung von Emil Orlik. Magazinverlag
Jacques Hegner. Leipzig-Neudnitz.

Syring.

So wie der große Pan das Aa erhob
Aus Syringspiel
Und jedem Ton ein Weg in eine Welt,
Ein Ding entfiel,

Wie wieder jeder Weg zurück ins Rohr
 Der Flöte führt
 Und große Runde bringend sich im Lied
 Ganz tief verliert

Und wie der große Pan sich Berg und Quell
 Und Wald und Gang,
 Sie alle wieder sammeln wird einmal
 In seinen Sang:

So hat die große Macht aus einem Bild
 Mir Sein und Zeit
 Selbst in Farben, Formen und ein Spiel
 Verzweigt und weit

Und viele Wege ausgegossen drin
 Aus einer Bahn
 In viele Welt, die einst sich schwer von Sinn
 Einander nahen

Und Wissen tragen aus den Enden all
 Und wieder dann
 Sich einen zu dem Bild, darauf das Aug'
 Der Welten sann.

Wien.

Erich Kahler.

Caesar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur.
 Egon Fleischel & Co., Berlin W. 35.

Es liegt in Flaischlens Persönlichkeit, daß er lieber im Hintergrund bleibt als sich auf den Schild heben läßt. Meine Arbeit dient deshalb nicht so sehr der Person des Geschilderten als der Sache. Ich glaubte, durch ein Beispiel mehr sagen zu können als durch theoretische Erörterungen. „Wir brauchen keine Gründe, wir brauchen ein Muster.“ Die Anwendungen aus diesem Beispiel auf die deutsche Dichtung und auf die deutsche Kritik der Gegenwart mögen Andere machen. Vorsicht war nöthig. Der feinsühlige Dichter durfte nicht zu sehr entblößt und nicht festgelegt werden. Flaischlen steht noch vor der Höhe seines Schaffens; die Arbeit ist also Fragment. Es würde mich freuen, wenn ich einen kleinen Beweis mehr dafür geliefert hätte, daß man unsere Dichter nicht erst behandeln kann, wenn sie fünfzig Jahre tot und für Doktorarbeiten reif geworden sind.

Georg Muschner-Riedensühr.

Aus Rauch und Raum. Schuster & Loeffler, Berlin. Preis 2 Mark.

Zwei Welten.

Uns müde Dasein ringen die Laternen
 und tauchen räthelnd aus dem Nebelmeer.
 Durch Grau und Wolken von verhüllten Sternen,
 da kommen uns die großen Räthsel her.

Die legen ihre unsichtbaren Hände
auf irgend Einen, welcher flügelahm
erstarrt und starrt — er fühlt die tiefe Wende
im Leben, doch er weiß nicht, wie es kam.

Von Stund an dünkt ihn das bewußte Treiben
der Welt ein Traum nur, den er selber träumt
an Abenden, wenn durch bethaute Scheiben
die Erde sich mit Düst und Dämmer säumt.

Frühlingsrausch.

Aus blaustühendem Flieder
singt der Frühling sein Lied,
liebend ziehst Du mich nieder
zu Dir ins blumige Nid.
Selig in sonnigen Tagen
treiben die Träume ihr Spiel,
wecken die Wünsche und tragen
sie an ein silbernes Ziel.

Blüthen und duftige Dolben
beut Dir die Liebe als Gold,
lächelnd sicht sie die Holden
in Deiner Venzlocken Gold.
Bänder und leidige Hüllen
löset leise sie los
und das große Erfüllen
trinkt sie aus Deinem Schoß.

München.

Alexander von Bernus.



**Der wilde Mann vom Tintenholzquat. — Kapitän Fettgans. Zwei
Grottesken von Frédéric Boutet. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm
Thal. J. C. Bruns Verlag, Minden i/W.**

Frédéric Boutet ist in Frankreich zuerst mit grellen Nachtbildern hervor-
getreten, die in ihrem schonungslosen Pessimismus und ihrer irrlichtelirenden
Philosophie an Edgar Allan Poe gemahnen, ja, ihr Vorbild zum Theil an
Grafheit des Ausdruckes noch übertreffen. In den „Grottesken“ zeigt er sich
von einer ganz anderen Seite; hier gehört er der lustigen Familie der grands
fumistes an, als deren berufenste Vertreter Alphonse Maïs und Maurice Beau-
bourg zu gelten haben. Das ganze Buch steht unter der Devise: *Je m'en fiche!*
Mit schrillum Hohngelächter verspottet Boutet Alles, was dem lieben Philister
werth und theuer ist und ihm — nicht nur in Frankreich — als zu den heiligsten
Gütern der Nation gehörig erscheint.

Wilhelm Thal.



Gustav Landauer.

Wer dem Verhältniß gerecht werden will, in dem Gustav Landauer zur Romantik steht, darf es nicht aus seiner literarischen Produktion allein zu erklären versuchen. Das Geschriebene ist hier vom Gelebten nicht zu trennen. Als Autor und als Mensch will Landauer das Selbe. Er hat die Schwärmerei des Dichters und den Kämpfermuth des Reformators. Nicht nur der Phantasie, auch der Wirklichkeit will er neue Werthe geben. Die Wirrnisse der gegen einander spielenden Gegenwartprobleme will er glätten und sein Sehnen sucht die Zeit, in der alle Lebensmanifestationen sich harmonisch einten, die Zeit des Mittelalters. Das Weltgeschehen ruht ihm nicht auf politischen, ökonomischen oder sozialen Unterlagen. Die Ideen sind ihm das Bewegende. Das Mittelalter mit seiner Kraft des idealen Glaubens ist ihm eine Blüthezeit des Geistes; was wir sein Dunkel nennen, sieht er als das suggestive Dämmern an, wie es im Gehirn dem künstlerischen Erzeugen vorangeht. Wenn ein Blitzlicht in die Nacht des Unbewußtseins leuchtet, daß das Bewußtsein plötzlich Etwas weiß, wovon es nie erfahren hat. Das Stammeln des Gefühls, dem das Unausprechliche nur als Ahnung faßbar ist, steht ihm höher als die beredte Deutung des zersezenden Verstandes.

Trotdem ist er das Kind seines Jahrhunderts und dessen Einfluß ausgefetzt. Er hat die Sinnenkritik Kants und die Entwicklungslehre Darwins in sich aufgenommen. Er hat mit Nietzsche und mit Stirner die Werthe der Moral umgewerthet. Der scholastische Begriff der Seele ist ihm nur noch eine leere Hülse. Ihm ist das Ich, als Summe aller Seelenregung, nichts Starres mehr, nichts Einheitliches. Es ist ihm ein stetes Fließen, ein Aufeinanderfolgen einzelner Empfindungen, die nur durch den unenträthselbaren Zauber der Erinnerung zu einer einheitlichen Täuschung eingeschmolzen werden. Den Individualitätgedanken des Mittelalters, das die Kraft des individuellen Menschen in soziale Fesseln band, dem er nichts war als ein Theil der Gesamtheit, hat er mit der Forderung nach rücksichtsloser Subjektivität vertauscht. Nach unbeschränkter Herrschaftmacht des Ich, das sich seine Gesetze selbst diktiert. Das, durch alle Wandlungen und Uebergänge, durch alle Untreuen hindurch sich Treue schuldet. Das keine Wahrheit anerkennt als die Uebereinstimmung des Ichempfindens mit dem Ichverkünden. Sein Denken ist der Schnittpunkt zweier Weltanschauungen. Eine Doppelströmung fließt durch seinen Lebensinhalt. Die jeweilige Stärke eines ihrer Läufe lenkt die Richtung seines Geistes.

In seinem Erstlingwerk, dem Roman „Der Todesprediger“, hat die Souveränität des Ichgedankens noch die Oberherrschaft. Mystisch sind darin

nur die Visionen eines Massensterbens, das dem Menschenleid durch Vernichtung die ersehnte Heilung bringt.

Auch der Edelanarchismus seiner Jugend ist ein Sproß des Jharistokratismus, der mit dem Ideal der Sozialdemokratie, dem Ich der Freiheit und der Gleichheit, nichts gemein hat. Das selbe Machtgefühl des Ichs, doch schon zur mystischen Empfindung abgestimmt, wirft dann nach Jahren dem Anarchismus eine Absage ins Haus. „Nur wer sich wie einen frischen Teig in entscheidender Lebenskrise geknetet hat, daß er in sich selbst Bescheid weiß und so handeln kann, wie sein innerstes Wesen ihn heißt, nur wer durch seinen eigenen Menschen hindurch getrochen ist und tief im eigenen lebendigen Blut gewatet hat, Der hilft die neue Welt schaffen, ohne in fremdes Leben einzugreifen.“ Aus dem Untergrund dieser Worte tönt der Glaube an die geheimnisvolle Blutmacht des Ichs, das sich selbst belauscht und nachfolgt. Und als die Wahrheitsehn sucht, der Drang, alle Ketten zu zerreißen, die die Freiheit des Bekennens binden wollen, Landauer zu Fritz Mauthner führt, als er der Sprachkritik erster Deuter und Verkünder wird, reißt ihm aus der Geistesausfaat des Stepsibuches nur der Keim der Mystik. Er, der soeben erst dem Zweifel auf seinem steilen Wege gefolgt ist, gräbt in der Tiefe nach verborgenen Schätzen mittelalterlicher Reperfrömmigkeit. Meister Eckhards mystische Schriften schenkt er in einer wundervollen Uebertragung unserer Sprache und unserem Verständniß. Und schöpft aus diesem Wunderquell eine eigene Poesie, die er Weltkenntniß nennt. Das pantheistisch-mystische Bekenntniß „Welt als Zeit“, in dem das Ich zum Wiederschaffer der Natur wird, zum Welt-Ich.

Hier ist das neuzeitliche Ichgefühl ganz in der Mystik aufgegangen. Sein Trennen und Verwischen läßt sich wieder deutlicher verfolgen in den Novellen „Arnold Himmelheber“ und „Lebendig tot“, die den Inhalt des Bandes „Macht und Mächte“ bilden. Sie sind einer Wirklichkeit entwachsen, die doch nur wirklich ist durch Das, was sie bedeutet. Alles ist Gleichniß. Symbolistische Unterdeutung giebt dem Bedenklichsten die reinste Meinung. Wilde Leidenschaften führen in die Höhe der Empfindung. Nacktheit wird zur Keuschheit. Glühende Erotik klärt sich zum Triumph der Seele über die Materie. Der Weg der Menschen geht aus Realismus in Romantik, aus dem Konkreten ins Abstrakte. Sie stehen auf dem Mutterboden und ragen auf in einen neuen Himmel. Ihre Geberde, der unseren gleich, weist in unbelannte Lande, ihre Handlungsweise, der unseren ähnlich, folgt Gesetzen, die wir nicht verstehen. Wie in Träumen ist in ihrem Thun die Grenze zwischen Wahrscheinlichkeit und Unbegreiflichkeit verwirrt.

Mit wachen Worten ihr Erleben wiedergeben, hieße, den Schmelz von feinen Farben wischen; hieße, Nachtwandelnde mit lautem Anruf in die Tiefe

stürzen. Die Unbekümmertheit, mit der die Form zerbrochen wird, der Wechsel der Erzählungstechnik stört manchmal die Geschlossenheit des Eindrucks, giebt der Gestaltung etwas Sprunghaftes und Unvollendetes. Sichtlich dadurch auch die nervöse Beweglichkeit des Lebens. Doch das seelische Durchbringen der körperhaften Worte verleiht der Sprache einen naiven Reiz, wie er moderne deutsche Prosa selten schmückt. Entwerthete Begriffe werden neu gemünzt, verweltete Worte blühen zum Glanz erster Jugend auf. Und die Natur ist fein und liebend angesehen. Geschöpf und Schöpfung leben mit einander. Die Landschaft ist der abgetönte Hintergrund der Lebensszenen. In Mondglanz, Sonnenschein und Sturm schwärmt, jauchzt und weint die Menschenseele.

Was aber den Novellen, jenseits von manchen Seltensheiten, ihren Werth giebt, ist ihr Zusammenhang mit der Einheit der Idee. Für sich betrachtet, sind sie das gräßöse Spiel romantischer Phantasie. Als Glieder einer Kette schließen sie sich an das Wollen des Poeten, der mit seinem Schaffen und mit seinem Wirken Kunst und Leben neu besuchten möchte. Er träumt von einer neuen Blüthezeit des Geistes. In der mittelalterlich geniale Einfalt in das moderne Denken bringt, es verinnerlicht und vereinfacht. In der die Verfeinerung und Schärfung aller Intensitäten dem 3. eine neue Sprache bringt, neue Bilder, neue Sinne. Daß es erkennen kann, wie alles Materielle nur ein Symbol für das psychische Geschehen ist. Daß es, reif zur höchsten Freiheit, die letzten Fesseln lösen kann. Keinen Herrn über sich erkennt. Kein Gesetz als das der Treue gegen sich selbst und keine Sittlichkeit als Kraft und Echtheit der Empfindung.

Auguste Hauschner.



Die Turbine.

Im neunzehnten und auch noch am Anfang unseres zwanzigsten Jahrhunderts herrschte die veraltete Kolbendampfmaschine fast ohne Nebenbuhler. Auf deutschem Boden war Elberfeld die erste Stadt, die sich zur Erzeugung elektrischer Kraft für öffentliche Zwecke zweier Dampfturbinen bediente. Sie kamen aus den Werkstätten des englischen Schiff- und Maschinenbauers Charles Parson. Dieser Mann ist ja auch berühmt durch die Konstruktion der „Viper“ und der „Kobra“, der beiden Erstlinge der schlangenhaften Klasse von Torpedozerstörern mit Turbinen-Antrieb, die während des russisch-japanischen Krieges im Sommer 1904 auf der Rade von Chemulpo explodirten und deren gräßlicher Untergang viel dazu beitrug, daß die Kriegsführenden sich so früh bequemten, Frieden zu schließen. Das Beispiel der rührigen westdeutschen Kommune, die ja auch auf einem anderen wichtigen Gebiete, dem der Schwebbahnen, einst Pionierdienst geleistet hatte, blieb aber Jahre lang ohne Nachahmung. Vielleicht war es falscher Stolz, der die damaligen Matadore unserer Industrie, namentlich der

elektrischen, mit zurückhaltender Skepsis auf die importierte Erfindung blickten ließ. Denn aus einer langen Reihe glänzender Errungenschaften war die Ueberzeugung emporgewachsen, das schaffende Deutschland habe vom Ausland nichts mehr zu lenen. Auch die Turbine des Schweden Laval, die schon einen Fortschritt über die von Parson gebaute hinaus bedeutete, vermochte sich Deutschland nicht zu erobern, obwohl ein rheinisches Werk die Herstellung übernahm. Curtis, der Amerikaner, der eine vollkommen regulierbare Turbine empfahl, war schon glücklicher. Amerika war ja das einzige Land, das unsere Väter in jener Zeit noch als industriell leistungsfähig und gleichberechtigt anerkannten. Gerade damals war in Berlin an der Kreuzung der Linden und der Friedrichstraße das Roosevelt-Denkmal enthüllt worden. Deutsche Finanz, deutsche Industrie, deutsche Schifffahrt unterhielten mit dem Dankethum mancherlei intime Beziehungen. Auch die Ansätze zu dem Concern, den wir heute als den Welt-Elektro-Trust kennen, waren schon vorhanden. Noch gab es, getrennt, eine Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft in Deutschland und eine General Electric Company in New-York. Diese beide Unternehmungen aber, die sich nach Auffaugung aller übrigen Etablissements verwandter Art im Jahr 1910 mit einander verschmolzen, hatten bereits gemeinsame Interessen und kunstvoll verschlungene Wurzeln. Curtis also, der im Dienst der General Electric stand, fand Gnade vor den Augen der deutschen Granden. Weit aber öffnete man der Dampfturbine trotz Alledem die deutschen Thore erst, als zwei Teutonen Riedler und Stumpf, Professoren natürlich, auch eine deutsche Turbine erfunden hatten. Die nationale Ehre war gerettet und eine Adoption der Turbine von Curtis möglich geworden. Man entschloß sich ganz einfach zu einer Fusion des amerikanischen Systems mit dem der Herren Riedler und Stumpf. (In ähnlicher Weise mußte ja die geniale Erfindung des unvergeßlichen Italieners Marconi, der uns von der häßlichen Tyrannei des erdumspannenden Drahtes befreit hat, erst durch zwei, drei deutsche Siebe filtrirt und in Deutschland naturalisirt werden, ehe sie für Deutsche genießbar wurde.) Seitdem war der Dampfturbine der Sieg auch in unserem Reich gesichert. Schneller, als man geahnt hatte, war die Kolbenmaschine verdrängt und die zweite Dekade unseres Jahrhunderts kannte sie nur noch als eine Sehenswürdigkeit in kulturhistorischen Museen. Heute, da wir unmittelbar vor der Lösung des Problems zu stehen scheinen, wie die Elektrizität als ursprüngliche Kraftart, also nicht erst durch Vermittelung von Dampfenergie, zu gewinnen ist, da wir die Frucht des Samens ernten sollen, den vor dreißig Jahren Becquerel gestreut hat, und wir ganz nah daran sind, praktisch zu erfahren, daß Kraft nichts Anderes ist als Stoff, radioaktive Materie, die ohne alles Hinzuthun Energie ausströmt: heute mag uns der Rückblick auf den raschen Uebergang von der Kolben- zur Turbinen-Dampfmaschine mit der frohen Zuversicht erfüllen, daß schon die heranwachsende Generation des Segens der neuen Morgendämmerung in der Physik vollauf theilhaftig werden wird . . .

Wenn ich das Unglück bei Chemulpo und den russisch-japanischen Krieg, in dem es sich zutragen soll, ausnehme, wird jeder Freund der Börse nur wünschen, die Zukunft möge sich wirklich so gestalten, daß anno 1934 die hier skizzierte Rede gehalten werden kann. Man wende nicht ein, die Frist sei für praktische Börsenzwecke etwas lang bemessen. Seit die Dresdener Bank in ihrem Gemein-

schaftvertrag mit dem Schaaffhausenschen Bankverein einen dreißigjährigen Termin geschäftlich sanktionirt hat, ist eine Frist von mehreren Jahrzehnten wohl auch bürsensähig geworden; denn es ist undenkbar, daß das Weltgefüge sich erlauben könnte, auseinanderzufallen oder sich auch nur irgendwie wesentlich zu verändern, wenn die Dresdener Bank sich die Dinge bis zum Dezemberultimo 1903 zurechtgelegt hat. So lange mindestens muß auch Bebel noch warten, ehe er uns von allen Aktiengesellschaften befreit. Die Aktionäre der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft dürfen also getrost in eine Zukunft blicken, in der sich die kaum noch begonnene Herstellung von Dampfturbinen und der zugehörigen Arbeitmaschinen, vor Allem der Dynamos, zu voller Pracht entwickelt haben wird. In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, hat die Aufsichtsrathssitzung, in der über die Höhe der Kapitalvermehrung beschlossen werden soll, noch nicht stattgefunden. Selbst 22 Millionen (die Schätzung der Börse), wovon 16 Millionen als Kaufpreis für die Union Gesellschaft abzugeben wären, könnten mir nicht imponiren. Was bedeuten sechs kleine Millionen angesichts der ungeheuren Umwälzung, die der Turbinenbau den Geschäften der A. E. G. bringt? Die Aktionäre werden es nur der bekannten klugen Mäßigung, die bei den Leitern der A. E. G. in allen Finanzangelegenheiten längst üblich ist, zu danken haben, wenn die Kapitalserhöhung sich auf 20 bis 30 Millionen beschränkt. Zu danken? Das Wort ist hier vielleicht nicht richtig gewählt. Den Aktionären wäre es wohl lieber, wenn die Kapitalserhöhung sich näher an fünfzig als an dreißig oder gar nur zwanzig Millionen hielte; denn je mehr neue Aktien, um so werthvoller das Bezugsrecht. Dieses Bezugsrecht könnte Manchen für die Weigerung der Verwaltung, mehr als 8 Prozent Dividende für das Geschäftsjahr 1902/3 zu geben, entschädigen. Das bloße Bewußtsein, daß an stillen Reserven gewonnen wird, was an Dividende unvertheilt bleibt, ist für den Durchschnittsaktionär nicht erhebend genug, — leider; solcher Mangel an Staatsweisheit ist sehr zu beklagen. Doch die Mannesseele mögen sich trösten. "Εσεται ημαρ! Einst wird kommen der Tag, da die Aktien der neuzugründenden Turbinen-Fabrikation Gesellschaft aus dem Portefenille der A. E. G. auf den Markt hinausfliegen und die Aktionäre der Muttergesellschaft mit neuer Kraftfülle beglücken. Wie hoch dann die Dividende der A. E. G. und der Kurs ihrer Aktien sein wird? Das verschweigt der Prophet. Wozu sich darüber heute den Kopf zerbrechen? Inzwischen kommt vielleicht dem einen oder anderen Aktionär der gute Einfall, sich von einem seiner Söhne, der die Schule besucht, zwischen Coupon und Schere erklären zu lassen, was denn eine Turbine eigentlich ist, da doch dieser nette Apparat dazu auserschen sei, das Glück seiner Familie so wesentlich zu steigern. Bis zum Verständniß des Wasserrades von Segner vermag der kleine Hauslehrer ihn ohne allzu große Mühe emporzuheben. Für die Fortsetzung bis zu Parson, Laval, Asteau, Zoelly und Nidler-Stumpf sorgt dann vielleicht Geheimrath Rathenau. Ich bin nicht etwa so reaktionär, die Einführung eines Befähigungsnachweises für Aktionäre zu empfehlen; aber wenn man auch nicht verlangen darf, daß ein Aktionär von Bittau sich auf die Kunst des Webens, ein Aktionär von Schultzeiß sich auf die Kunst des Brauens verstehe, so ist es immerhin doch eine gewisse Ehrenpflicht für Diesen, daß er weiß, was Bier, für Jenen, daß er weiß, was Tuch ist. Nach meinen Erfahrungen

aber herrschen über das Wesen der Turbine — und nun gar erst der Dampfturbine — in Börsenkreisen quot capita tot sententiae. Schon aus Patriotismus, um den Ruf der Deutschen als eines Volkes von Denkern nicht gefährden zu lassen, sollte bei der U. G. G. für alle Besitzer von Aktien der Gesellschaft ein dem Durchschnittskopf verständlicher Kursus über die Turbine veranstaltet werden. Die bevorstehende Einführung der Aktien in den freien Verkehr, die sie zu einem Spekulationpapier ersten Ranges machen wird, läßt solche Maßregel doppelt wünschenswerth erscheinen.

Die Turbinengründung drängt für den Augenblick alle anderen Ereignisse, die für die Börse in Betracht kommen könnten, in den Hintergrund. Selbst die Einführung der Baltimorebahn-Aktien durch die Deutsche Bank. Und doch handelt es sich da um keine Kleinigkeit; denn das Stammkapital der Bahn, von dem allerdings nur ein Theil in Deutschland Unterkunft finden wird, beträgt 500 Millionen Mark. Schon der fünfte Theil davon wäre mehr, als das Deutsche Reich vor einigen Jahren in Schatzanweisungen an Amerika verkaufte, um dagegen von dem über Nacht steinreich gewordenen Vetter bares Gold einzutauschen, das wir dazumal recht dringend brauchten. Schnell hat der Spieß sich umgekehrt. Die Schatzanweisungen, die Ruhn, Loeb & Co. in New-York übernahm, wanderten bald darauf über den Ozean nach der Heimath zurück. Dafür hat die amerikanische Westinghouse-Gesellschaft, die durch Vermittelung der selben Firma vor einiger Zeit ungefähr 10 Millionen Mark ihrer neuen Obligationen in Deutschland unterbrachte, die Erfahrung gemacht, daß diese 10 Millionen bald wieder in die Hände amerikanischer Kapitalisten übergingen. Das ewig Gleiche im ewigen Wechsel. Bei der Rückgabe der Westinghouse-Obligationen an Amerika sollen die deutschen Geldgeber hübsch verdient haben. Hoffentlich ist ein nicht geringeres Glück den deutschen Kapitalisten beschieden, die an der Berliner Börse in der nächsten Zeit Baltimore-Aktien kaufen werden. Eine Vorbedingung zu diesem Glück ist jedenfalls gegeben: die Shares können kaum noch viel tiefer fallen. Und da das Papier als wirklich solid gelten kann, so drängt sich mit verdoppelter Macht die Frage auf: Was mag die Deutsche Bank veranlaßt haben, gerade jetzt diese Aktien einzuführen? Sonst ist ja nicht die Gepflogenheit unserer Hochfinanz, das Publikum, wie der schöne Ausdruck lautet, in der Beletage einstreigen zu lassen. Sollte die Deutsche Bank es gar nicht mehr erwarten können, die Shares, die sie hat, bei ihrer Rundschafft zu Geld zu machen? Einerlei. Sicher ist nur, daß die Dresdener Bank wieder einmal Veranlassung hat, sich über das Institut, mit dem sie so gern als ebenbürtiger Bewerber rivalisiren möchte, grimmig zu ärgern. Im November, also zu einer Zeit, wo sie die Angliederung der baseler Bankfirma Speyer & Co. vermuthlich schon beschlossen hatte, wurde in Basel, um amerikanische Werthe einzubürgern, die „Schweizerische Gesellschaft für nordamerikanische Werthe“ gegründet, die sich zunächst auf die Emission von 7½ Millionen Francs Obligationen beschränkte. Das war ein recht bescheidener Anfang. Der Schwiegerohn des Direktors und Konsuls Gutmann wurde einer der Direktoren der Gesellschaft. Die Dresdener Bank wird also dem Unternehmen wohl nicht ganz fremd geblieben sein. Und nun erdrückt die Deutsche Bank mit ihren 125 Millionen Dollars Baltimore-Aktien diese Lappalie. So kreiselt das neckische Spiel in der Behrenstraße fort und fort. Wie das Wasser in einer Turbine. Dis.

Berlin, den 30. Januar 1904.

Schneegepenst.

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Von der Königgräzerstraße rasselnd herüber. Lauter noch als sonst; denn heute ist Kaisers Geburtstag. Könige, Fürsten, alle Corpsführer sind zur Cour in der Hauptstadt des Reiches vereint. Die Galakutschen können den bunten Troß des Gefolges kaum fassen. Und jetzt beginnt die Illumination. Ein schöner Tag; aber anstrengend. Von früh bis spät auf den Beinen und nun noch Galadiner im Schloß. Ein Spaziergang durch den beschneiten Garten wird den Kopf kühlen. Der rundliche Husar blickt vergnügt vor sich hin. Alles gelungen. Alle gekommen. Ganz einfach war die Sache nicht, doch das Geschwätz über dynastische Verstimmungen magte endlich aufhören; heute wird's durch den Augenschein widerlegt. Ueberhaupt geht Alles am Schnürchen. Das Schlimmste haben wir hinter uns. Die Militärgeschichten, Kanizens jauchten Ruffel, Richters kitzelige Kanalrede. So traurig die Nachrichten aus Swakopmund klingen: die Hereros helfen uns einstweilen über allzu bittere Kolonialkritik hinweg. Mit beiden Parlamenten läßt sich bequem leben. Wenn man von Zeit zu Zeit nur die Leute zum Lachen bringt. Posadowsky kann's nicht. Richthofen noch weniger. Und Stübel! Stübel, Du mußt sterben... Auch Rheinbaben hat mir nur das Salonpathos abgeguckt. Ich allein habe beide Register und hole mir, so oft ich will, stürmische Heiterkeiten. Daß der Kongokönig hergelotst ist, macht sich gut und giebt der Presse für acht Tage was zu schnüffeln. Der Schwiegersohn hat sehr hübsch gearbeitet und kann sacht für die nahe Petersburger Bilanz vorgeschoben werden. Läßt Arenberg sich für die Kolonien einspannen, dann fühlt sich das

Centrum geehrt und wir sitzen warm. Kein Winter des Mißvergnügens. Ich konnte die Tischrede heute ruhig ein Bißchen illuminiren. Krankheit, Genesung, Jubel, so weit die deutsche Zunge klingt: der Grundton war ja gegeben . . . Was steht denn da? Am Rande des Kiesweges was Weißes, sehr Großes. Haben die Gärtner sich einen Spaß gemacht oder ist aus der Siegesallee Einer zu Besuch gekommen? Schneemann oder neupreußische Plastik? „Sei Dein Beginnen boshaft oder liebeich: ich rede doch mit Dir!“

„Guten Abend, Excellenz“. Eine hohe, höfliche Stimme. „Oder schon Durchlaucht? Ich habe noch kein Abendblatt gelesen. Lange kanns ja nicht mehr dauern, bis dem bescheidenen Verdienst seine Fürstenthrone wird.“

„Euer Durchlaucht selbst. . . Eine unerwartete Ehre. Die Erscheinung ist so riesengroß, daß ich mich recht als Wurm . . .“

„Danke verbindlichst. Excellenz sind immer ungemein wohlwollend für mich. Erst neulich im Herrenhaus wieder. ‚Der größte Staatsmann, den Preußen und Deutschland jemals hervorgebracht haben.‘ Ein stärkeres Applausbedürfniß, als ichs habe, käme damit aus. Ungefähr so sprach man in den fünfziger Jahren, ehe ich in Nemaais verpactt wurde, von Humboldt; und machte sich hinterm Rücken über ihn lustig. Ich liebe die Tonart nicht übermäßig; aber chacun à son goût. Immerhin würde ich auf den Weihrauch — ohne Feuer man ihn bekauntlich nicht riechen kann — lieber verzichten als auf die Nachwirkung. Und von der merke ich nicht viel.“

„Der Titan, der den Blitz schmiedete, sieht mit begreiflicher Geringschätzung auf die Kleinarbeit der Bienen herab. Doch Vergil schon wagte, parva componere magnis; und was uns an Kraft fehlt, ersetzt wohl. . .“

„Der Mann in den Georgila war ein Cyklop, Excellenz, kein Titan. Aber Sie mißverstehen mich. An Groß und Klein dachte ich gar nicht. Bienen sind ja viel nützlichere Geschöpfe als rohe Patrone, die Blitze fabriziren. Ich meinte was Anderes. Es ist mir einigermaßen peinlich, mich so oft gerade da citirt zu hören, wo mit fühlbarem Behagen gegen meine Methode gehandelt wird. Das verwischt die Unterschiede und benebelt die Köpfe. Wenn unser armer Herr Friedrich Wilhelm von friderizianischen Traditionen sprach, hatte ich nachher immer eine belegte Zunge. Wozu auch? Ich hatte meine Manier, Sie haben Ihre und brauchen einen alten Mann nicht als Eideshelfer. Anfangs freute ich mich des Eifers, womit Sie den Koluthenleuchter trugen. Sie wollten ‚fechten‘, warnten die geehrte Volksvertretung, ‚schlafende Hunde zu wecken‘; und Chlodwig hatte uns nicht verwöhnt. Wer so gut lieft, dachte ich, wird auch von dem Gelesenen profitiren. Offenbar sahen

Sie dann aber bald ein, daß meine Art, Politik zu machen, vorläufig nicht wieder in die Mode zu bringen ist. Ganz Ihrer Meinung. Nur möchte ich nicht, wie mein Gönner Lasker, zum Krebsen benutzt werden. *Capri* war mir bequemer. Der grub mich wenigstens nur aus, wenn er auf Allerhöchsten Befehl Militärvorlagen durchbringen mußte, und behandelte mich sonst publice wie einen höchst üblen Kujon, dem man nicht übern Weg trauen darf. Jetzt muß ich alle paar Tage aus der Versenkung und Gebatterschaften leisten, die mir wider die *Couleur* gehen. Bleiben wir beim Herrenhaus. Da war ich der recht schätzenswerthe Herr, der gesagt hat, eine wohlüberlegte Politik dürfe dem Einfluß der Tagesströmung nicht erreichbar sein. Sehr stolz bin ich auf dieses Diktum nicht; doch wer dreißig Jahre mit Parlamenten zu thun hat, kann durchweichte Gemeinplätze nicht immer vermeiden. Nur weiß ich wirklich nicht, warum ich bemüht werden mußte. Euer Excellenz lassen sich als kaiserlicher Minister ja mit Bewußtsein von der Tagesströmung treiben. Ich sage nichts dagegen. Man kanns auch so machen; vielleicht heutzutage nur so, wenn man sich oben halten will. Jedenfalls ist's genau das Gegentheil von meiner Art, die Geschäfte zu führen. Sie sind äußerst empfindlich, ich war zu unempfindlich für alles Gedruckte. Ich hatte die Professoren meist gegen mich, Sie sitzen bei ihnen in Gunst. Mir war Unpopularität das bekömmlichste Klima, Sie haben das Bedürfniß, durch die Mittelallee modischer Bildung zu kutschiren. Dabei sind Sie bis jetzt ja nicht schlecht gefahren. Wie Jeder, der sich vor ungebahnten Wegen hütet. Radowitz ohne Mystik: ein gar nicht zu verachtendes Rezept. Der Garderobier monarchischer Phantasie macht sich leicht unentbehrlich, wenn er abends voraussieht, ob morgens Sonnenschein oder Regen sein wird. Aber die Mystik muß aus dem Spiel bleiben. Darin versehen die Herren es manchmal noch. Den ‚Dank gegen die göttliche Vorsehung‘ (in Sachen des Kehlkopspolypen) hätte ich doch kaum in die Thronrede gebracht; nicht nur, weil ich nie die Neigung hatte, meine Angelegenheiten mit der Vorsehung öffentlich zu ordnen, und meine gute Johanna schon schalt, wenn sie den missionarischen Drang vor den Dienstboten nicht zügeln konnte. Von dem Stimmband sollte jetzt überhaupt nicht mehr geredet werden. Zum Glück wars ja eine Kleinigkeit. Das glaubt draußen aber Niemand, wenn der Finanzminister zwischen Kaviar und Schildkrötensuppe von ‚Tagen der Prüfung‘ spricht und den Bundesfeldherrn ‚den muthigsten Mann Deutschlands‘ nennt, weil der hohe Herr ‚sich operiren ließ, ohne mit einer Wimper zu zucken.‘ Den Lapsus hätte ich keinem Botschaftsrath nachgesehen. Meine Marie hat mehr ausgestanden, als sie sich an einem Vormittag fünf oder sechs Zähne ziehen

ließ, und jeder Muskettier, den auch nur ein Streifschuß traf, mußte Argeres durchmachen. Von solchen Uebertreibungen konntes dann, daß sich hartnäckig das Gerücht erhält, der Fall sei doch nicht so einfach, wie er dargestellt wird. Cui bono? Dem Monarchen wird damit nicht gedient.“

„Schnell fertig, Durchlaucht, ist die Jugend mit dem Wort. Und weil ein hochbegabter Kollege im Uberschwang der Begeisterung den angemessenen Ausdruck verfehlt, kann ich nicht sofort mit Härte . . .“

„Natürlich. Sie können nicht. Kalchas, Du weißt wohl, warum. Das Schlimme ist nur, daß solche Entgleisungen im Inland kaum noch bemerkt werden. Tage der Prüfung! Ohne mit der Wimper zu zucken! Wegen einer Operation, von der eine Komtesse aus der Stadt ganz munter aufs Gut zurückfährt. Vor zwanzig Jahren hätten die berliner Fortschrittsblätter den Minister übel behandelt. Jetzt scheint das Augenmaß und der Sinn für die Bedeutung der Vorgänge unseren Landsleuten verloren zu sein. Man hat sich gewöhnt, immer sehr laut mindestens Dreizehn zu sagen, wenn man höchstens Zwölf will. Pariser Stimmung. Eine gewisse bedächtige Mäßigkeit war aber keine gering zu schätzende Eigenschaft des Norddeutschen, der die rechte Gährhige des Gascogners doch nicht produziren kann. Zu den Aufgaben einer tüchtigen Regierung gehörte früher auch die Vorsorge, daß die Nation nicht das sichere Gefühl für Schallwirkungen einbüßt. Wenn man wegen jedes Gardinenbrandes sämtliche Dampfsprizen auffahren läßt, bleiben die Leute bei ernstester Feuersnoth schließlich in den Betten. Auch der Werth eines politischen Instrumentes hängt wesentlich von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Resonanzbodens ab. Als eine Ausnahme hätte die finanzministerielle Entgleisung mich nicht interessirt. Aber es ist allgemeiner Brauch geworden, bei jeder Kellerkindtaufe alle Puppen tanzen zu lassen. Ein paar Tage nach dem kleinen Malheur haben Euer Excellenz selbst sich, wie meiner beschränkten Einsicht scheint, noch viel fataler vergriffen. Nicht bei Tisch. In der selben Rede, die mir nicht ganz willkommene Guirlanden wand, faßten Sie Ihr Programm — wenn ichs so nennen darf — in die Worte zusammen: ‚Der König in Preußen voran, Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran!‘ Ihrem Scharfsinn kann unmöglich entgangen sein, daß der König von Preußen seit dreißig und etlichen Jahren Deutscher Kaiser ist. Soll in Preußen der König, in Deutschland Preußen und Deutschland wiederum in der Welt vorangehen, so ist dem Deutschen Kaiser das Recht, sogar die Pflicht zugewiesen, an der Spitze der Mächte zu marschiren, deren Konglutinat wir die Welt zu nennen pflegen. Also arbiter mundi zu sein. Als Abgeordneter hätte ich am

nächsten Tage Stimmen für eine Interpellation gesammelt und die Verbündeten Regierungen gezwungen, sich zu diesem neuen Programm zu äußern. Soll in Weltherrscherprestige gemacht werden: ich kann nicht hindern. Die einfachste Klugheit empfiehlt aber, nicht davon zu reden, wenn man noch so weit vom Ziel ist wie wir. Solche Verwegenheit hat man ja uns gerade nachgesagt; falls mein anrühiger Zutimus Gortschakow schon aus dem Schmortopf entlassen und noch tanti ist, Zeitungen zu lesen, wird er sich triumphirend die Hände reiben. Geheimkaiser der Welt! Das wäre was für die Russen. Auch für die Engländer. Und ich könnte ihnen nicht einmal verdenken, daß der Gedanke ihnen die Galle ins Blut treibt. Trotzdem ich in den Deutschen das kräftigste und vornehmste Volk Mitteleuropas sehe, wüßte ich nicht, warum sie überall in der Welt die erste Geige spielen sollen. Andere sind älter, reicher, haben viel mehr Land, viel mehr Menschen und eine festere Kohäsion. Wir sind eine junge Großmacht, in einer mangelhaften Assiette und von mancherlei Gefahren bedroht. Was kein Unglück ist; denn der Deutsche verkümmert in Phäakenbehaglichkeit schnell. Wir müssen sehr froh sein, wenn man uns still zusammenwachsen und arbeiten läßt, und geduldig warten, bis irgendwo ohne Lebensgefahr wieder ein ordentliches Stück Erde zu holen ist. (Mit dem Schwert, Excellenz, das vorläufig noch immer die Force armer tapferer Männer ist.) Früher hielt ich die abenteuerlichen Geschichten, die mir zugetragen wurden, für Erfindungen müßiger Figuranten. Bald sollten Holland, bald gar England die besten Kolonien abgenommen, dann wieder die Chinesen unter deutsche Vormundschaft gestellt werden. Was ob hinter dem Berg nicht auch Leute wohnten, die solchen Unternehmungen nicht mit gefalteten Händen zuschauen könnten. Das war unverantwortliches Zeug. Seit ich gehört habe, was der preussische Ministerpräsident zu sagen für nöthig fand, scheint die Sache mir nicht mehr so unbedenklich. Nach den verschiedensten Richtungen. Schon das zweite Postulat wäre förderjam zu unterdrücken gewesen. Bleibt Preußen in Deutschland vornan: optime; mir siehts aber nicht danach aus. Die Maschinerie ist ziemlich verrostet, das Personal an wichtigen Stellen minderwerthig, selbst die Armee, wenn auch hoffentlich im Kern noch intakt, in ihrer ruhigen Selbstgewißheit erschüttert und unvorsichtig kompromittirt. Aus Südwesten bläts besser. Dazu stets neue partikularistische Verstimmungen, Hofzank, amujante Tischgäste, die keinen zu ihnen herabfallenden Wigbrocken umkommen lassen et qui pour un bon mot vont perdre vingt amis, Familienklatsch und Theecirkelspäße, für die es wirklich noch eine friderizianische Tradition zu geben scheint. Und unter diesen Umständen wird den Bundes-

fürsten, deren Empfindlichkeit wir mit äußerster Sorgfalt schonten, von dem kaiserlichen Minister aus dem preussischen Oberhaus zugerufen: Wir gehen voran und unser König hat die Hand über den ganzen Erdkreis! . . . Ich wünsche es ihm nicht; Weltherrschaft (die schließlich doch nur in der Einbildung besteht) ist noch Keinem gut bekommen. Selbst wenn er aber bloß den Finger zu rühren brauchte, um das Imperium Karls und umliegender Majestäten in die Tasche zu stecken, bliebe Schweigen noch die erste Ministerpflicht.“

„Mit der andächtigen Ehrfurcht, die in der Nähe des Meisters den Jünger beseelt, habe ich Eurer Durchlaucht Worten gelauscht. Auch vorher mir übrigens meine Unvollkommenheit nie verhehlt. Humani nil a me alienum: ein größerer Kanzler hat dieses Motto für sein Lebenswerk gewählt. Eine Bemerkung sei mir aber gestattet. Von Verstimmung und Verdrossenheit sollte heute nicht gesprochen werden, nicht an diesem höchsten nationalen Feiertage, da wir Germaniens Fürsten — und nicht sie nur — um den Kaiser vereint sehen, ‚wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt‘. Können boshafte Gerüchte bündiger widerlegt werden? Nicht anders ist es mit angeblichen Weltherrschaftsträumen. Die Staatshäupter und die Völker kennen unsere Friedensliebe und wissen, daß wir das Recht des Schwächsten selbst noch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit achten. Nur ungenügende Information kann den größten Staatsmann, den Preußen und Deutschland . . .“

„Danke verbindlichst. Der mit so gutem Dienstzeugniß bedachte Staatsmann wünscht nur, daß man ihn sanft ruhen läßt, da für seine Methode ja keine Verwendung mehr ist. Hat übrigens für die Sammlung seiner Parlamentsreden, nicht für sein ‚Lebenswerk‘ das terenzische Motto ausgesucht und ist nicht schüchtern genug, um zu verschweigen, daß er außer Reden noch Einiges geleistet hat. Eine Verständigung über die Distanz zwischen That und Wort dürfte aber schwierig sein. Euer Excellenz ist der Ruhm des besseren Parlierrers sicher. Ich zweifle nicht, daß Ihrer Beredsamkeit gelingen könnte, eine Mehrheit zu überzeugen, daß die geheimkaiserliche Oberhoheit eigentlich schon erreicht ist; hierbei wären mit Nutzen die politisch beträchtlichen Thatfachen zu verwerthen, daß an dem selben Tage die Abgebrannten von Alesund auf Allerhöchsten Befehl von zwei Aktiengesellschaften sehr opulent unterstützt und die britischen Gardedragonerofficiere vor der Abfahrt nach Indien von ihrem kaiserlichen Chef mit Reitpeitschen beschenkt worden sind. Alles dagewesen. Wer im Serail aufwuchs, lernt die Schliche kennen. Zu meiner Zeit hatten wir hier nicht den Ehrgeiz, gelungene Geburtstagsfeiern zu arrangiren. Das machte sich von selbst. Und wenn sichs mal nicht ganz nach Wunsch machte, ging

es auch so. Jetzt ist's eine umständliche Staatsaktion, für die alles an befrachter und geschlitzter Diplomatie Vorhandene früh in Bewegung gesetzt wird. Neues System. Tous mes respects. Nur möchte ich nicht mit auf's Firmenschild. Auch nicht mit dem Faber nachzählen, wer heute fehlt und was unter vier Augen über serene Lippen kommt. Die Anerkennung der Friedensliebe konzedire ich. Rebus sic stantibus wünsche ich mir's nicht etwa anders. Aber warum dann in der Welt voran? Ich habe nicht den Eindruck, daß die großen Entscheidungen der letzten fünfzehn Jahre in dieser angenehmen Gegend gefallen sind, habe für Fassadenpolitik nie viel übrig gehabt und wäre Eurer Excellenz sehr verbunden, wenn Sie mir irgend einen verantwortlichen Politiker nennen wollten, der nach Louis Napoleon jemals ähnliche Aspirationen auf den Markt der Meinungen gebracht hat. Mir scheint, daß jetzt Nützlicheres zu leisten wäre. Das Hemd ist uns näher als der Rock und Südwestafrika wichtiger als Norwegen. Wenn meine Dienste noch beansprucht würden, hätte ich heute nicht Zeit, in der Kategorie „Bischöfe, Edle, Volk“ als Statist mitzuwirken; vielleicht auch nicht die schickliche Stimmung. Ich würde mich bemühen, vor allen Dingen den Swakopmund zu halten... Aber es wird spät und meine senile Geschwägigkeit läßt mich vergessen, daß man in Ihrer Situation mehr zu thun hat als in meiner. Gute Nacht, Excellenz; und, wenn möglich, ohne weitere Ornamentalverwendung.“

„Durchlaucht werden doch die Räume betreten, wo jeder Stein von unvergeßlichen Thaten redet, aus jedem Auge freudige Dankbarkeit...“

„Sehr gütig. Das Uebermaß der Freude könnte meinen Freunden schaden. Holstein gehört ja auch nicht mehr zu den Jüngsten. Und ich fürchte, durch längeres Weilen meine Sache nicht zu verbessern.“

„Aber die Galatafel! Es wäre der Höhepunkt der nationalen Feier...“

„Darüber ließe sich reden. Doch ich war schon bei Lebzeiten nie ganz vorschriftgemäß adjustirt; und jetzt, ohne Epaulettes, Mantelfalte, rothe Worten etcetera, würde ich wie ein etwas ramponirter Kriegsgefangener wirken.“

... Immer der Alte. Keine Rücksicht. Von oben bis unten Stacheln. Aber sehr alt. Ein Bißchen weiter haben wir's auf unsere Art doch gebracht.

Vom Leipziger Platz her flammt es hell auf. Wagen rasseln. Das Gesumm wird Gedröhn. Mit Trommeln und Pfeifen naht ein Knabenschwarm vom Brandenburger Thor und Tausende stimmen begeistert ein:

Fühl' in des Thrones Glanz,
Die hohe Wonne ganz...

... Und solche Presse wie wir heute hat er sein Leben lang nicht gehabt.



Der Stufenbau der Weltgeschichte.

Von den Germanen wird jede Stufentheilung der Weltgeschichte auszu-
gehen haben, so weit über den Erdball hin sie auch ihre Blicke schweifen
lassen mag. Sie sind diejenige Völkergruppe, die, anfangs langsam reisend,
später die zäheste Lebensdauer, die zupackendste Staatskraft und die leiden-
schaftlichste, will sagen fruchtbarste Fähigkeit des geistigen Schaffens bewährt
haben. Sie haben den größeren Theil der Welt erobert und nicht weniger —
ich behaupte: mehr — große Werke des Bildens und Forschens ins Leben
gerufen als die Griechen, von den Indern, Arabern, Chinesen und allen
anderen Adelsvölkern der Erdgeschichte zu schweigen. Schon heute ist sicher,
daß in der einen Menschheit, die aus dem immer mehr zusammenschmelzenden,
immer minder mannichfach werdenden Gewirr der Völker einmal entstehen
mag, Germanengeist den Ton angeben wird. Für den Geschichtschreiber hat
die Geschichte der germanischen Gruppe aber noch einen anderen, für ihn
schwerer ins Gewicht fallenden Vorzug: sie zeigt die ganze Fülle der Stufen
auf, die überhaupt sich im Bereich geschichtlicher Blickweite nachweisen lassen.
Sie hat nicht nur in dem schmalen Gipfel der Pyramide, der Gegenwart
nah, eine neuere, eine neueste Zeit — diese Eigenschaft theilt sie mit der griechisch-
römischen Entwicklung, deren letzte Gipfel wir eben erst in Begriff sind
hinter uns zu lassen —, sondern sie reicht auch am Tiefsten in die weite
Dämmerung der Anfänge des Menschengeschlechtes zurück. Die germanische
Geschichte erlaubt, von einer Urzeit zu sprechen im Gegensatz zur griechischen,
von der viel später erst einsetzenden römischen gar nicht zu reden.

Die Urzeit der Germanen reicht bis um 400 unserer Zeitrechnung.
Das heißt: wie jedes Zeitalterende in der Geschichte dieses spätreifsten Gliedes
in der Völkerfamilie der Menschheit unerhört tief in den Raum der für uns
überblickbaren Zeiten. Die Urzeit der arischen Stammvölkerfamilie der noch
vereinigten Indier und Perser war um 2000 vor Beginn unserer Zeitrech-
nung noch in voller Blüthe; die der Griechen mag um 1500, vielleicht auch
schon früher abgeschlossen gewesen sein; die Babylonier treten um 3000, die
Egypter um 3300 als Völker auf, die die Urzeitstufe hinter sich gelassen
haben. Die Ueberlieferung der Chinesen reicht gar bis in das siebente Jahr-
tausend zurück, wenn man für die frühesten ihrer 33 Herrschergeschlechter, deren
ungeheure Zahl doch verhältnißmäßig weit hinter der der egyptischen zurück-
bleibt, Durchschnittsziffern ansetzen und diese an sich gänzlich sagenhaften,
doch auch nicht völlig bedeutungslosen Angaben einmal für wahr annehmen
wollte. Und trotzdem redet sie schon in diesen ersten Anfängen von König-
thum, starker, weithin reichender Königsherrschaft, also einer durchaus nicht
urzeitmäßigen Staatsordnung.

Die jüngste der Urzeiten von gänzlich ausgereiften Kulturvölkern ist also durch den Bericht der Germania aufgehehlt, zu dem leider kein egyptischer Tacitus ein griechisches, kein chinesisches ein babylonisches Seitenstück geliefert hat. Trotzdem ist schon damit ein erster Fall des Bildes zeitlich schiefer Schlachtordnung gegeben, das auf diesen Blättern immer wieder sich entrollen soll. Die Richtung der vorrückenden Völker ist die gleiche, aber während die Perser 800, die Griechen und Indier 1500, die Babylonier 3000, die Egypter 3300 und die Chinesen, wenn man ihren frühesten Sagen einmal halben Glauben schenken wollte, schon 6300 vor Beginn unserer Zeitrechnung die Urzeit hinter sich hätten, sind die Germanen erst um 400 nach der Zeitenwende an diesen Punkt angelangt. Dabei aber halten sie erst etwa in der Mitte der Reihe des Völkerheeres, denn nach ihnen sind die Araber erst im zehnten Jahrhundert, die Altmexikaner vielleicht erst um 1150, die Altperuaner um 1250 zum selben Punkt ihres Vormarsches gelangt und, was noch wesentlicher ist, ein sehr großer Theil, vielleicht mehr als die Hälfte der Erde wird heute, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, von Völkern bewohnt, die noch immer urzeitgemäß leben.

Die Naturvölker der heutigen Kulturvertheilung sind Völker der Urzeit; man dürfte sagen: ewiger Urzeit, mit dem Vorbehalt, daß damit nicht behauptet werden soll, sie würden bis an das Ende der Tage in diesem Zustand verharrt haben, auch wenn kein europäischer Kulturzwang ihre Entwicklung jäh und vermuthlich für alle Zeiten durchbrochen hätte. Allerdings umfaßt die Bezeichnung Naturvölker eine stufenreiche Leiter von Zuständen in sich; aber diesen Sachverhalt theilt sie mit allen höheren Entwicklungsaltern und man braucht nicht zu den am weitesten vorgeschrittenen Heersäulen dieses zurückgebliebenen Flügels der Völkerschlagordnung zu greifen, um auf Merkmale zu stoßen, die den germanischen zur Zeit des Tacitus in mehr als einem Stück verwandt sind.

Eine Anzahl der Völkerschaften an der kolumbianischen Nordwestküste von Nordamerika ist noch um 1870 in einem ziemlich unberührten, von europäischem Einfluß nicht erreichten Zustand beschrieben worden. Sie hatten, wie die Germanen, im Wesentlichen eine Gemeinwirthschaft, die nur Werkzeug, Boote, Netze, fahrende Habe im Besitz des Einzelnen läßt, den eigentlichen Werth des Volksvermögens, die Fischgründe und die zu ihnen gehörigen Küstenstreifen aber als Gesamteigenthum ansieht. Sie stehen, ähnlich wie die Germanen, auf der Grenze zwischen Wanderleben und fester Siedlung, sind dieser eher schon näher gekommen, denn sie schweifen nur im Sommer umher, um dem Fischfang nachzugehen. Sie haben, wie die Germanen, eine Sonderfamilie, in der der vermögende Mann mehrere Frauen, die ärmere Mehrzahl nur eine hat. Einige dieser Völkerschaften rühmen sich, wie die

Germanen des Tacitus, der Keuschheit ihrer Frauen; Ehebruch, Scheidung sind selten. Der Brautlauf gilt hier wie dort. Wie die Germanen zur Jagd, so ziehen die Kolumbianer zum Fischzug, während den Weibern zu Hause viel schwere Arbeit zufällt. Die Treue und Zuverlässigkeit der Binnen-Kolumbianer wird hoch bewerthet. Aber selbst die Laster, die in der germanischen Ueberlieferung fast eben so liebevoll als Eigenthümlichkeit unseres Volksthumes gehätschelt werden wie jene „besonderen“ Tugenden der Gastfreundschaft, des treuen Zusammenhaltes, die wir in Wahrheit mit allen höheren Naturvölkern theilen, auch sie finden sich an jener fernen Küste. Der Sund-Indianer von Kolumbia giebt, wenn er sich einmal zum Spiel gesetzt hat, all sein Eigenthum, Sklaven, Kinder, Frau und zuletzt selbst die eigene Freiheit als Einsatz hin.

Entscheidend aber ist über Alles fort die eigenthümliche, zwischen Staats- und Familien-Verfassung stehende Ordnung der gesellschaftlichen Körperschaften. Das Geschlecht, die Gemeinschaft Aller, die noch lebendig sich als von einer Person abstammend empfinden, ist die Grundform gesellschaftlicher Einung. Sie stellt die Zelle aller, aber auch aller menschlichen Gemeinschaften dar; sie ist der Keim, aus dem Völkerschaft, Stamm, Volk, Rasse hervorgegangen sind, und sie ist damals bei den germanischen, wie bei zahllosen heutigen Urzeitvölkerschaften auch noch zum Theil Träger und Inhaber öffentlicher Gewalt, öffentlicher Rechte. Die Iinkit, eine Stammgruppe der Kolumbianer, wie die Irokesen, der kriegerisch und staatlich erfolgreichste Stamm der Nordostamerikaner, haben eine bis ins Letzte hinein verwandte Ordnung, die Geschlecht und keimende Staatsgemeinschaft in der wunderbarsten Verflechtung zeigt. Schon giebt es Einungen, die nicht oder nicht mehr auf dem Gedanken gleichen Blutes beruhen: Häuptlingschaften, Völkerschaften, zuletzt selbst, im Fall der Irokesen, einen Stamm. Aber diese Gemeinschaften stellen nur die Längsschnitte eines sehr fein gegliederten Aufbaues dar: die Querschichten aber werden von Blutsgemeinschaften, von den zu Großgeschlechtern ausgeweiteten Geschlechtern ausgemacht, die schon wieder in Theilgeschlechtern zerfallen sind. Die eigentlich staatlichen Verbände, auch der weiteste noch, der Gesamtstamm der Irokesen verdankt die außerordentliche Festigkeit, mit der er durch Jahrhunderte zusammengehalten, sicherlich sehr viel mehr diesen Querriegeln der Geschlechter als seinen eigenen staatlichen Einrichtungen. Die staatliche Leistung aber, die er in diesem Zustand vollbrachte, war keine verächtliche: die Irokesen haben in raschem Anlauf ein Gebiet, etwa anderthalbmal so groß wie das heutige Deutsche Reich, ihrer mittelbaren Herrschaft unterworfen und dieses ungeheure Gebiet durch Jahrhunderte festgehalten; neben Anderem auch eine erstaunliche Kriegskunst- und Leibesleistung, da ihnen, wie allen Amerikanern, Pferde und Reiterei fehlten und sie also die unabsehbaren Weiten zu Fuß durchheilen mußten.

Eben so denkwürdig ist, daß die Verfassung des Stammes und der Völkerschaftstaaten der Trolesen vollkommen von dem Uebergewicht des Geschlechtergedankens beherrscht ist. All ihre Vertretungskörperschaften setzten sich aus den Häuptlingen der Theil- und Unterheil-Geschlechter zusammen. Ihre grundsätzliche Abneigung gegen die Einzelherrschaft — sie haben die Versuche zur Herstellung des Königthumes mit eifriger und erfolgreicher Strenge niederzuhalten gewußt — rührt unzweifelhaft von der Kraft des Geschlechtergedankens her. Er wirkte in ihnen eine Gesinnung, die man mit dem selben Recht Adels- oder Volksherrschaftsgeist nennen dürfte und die vielleicht gerade deshalb eine so stolze und feste Form einer weitgehenden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Volksgenossen darstellt.

Von noch weiter greifender, schlechtthin weltgeschichtlicher Bedeutung ist, daß die Verfassung der Trolesen und Tlinkit in all ihrer Verwickeltheit und Zusammengesetztheit einen Blick in ihre Vorgeschichte zu thun erlaubt und daß dieser Blick mit sicheren Schlussfolgerungen bis an ihren Ursprung reicht. Da ergiebt sich, daß alle eigentlich staatliche Bildung dieser Stämme da eingesetzt hat, wo zwei selbständig schweifende Geschlechter den Entschluß faßten, mit einander eine neue Gemeinschaft zu schließen. Bis dahin stellten auch sie staatähnliche Gebilde dar, insofern sie auf Abwehr äußerer Feinde und innerem Zusammenschluß beruhten wie noch heute der entwickeltste Staat, aber in ihnen überwog noch das Gepräge der Blutsgemeinschaft. Die neue Form der Einung, obwohl im selben Sinn von dem Geschlechtstrieb — dem Drang nach Weibertausch — beherrscht und zu Wirthschaftsgemeinschaft und Gewaltenszusammenschluß als zu selbstverständlichen Folgen führend, unterscheidet sich dennoch von der älteren, insofern sie nicht mehr auf den Gedanken der Blutsgemeinsamkeit, der gleichen Abstammung zurückgeht. Man könnte vermuthen, daß durch den Zusammenschluß zweier Geschlechter zum Zweck erweiterter Weibertwahl trotzdem thatsächlich ein neues, nur größeres Gebilde enger Geschlechtergemeinschaft und schließlich auch vollkommener Stammbaum-Verflechtung entstanden sei. So aber haben es diese jungen Völker nie aufgefaßt, sondern bis an das Ende ihrer Zeiten Geschlechts- und Staatsverband auseinandergehalten. Nur jenem wurde die Vorstellung gemeinsamer Abstammung beigelegt, nur er verband seine Glieder zu einer Art familienhaften Treue und Anhänglichkeit, die den staatlichen Gebilden fremd blieb. Auch die Zwei-Zahl ist von hoher Bedeutung; und da eine Beobachtung Schmollers die besondere Häufigkeit der Zahlen 2, 4, 8, 16, 32, 64 weithin bei den Geschlechtern je eines Stammes festgestellt hat, so hat man — alle diese Zahlen sind Potenzen von Zwei — den Eindruck, als sei die Geschichte der Trolesen, die bis auf die Verschmelzung zweier Geschlechter zurück zu verfolgen ist, ein artvertretender Fall: wie der neue Mensch aus dem Aufeinanderprallen der männ-

lichen und der weiblichen Samenzelle entsteht, so ist auch der Staat aus der Verschmelzung zweier Geschlechterzellen hervorgegangen.

So verschiedene Stufen innerhalb der Gesamtheit der Urzeitvölker zu unterscheiden sind: die Geschlechterverfassung scheint sie ganz zu beherrschen. Die noch sehr geringe gesellschaftswissenschaftliche Schulung der reisenden Völkerkundigen hat sehr oft keine genügend scharfen Beschreibungen entstehen lassen. So ist innerhalb der rothen Rasse zwar die Herrschaft des Geschlechtergedankens ohne Weiteres anzunehmen; die Verbreitung seines äußeren Sinnbildes: des Geschlechterzeichens, des Totems, des Wappenthieres führt dazu. Aber nur in wenigen Fällen ist der Zustand so klar erkannt wie bei Tlinkit und Trolesen. Bei den polynesischen und australischen Malaien dagegen ist er fast als allverbreitet nachzuweisen: von den rohen Festland-Australiern aufwärts bis zu den Fürsten- und Adelsgeschlechtern Samoas mit ihren fast tausendjährigen Stammbäumen oder dem Unterbau der Gesellschaft des Archipels. Die Suku und Pangulu des alten Malaien-Staates auf Sumatra scheinen den Sachemschaften und Geschlechtshäuptern der Trolesen fast genau zu entsprechen. Die Familienverfassung des malaischen Hova-Staates auf Madagaskar, des westlichsten, afrikanischen Vorpostens dieser australisch-südostasiatischen Rasse, wird durch das Inzuchtverbot für die Geschlechter, ein untrügliches Zeichen des Geschlechtergedankens, beherrscht.

Die Mongolen, die Rasse, die die ungeheuersten Landräume einnimmt, sind der Schulfall für den Nachweis der Geschlechterverfassung. So viele Entwicklungsalter sie umfaßt: sie sind alle von ihr durchdrungen; ein Beweis, daß sie die Urzeitstufe mit um so rückhaltloserer Stärke beherrscht hat. Das führende Volk der Rasse, die Chinesen, treten in die Geschichte ein als das Volk der hundert Geschlechter und noch heute ist das Inzuchtverbot, das in China jeden angesehenen Mann abhält, ein Mädchen gleichen Namens heimzuführen, ein deutliches Zeichen für die lange nachwirkende Kraft übermächtiger Urzeiteinrichtungen. Zugleich ist der chinesische Zustand sehr werthvoll für die Erkenntniß, daß auch jene engsten Blutsgemeinschaften der Urzeit bei genügend langer und friedlicher Entwicklung sich zu ungeheuer menschenreichen Massen ausweiten können: man zählt im heutigen China nur vierhundert Familiennamen, so daß im Durchschnitt etwa eine Million Seelen auf das einzelne Geschlecht fällt. Eine so große Zahl, daß man nun wohl die alte Zagheit aufgeben muß, die da zögert, sich vorzustellen, daß ganze Völker, ja, Rassen aus dem Schoß einer Mutter hervorgegangen sein könnten.

Für das japanische Volk läßt sich vollends mit Sicherheit aus der vorhandenen, halb sagenhaften Ueberlieferung folgern, daß es in seiner Urzeit aus straff zusammengehaltenen Geschlechtern zusammengesetzt war. Selbst die Schiff- und Geschwaderverbände, in denen dieser einzige seeliebende Zweig

der Mongolen über das Meer gefahren ist, um von seinem späteren Insel-land Besitz zu ergreifen, sind nicht anders denn als Geschlechter und Großgeschlechter zu deuten. Die Uji und Groß-Uji der älteren Zeiten Japans entsprechen durchaus den Theilgeschlechtern und Geschlechtern der Irotesen: nur hat hier die Einzelherrschaft des Königthumes schon die Unabhängigkeit dieser Verbände mehr gebrochen als die freie Volksvertretung der zu Stamm und Völkerschaft geeinten Irotesen, die ja selbst nur aus den Geschlechts-oberhäuptern bestand.

Die Mongolenstämme endlich, die noch heute in Urzeitzuständen als Naturvölker leben, etwa die Völkerschaften von Ost- und West-Turkestan, stellen einen ganz reinen Fall von Geschlechterverfassung dar, von der irotesischen nur in der umgekehrten Richtung wie die japanische abweichend: hier handelt es sich um einen jüngeren, unreiferen Zustand, nicht, wie in Japan, um eine schon weiter fortgeschrittene Entwicklungsform. Hier läßt sich deshalb sogar die Entstehung des Geschlechtes aus der Sonderfamilie beobachten: mehrere der fünf- bis sechsköpfigen Sonderfamilien, die bei diesen schweifenden Hirtenstämmen die Zeltgemeinschaft, die natürliche Lebens- und Wirthschaft-Ordnung bilden, sind zu Khotons, zu Großfamilien zusammengefaßt und mehrere Khotons stellen ein Anghi dar, also ein Geschlecht, das, ganz entsprechend der allgemeinen Regel, durch Inzuchtverbot zusammengehalten ist. Dieses wächst aber nicht über etwa achtzehn Großfamilien an. Ist diese Zahl überschritten, so verliert sich das Bewußtsein der Blutszusammengehörigkeit. Obwohl diese Turkvölker sich sehr viel auf ihr Stammbaum-Wissen zu Gute thun, an dem selbst der gemeine Mann Theil hat, haben sie also bei Weitem nicht so viel geschichtlichen Sinn wie die Irotesen, die über ein Vierteljahrtausend ihre Geschlechtseinheiten festgehalten haben. Auch Dies ist eine allgemeine Beobachtung: mit wachsender Staatskraft wächst das geschichtliche Bewußtsein. Die Turkvölker aber haben nur in einigen bevorzugten Fällen, wie in dem der Kara-Kirgisen, über den Geschlechtern noch eine Horden-, will sagen Völkerschaft- und Stammesverfassung. Diese ist wiederum über die irotesische hinausgewachsen, insofern sie über die Vertretung der versammelten Häuptlinge einen Aga-Manap, einen Oberhäuptling, stellt.

Dieser Zustand wirft wieder ein Licht auf die Verhältnisse, aus denen die beiden großen Eroberervölker der gelben Rasse hervorgegangen sind, zuerst die Mongolen der Rhane und Horden, die um 1175 unter Dschengis-Khan, nun also schon zur Alterthumsstufe starker Einzelherrschaft emporgestiegen, etwa drei Viertel Asiens beherrschten. Ihre Fahnen und Heerkörper von zehn, hundert, tausend Köpfen waren, zumal es sich um die gesammte bewaffnete Mannschaft ganzer Völkerschaften handelte, schwerlich Anderes als zu Regel und Einförmigkeit gebrachte Großfamilien, Geschlechter, Horden.

Bei den Türken aber, die auch aus diesen Gegenden hervorgegangen sind, giebt es noch heute eine Sage, die erkennen läßt, daß Osman, der erste der großen Sultane, von der Rangstufe eines Geschlechts-Häuptlings emporgestiegen ist. Denn es heißt von ihm, daß er mittags noch all seine Leute durch eine Fahne zum Essen zusammenzurufen vermochte.

Nur eine Rasse, die schwarze, kann dieser Reihe von Beobachtungen, die den Erdball umspannt, heute noch nicht in vollem Umfang angegliedert werden: sei es, daß noch die Beschreibungen mangelhaft sind, sei es, daß bei ihr die Geschlechtereinrichtungen durch höhere Entwicklungen mehr vermischt sind als anderswo. Dennoch läßt die vorhandene Menge einzelner Bestätigungen von Geschlechterordnung, so im Rechtsverfahren der Staffern, in der Verfassung der südwestafrikanischen Ovaherero, vermuthen, daß es sich hier nicht um ein fehlendes Glied in der Kette handelt. Innerhalb der weißen Rasse ist dagegen der Geschlechtergedanke fast ausnahmslos als die frühen Stufen der Gesellschaftsentwicklung beherrschend nachgewiesen. Bei den hamitischen Egyptern, deren Geschichte trotz ihrem ehrwürdigen Alter schon in ihren ersten Anfängen eine höhere Stufe aufweist, schließt man doch aus dem Bestehen zahlreicher Thierdienste auf eine einstmals kräftige Geschlechterordnung. Unter den Semiten haben die Araber mit der äußersten Zähigkeit am Geschlechtergedanken festgehalten: zur Zeit Muhammeds bestimmte er ihr öffentliches Dasein völlig; und noch, als sie längst unter mächtigen Königen eine halbe Welt erobert hatten, ist er wieder und wieder zum Durchbruch gekommen. Wenn eine kleine Truppe im Kampf gegen die Ungläubigen sich nur mit schwerer Mühe aufrecht erhielt, so kam es in ihr auch dann noch zu blutigem Zwist, wenn der alte Haß und Streit der Geschlechter sich entzündete. Das jüdisch-israelitische Königthum Davids hatte seine Herrschaft über das Volk noch mit den Oberhäuptern der Vater-Häuser, der Geschlechter zu theilen und seinem Enkel Rehabeam wurde im israelitischen Theil des Reiches die Nachfolge durch eine Versammlung der Geschlechterordnung entzogen. Die Karthager endlich scheinen nie über den Geschlechterstaat hinaus gestiegen zu sein.

Unter den arischen Kaukasiern haben Indier und Perser unzweifelhaft von der Geschlechterordnung den Ausgang ihrer staatlich-gesellschaftlichen Entwicklung genommen. In der attischen, vollends in der römischen Verfassung ältester Zeiten steht das Geschlecht im Vordergrund und für den Ausgang der Urzeit der Germanen hat ein so bedeutender Geschichtschreiber wie Syt sogar den reinen Geschlechterstaat noch als vorhanden nachweisen wollen. Daß der älteste Staat der Griechen, der Römer von Geschlechtergedanken beherrscht gewesen sein muß, geht auch aus dem Namen der leitenden Vertreterschaft des Volkes hervor: die Bezeichnung *Gerusia*, Senat kann nur den Sinn einer Gemeinschaft der Geschlechterältesten haben.

kaum ein Zweifel: das Geschlecht war überall auf dem Erdenrunde die erste Form menschlicher Gemeinschaft und aus der Verbindung mehrerer, meist, wenn nicht immer zweier von diesen Urzellen ist der älteste Staat entstanden. Er zeichnet sich aus durch weitgehende Schonung einmal dieser seiner Grundbestandtheile, der Geschlechter, in ihrer Selbständigkeit und fast eben so sehr durch die gleiche Rücksichtnahme auf Stolz und Freiheit des Einzelnen. Die Menschheit hat viele Formen von Herrenjoch auf sich genommen, aber in das Licht der Geschichte ist sie nicht in knechtischem Zustand eingetreten. Dennoch hat schon die Urzeit die Anfänge der Einzelherrschaft entwickelt. Die Reime zu ihr hat selbst die Tlinkit- oder die Irokesen-Verfassung schon emporsprießen lassen; die irokesische war hierin bemerkenswerth weiter fortgeschritten als die des Kolumbianerstammes. Aber schon die rothe Rasse weist eine Fülle von Naturvölkern auf, in denen die Häuptlingschaft, die bei den Irokesen noch auf Theil- und Untertheilgeschlecht beschränkt ist und von den eigentlich staatlichen Einungen, von Völkerschaft und Stamm ängstlich ferngehalten erscheint, nun auch auf die weitere, nicht durch nächste Blutgemeinschaft zusammengehaltenen Verbände übergeht. Ja, mit der Ausdehnung des Machtbereiches geht hier und da auch eine Steigerung der Gewalt Hand in Hand. In nächster Nähe der Irokesen, in Nord- und Süd-Karolina, haben sich, zum Theil schon im siebenzehnten Jahrhundert beobachtet, Ansätze zu einer Selbstherrschaft gebildet: Häuptlinge, vor denen man niederfiel, andere, die körperliche Züchtigung verhängen durften, sind emporgekommen. In Südamerika findet man zahlreiche Seitenstücke. Afrika endlich ist recht die Heimath solcher Urzeiteinzelherrschaften verschiedenster Stufen. Oft nur Dorfhäuptlinge, die vielleicht nur Geschlechtsoberhäupter von etwas schärfer ausgeprägter Machtvollkommenheit sind, oft Herren mehrerer Völkerschaften oder gar Stämme, oft an den Beirath der Ältesten gebunden und ohne bemerkenswerthe Macht, oft zu grausam-herrischer Königsgewalt emporgestiegen, mögen doch auch sie auf dem selben Weg zu ihrer Stellung gekommen sein, der von der Entwicklungslinie der Tlinkit und Irokesen vor der Vollendung ihres Geschlechterstaates abzweigt oder der ihre Verlängerung darstellt, über das Ziel hinaus, das die Irokesen ihren Kriegshäuptlingen zu erreichen nie verstattet haben.

Gewiß: es giebt kaum eine Stufe der weltgeschichtlichen Entwicklung, die eine so große Mannichfaltigkeit von Unterstufen in Um- oder Abwegen darbietet; ihre Gesellschaftordnung läßt sich dennoch mit einigen, wenn auch weiten und leisen Umrissen umfassen. Bunter noch wird das Bild, gedenkt man der wirthschaftlichen, der geistigen Zustände. Keine Jäger und Fischer, die gemeinhin als die untersten der Menschen gelten, aber auch solche, die, wie die Kolumbianer, bei dieser Wirthschaftsform zu Seßhaftigkeit und viel-

fach geregeltm Betrieb emporgestiegen sind; Jägervölker, die eben zu Ackerbau und fester Siedlung übergehen; noch schweifende Hirten- und wirkliche, angeessene Ackerbauvölker: sie alle sind auf dieser Stufe anzutreffen. Eine Thatsache, die zugleich einen guten Beweis dafür abgibt, ~~daß man auch hier nicht der morrischen Schule folgen kann:~~ denn während die eigentlich gesellschaftlichen Verhältnisse, während Familien- und Staatsverfassung einen festen und brauchbaren Rahmen für diese Stufe abgeben, bieten die wirtschaftlichen Zustände ein übel zersplittertes Bild dar: ja, einige ihrer Kennzeichen, zum Beispiel das des festen Ackerbaues, sind auch anderen, höheren Stufen gemein, so daß eine sichere Abgrenzung durch diesem Alter allein eigenthümliche Merkmale völlig unmöglich ist. Die Einwirkung der Wirtschaftsform könnte so stark gewesen sein, daß Unterarten des Geschlechterstaates und des Zwergkönigthumes durch sie — wenn nicht erzeugt, so doch — begünstigt wurden. Aber die eigentlich gesellschaftlichen Grundthatsachen sind zu stark, als daß man sie als Folgeergebnis der wirtschaftlichen ansehen dürfte. ~~Der Machttrieb ist in den Menschen dieser jungen Zeiten unvergleichlich viel stärker als der Erwerbtrieb.~~

Noch mannichfacher ist der Gesamtanblick des geistigen Schaffens dieser Stufe. Da, wo es sich zu seiner Gipfelleistung erhebt, im Glauben, bietet sich ein unerhörtes Reichthum von Gestalten dar, in den die kinderrunge Glaubenswissenschaft unserer Tage, gehemmt vor Allem durch christliche Befangenheit, noch wenig Ordnung gebracht hat. Daß dies Ziel erreicht werden könne, daß die Fülle der Gesichte sich auf wenige große Grundformen zurückführen lasse, daran ist nicht zu zweifeln. Ahnende Furcht vor den Verstorbenen ist heute schon als der am Stärksten sprudelnde, wenn nicht der ursprüngliche Quell aller überwirklichen Vorstellungen anzunehmen, wenn gleich die trüberen Gestalten der Stein- und Baum- wie der Thierdienste sich in verwirrendem Getümmel herzubrängen. Die Vergöttlichung verstorbener Helden und gar die Vermenschlichung der übermächtigen Naturkräfte, die Schöpfung des Gottesgedankens also in beiden möglichen Formen scheint das Erzeugniß einer höheren Unterstufe der Glaubensurzeit zu sein. Sicher wird auch das noch weniger gelichtete Wirrsal der Formen urzeitlicher Kunst einmal geordnet werden; und es kann nicht geschehen ohne die thätige Beihilfe einer vom bunten Leben lernenden Kunstwissenschaft, die nicht allein auf die an sich gewiß auch nothwendige Spaltung und Abgrenzung der höchsten Begriffe nach Art der alten Aesthetik gerichtet ist, die selbe Begrifflichkeit vielmehr benutzt und auf Grund eines reichen Erfahrungstoffes die einzelnen Gattungen der Zierkunst, der Schmudlinie, der Zierfarben u. s. w. zu unterscheiden trachtet. Etwas mehr ist heute schon zur Ordnung der ältesten Erzeugnisse der Verstandesthätigkeit geschehen, die bei den Urzeitvölkern allein

reife Früchte getragen hat: der Werkzeuglande, fast der einzigen, wenn auch ganz im werthätigen Leben aufgehenden Wissenschaft jener Dämmerzeiten.

Was in so wenige Worte und Begriffsklammern gespannt werden kann, möchte dürftig erscheinen. Und doch ist die geistige Leistung der Urzeit eine ungeheure: wir sind ihr noch heute zu Dank verpflichtet. Es war natürlich nichts Geringes, die ersten und wichtigsten Werkzeuge zu erfinden; es ist fraglich, ob man den Erfinder des Dampfpluges mit dem des einfachen Urpluges auf eine Stufe stellen darf. Allein dem Einwand Niezsches gegen diese Hochschätzung, daß den ersten und einfachsten Erfindungen sehr oft der Zufall zu Hilfe gekommen sein möge, kann man nicht völlig Unrecht geben, Und jedenfalls verschwindet, was die Urzeit gedacht, neben Dem, was sie geschaut, geahnt, gebildet hat. Ungewiß und unbegrenzt, dunkel und räthselhaft war die Welt um diese Menschen: und so ist in ihnen alles ungewiß schwankende Schaffen des Geistes am Herrlichsten gediehen. Götter allüberall zu ahnen. Die beseelte und unbeseelte Natur sich durch halb vermenschlichende, halb vergottende Umdeutung zu nähern und doch auch wieder in Furcht und Scheu von sich abzuweisen: Das war Stärke und Größe des Hirnlebens dieser Zeiten. Und die Menschheit hat so in dieser Kindheit einen unerschöpflichen Schatz unbewußten Künstlerthumes für alle ihrer späteren Lebensalter geschaffen. Wie nüchtern würde besonders unser nüchternes Zeitalter sein, wäre es nicht noch von einem zarten Goldglanz bestrahlt, der von dieser Morgenröthe ausging! Fast Alles, was Märchen ist in unserer Dichtung, unserem Glauben, ist Erbgut der Urzeit: eine kahle Graueit würde sich über unser junges Dasein legen, wollte man die süße Buntheit dieses kindhaft tiefen Fabulirens aus unserer Vergangenheit, unserer Gegenwart streichen.

Und noch Eines besaß die Urzeit, das uns wie ein versunkener, verlorener Schatz scheinen mag, dem wir aber auch sehr starke Antriebe für die Zukunft unseres Geschlechtes entnehmen könnten. Der Mensch der Urzeit war noch rund, war noch ganz; alle seine Nachkommen haben ein Theil-Leben geführt und wir, die spätesten seiner Enkel, sind vollends zu Splittern geworden. Denn Dies ist der eigenthümlichste Grundzug des Urzeitmenschen: alle Kräfte sind in ihm verschmolzen, Glaube, Wissen, Bilden ist noch eine einzige Kraft des Geistes in ihm. Und so auch war sein Leben: wie der Frolse noch Freier, Edelmann und fast auch König in einer Person war, so daß es schwer hält, die Form seiner Verfassung genau zu bezeichnen, so war der Urzeitmensch oft Priester, Redner, Dichter, Künstler, Bauer, Krieger, — Alles in Einem. Wird uns noch ein Abend dämmern, an dem wir diese Kraft und Ganzheit des Menschheitmorgens wieder finden?

Schmargendorf.

Professor Dr. Kurt Breyfig.



Pathologie der Ehe.*)

Wer der Pathologie der Ehe in irgend einer Weise näher treten will, sei es auch nur, um vom Standpunkte des ärztlichen Hygienikers und Praktikers den Einfluß von Krankheiten auf die Berechtigung zur Eheschließung, auf Eheverlauf und Prognose genauer zu erforschen, wird kaum umhin können, sich zuvor mit dem vielumstrittenen Eheproblem selbst in seiner durch die heutigen sozialen und kulturellen Verhältnisse bedingten Gestaltung kritisch auseinanderzusetzen. Denn je nach der Auffassung, die man von Wesen und Bedeutung der Ehegemeinschaft als solcher mitbringt, wird man auch den Einfluß von Krankheiten — und namentlich gerade der so wichtigen und häufigen Nervenerkrankheiten — auf die Störung und Vernichtung der Ehegemeinschaft höchst verschieden einschätzen. Ist doch von den durch altüberliefertes Herkommen geheiligten großen Institutionen, die die Menschheit sich im Lauf ihres geschichtlichen Daseins zu schaffen gewußt hat, kaum eine in unserer umwälzenden, alte Autoritäten stürzenden Zeit Gegenstand so heftiger grundsätzlicher Anfeindung und völliger Verwerfung gewesen wie gerade die Ehe. Man braucht kaum an die durch Bebel's weitverbreitetes Buch „Die Frau“ literarisch vertretenen Anschauungen der Dreimillionenpartei, die sich im unbestreitbaren Besitze der Zukunft wähnt, sondern nur an die in das moderne Denken so tiefe Furchen eingrabenden Lehren philosophischer und literarischer Größen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart zu erinnern. Auch für Den, der, ohne die Berechtigung gegnerischer Ansichten völlig zu leugnen, doch im Sinn der geschichtlichen Ueberlieferung positiv überzeugt an diese Fragen herantritt, läßt sich das in der Ehegemeinschaft stehende Problem von drei Standpunkten aus betrachten: von dem des Mannes, der Frau und des Kindes, der Nachkommenschaft. Der Staat mit den von ihm geschaffenen Rechtsinstitutionen hat die Ehe wohl immer wesentlich von dem letzten Standpunkt, dem der Nachkommenschaft, gewürdigt, der ihm ja auch naturgemäß der wichtigste sein mußte, als eine Institution „zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder“ (ἐπ' ἀπότα παιδῶν γυναικῶν), wie die entsprechende altattische Rechtsformel lautete. Der Kirche war es um die Heiligung der Ehepakte, doch auch um die möglichst frühe Aneignung des Kindes zu thun; diese Zwecke wurden durch Erhebung der Ehe zum Sakrament und durch die eben so sakramentale Taufe des Neugeborenen erreicht. War demnach die Ehe im Sinn des Staates ein Rechtsinstitut, im Sinn der Kirche ein Sakrament so wurde sie im Sinn der neben und über Beiden sich nach und nach bildenden Gesellschaft vorwiegend zum Geschäft, zu einer wohl assortirten Compagnie

*) Einleitung zu einer das Thema vom Standpunkte des Nervenarztes aus behandelnden Schrift.

für das Leben und natürlich zugleich zu dem gesetzlich sanktionirten und deshalb bequemsten, für das weibliche Publikum der besseren Stände allein gangbaren Wege der „legitimen“ Geschlechtbefriedigung. So durfte wohl Nietzsche-Zarathustra Das, „was die Vielzuvielen Ehe nennen“, als „diese Armuth der Seele zu Zweien, diesen Schmutz der Seele zu Zweien, dies erbärmliche Behagen der Seele zu Zweien“ befeufzen, während er in der Ehe im höchsten Sinn den Willen feierte, „das Eine zu schaffen, das mehr ist, als Die es schufen“.

Inmitten all dieser Kämpfe und Wandlungen hat das große menschheitliche Problem der Ehe nie aufgehört, die Aufmerksamkeit scharfblickender Denker und Beobachter von psychologischer, ethnologischer und soziologischer Seite auf sich zu lenken. Vom Standpunkte der Rechts- und Kirchenlehre, der Medizin und Hygiene, der Politik und Wirthschaftslehre, der Anthropologie und Kulturgeschichte ist man unermüdlich an dieses jede neue Generation der Menschheit in gleicher Weise ergreifende und fesselnde Thema herangetreten. Skeptiker wie Montaigne und Stendhal, realistische Sittenschilderer wie Balzac, Idealisten wie Michelet, asketische Quietisten wie Tolstoi und unzählige Andere haben ihm ihren Geist und ihre Feder geliehen; und was in Erzählung und Drama, die ja von ihm von Alters her beherrscht werden, zur Verherrlichung und Diskreditirung der Ehe Gutes und Minderwerthiges geleistet worden ist, würde, zusammengestellt, nicht Bände, sondern ganze Bibliotheken erfüllen. Von den Büchern Ruth und Esther, von dem Hohen Lied und Sakuntala, von den Artusbüchern und den Legenden der Heiligen Genoveva bis zu Othello, dem Arzt seiner Ehre, Don Juan, zu den Wahlverwandtschaften und Madame Bovary, von Euripides zu Molière, Goldoni, dem jüngeren Dumas, Hebbel und Ibsen, von Boccaccio bis zu Maupassant: welche ungeheuren Wandlungen, welche zeitlichen und räumlichen Gegensätze der Ehe-Anschauungen, die im Niesenspiegel der Weltliteratur vor unseren Augen vorbeiziehen, wie im Herzenspiegel Macbeths die unendliche Reihe der Könige aus Banquos Geschlecht!

Von all diesen — nur zum Theil wirklich überwundenen — gegensätzlichen Richtungen, von allem Schutt, den der Strom geschichtlicher Entwicklung auch auf diesem Gebiet fort und fort ablagert, machen sich die Niederschläge in den mit einander ringenden Anschauungen und Gefühlen, in den weiter als je auseinanderstrebenden Denkrichtungen unserer Zeit nur allzu sehr fühlbar. Denn was ist und in welchem Licht erscheint unendlich Vielen, die sich „modern“ dünken und es vielleicht auch sind, heutzutage die Ehe? Diesen als eine überlebte, staubige und zopfige Rechtsinstitution, die sich gleich vielen anderen als ewige Krankheit forterbt. Jenen als „business“, als vortheilhafte Anpassung in dem unbequemen und unvermeidlichen Daseins-

kampf, als Compagniegeschäft zweier Egoisten, mit möglichst beschränkter Gastpflicht der Einzelnen und möglichst leicht kündbar. Den Allerwenigsten wohl noch im Sinn religiös-ethischer Betrachtung, als die von Gott und von der Natur gewollte Form höchster und innigster persönlicher Lebensgemeinschaft, als eine Schule gegenseitiger Hingebung und Selbsterziehung in der selbstverleugnenden Fürsorge und liebenden Theilnahme für den erwählten Genossen. Konsequent wie immer, hat freilich die katholische Kirche bis zum heutigen Tage an dem sacramentalen Charakter und an der principiellen Unauflösbarkeit der Ehe festgehalten, während der Protestantismus auch hier in der Halbheit stecken geblieben ist und der sich als „christlich“ gebende Staat längst aus Opportunitätsrücksichten fast überall den Weg der Civilehe und der erleichterten Ehetrennung einzuschlagen für nützlich befunden hat. Dem kühl blickenden Betrachter menschlicher Unvollkommenheiten scheint die Ehe in allen ihren heutigen Ab- und Ausartungen wohl noch das kleinere oder kleinste von allen als Surrogat denkbaren Uebeln, aber immerhin ein Uebel; dem ganz auf sich selbst gestellten modernen Autonomismus, dem keine einengende Schranke duldbenden Unabhängigkeitsdrang, der sich gegen Moral und Gesetz in stolzem Prometheusdrom aufbäumt, ist die Ehe mit dem ganzen ihr anhaftenden Gefolge altruistischer oder wenigstens dualistischer Forderungen etwas Unnatürliches, im Grunde ganz Unbegreifliches, völlig Sinn- und Zweckwidriges. Die naive sinnliche Anschauung mag es immer noch mit dem altfranzösischen Reimwort erhalten: „Boire, manger, coucher ensemble, c'est mariage, ce me semble“ — einer Auffassung der Ehe, die ja übrigens in der Scheidung von „Tisch und Bett“ gewissermaßen offizielle Bestätigung findet — und satirischer Hang mag immer noch an Logaus scharfgespigtem Epigramm: „Was ist die Ehe denn? Sie ist ein Vogelhaus. Die draußen, wolln herein, Die drin' sind, wolln heraus“ oder an des (spät und schlecht verheiratheten) Talleyrand „union de deux mauvaises humeurs pendant le jour et de deux mauvaises odeurs pendant la nuit“ schmunzelnde Freude haben. Unzählige haben ja von je her auf Kosten der Ehe ihren Witz geübt und Schalen voll mehr oder minder geistvollen Spottes darüber ausgegossen, von Aristophanes, den man leider nicht citiren kann, bis zu Ludwig Fulda, den zu citiren kaum lohnt, mit seiner „milden Kaltwasserkur der Ehe“, durch die die vorausgegangene „akute Nervenkrankheit der Liebe“ geheilt wird. Man kann auch den augenblicklich so beliebten Oscar Wilde citiren: „Die Männer heirathen, weil sie müde, die Frauen, weil sie neugierig sind; Beide werden enttäuscht.“

Ernster zu nehmen als solche elegant frivole Nichtigkeiten sind zwei konsequent vorgehende, übrigens aus ganz entgegengesetzten Lagern stammende Angriffe. Der eine entnimmt sein Rüstzeug dem Waffenmaterial des in der

neueren und neuesten Literatur stark vertretenen extremen Individualismus, eines das eigene Ich zum Weltmittelpunkt erhebenden, jede altruistische Regung als thörichte Empfindsamkeit verlachenden oder verabscheuenden egocentrischen Absolutismus. Wenn dieser alle sozialen Pflichten und Rechtsordnungen im Prinzip leugnende, die Gesellschaft wieder in Atome zerstückelnde sittliche Anarchismus auch in thörichter Selbstverblendung weit über das Ziel hinauschießt und bei konsequenter Durchführung unerbittlich dem Fluch oder der Lächerlichkeit des angestrebten „Uebermenschentumes“ verfallen müßte, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß gerade unserer Zeit eine Ueberfülle problematischer Naturen eigen ist, die entweder wirklich von so echtem und starken Selbstständigkeitsdrang oder — öfter — von so massenhaft empfundenen kleinlichen Selbstständigkeitsgelüsten angekränkt sind, daß sie das Band der Ehe im ersten Fall zersprengen, im zweiten unaufhörlich daran rütteln, in beiden Fällen aber als subjektiv unerträglich empfinden. Von den Einen mag Zarathustras viel mißbrauchtes Wort gelten: „Wohl brach ich die Ehe, aber zuerst brach die Ehe mich“; von den Anderen das Wort des selben Weisen: „Viele kurze Thorheiten: Das heißt bei Euch Liebe. Und Eure Ehe macht vielen kurzen Thorheiten ein Ende als eine lange Dummheit.“ Man könnte noch den Ausspruch anreihen: „Lacht mir nicht über solche Ehen! Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen?“

Wenn sich für die aus solchen Kreisen herstammende Entrüstungspolemik gegen die Ehe in der unserer heutigen Ueberkultur entsprossenen Unrast und Nervosität unserer Zeitgenossen der entsprechende physiologische und psychologische Untergrund von selbst bietet, so möchte man dagegen bei dem von ganz entgegengesetzter Seite ausgehenden Ansturm fast an einen atavistischen Rückschlag in scheinbar längst verschüttete Geistesbahnen zu denken geneigt sein. Diese Angriffe ergehen nämlich zum Theil im Namen eines sich mit krankhafter Einseitigkeit betonenden sinnen- und naturfeindlichen moralischen Imperativs, der sich bei gewissen — und nicht den schlechtesten — Naturen bis zu einem weltfernen, weltflüchtigen Quietismus und Asketismus steigert; wofür uns die so reine, der Verehrung so würdige Persönlichkeit Tolstois in seinem späteren literarischen Schaffen das sichtbarste Beispiel darbietet. Man braucht nur an die vielgelesene, vielumstrittene und in beschränkten Köpfen verhängnißvoll nachwirkende „Kreuzersonate“ zu erinnern. Wenn Tolstoi — in offenbar mißverständlicher Auffassung eines auf die Person Christi zurückgeführten Ausspruchs — hier und in anderen Werken geschlechtliche Keinheit und Enthaltung auch für Erwachsene, auch in der Ehe als ideale Forderung hinstellt, so berührt er sich dabei freilich mit jener mönchischen Richtung der mittelalterlichen Kirche, die der gesammten Geistlichkeit den Coelibat als eine höhere und reinere Lebensform aufzwang und die einen

Heinrich den Zweiten wegen der in seiner Ehe mit Kunigunde angelegentlich geübten Keuschheit sogar zum Rang eines Heiligen emporhob; aber auch wieder mit gewissen modernsten Tendenzen und Richtungen und den Schlagwörtern eines zum Theil direkt ins Pathologische übergreifenden Pessimismus und Nihilismus. Um auch hierfür ein jüngstes literarisches Beispiel zu geben, sei an den von Kürnig in ein System gebrachten „Neo-Nihilismus“ erinnert, dessen *oeterum censeo* darin besteht, daß die Verneinung des Willens zum Leben, wie sie Buddha und Schopenhauer lehrten, in der freiwilligen Verleugnung des Zeugungstriebes ihren adäquaten Ausdruck finden müsse, und der folgerichtig die Erzeugung von Nachkommenschaft als einen Akt höchster Unmännlichkeit, als eine gegen das ins Leben gerufene Geschlecht begangene, nicht gut zu machende Grausamkeit verwirft und verabscheut. Hier ist also der volle Gegenpol auch zu Zarathustra, dem im zu erzielenden Reiche der künftige Uebermensch, der Erlöser, vorschwebte: „Ich will, daß Dein Sieg und Deine Freiheit sich nach einem Reiche sehne. Lebende Denkmale sollst Du bauen Deinem Sieg und Deiner Befreiung.“ „Nicht nur fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe Dir der Garten der Ehe.“ Aber mit dem Neo-Nihilismus und verwandten Bestrebungen sind wir wohl überhaupt an den Grenzen des Verstandes und des Verständlichen angelangt und nähern uns schon dem Bereich krankhaft veränderter Lebensbedingungen und Formen, die in die Biopathologie der Ehe gehören.

Allen diesen und ähnlichen Tagesströmungen gegenüber dürfen wir fürs Erste an der freilich banalen Ueberzeugung festhalten, daß die Ehe, wie sie nun einmal ist und sein muß, mit ihren menschlich-irdischen Mängeln und Unvollkommenheiten doch unendlich viel für die materielle und ideelle Bereicherung der Menschheit geleistet hat und immer noch leistet; daß es überflüssig und sinnlos ist, über ihre Berechtigung zu streiten, weil, wenn man sie heute wegdekretiren könnte, man sie, gleich dem von der französischen Revolution abgesetzten Gott, morgen wieder einzuführen gezwungen wäre; und daß es sich, wie fast überall, so auch hier, den bestehenden Schäden gegenüber nicht um eine grundstürzende Umwälzung, sondern nur um ein schonendes Bessern, im ärztlichen Sinn nicht um eine Radikaloperation, sondern um eine konfervirende, zugleich mildernde und kräftigende Therapie handelt. An dieser Ueberzeugung brauchen wir auch nicht irr zu werden, wenn wir das so überaus wichtige und folgenschwere Verhältniß zwischen Ehe und Nervenkrankheiten empirisch festzulegen und Schlüsse für das praktische Handeln daraus herzuleiten bemüht sind.

Ich darf mich wohl der Uebereinstimmung mit vielen und gewiß nicht den schlechtesten Beobachtern versichert halten, wenn ich gerade nach dieser

Richtung in der Ehe, wie sie sein sollte, einen unzweifelhaft äußerst bedeutsamen Faktor der Verhütung und nicht selten auch der Heilung erblicke: ein unvergleichliches und unerseßliches Moment der Selbsterziehung und der mit unbewußter Naturgewalt wirkenden gegenseitigen Erziehung. Mag dabei die echte Liebe, die „Alles trägt, Alles duldet“, oder mögen nur Gefühle des Wohlwollens, der Achtung, der Sympathie, ja, auch nur die Einflüsse der Gewohnheit und geschuldeter gesellschaftlicher Rücksicht in entscheidender Weise mitwirken. Die Ehe ist immerhin auch unter den jetzigen Verhältnissen eine nicht zu unterschätzende Macht für die Erzeugung und Vervielfältigung altruistischer Gefühle und in weiterem Wirkungsbereich für die vollere Ausreifung des Denkens und Wollens, für die Ausgestaltung des gesammten Charakters. Dieser individual-psychologische, ethisch-pädagogische Werth der Ehe ist unstrittig für beide Ehegenossen, in erster Reihe aber doch für den weiblichen von höchster Bedeutung. Man kann sagen, daß für den im Allgemeinen schon fertiger, durch Erziehung und Leben gehärteter und geprüfter in die Ehe eintretenden Mann diese freilich auch eine vortreffliche Schule altruistischer Bethätigung, liebevoller Anpassung in Geduld, Nachsicht und Selbstentäußerung ist oder doch sein kann und sein soll; jaß aber für die Frau die Ehe überhaupt erst die Vollreife, die Vollendung und Verwirklichung der Eigenpersönlichkeit bedeutet, die sich außerhalb der Ehe jedenfalls weit seltener und schwieriger und dann vielfach in den nicht gerade angenehmen und sympathischen Formen des (übrigens oft entschieden zu Unrecht gelästerten) Altruismus als ungenießbare Spätfrucht entwickelt. Denn zum Theil sind es doch gerade, wie nicht zu verkennen ist, die physiologischen Bedingungen des Ehelebens, physische Liebe und Mutterschaft, die auf die noch entwickelungsfähige weibliche Psyche als mächtig erregender und befruchtender Reiz wirken und deren Wegfall mit einer wenigstens nach gewissen Seiten mangelhafteren Ausbildung des Charakters und der Persönlichkeit einherzugehen pflegt. Um so auffallender muß es erscheinen, daß neuerdings bei vielen und sogar geistig hochstehenden Vertreterinnen des Frauengeschlechtes, in anderen Ländern und bei uns, ein Zug merkbar wird, der sich den früher besprochenen asketischen, auf geschlechtliche Reinheit und Abstinenz abzielenden Bestrebungen in gewissem Sinn annähert. Wenn auch früher schon die Zahl der Frauen nicht gering war, die aus eigensüchtigen Gründen die Lasten der Schwangerschaft und Entbindung, die Pflichten der Mutterschaft von sich fern zu halten suchten — wie es, zum Beispiel, den Amerikanerinnen der höheren Stände vielfach zum Vorwurf gemacht wurde —, so waren diese Frauen doch der mit den nöthigen Klautelen umgebenden physischen Liebe an sich nicht abgeneigt; und auch nicht unserer Zeit erst blieb es vorbehalten, in der Stille des Privatlebens wie in der literarischen Oeffentlichkeit weiblichen Typen zu begegnen, von denen

die innerhalb der natürlichen Geschlechtsbestimmung liegenden keineswegs freudig angenommen, vielmehr gefürchtet, gemieden, sogar mit einem gewissen ästhetischen und moralischen Abscheu betrachtet wurden. Molière hat solche Typen in den „Précieuses ridicules“ geschildert. Freilich ist es auch ihnen nicht rechter Ernst, sie posiren nur mit dem geäußerten Abscheu gegen den gräßlichen Gedanken, „de coucher contre un homme vraiment nu“; und auch andere dramatische Spielarten der nämlichen Richtung, Shakespeares Prinzessin von Navarra mit ihren Hofdamen, Moretos Donna Diana und Bernsteins jugendliche Märchenkönigin sind, wenn nur die Rechten kommen, leicht und rasch genug belehrbar. Auf der anderen Seite haben uns die Dramatiker — nicht erst Ibsen in „Nora“, sondern fast ein Menschenalter vor ihm schon Gogolow in der Titelheldin seiner 1858 aufgeführten „Ella Rose“ — Frauen vorgeführt, die mit gutem Recht die Flucht aus der Ehe wählten und ihrer innersten Natur gemäß wählen mußten, weil ihnen die eigene Ehe nicht genügte, weil sie ihnen für ihre geistige Fortentwicklung, für den Drang, sich auszuleben, zu eng erschien und dieser Enge wegen zur unerträglichen Qual wurde. „Ist die Ehe zu eng, so wird sie ein Fluch“: in diesen Worten spricht Gogolow in einem an Titus Ulrich gerichteten Brief den letzten Gedanken seiner Heldin aus; und mit ähnlicher Wendung entflieht ja auch Nora aus dem „Puppenheim“ ihrer Ehe. Aber was wir (und mehr als Andere wir Ärzte) neuerdings nicht selten zu sehen und aus Frauenmund zu hören bekommen, ist nicht nur Auflehnung gegen geistige Einschnürung und Unterdrückung in der Ehe, sondern es ist, wie gesagt, Widerwille und Empörung gegen die Geltendmachung ihrer unerläßlichen physischen Anforderungen, — und zwar nicht etwa aus dem mimosenhaften Schamgefühl einer Rhodope und verwandten Motiven heraus, sondern aus ganz anderen, auf dem Gebiet neuerwachter dunkler Freiheitgelüste und kampflustiger Abwehr gegen naturgemäße männliche Prärogative liegenden Impulsen. So berühren sich diese Bestrebungen wohl scheinbar zufällig mit denen des früher geschilderten Asketismus; in höherem Grade aber und von ihrer Wurzel her mit jenen des pflichten- und autoritätlosen, nur die Autonomie des eigenen Ich anerkennenden Individualismus. Und wie bei diesen, wird auch bei jenen dafür gesorgt werden, daß sie nicht zu äppig empor-schießen, daß die Bäume dieser radikalsten Frauenrechtlerinnen so wenig in den Himmel wachsen wie die ihrer antiken Vorgängerinnen, der männerbestreitenden Amazonen, der wackeren Enkistrata und der Kleitiazusen des Aristophanes.

Auch noch auf andere Richtungen ließe sich hinweisen, die innerhalb der modernen Frauenbewegung theils von der Ehe wegdrängen, theils in der Ehe selbst als auslösendes und zersetzendes Ferment wirken. Es sei nur der in den größeren Organisationen der Frauenbewegung mehr und mehr

erstarrenden Richtung gedacht, die in den Konflikten zwischen wirthschaftlicher Selbständigkeit und Bedeutung der Frau auf der einen und den durch die Mutterschaft umschlossenen natürlichen Aufgaben der Frau auf der anderen Seite entschieden für jene Partei ergreift und sie in der Beachtung und Werthung so weit voranstellt, daß die anderen dagegen fast völlig verschwinden; für die „geistige“ Arbeit, als die unendlich höhere Kulturwerthe schaffende, wird vor den vermeintlich niedrigeren Aufgaben des Hausfrauen- und Mutterthumes unbedingter Vorrang beansprucht. Gegen das Irrthümliche und Verkehrte solcher Auffassung haben freilich Frauen, wie Laura Marholm und neuerdings Marie Diers, Protest eingelegt und mit Recht darauf hingewiesen, daß die vermeintlich neu geschaffenen hohen Kulturwerthe doch einstweilen sehr problematischer Art seien und daß übrigens die gewiß anzustrebende materielle Selbständigkeit der Frau nicht um ihrer selbst willen, nicht als höchster und letzter Zweck, sondern nur als Vorbedingung für die Erfüllung der von der Natur gestellten Aufgaben und Pflichten ins Auge gefaßt werden dürfe.

So gelangen wir auch von dieser Seite wieder zu einer Anerkennung der Ehe, in der sich die auf Hausfrauenthum und Mutterschaft bezüglichen Rechte und Pflichten der Frau vorläufig noch in der wünschenswerthesten Weise verwirklichen. Und so scheinen alle Wege der Betrachtung in einer nicht gerade apologetischen, aber doch das Für und Wider behutsam bemessenden Werthschätzung der Ehe vorläufig zu münden. Nach wie vor und seit Jahrhunderten bietet sie immer noch den einzigen als allgemein gangbar erfundenen Weg, um das geschlechtliche Leben dauernd zu adeln, es altruistischen Zielen, höheren ethischen und sozialen Aufgaben dienstbar zu machen und den gewaltigsten aller Naturtriebe als Motor der vorwärtsbringenden kulturellen Entwicklung ein- und unterzuordnen. Was die Ehe als Kulturfaktor der Menschheit im Ganzen geleistet hat, steht auf allen Blättern der Geschichte verzeichnet. Was sie für das Wohl und Weh der Einzelnen bedeutet, darüber giebt Jedem, der scharf zu beobachten und das Beobachtete zu deuten versteht, die tägliche Erfahrung, darüber geben freilich auch die Spalten unserer Presseorgane mit ihren schonungslos die Nachtseiten des Ehelebens aufdeckenden Berichten über alle möglichen Ehekalamitäten, Eheirrunge und Ehescheidungen Tag für Tag lehrreiche Auskunft. In noch größerem Umfang bietet sich dem Arzt, vor Allem dem Nerven- und Seelenarzt, weit über eigenes Wollen und Wünschen hinaus zuströmende Gelegenheit, in die verborgensten Geheimnisse des Ehelebens zu blicken und den Schleier von Mysterien zu lüften, die nur zu oft Schande und Schmach, oft Elend und Krankheit hinter glänzender Außenseite und selbstbewußten Formen des Auftretens mit wohlberechneter Täuschung zu verhüllen bemüht sind.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Dunkle Gewalten.

Im Gnadenwald. Kennt Ihr seine Kirchen ohne Priester, seine unausgehauten Häuser, die Gasthöfe, die verödet sind, die Bänke, die verfault und morsch auf verwahrlosten Wegen stehen, die düsteren Lannengruppen, die halbvertrocknetes Gestrüpp umwuchert? Bernahmt Ihr nie den melancholischen Ruf der Ulken aus schlammigen Lämpeln, die Schatten verbergen? Kennt Ihr die heimlichen Stellen, die jäh und unvermittelt in dunkelgrünen Abgründen enden, die Wege, neben denen ein Rascheln hinläuft, als ob Jemand gebückt im Gestrüch hinschliche? Kennt Ihr den glimmenden Blick des Uhus, der in unzugänglichen Felslöchern haust, kennt Ihr diese Felswände, die nackt und drohend in die Wolken sich erheben, den Bettelwurf, an dem der Frühling mit abgewandtem Haupt vorüberschreitet, von dessen Backen der Schnee hinabgleitet, um nicht hier weilen zu müssen?

Hier, in dieser Oede, von Gefahren umgeben, hart am Berggelände, haust Mathias Gleispacher, der Bauer. Ein armer Teufel. Weshalb steigt er nicht hinab in das sonnige Innthal und beginnt da, ein neues Leben zu gründen, oder sucht Absam auf, wo die Glocken von Hall so wunderbar herrlibertönen und die silbernen Gletscher des Stubai niederstimmern? Nein: in dem düsteren Haus am Fuß des Narwendels war er geboren; hier wollte er hausen, hier sterben. Der felsige Boden war so hartnäckig, so geizig; mit Mühe ließ er sich ein paar Kohlköpfe, ein Bißchen saures Obst, mageres Korn abgewinnen. Aber der Gleispacher arbeitete unermüdblich mit Hacke und Spaten und grub und schaufelte um und plagte sich und zwang die Scholle, daß sie das Nöthigste hergab.

Die Kuh und die zwei Ziegen fanden reichlich Futter. Es wäre ja gegangen. Da fiel ihm plötzlich ein, sich aus Sanct Magdalena ein ganz armes Mädchen zu holen, eine mit dunklen Augen und goldbraunem Teint; war wohl ein Tropfen italischen Blutes in ihren Adern. Die septe er in das dürstige Haus. Glaubst nicht, daß alle Frauen mit Gluthaugen herrschsüchtig und jäh sind! Man findet die hingebendsten, welchherzigsten unter ihnen. Cliva arbeitete stumm und willig wie eine Sklavin. Nach einem Jahr wiegte sie ein Kindlein im Arm. Es war fast, als wollte ein Schimmer von Glück in dieses düstere Haus eingehen, das so dringend des Anstriches und der Reparaturen bedurft hätte.

Das Kindlein erfüllte die Räume mit seinem Geplauder und die Mutter sang ihm Lieder voll fremdartigen Wohllautes. Das zweite Knäblein erhielt die armseligen Windeln des ersten und halgte sich mit seinem Brüberlein und Beide schrien um die Wette. Die Mutter stand früh um drei Uhr auf und ging als die Letzte zu Bett. Weshalb auch nicht? Sie kannte es nicht besser, als sich zu rackern und zu schuften. Das ging so fort, bis ein kleines Mädchen ankam.

Warum schien an diesem Tag die Sonne so sanft, warum neigten die Bäume leise die Häupter, als ob Gott, der Herr, selbst durch den Wald Schritte mit leise segnenden Fü. ßen? Und es war doch nicht er, sondern ein finsterner Schatten, der über die Wege glitt, eine dunkel verummte Gestalt, die noch unerkannt bleiben wollte: das Verhängniß . .

Nothburga war ihrer Mutter Herzblättchen. Ihr verrieth sie Alles, was

sie an innerlichen Kränkungen und Erlbnissen durchmachte. Als Rothburga noch ganz klein war und auf dem Boden umherrutschte, nahm die Mutter sie in freien Viertelstunden auf den Schoß und erzählte ihr Geschichten, in denen Weh weinte und getäuschte Hoffnungen wie verwelkte Blumen die Häupter senkten; oder sie erzählte solche, die durchklungen waren von einer tiefen, heißen Sehnsucht. Verstand Rothburga die Mutter? Kaum. Wie sollte ein so junges Kindlein den Kummer eines reifen Menschenherzens begreifen können? Und doch: ihre Augen hingen manchmal so verständig, so voll mitfühlender Theilnahme an den Zügen der Mutter. Was Oliva so sehnsüchtig begehrte? Mehr Bärtlichkeit von ihrem Mann wünschte sie sich, ab und zu ein gutes Wort, ein kleines Lob, wenn sie sich besonders müd gearbeitet hatte. Er war so wortkarg und immer verschlossen und streng. Und was ihr besonders wehthat: die beiden Zungen geriethen ihm ganz nach. Sie besaßen die selben finsternen Stirnen, den schweigsamen Mund wie er. Nur ihr Herzenskind, ihre Rothburga hatte Sonne in den großen hellen Augen, in diesen seltsamen Augen, die bis ins Innerste drangen, klug wie die eines Erwachsenen. Rothburga wurde ein Kind, das lächelte, — etwas unendlich Seltenes bei Kindern, die meist nur lachen oder weinen können.

Sie erhielt noch verschiedene Schwesterchen und Brüderchen. Der Bauer arbeitete immer raitloser; was diese kleinen Mäuler Alles verschlangen! Und Oliva stand ihm treu zur Seite.

Es ist ja kein Wunder, daß ein Mensch, der zwölf Stunden wie ein Thier am Joch der Arbeit zieht, wenn er endlich halbtot vor Ermüdung auf seinen Strohsack sinkt, Ruhe haben will. Aber da war das Jüngste, ein kränkliches Kind; das schrie Tage und Nächte lang. Die Mutter und Rothburga standen unverdrossen in der Nacht auf und flößten ihm Milch ein und trugen es umher. Es mußte wohl ein grimmer Schmerz in den kleinen Eingeweiden wühlen, denn das Dirnlein wollte sich nicht beruhigen lassen und besonders in den Nächten weinte es ganz jämmerlich. Da geschah es einmal, daß Gleispacher, der in dieser Nacht schon mehrere Male in Folge des durchdringenden Weinens erweckt wurde, gereizt aufstand und zur Wiege sprang. Rothburga kam hinter ihm hergeeilt, doch er war ihr zuvorgekommen, riß das Kind aus den Rissen, schwang es zornig in die Höhe und . . . In diesem Augenblick ertönte ein gräßlicher Schrei neben ihm. Hatte Rothburga wirklich „Mörder!“ gerufen oder riefen es nur ihre Augen, die so entsetzt an ihm hingen, daß er selbst erschreckt zurückwich?

Er hatte ja nicht im Entferntesten daran gedacht, dem Kinde ein Leid anzuthun; er hätte es, wenn auch unsanft, aber ganz sicher in die Wiege zurückgelegt. Rothburga aber . . . Was hatte sie erwartet?

Ihn schwindelte. Seine arme, beschränkte Phantasie fing an, sich bang zu fragen, ob er denn am Ende wirklich das Schreckliche vollbracht hätte, wenn Rothburga ihm nicht in den Arm gefallen wäre. Mit einem Fluch auf den Lippen kehrte er ins Bett zurück. Das Kind wurde still; er aber fand keinen Schlaf mehr. Er warf sich unruhig von einer Seite auf die andere, er dachte Gedanken, die er nie gedacht, er quälte sich, er versuchte, verschlossene Thüren seines Inneren zu öffnen, hinter denen allerlei Dunkles lag, das ihm bis jetzt fremd geblieben war.

Früher als sonst ging er, ermüdet und übernächtigt, auf seinen Acker hinaus und bohrte das Eisen in die Erde. Um neun Uhr kam Rothburga und brachte ihm das Frühstück. Er wollte es vermeiden, sie anzublicken, aber ein magischer Zwang bewog ihn, die Augen in ihr Antlitz zu richten. Sie reichte ihm den Topf mit Kaffee und das Stück Brot hin; schnell, hastig, das Kinn auf die Brust gesenkt, wollte sie sich entfernen. Da rief er sie beim Namen. Ihre Wimpern schlugen sich zu ihm auf, erschreckt, abwehrend. Heißes Roth überflog sein Gesicht; dann befahl er ihr finster, zu gehen. Sie eilte fort.

Er stand einen Augenblick auf den Spaten gestützt; über seiner Nasenwurzel gruben sich Furchen ein; kalt und heiß strich es über seinen Rücken.

Aber die Kinder brauchten Brot; da gabs keine Zeit zum Grübeln. Er spuckte sich in die Hände und arbeitete weiter. Das Grübeln konnte man ja am Feierabend oder während der Nacht besorgen.

Oliva verdoppelte ihren Fleiß; sie schien sich zu Tod arbeiten zu wollen. Schon lange war der letzte Schimmer der Jugendlichkeit von ihr gewichen und sie glich einer ausgezehrtten Matrone. Weniger die Sorge um die Kinder: die Furchen auf ihres Mannes Stirn war es, was sie zu so sicherhaftem Schaffen antrieb. Wußte sie nicht, daß es Stirnen giebt, die nie lächeln können, selbst nicht im Glück? Und das war ihm längst entfremdet auf seiner trostigen Erdscholle, die mit ihren Gaben so geizte. Wovon sollte er diese Schaar hungriger Kinder satt machen, deren Mutter — Das verriethen ihre schwindelhaften Züge — sich bald zum ewigen Schlummer niederlegen würde? Weshalb hatte er sich auch die Aermste ausgesucht? Wo war jetzt ihre Schönheit, die ihn damals bethört hatte?

Solche Grübeleien vermochten ihn nicht heiterer zu machen, doch sie beschwerten wenigstens sein Gewissen nicht; denn er mußte sich sagen, daß er Alles that, was in seiner Macht lag, um den Seinen die Noth fern zu halten.

Aber da . . . Da kam das Andere.

Beim Mittagbrot ißt. Er legt den Löffel hin; er möchte wohl noch die paar Kartoffeln aus der Milch fischen und verzehren, doch die Kinder machen ein Geschrei und verlangen nach mehr. Da legt er denn den Löffel weg, er, der immer ein guter Vater ist.

Wer nöthigt ihn, den Blick über den Tisch hinüber zu richten? Sucht er, wie ein Schulknabe, Billigung, Anerkennung oder möchte er sich rechtfertigen: Siehe, ich bin nicht so, wie Du denkst? Verfluchte Wimpern da drüben, die sich schnell und ängstlich senken! Verfluchtes Erschrecken, das ihn immer wieder und wieder an den einen Augenblick der Ungeduld erinnert!

Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Da ist er wieder, der entschulte Blick, der Blick, der Mörder geschrien hat.

Mörder!

Er geht an den Stellen hin, die jäh in die Tiefe stürzen, den Neugierig über die Schulter geworfen. Mörder! Ob er wirklich zum Mörder geworden wäre, wenn sie ihn damals nicht rechtzeitig das Kind entrißen hätte! Sein Verstand bäumt sich auf, aber die grünen Tümpel dort unter den Schatten schauen ihn mit ihren blinden Augen so sonderbar an. Wer kanns wissen? & Mancherlei ruht in Einem. Sagt nicht selbst die Schrift: Wer fest steht, sei zu, daß er nicht falle? Herr des Himmels! Gleispacher wischt sich den Schwe

von der Stirn, rennt auf sein Feld und arbeitet, bis er erschöpft auf die harte Erde hinsinkt.

Abends vorm Einschlafen kriechen sie wieder hervor aus den Ecken und Winkeln seiner Seele, die dunklen Vorstellungen . . .

Oliva legte sich wirklich im Frühling zum ewigen Schlummer hin. Und nun war er allein mit den Kindern. Rothburga, obwohl erst vierzehnjährig, versorgte die Geschwister, die nach Sankt Michael in die Schule gingen. Rothburga war hochgewachsen und sah gar nicht aus wie eines Bauern Tochter. Sie war immer bleich und still und trug das Köpflein gesenkt. Nur selten schlug sie die Wimpern auf. In einer der verlassenen Kapellen, vor einem vom Alter geschwärztem Marienbild verbrachte sie manche Stunde. Was für Zwiesprach hat sie da gehalten? Was erbat sie sich wohl? Hat sie für sich gebetet?

Ihre Geschwister hingen sehr an ihr; sie war ja der einzige Mensch, der für sie sorgte, denn seit Mutters Tod war der Vater ganz unzugänglich geworden. Schroff, finsterner denn je war er geworden. Er und Rothburga meiden einander ängstlich. Wenn er nothgedrungen zu ihr sprechen muß, sieht er fort von ihr. Die kargliche Mahlzeit, während der sie beisammen sein müssen, beschränken sie auf die kürzeste Dauer. Nur der Zufall vollbringt es manchmal, daß sie Auge in Auge vor einander stehen. Dann flattern zwei ängstliche Blicke über seine hinweg, über seine, die sich jener Angst zu freuen scheinen.

Das ist ein böses Anzeichen, Gleispacher! Noch vor einem Jahr kränkte es Dich und nagte an Deinem Herzen. Ein neues Moment ist in Dein Leben getreten. Wenn Rothburga Dich jetzt an der Hand ergriffe und sagte: „Du armer, zermarterter Geist, lehre um von den Wegen Deines finsternen Nachdenkens! Auch für Dich ist Christus gestorben, auch Deine Seele hat er erlöst! Du bist gut und rechtlich, glaube daran!“

Das geschieht aber nicht. Sie verriegelt ihre Thür abends, wenn sie zur Ruhe geht. Drei Geschwister schlafen mit ihr, und wenn sie ihm in der dunklen Hausflur begegnet, drückt sie sich scheu an die Wand.

Da kommt ein Sommer, brennender als Feuer, ausdorrrender als Feuer. Die Fliegen und Insekten sind wie rasend und stechen voll aufgestachelter Bosheit. Durch die Wälder, über denen heimliche Schwüle brütet, geht ein tödtliches Knistern, als ob sie in jedem Augenblick ausflohen wollten. Das Gras ist gelb und der Erdboden zerklüftet sich. Ein schweres Los für Alle, die jetzt auf den glühenden Feldern arbeiten müssen.

Gleispacher mäht auf der Wiese mit den ältesten seiner Kinder. Kleine Schweißbäche rinnen über ihre Stirnen; oft wird der jüngste Knabe nach einem Krug frischen Wassers geschickt. Einmal bleibt er lange aus. Er hat sich erschöpft am Brunnen hingeworfen und ist vor übergroßer Ermüdung eingeschlafen. Gleispacher murmelt Flüche, die Zunge klebt ihm vor Durst am Gaumen. Ein paar Schritte von sich entfernt erblickt er Rothburga. Er wendet sich zu ihr. „Geh dem Buben nach und sieh zu, daß Wasser herbeigeschafft wird.“

Hat sie ihn nicht gehört, weil die Hitze ihr das tosende Blut zu Kopfe treibt? Er wiederholt seine Worte. Dann, bebend vor Aerger, tritt er auf sie zu und legt die Hand auf ihren Arm. „He, Du!“ Sie schreit auf, ähnlich wie damals, blickt entsetzt empor und weicht zurück.

Ein Lachen, satt wie das Klauschen des Wassers, das den Brunnenrand erreicht hat, antwortet ihr.

Er vergaß seinen Durst.

Ein paar Tage später ist's. Sie ist schon früh zum Schmied von Sankt Michael gegangen, um rechtzeitig wieder bei der Arbeit zu sein. Es ist noch schwüler als jüngst. Und so totenstill. Kennt sich Das Wald, diese schwarze, brütende Masse, unter der die Gluth heimliche Feuer entzündet, die Mensch und Thier den Odem in der Brust versengen?

Kein Laut hörbar. Ober doch. Irgendwo, vielleicht weit, vielleicht nah, geht Etwas durch das raschelnde Laub. Ein Mensch? Ein Thier?

Nothburga sieht sich um, bemerkt aber Niemand. Sie beschleunigt ihre Schritte. Weshalb wird ihr plötzlich dunkel vor den Augen? Es kommt doch oft vor, daß Einem ein Mensch im Walde begegnet. Sie fühlt ihre Knie wanken. Noch ein flüchtiges Kreuzeszeichen auf Stirn und Brust: dann preßt sie sich fest an den dunklen Stamm der Tanne am Wegrand.

Er mußte ja den Weg gehen, um zu dem kleinen Acker zu kommen, der etwa zehn Minuten weit von ihrem Haus entfernt liegt. Hätte er sie doch nur nicht bemerkt! Aber da sieht er das weiße Gesicht, das in gebanntem Entsetzen voll Erwartung zu ihm aufstarrt.

Einen Augenblick lang zögert der Dämon in ihm. Dann fliegt der Spaten zu Boden und er preßt seine Hände um ihren Hals. Sie wehrt sich nicht. Sie wird still und steif unter den würgenden Händen und streckt sich.

Er stöhnt auf und geht weiter in die tobende Stille. Es ist ihm, als ob er eine Nothwendigkeit erfüllt, endlich Das vollbracht hätte, was ihr bebender Blick seit Jahren von ihm erwartet hat . . .

München.

Maria Janitschek.

* * *

Frau Janitschek bittet, ihrer Skizze einen Ruf folgen zu lassen, der die Künstler der Literatur auffordert, ihre Werke anonym zu veröffentlichen. Hier ist, ohne Kommentar, diese Anregung, der ein Erfolg wohl kaum beschieden sein dürfte:

Die Einsamen sind die Könige der Erde. Ihre Wegleuchte ist nicht die Furcht. Für sie giebt's keine Warnungtafel, die den Pfad einschränkt, den sie gehen wollen. Sie dürfen ihre Stimme erheben, wo und wann sie mögen. Ihr freies Wort gefährdet nicht die Stellung ihrer Familie noch bedroht es das Ansehen ihres Freundes. Sie können ihre Stirn hochtragen und brauchen ihrem Nacken nicht zu sagen: Werde biegsam! Denn vor wem brauchte ein König sich zu beugen? Vor Keinem. Er ist Niemand Rechenschaft schuldig, sein oberster Richter heißt: ich.

Die Einsamen sind die Könige der Erde. Im Grunde sind sie Freiwild. Jeder Schuft kann einen Angriff auf sie wagen, weil sie mehr exponirt sind als die Anderen, die in Schaaren wandeln. Und auch deshalb, weil sie sich nicht verstecken, sondern frei einherschreiten, ja, weil jede ihrer Aeußerungen verrathen würde, wer sie sind. Wenn so ein Fürst der Freiheit Lust verspürt, zu sprechen oder seine Gedanken zu Papier zu bringen, dann sind seine Worte naturgemäß anders als die der Unfreien. Sie sind wie der Pfeil, den eine sichere Hand ent-

sendet, sie treffen, was sie treffen wollen, und sie treffen sicher. Oder sie gleichen der Feuersbrunst. Spottet die Flamme nicht jeglichen Versuches, sie zu zähmen, und wirft sich, allen Augen sichtbar, auf Das, was sie erhaschen will? Der Zugus, das königliche Vorrecht Freier, keine Last zu tragen, erregt mächtige Gewitter in der Zone der Unfreien. Gemahnt es sie nicht doppelt stark an ihre eigene armselige Gebundenheit und Knechtschaft? Was vor Allem niedere Naturen vom Selbstherrlichen wurmt, ist die Freiheit seiner Haltung, die Unabhängigkeit von ihnen. Mit Prügeln und faulen Eiern bewaffnet, ziehen sie gegen ihn, um ihn wenigstens, da sie ihn nicht beugen können, zu beschmutzen. Sein Name allein schon wirkt auf sie erregend, den Zorn stachelnd wie das Scharlach Tuch auf die Stiere in der Arena. In blinder Wuth verwechseln sie den Namen mit dem Gedanken, den er vertritt. Sie verschmähen, zu hören, nur weil er, dieser Mensch, zu ihnen spricht. Einem Anderen würden sie willig, vielleicht dankbar, folgen auf den Wegen, die er einschlägt.

Aber weshalb setzt Du auch Deinen Namen unter Dein Werk, Du Freier? Weißt Du nicht, daß fremd sein muß, wer gehört werden will? Weißt Du nicht, daß der große Baumeister der Welt in majestätischer Anonymität einhergeht, trotzdem seit Jahrtausenden Sterbliche bemüht sind, seinen Namen zu finden? Du hattest Etwas zu sagen gehabt und hast es gesagt in der Weise der Freien; und es war gut, daß Du es gesagt hast. Vielleicht hat es bewirkt, daß irgendwo eine Heuchelmaske niederfiel oder eine Scheuklappe abgelegt wurde. Genügt Dir Das nicht? Willst Du etwa gar in die Literaturgeschichte kommen? Wenn Du solchen Ehrgeiz trägst, ja, dann verdienst Du auch nichts Besseres, als daß Du in diesem Tröbelladen aufgelesener Meinungen und Urtheile figurirst.

Bist Du aber ein Künstler, einer der echten, dann sage, dann gib, was Du zu sagen, zu geben hast, ohne danach zu geizen, Deinen Namen unter Dein Werk zu setzen. Was thut Dein Name zu Deinem Schaffen? Er entfacht höchstens die Wuth kleiner Acidharte oder sichert Dir etwas noch Gefährlicheres: jene Popularität, die gleich Gift auf jedes Talent wirkt, weil sie die Naivität, das Unberechnende des Schaffens raubt.

Weg mit der Firma! Gib gute Waare: und doppelt, rein und groß wird der Sieg sein, der nur Deinem Werk gilt, nicht dem Namen, den vielleicht Dein Vater, Dein Bruder oder eine Laune des Zufalles der Menge schon mundgerecht gemacht hat.

Der Verleger, sagst Du, nimmt nur Namen in seinen Verlag auf? Das ist ein Irrthum. Der Verleger ist vor Allem Kaufmann; ob ein Name unter dem Werk steht, das guten Absatz findet, ist ihm gleichgiltig. Und vielleicht wird diese Namenlosigkeit mehr dazu verpflichten, nur Gutes zu schaffen. Denn dem Leser wird nicht schon vorher durch den Namen suggerirt, daß das Buch gut sein muß, weil es von dem berühmten A. oder B. ist. Die Kritiker werden unbeeinflußter von ihren Kaffeehausfreunden und Freundinnen, von ihren Lehrern oder Gönnern ihre Kritiken schreiben, das Publikum aber wird, wenn kein Name schon vorher sein Urtheil bestimmt, anfangen, sein eigener Kritiker zu sein. Und Das wäre das Beste, was der Künstler erleben kann.



Die Musik. *)

Kunst ist ein Kulturprodukt. Ihr „Beruf“ ist nicht der, nach willkürlich erfundenen oder der augenblicklichen Noth angepassten, nachträglich als „ewig“ proklamirten „Gesetzen“ eine selbstgefällig isolirte Existenz zu führen; ihr natürlicher Beruf ist vielmehr: Zeugniß abzulegen von der Kultur der Zeiten und Völker.

Wenn man die Geschichte der Literatur und der Bildenden Künste überblickt, so erscheint diese Auffassung als etwas ganz Selbstverständliches. Bei der Musik ist die Darstellung ihrer Kulturbedeutung deshalb schwieriger, weil sie weniger augenfällige Vergleichsobjekte mit dem Leben hat. Zudem ist die grundlegende kunstmäßige Fassung der Ton-„Sprache“ — so weit es sich nicht um eine tote, nur noch dem Historiker zugängliche, sondern um eine für unsere Zeit gemeinverständliche, lebende Sprache handelt — verhältnismäßig sehr jungen Datums. Die technische Ausbildung ihrer Ausdrucksformen und die mit dem Ausbau der grammatikalischen und stilistischen Elemente stetig wachsende Erweiterung des Sprachschazes der Musik, die wir dem Genie unserer letzten großen Meister verdanken, ist, streng genommen, auf der Vorarbeit weniger Jahrhunderte aufgebaut. Wie bei der Entwicklung der anderen Künste ist auch in der Geschichte der Tonkunst ein Fortschreiten von der Wiedergabe unbestimmter oder allgemeiner, typischer Vorstellungen zum Ausdruck eines mehr und mehr bestimmten, individuellen und intimen Ideenkreises zu verfolgen. Da der innere Prozeß dieser Entwicklung zum Theil unter der Hülle rein formalistischer Elemente verborgen ist, konnten manche Aesthetiker, denen nur das Außerliche, Formalistische eingänglich war, während sie (kurzsichtig aus Mangel an Produktivität) das Wesentliche entweder gar nicht oder nur sehr oberflächlich wahrnahmen, geraume Zeit einige Verwirrung anrichten. Ihre Lehre war das Unfehlbarkeitsdogma der Form; der lebendige Inhalt der Kunst war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. In ihrer Kurzsichtigkeit konsequent, glaubten sie immer wieder, mit dem stolzen diktatorischen Ruf: „Bis hierher und nicht weiter!“ die naturgemäße Entwicklung aufhalten oder irgend eine Epoche bereits als die letzte, höchste Blüthe jeder überhaupt möglichen Entwicklung bezeichnen zu können. Ueber die Rückständigkeit einer solchen Aesthetik geht aber das Urtheil der Geschichte gelassen zur Tagesordnung über.

*) So heißt eine „Sammlung illustrirter Einzeldarstellungen“, die im Verlag von Bard, Marquardt & Co. in Berlin erscheint und als ersten Band eine Monographie über Beethoven bringt. Diese Arbeit (des Herrn August Böllerich) leitet der Herausgeber der Sammlung, Herr Hofkapellmeister Dr. Richard Strauß, mit den folgenden programmatischen Sätzen ein.

Jedenfalls darf schon heute der Irrthum Derer, die als das eigentliche Wesen der Musik nur einen mehr oder weniger spielerischen Formalismus bezeichnen, als überwunden erklärt werden. Den unmittelbaren Zusammenhang mit dem Leben und der Kultur hat die Geschichte unserer Meister und ihrer größten Meisterwerke unwiderleglich bewiesen.

Wohl besitzt unsere musikalische Literatur einzelne sehr erfreuliche, von dieser Grundanschauung getragene Dokumente. Doch ist das Verständniß der ganzen Entwicklung durchaus noch nicht allgemein gesichert. Den Entwicklungsgedanken konsequent vertretende Studien über alle Gebiete der Tonkunst fehlen entweder oder sie sind in streng wissenschaftlich-ästhetischen Werken niedergelegt, in die der große Kreis der Musikfreunde nicht so ohne Weiteres einzudringen vermag.

Es dürfte daher gerechtfertigt sein, in Form gemeinverständlicher Essays alle wesentlichen Gebiete der Tonkunst in der Weise zu bearbeiten, daß der aus der Kulturbedeutung der Kunst naturgemäß sich ergebende Entwicklungsgedanke einheitlich und eindringlich zum Ausdruck gelangt.

Zur Eröffnung einer solchen Sammlung erscheint eine Monographie über Beethoven am Geeignetesten, weil gerade Beethoven der Meister ist, über dessen Stellung zur allgemeinen Kultur sich heute Freund und Feind wohl am Leichtesten verständigen können. Man darf die Hoffnung hegen, daß eine im Großen und Ganzen allgemeine Einigung über die Auffassung von Beethovens Leben und Wirken die sichere Grundlage für eine Verständigung über weitere, noch mehr umstrittene musikalische Fragen bilden werde.

Charlottenburg

Dr. Richard Strauß.

Selbstanzeigen.

Schauspielersehnsucht. Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Es kann nie genug frische Luft in unsere fensterlosen Schauspielhäuser geblasen werden, über denen sich nicht mehr der leichte, lichte Himmel von Alt-Hellas wölbt, sondern eine dicke, nur zeitweilig und künstlich erleuchtete steinerne Decke. Wir sehen heute das Leben begieriger nach künstlerischer Ergänzung ringen als jemals in deutschen Landen. Die Zimmerwände werfen ihren Tapetenplunder ab und kleiden sich in einfarbige Gewänder; der Stuhl, auf dem wir sitzen, schmiegt sich unserem Körper an, während ehemals unser Körper sich ihm anpassen mußte; das Buch spricht nicht nur zu unserem Herzen, unseren Nerven, es ist auch dem Auge ein Wohlgefallen geworden; vornehme Bildbrücke in allerlei Techniken grüßen uns von rechts und links, sind Licht- und Schönheitbringer im düsteren Alltag. Nur im Theater, wenigstens im Durchschnittstheater, brütet die Dumpsheit; und auch den Jugendworten moderner Dramatiker fehlte die Zungenkraft, die nöthig wäre, um den Staub von der bretternen Welt zu fegen. Die Bühne hat eben nicht die reiche Vergangenheit hinter sich, wie Malerei,

Plastik und Literatur oder gar wie das Leben. Seit kaum dreihundert Jahren erst giebt's einen Stand der deutschen Schauspieler: Das ist ein kindlich Alter in der Kunst. Da läßt sich der feierliche Zug der Aeschylos, Shakespeare und unserer großen Tragiker von Lessing bis Grillparzer kaum abschreiten, geschweige denn darstellerisch neu erleben und umgestalten. Uns fehlt die Tradition. Wir haben eine Summe von Darstellungsmitteln herausgebildet, die aus des Hanswursts schlimmen Zeiten zu stammen scheinen, nicht aber auf Shakespeares fruchtbarer Scholle gewachsen sind; die wirksam sind, aber nicht lauter, auf denen der Schimmelpilz wuchert und nicht die Patina. Wenn die Künste ihre Gestalten aus Wirklichkeit und Möglichkeit schaffen, so liegt die Schaubühne tief im Argen, denn sie zeigt der Fälschungen und Unmöglichkeiten die Menge. Auf solche Irrthümer hinzuweisen, ist das Ziel dieser Aufsätze. Sie führen zu Hoffnungen und Entwürfen, weil ich das Theater liebe und weil ich ihm angehöre. Es mit dem Kunstgefühl zu durchdringen, das heute in den Herzen der Besten lebt, ist meine Sehnsucht.

Wien.

Ferdinand Gregori.

Die Besiegten. Kleine Tragoedien der Zeit. Verlag von J. C. C. Brunck.
Minden i. W. 1904. 1,50 Mark.

Zwölf kleine Szenen sind in diesem Buch gesammelt: Der Anwalt, Die Ehe, Der Arzt, Der Aristokrat, Die Dirne, Der Priester, Der Offizier, Der Lehrer, Die Geliebte, Der Künstler, Der Millionär, Die Jugend. Sie wollen darstellen, wie die in den Menschen verkörperten Berufe und sozialen Einrichtungen von unserer Zeit ihres Sinnes beraubt werden. Die kapitalistisch materialistische Verflachung zerstört diese Menschen, die auf alle Möglichkeiten des Wirkens, auf das Glück, ihre Persönlichkeit ungehemmt zu entwickeln, verzichten müssen. Ich war bemüht, die einzelnen Gestalten, die mit Absicht mehr typisch als individuell gezeichnet sind, in den entscheidenden Augenblicken ihres Lebens, in jenem großen dramatischen Moment, den Jeder einmal erlebt, zu erfassen. Meine Aufgabe ist gelöst, wenn das Buch dem Leser ein Schuldbuch unserer Epoche scheint. Diese kleinen Tragoedien der von der Zeit Besiegten wollen Anklagen gegen die Zeit sein.

Wien.

Dr. Ludwig Bauer.

Das Leben. Ein Blatt zur Einführung abendländischer Kultur in Oesterreich. Wien I., Giselstraße 3.

Ich habe die Absicht, das Blatt nur ein Jahr zu führen. Mein Beruf — ich bin Architekt — gestattet mir nicht, mich jahraus, jahrein einer so anstrengenden Nebenbeschäftigung zu widmen, wie es das Schreiben einer solchen Zeitschrift ist. Auch glaube ich, in den vierundzwanzig Hefen dieses Jahrganges Alles sagen zu können, was ich zu sagen habe. Zweck der Zeitschrift ist, mir meine Berufsarbeit zu erleichtern. Ich richte nämlich Wohnungen ein. Das kann ich nur für Leute, die abendländische Kultur besitzen. Ich war so glücklich, drei Jahre in Amerika zu leben und westliche Kulturformen kennen zu lernen. Da ich von deren Ueberlegenheit überzeugt bin, halte ich es für charakterlos, auf das österreichische Niveau — subjektiv gesprochen — herabzu-

steigen. Das führt zu Kämpfen. Und in diesen Kämpfen stehe ich einsam da. Der Hochadel — bisher der einzige Importeur westlicher Lebensformen — hat keinen Einfluß mehr, da der Staat, die Unterrichtsverwaltung, sich ganz einer Richtung angeschlossen hat, die nicht aus der Lebensform Formen schafft, sondern mit Hilfe von Formen Lebensformen schaffen will. Dem Volk wurde es erschwert, sich westliche Kultur anzueignen; denn zwischen Adel und Volk wurde eine Mauer errichtet: die Sezession. Zweck meiner Zeitschrift ist, Bresche in diese Mauer zu schlagen. Eine Probe aus der zweiten Nummer soll zeigen, wie ich mir meine Arbeit denke:

Es war einmal ein Sattlermeister. Ein tüchtiger, guter Meister. Der machte Sättel, die so geformt waren, daß sie mit den Sätteln früherer Jahrhunderte nichts gemein hatten. Auch nicht mit türkischen oder japanischen. Also moderne Sättel. Er aber wußte Das nicht. Er wußte nur, daß er Sättel machte. So gut, wie er konnte. Da kam in die Stadt eine merkwürdige Bewegung. Man nannte sie die Sezession. Die verlangte, daß man nur moderne Gebrauchsgegenstände erzeuge. Als der Sattlermeister Das hörte, nahm er einen seiner besten Sättel und ging damit zu einem der Führer der Sezession. Und sagte zu ihm: Herr Professor — denn Das war der Mann, da die Führer dieser Bewegung sofort zu Professoren gemacht wurden —, Herr Professor! Ich habe von Ihren Forderungen gehört. Auch ich bin ein moderner Mensch. Auch ich möchte modern arbeiten. Sagen Sie mir: Ist dieser Sattel modern? Der Professor besah den Sattel und hielt dem Meister einen langen Vortrag, aus dem er immer nur die Worte „Kunst im Handwerk“, „Individualität“, „Moderne“, „Hermann Bahr“, „Ruskin“, „Angewandte Kunst“ u. s. w. heraushörte. Das Fazit aber war: Nein, Das ist kein moderner Sattel. Ganz beschämt ging der Meister davon. Und dachte nach, arbeitete und dachte wieder. Aber so sehr er sich anstrebte, den hohen Forderungen des Professors nachzukommen: er brachte immer wieder seinen alten Sattel heraus. Betrübt ging er wieder zu dem Professor. Klagte ihm sein Leid. Der Professor besah sich die Versuche des Mannes und sprach: Lieber Meister, Sie besitzen eben keine Phantasie. Ja, Das wars. Die besaß er offenbar nicht. Phantasie! Aber er hatte gar nicht gewußt, daß die zum Sattelerzeugen nothwendig sei. Hätte er sie, so wäre er sicher Maler oder Bildhauer geworden. Oder Dichter. Oder Komponist. Der Professor aber sagte: Kommen Sie morgen wieder. Wir sind ja da, um das Gewerbe zu fördern und mit neuen Ideen zu befruchten. Ich will sehen, was sich für Sie thun läßt. Und in seiner Klasse schrieb er folgende Konkurrenz aus: Entwurf für einen Sattel. Am nächsten Morgen kam der Sattlermeister wieder. Der Professor konnte ihm 49 Entwürfe für Sättel vorweisen. Denn er hatte zwar nur 44 Schüler, aber 5 Entwürfe hatte er selbst angefertigt. Die sollten ins „Studio“. Denn es steckte Stimmung in ihnen. Lange besah sich der Meister die Zeichnungen und seine Augen wurden heller und heller. Dann sagte er: Herr Professor! Wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferde, vom Leder und von der Arbeit verstehen würde wie Sie, dann hätte ich auch Ihre Phantasie!

Und lebt nun glücklich und zufrieden. Und macht Sättel. Moderne? Er weiß es nicht. Sättel.

Die feindlichen Bahnen.

In der Reichshauptstadt gährt es. Zwei Parteien sind entstanden: die Roten und die Grünen. Von Tag zu Tag wird die Scheidung reinlicher. Eine Mitte giebt es nicht. Jeder muß Farbe bekennen. Bald wird Berlin einem Kampfplatz gleichen, auf dem zwei feindliche Heere einander gegenüberstehen. Gewitterstimmung in der Luft. Feste Worte fliegen hin und her, Drohungen werden ausgestoßen, Schwüre geleistet, auf beiden Seiten wird Lärm geschlagen. Kleinliche Streitigkeiten sind vergessen, Widersacher von gestern reichen einander die Hand. Vereint siegen und erst dann wieder getrennt marschieren: Das ist die Losung. Herrliche Schlagwörter sind zu vernehmen. Sie öffentliches Wohl, die Heiligkeit des verbürgten Rechtes. Das zieht. Mit Parolen von so unverwundlicher Kraft operirt jeder Feldherr gern. Es wird ein Schauspiel für Götter geben. Und wie wird das Ende sein? Wird die moderne Millionenstadt das Gespenst einer längst begrabenen Vergangenheit in blutigen Tinnen heraufbeschwören? Wird das Volk Sturm gegen die Straßenbahn laufen, sich auf die Schienen werfen, die stählernen Stränge aus dem Boden reißen, die Wagen zertrümmern, die Bemannung an Leib und Leben bedrohen? Werden die Brücken und Tunnels der Hoch- und Untergrundbahn den Aufständigen als Schanzen und Zuflucht dienen? Und wie weit wird der Arm der blinden Themis reichen, von dem die Große Berliner hofft, er werde ihre Feinde in den Staub strecken? Lauter Fragen an das Schicksal, die ich nicht beantworten kann. Aber grimmig ist die Stimmung in dieser Stunde und mit Bangen harren ängstliche Gemüther der Dinge, die da kommen sollen. Die Sache ist auch wirklich sehr ernst. Die Untergrundbahn ist bei den Bohrungen, die ihr quer durch die Tiefen der inneren Stadt von der Peripherie zum Centrum den Schienenweg bereiten sollten, plötzlich auf einen Fels gestoßen, der den besten Schneidemaschinen trotzt: auf den Widerstand der Großen Berliner Straßenbahn, einen Widerstand, den die Urkunde der Konzession und ein Erkenntniß des Reichsgerichtes stützt. Rasch helfen könnte nur eine Dynamitpatrone; doch die Sprengung gäbe das Signal zum Kampf und die Klugheit warnt vor dem taktischen Fehler, durch offenen Ueberfall dem Gegner Sympathien zu sichern, ehe man noch die eigenen Streitkräfte für die Hauptschlacht gesammelt hat. Deshalb jetzt die Ruhe vor dem Sturm. Die beiden Todfeinde haben Fühlung genommen und blicken einander spähend ins Weiße des Auges. Beide sind des Sieges gewiß, denn Beide sind guter Leute Kind und rechnen auf die Helferdienste ihrer mächtigen Sippschaft. Hinter der Großen Berliner steht die Dresdener, hinter der Hochbahn die Deutsche Bank. Diese Thatsache verleiht dem Streit erhöhte Bedeutung. Seit dem Tage, da die Dresdener Bank, um für Leipzig Rache zu nehmen und der Deutschen Bank einen Tott anzuthun, mit geräuschvoller Feierlichkeit den Abschluß des von Stinnes und Levy Hagen geweihten Bündnisses mit dem Schaaffhausenschen Bankverein der Welt verkündete, war ein Rencontre unvermeidlich geworden. Die hohe Spannung mußte sich irgendwie entladen. Nun will der Zufall, daß sich die Begegnung der beiden guten Hasser unter den Fundamenten des Neubaus von Wertheim abspielt. Dieses Terrain hatte wohl Niemand für den Schauplatz des kommenden Kampfes gehalten. Gerade weil die Leiter der beiden Interessentkreise sich, als wohl-

erzogene Herren, versagen müssen, ihrer Wuth in persönlichen Thätlichkeiten Luft zu machen, wird in die Behandlung der ersten geschäftlichen Angelegenheit, bei der sich eine Kollision ergibt, die größte Bitterkeit getragen. So viel Bitterkeit, daß man das Wesen der Sache fast übersehen und glauben könnte, zwischen Hochbahn und Straßenbahn wäre es nie zu einem ernstem Konflikt gekommen, wenn Schmidt nicht die Trebergesellschaft gegründet, die Leipziger Bank den Trebermann nicht finanziert, seine Wechsel nicht den Werth und die Leipziger Bank nicht ihr Gleichgewicht verloren, die Dresdener Bank nicht den Gegenstand grundloser Besorgnisse gebildet hätte und die Deutsche Bank nicht wie ein *dans ex machina* in Sachsen erschienen wäre, als dort das Vertrauen zur Hochfinanz ins Wanken geriet. Natürlich wäre aber, auch wenn wir all Das nicht erlebt hätten, der Zusammenstoß zwischen der Hochbahn und der Großen Berliner dennoch erfolgt. Die dickste persönliche Freundschaft der beiden Finanzgruppenführer hätte das Unvermeidliche nicht zu hindern vermocht. Nein: nicht mit einem Wort der Feindschaft haben wir zu thun. Die Sache selbst bot die breite Reibungsfläche.

Auf welche Seite schlägt sich der Chronist? Hat er ein feines Ohr für die Mehrheitregungen des Demos, so wird er spornstreichs ins Lager der Hochbahn schwenken. Dort ist Ehre zu holen. Freilich wird er da in einer Gruppe von Leuten stehen, die außer der Ehre auch noch etwas Greifbareres herauszuschlagen möchten: Dividenden. Das darf ihn nicht anfechten. Man muß sich auch Lanzknechte, die mitkämpfen, um Gold und Beute einzuheimen, als Helfer gefallen lassen. *À la guerre comme à la guerre*. Jedenfalls werden sie eine winzige Minderheit bleiben. Die Meisten, die ich oben auf den Rampen der Hochbahn erblicke, schauen von einer höheren Binne als der der Partei auf die Große Berliner hinab. Diese Streiter nahmen aus heller Begeisterung das Kreuz, weil die Straßenbahn ihnen eine Räuberin am öffentlichen Wohl scheint. Denn sie begeht das unerhörte Verbrechen, als Dividende auf ihr Kapital von 85 Millionen Mark $7\frac{1}{2}$ Prozent auszuschütten; und wenn man aus der starken Steigerung der Einnahmen, die im vorigen Jahr zugleich mit der Verringerung des Betriebskoeffizienten erreicht wurde, Schlüsse ziehen darf, so wird die nächste Dividende noch höher sein. Nach volksühmlicher Vorstellung aber hat ein Unternehmen, das sich so gut rentirt, die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit, ein Parikirt vorzunehmen, seine verbrieften Rechte selbst in den Wind zu schlagen und der Konkurrenz die Thore zu öffnen, sobald die *salus publica* es erheischt. Diese Empfindung läßt sich begreifen; immerhin sollte man nicht ganz vergessen, daß in keiner anderen Hauptstadt der Welt der Bürger so billig und so bequem auf seiner Straßenbahn fährt wie der Berliner auf seiner Großen. Schuldigt man nun der Ansicht, daß es zwischen Himmel und Erde Dinge giebt, die man, wenn sie absolut nicht zu biegen sind, brechen muß, sei es auch um den Preis einer kleinen Mißachtung verbriefter Rechte, so wird vom Begreifen zum Verlangen nur ein Schritt und von da zum Rechtsbruch nur noch ein zweiter sein.

Die Große Berliner Straßenbahn aber scheint mir nicht in die Kategorie der Unbeugsamen zu gehören, die man nach solchem Rezept behandeln darf. Ihre Rechte sind nicht usurpirt, sondern erst nach umständlichen Verhandlungen bewilligt worden. Die ganz ungewöhnlich lange Dauer ihrer Konzessionen — bis 1950 für die inneren, bis 1960 und länger für die äußeren Linien — ist

einem freien Entschluß der Behörden, keiner Zwangslage entsprungen. Die Stadt hat sich in dem Vertrag, den sie bei der Elektrifizierung der Linien abschloß, von einer gewissen Grenze an fünfzig Prozent vom Reingewinn vorbehalten; und diese Grenze wird, trotz den Kapitalserhöhungen der letzten Jahre, vielleicht schon bei der Dividende für 1903 überschritten werden. Mit der Einführung des Zehnpfennigtarifes hat die Gesellschaft schließlich das Aeußerste gethan, was man einem Verkehrsunternehmen von 477 Kilometern Betriebslänge unter den heutigen Verhältnissen zumuthen kann. Mit Alledem ist freilich noch nicht bewiesen, daß nicht eine zweite Bahnlinie, eine unterirdische, durch die Leipzigerstraße führen darf. Diese Straße ist durch die fast ununterbrochenen Wagenreihen der Großen Berliner in gemeingefährlicher Weise überlastet; kaum im Orient, gewiß aber nicht in Westeuropa würden die maßgebenden Instanzen diesen Zustand in einer anderen Hauptstadt dulden, ohne schnell und kräftig einzugreifen. Nur will mich dünken, daß die Schuld an diesem mißlichen Stande der Dinge nicht auf das Konto der Großen Berliner, sondern auf das der staatlichen und städtischen Behörden zu schreiben ist, die der Gesellschaft der Herren Arnhold und Gutmann so weitreichende Rechte eingeräumt haben. Die Ausübung dieser Rechte wird jetzt als schwerer Druck empfunden. Die Herren der Dresdener Bank haben natürlich nicht die geringste Lust, sich ihrer Rechte zu entkleiden und, der Lady Godiva gleich, nackt durch die Stadt zu reiten (vermuthlich, weil sie ihre Leute kennen und die Furcht nicht loswürden, an irgend einer Ecke könne ihnen Jemand an den Leib rücken). Wer aber, der sich frei von Heuchelei fühlt, will in unserer Gesellschaftsordnung einem Aktienunternehmer, wie es die Große Berliner Straßenbahn ist, das Streben nach möglichst großem Gewinn und den Widerstand gegen jede Profitschmälerung im Ernst verüben? Den wirtschaftlich hilflosen Fahrern und Schaffnern der Gesellschaft alle Sympathie und Unterstützung, wenn sie ihren Rechtsansprüchen nützlich werden können: Staat und Stadt aber mußten als noch Zeit dazu war, selbst für die Zukunft vorsorgen; und haben sie Fehler gemacht, so muß die Bevölkerung seufzend die Folgen tragen. Zu beseitigen wäre der Uebelstand nur, wenn die Straßenbahn von der Stadt angekauft würde. Fordert die Gesellschaft gar zu viel und verhindert dadurch den Ankauf, — dann erst dürfte man auf das uralte Enteignungsrecht zurückgreifen. Auch die Hoch- und Untergrundbahn folgt nicht einer von der Sorge fürs öffentliche Wohl diktierten Sehnsucht, wenn sie ins Herz der Stadt vorzudringen sucht. Die — freilich höchst kostspielige — Ausdehnung des Betriebes soll die Basis für eine angemessene Rentabilität schaffen, die ihr bis jetzt noch fehlt; denn ohne diese Rentabilität werden die Aktien nie den Weg aus dem Gründer Port feuille ins Publikum finden. Trifft solches durchaus berechtigte Streben mit einem dringenden Bedürfniß des Gemeinwohles zusammen und benutzt die Kommune diesen Umstand zur Stärkung ihrer Position gegenüber der Großen Berliner, so ist dagegen nichts zu sagen. Nur muß die Stadtverwaltung auch die Konsequenzen auf sich nehmen. Die Methode, für theure und von vorn herein nicht ganz sichere Unternehmungen das Privatkapital heranzuziehen, hat sich in der Praxis ja vortrefflich bewährt. Doch das Mittel, das einem Kontrahenten dazu verhilft, nur die Vortheile eines Geschäftes einzudecken, jeden möglichen Nachtheil aber mit großem Aufwand sittlicher Entrüstung wirksam abzuwehren, ist bisher noch nicht erfunden worden. Dis

Berlin, den 6. Februar 1904.

Rechtssozialismus.

Die Sozialdemokratie hat endlich wieder einen großen Theoretiker gefunden. Seit dem Tode von Engels verfügte sie freilich über Millionen Köpfe. Nur der Kopf wollte sich nicht einstellen. Schippel, David, Bernstein und Kautsky fordern die strenge Wissenschaft zu ernster Prüfung und fachlicher Stellungnahme heraus; aber diese Ressortchefs der Sozialdemokratie können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es ihren gefügigen Gliedern an einem Haupt fehlt. Vieläugig, hunderthändig, tausendsüßig ist der agitatorisch wirksame sozialdemokratische Koloss. Der junge Riese dehnt und reißt sich mit unheimlicher Wachstumsbeschleunigung zu überwältigenden Dimensionen aus. Aber das Scherzwort des weltgewandten englischen Lordkanzlers Franz Bacon gelte uns in die Ohren: Riesen gleichen Häusern mit fünf Stockwerken, bei denen bekanntlich das oberste Stockwerk, das fünfte, am Schlechtesten eingerichtet zu sein pflegt. Als das Freundespaar Marx und Engels in Gemeinschaft mit, aber unabhängig von Lassalle die deutsche Sozialdemokratie als Partei gründete, sah man von dem künftigen Wunderkind nur den Kopf und so gut wie gar keine Glieder. Und der gewaltige Kopf eines Karl Marx reichte denn auch für die erste Wachstumsperiode vollkommen aus; aber eben nur für die erste. Eine neue Zeit brach an. Als der Prophet Marx in seinem Vaterlande endlich zu gelten begann, hörte er auf, Prophet zu sein. Äußeres Wachstum der Partei und innere, logische Erstarkung verliefen nicht mehr parallel, sondern umgekehrt proportional. Je größer der Territorialbesitz der Partei wurde, desto fataler schrumpfte ihr wissenschaftlicher Gehalt zusammen. Als Marx noch lebte, gab es Führer ohne Partei; jetzt giebt's umgekehrt: eine Partei ohne Führer. Aus der trüben Fluthwelle des dresdener Parteitages tauchte mit weithin leuchtenden Lettern eine Einsicht mit

zwingender Klarheit empor: die deutsche Sozialdemokratie besitzt heute nur noch Männer, aber keinen Mann mehr.

Am Besten gedieh die Partei unter der Herrschaft des gedanklichen Absolutismus. Es ist das große Geheimniß der Selbsterhaltung aller Orthodoxie, auch der politischen, auf die „Worte eines Meisters“ zu schwören, heiße dieser Meister nun Stahl, wie der Begründer der ultrakonservativen, oder Marx, wie der der ultraradikalen Partei. Wie die Truppen sich um Fahnen und Standarten schaaren, denen sie blindlings folgen, so haben wohldisziplinierte politische Parteien ihren Heiligen, dem sie in unbedingter Treue anhängen. Hier ist der Name nicht „Schall und Rauch“, sondern zusammenhaltendes Symbol, Erkennungszeichen der Zusammengehörigkeit; Kolorade. Das Personalisierungsbedürfniß, die Fetisch-Sehnsucht, der Namen-Kultus, die Heroen-Verehrung sitzen der Menschennatur tiefer im Blut, als die ledigen Vertheidiger der horazischen Kritiker-Maximen „nil admirari“ und „nullius in verba magistri“ sich träumen lassen. Die Menge will bewundern, nachahmen, treu anhängen. Sie zertrümmert immer nur alte Götzen, um neue an die Stelle zu setzen. Wie sie Sitten und Bräuche Jahrhunderte lang unwandelbar folgt, weil sie sich darauf verläßt, daß ihre Vorfahren die Möglichkeit dieser Sitten und Bräuche schon durchdacht haben werden, so folgt sie aus Bequemlichkeit gern irgend einer fertigen politischen Doktrin, lieber noch einem zum festen Schlagwort verdichteten Parteiideal, am Allerliebsten aber einem „representativen Man“, einer gewaltigen, fährenden, zwingenden Persönlichkeit.

Eine solche zwingende Persönlichkeit besaß die Sozialdemokratie einst in Karl Marx. Durch das verblüffende Maß seines Wissens und die ätzende Schärfe seiner Dialektik, vor Allem aber durch das überzeugende Pathos einer hochgestimmten, redlich ringenden, in ihrem innersten Kern unantastbaren Apostelnatur nöthigte er auch dem wissenschaftlichen Gegner Achtung nicht nur, sondern geradezu Bewunderung ab. Marx überrückte die deutschen Ratheder. Unter Führung Schmollers und Wagners erklärte der deutsche Ratheder-Sozialismus einstimmig, man habe es mit einem ebenbürtigen wissenschaftlichen Gegner zu thun, den man widerlegen müsse, aber nicht ignoriren dürfe. Eine weitschichtige Marx-Literatur entstand, die sich mit Marx polemisch auseinandersetzte, aber seine Originalität anerkannte. Da kam (1886) die wissenschaftliche Opposition gegen die Originalität von Marx auf der einen, gegen die Gültigkeit seiner Thesen auf der anderen Seite: aus Oesterreich. Im Jahr 1886 erschien Anton Mengers „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“, worin auf Grund eingehender Studien über den älteren englischen Sozialismus die Behauptung aufgestellt wird, die wesentlichsten Gedanken von Marx seien schon bei den älteren englischen Sozialisten Hall, Thompson u

Godwin zu finden. Dieser Nachweis wurde vielfach für gelungen erachtet, bis jüngst August Duden in Bern in Bezug auf William Thompson zeigte, daß Menger zu Unrecht gegen Marx den Vorwurf erhoben habe, die grundlegenden Theorien von Thompson entlehnt zu haben, ohne seine Quelle zu nennen.

In anderer Richtung ist ein zweiter Oesterreicher, Julius Wolf, damals in Zürich, jetzt in Breslau, gegen die wissenschaftliche Position von Marx aufgetreten. Im Jahr 1892 veröffentlichte Wolf sein Buch über „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung.“ An der Hand der Konsum-, Armen-, Bettler-, Kriminal und Einkommens-Statistik, der Sparkasseneinlagen, der Erbschaftsteuer und der Sterblichkeitstatistik suchte Wolf mit aner kennenswerthem Wagemuth die zum Dogma verhärtete Lehre von der Proletarisirung des Mittelstandes zu erschüttern. Die Thatsachen haben die Position Wolfs gegen Marx gestützt. Die französischen und englischen Einkommensteuerstatistiken der letzten Jahre ergaben das selbe Bild, das Wolf auf Grund der sächsischen, preussischen und zürcher Einkommensteuerstatistik entworfen hatte: das Anwachsen und nicht die Zerreibung des Mittelstandes. Der revisionistische Sozialismus, besonders Eduard Bernstein, erkannte in ehrlichen Worten an, daß die „Verelendungstheorie“ von Marx nicht mehr zu halten sei. Zwei der werthvollsten Paradenstücke der sozialistischen Propaganda, das schon von Marx angefochtene „Eiserne Lohngesetz“ Lassalles, und die „Verelendungstheorie“ von Marx, wandelten in die Kumpellammer verschliffener politischer Schlagwörter. Dann kamen die dialektische Methode, die materialistische Metaphysik, die Werththeorie, insbesondere die Mehrwerththeorie, endlich die materialistische Geschichtsauffassung an die Reihe. Aus dem Prachtbau der politischen Architektur Marxens verschwand eine Säule nach der anderen. Die revisionistische Kritik der Jungsozialisten ging den Fundamenten des Marxismus prüfend nach und Alles, was geborsten oder schadhast schien, wurde unbarmherzig entfernt. Und da stellte sich denn sehr bald heraus, daß gerade die theoretischen Fundamente, auf denen der imposante Bau ruhte, bedenklich erschüttert waren.

In der höchsten Noth erschien der Retter. Anton Mengers „Neue Staatslehre“, im Herbst 1902 ausgegeben, errichtete in aller Stille einen sozialistischen Neubau. Der scharfe Kritiker, der Marx einst an den Pranger gestellt hatte, arbeitete seit Jahren in der Klausur einer sorgfältig gesammelten und gewissenhaft verarbeiteten sozialistischen Privatbibliothek unverbrossen an einem System des Sozialismus. Man wußte längst, daß Anton Menger mit sozialistischem Del gesalbt ist; hatte er doch in seiner Schrift „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Volksklassen“ Gedanken entwickelt, die in der sozialisirenden Tendenz des Bürgerlichen Gesetzbuches im Deutschen Reich ihren Niederschlag gefunden haben. Man hielt den vorgeschrittensten

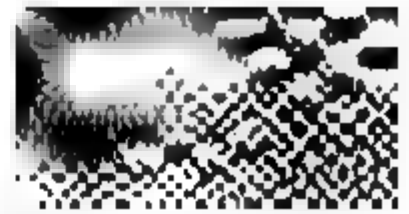
der berühmten drei Brüder Menger bis dahin für einen Katheten im besten Fall für einen Vertreter des Rechtssozialismus, aber nie entschiedenen Sozialdemokraten, als den er sich zu allgemeinem Geseiner „Neuen Staatslehre“ entpuppt. Und daß es sich bei Menger jetzt nicht um ein gelehrtes Buch, um eine rein wissenschaftliche Leistung, sondern um eine agitatorische Schrift handelt, beweist der Umstand, daß er soeben seine „Neue Staatslehre“ in einer billigen Volksausgabe herausgegeben hat. Er will nicht nur belehren: er will wirken.

Die offizielle Sozialdemokratie hat den neuen Apostel abgelehnt. Mag Marxens Bau immerhin Risse und Spalten zeigen: man ist doch wohllich eingerichtet. Die Lücken der Theorie sind nothdürftig gestopft, die Lächer geschickt verkleistert, so daß man im alten Heim immer noch behaglich hausen kann, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in Mengers Neubau nur den Trockenwohner zu spielen. Das Beharrungsgesetz in der Natur, von dem das politische Trägheitsgesetz nur einen Spezialfall bildet, ist jeder Neuerung von vorn herein abhold. Und so kommt es, daß auch der äußerste Radikalismus sehr bald die Tendenz zeigt, zur Orthodoxie zu erstarren. Atheismus und Nihilismus haben so gut ihre Fanatiker wie die blindesten Kirchengläubigen. Selbst der rüdeste Skeptizismus, der an Allem zweifelt, auch daran, daß er zweifelt, gerinnt mit der Zeit zum erkenntnistheoretischen Dogma. Was Wunder also, wenn die Zionswächter des theoretisch Bestehenden, die Orthodoxen des Marxismus Jeden zum Tempel hinausjagen, der die politisch allein-seligmachende Formel des unfehlbaren Sozialpapstes nicht nur antastet, sondern sogar sich erdreistet, eine neue Heilswahrheit zu länden?

Um nichts Geringeres handelt es sich in der „Neuen Staatslehre“. Sie giebt ein System des Sozialismus ohne — richtiger sogar: gegen — Karl Marx. Die materialistische Geschichtsauffassung wird rückhaltlos preisgegeben. Sie könnte „für die Entwicklung des volksthümlichen Arbeitstaates verhängnisvoll werden“. Haben die Nationen erst angefangen, ihr ganzes vergangenes Handeln mit Marx lediglich als Folgeerscheinungen ökonomischer Triebfedern zu betrachten und sich auch für die Zukunft ausschließlich wirtschaftliche Ziele zu setzen, so könnte die soziale Bewegung, „trotz ihrem ungeheuren Aufwand von geistigen und physischen Kräften, schließlich in einen armseligen Mast- und Futterstaat ausmünden“. „Nichts thut deshalb den Thatsachen mehr Gewalt an, als dies innerlich so ungleichartige geistige Leben und seine Umgestaltungen auf eine einzige Ursache, etwa auf die wirtschaftlichen und technologischen Verhältnisse (Marx) zurückzuführen. Mit dem gleichen Rechte könnte man den Verlauf der Menschengeschichte und die astronomischen und geologischen Veränderungen dem selben Erklärungsprinzip unterwerfen“. Familie, Religion und Staat dürfen nicht als bloße Folge-

erscheinungen der wirthschaftlichen Verhältnisse hingestellt werden. Die Religion habe bei allen Völkern in ihren älteren Epochen eine entscheidende Stellung eingenommen; „und selbst heute beeinflusst der Staat die Volkswirtschaft ungleich mehr als umgekehrt“. Wenn also Marx und Engels, mehr noch der Marxismus, auch das religiöse Leben als eine bloße Konsequenz der wirthschaftlichen Verhältnisse betrachten, so streifen solche Ansichten „hart an das Gebiet der Lächerlichkeit“. Selbst die Schlusssätze der „Neuen Staatslehre“ sind offenbar gegen Marx gerichtet: freilich genügt zu diesem Zweck nicht, einige von den älteren englischen und französischen Sozialisten aufgefundenen ökonomischen Lehrsätze in neuer Form zu wiederholen; vielmehr muß das ganze Gebiet des geistigen Lebens: die Philosophie, das Recht, die Moral, die Kunst und die Literatur mit sozialistischem Geist erfüllt werden.

Danach kennzeichnet sich der „vollsthümliche Arbeitsstaat“ Mengers — um ein napoleonisches Wort von verächtlichem Beigeschmack zu gebrauchen — als Ideologie. Und Menger kann es Marx nicht verzeihen, daß er als Volksführer die „ideologischen“ Faktoren mit galligstem Spott abthut, um sie als bloße Folgeerscheinungen der wirthschaftlichen und technologischen Verhältnisse zu betrachten. Die neue Wendung, die Menger der sozialistischen Theorie gegeben hat, läßt sich kurz so zusammenfassen: Los vom Materialismus und zurück zu den ideologischen Faktoren! Die revisionistische Kritik (Konrad Schmidt, Bernstein, Woltmann) hat diese Rückbildung zum Idealismus unter neulantischer Flagge längst vorbereitet. Aber erst Mengers Staatslehre stellt sich entschlossen auf den Boden der von Marx mißachteten ideologischen Faktoren und konstruirt von hier aus jenen „vollsthümlichen Arbeitsstaat“, der vielleicht einmal zum Grundbuch des rechten, antirevolutionären Flügels der sozialdemokratischen Partei erhoben wird. Dieser „vollsthümliche Arbeitsstaat“ hat Platz für das Privateigenthum an verbrauchbaren Sachen, da er nur die benutzbaren Sachen und Produktionsmittel in Staatseigenthum überführt. Er hebt das Privatrecht nicht ganz auf, sondern schränkt es im Sinn der wirthschaftlichen Umformung auf das Nothwendigste ein. Eben so wenig wird das Erbrecht ganz abgeschafft; ihm wird nur ein streng demokratischer Charakter verliehen; ferner wird die gesetzliche Erbfolge auf Kinder, Eltern und Geschwister eingeschränkt; „darüber hinaus erbt der Staat oder der staatliche Verband“. Die Ehe bleibt in ihrer monogamischen Form unangetastet. Freie Liebe, Staatshehe und Vielehe werden aus Nützlichkeiterwägungen ausdrücklich verworfen, Erhaltung- und Erziehungspflicht der Eltern gegen die Kinder werden anerkannt: die Alimentationspflicht unehelichen Kindern gegenüber wird schärfer umgrenzt als im heutigen individualistischen Staat. Strafrecht und Prozeßrecht werden auf das in einem „vollsthümlichen Arbeitsstaat“ erforderliche Maß zurückgeführt. Von den Staatsformen werden Monarchie



und Republik als ebenbürtig anerkannt. Menger läßt durchblicken, daß die sozialisierten romanischen Völker wohl zur republikanischen Staatsform übergehen werden, die germanischen Völker aber die Monarchie beibehalten dürften. Hier wird „die Monarchie auch nach Einführung der neuen Gesellschaftsordnung noch auf längere Zeit, vielleicht sogar auf unbestimmte Dauer gesichert bleiben“. Die durchgehende historische Parallele Mengers ist die Einführung des Christenthumes durch Kaiser Konstantin. Wie diese zentrale Persönlichkeit der Weltgeschichte dem „Zanbueck“ dreier Jahrhunderte zwischen Christen und Heiden ein entscheidendes Ende bereitet hat, so sei es denkbar, daß ein künftiger Konstantin den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit durch die Zwangseinführung des „volksthümlichen Arbeitstaates“ ... für immer ausgleichen werde. Von den „gesetzgebenden Gewalten“ läßt Menger das parlamentarische Regierungssystem, ferner das Zweikammersystem bestehen; doch sollen auch die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Literatur durch Wahl oder Ernennung in die erste Kammer kommen. Daneben empfiehlt er das Referendum, das er sogar in einer monarchischen Staatsform — einer solchen wenigstens, wie sie ihm allein noch für die Zukunft möglich scheint — für durchführbar hält.

Dem Gemeindefozialismus wird kräftig das Wort geredet. Die vollziehende Gewalt im volksthümlichen Arbeitstaat zerfällt in Ordnungs- und Wirtschaftsbehörden. Eben so werden Gerichte und Verwaltungorgane in Ordnungs- und Wirtschaftsbehörden umgewandelt. Menger weiß sich — gestützt auf die Analogie der großen französischen Revolution — von demokratisch philanthropischen Ueberschwänglichkeiten frei. „Kein volksthümliches Vorurtheil darf deshalb die Machthaber der neuen Staatsordnung davon abhalten, durch neue zweckmäßige Organisation der Staatsbehörden für eine starke Regierung Sorge zu tragen.“

Religion ist nicht Privatsache. Im volksthümlichen Arbeitstaat wird die Religion eine ungleich geringere Rolle spielen als heute, aber ganz ohne Religion wird auch er nicht auskommen. „Physische und moralische Uebel werden immer bestehen und in frommen Gemüthern das religiöse Bedürfnis hervorrufen.“ Deshalb wird auch Mengers Staat den Religionengenossenschaften „die zu ihrem Kultus nothwendigen Sachgüter und Dienstleistungen zuweisen; er hat aber auch dafür das Recht, sie zu organisiren und zu beeinflussen.“

Ein radikaler Einschnitt erfolgt in den Studienplan des volksthümlichen Arbeitstaates. Das Studium der Antike wird erbarmungslos gestrichen. Wer die Schule hat, ist im Besitz der Macht. Menger sagt nicht nur mit Bacon: Wissen ist Macht, sondern sogar: Macht ist Wissenschaft. Er exemplifizirt an Deutschland und England. In der deutschen Wissenschaft ist die Gottheit weniger geschützt als der König, in England ist ein Angrij

auf die Gottheit viel gefährlicher als einer auf den König. Die Gelehrten begehen sicher keinen bewußten Treubruch an der Wahrheit; aber „dauernde Machtverhältnisse schaffen eine geistige Atmosphäre, der sich die Einzelnen nicht leicht entziehen können. Deshalb kann man mit gutem Grunde behaupten: für wen die Gelehrten schreiben und die Gerichte sprechen: Das ist der Mächtigste im Land.“

Menger ist weder Anhänger des internationalen noch Vertreter des revolutionären Sozialismus. Der genossenschaftliche Sozialismus, dem Fourier und Owen, Blanc und Proudhon anhängen, ist in den zahlreichen Experimenten des neunzehnten Jahrhunderts „ohne Ausnahme mißlungen.“ Der revolutionäre Sozialismus von Marx und Engels ist nach Menger nicht nur unzweckmäßig, sondern geradezu unmöglich. Die neue soziale Ordnung wird vielmehr — ähnlich wie die des Christenthums — nicht als ein Prozeß von Jahren oder Jahrzehnten, sondern als ein solcher von Jahrhunderten angesehen (man denke an Proudhon und Robertus). Der erste positive Schritt zum volksthümlichen Arbeitstaat ist die Einlösung des Großbesitzes durch die Staatsgewalt. Nicht um Konfiskation, sondern um Ablösung des Großbesitzes handelt es sich bei Menger. Diese Ablösung hätte sich aber nicht auf den Großbesitz allein zu beschränken, sondern auch auf Industrie-, Handels-, Haus- und Papierbesitz zu erstrecken. Der Mittel- und Kleinbesitz würde zunächst in den Formen des Privatrechts fortbestehen. Aber ähnlich wie im Mittelalter das Allodialsystem allmählich von der feudalen Ordnung scheidlich, friedlich abgelöst wurde, so müsse dereinst die sozialistische Wirtschaftsordnung die herrschende individualistische ersetzen. Ist durch Ablösung des Großbesitzes der erste Schritt geschehen, so wird sich die Durchführung des volksthümlichen Arbeitstaates rascher vollziehen als der weltgeschichtliche Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum.

Darf man Menger nach Alledem zu jenen Halbsozialisten werfen, die er selbst oft mit grimmigem Spott abfertigt? Die offizielle Parteiparole der Sozialdemokratie lautet: Menger ist ein Halbsozialist! Die Halbsozialisten aber, die auf dem Boden des von mir so genannten Rechtssozialismus stehen, rufen den Marxisten entgegen: Menger ist Vollsozialist! Nur ist er kein materialistischer Vollsozialist marxischer Färbung, sondern ideologischer Vollsozialist nach älterem französisch-englischem Muster.

An Auseinandersetzungen mit Menger fehlt es nicht. Die sozialdemokratischen Parteiorgane insbesondere haben das Werk als sozialistische Ideologie mit wohlwollender Herablassung begrüßt, aber nicht in den Kanon ihrer politischen Evangelienammlung aufgenommen. Der Rechtssozialismus, der die Ueberführung des heutigen individualistischen Staates in den künftigen sozialistischen durch beharrlichen Ausbau des sozialen Rechtes anstrebt,

hat zu Mengers Werk noch nicht Stellung genommen. Und da es auf den ersten Blick den Anschein gewinnen könnte, als sei Menger dem Rechtssozialismus und nicht dem Vollsozialismus beizuzählen, soll hier auf die Trennungslinien zwischen dem Rechtssozialismus und Mengers „Neuer Staatslehre“ deutlich hingewiesen werden.

Der Rechtssozialismus vermag sich weder das Prinzip noch viel weniger das Tempo des volksthümlichen Arbeitstaates anzueignen. Ein paar Worte pro domo zunächst, zur Rechtfertigung des Ausdruckes „Rechtssozialismus“. Im Jahr 1897 habe ich in meiner „Soziale Frage im Lichte der Philosophie“, ferner in dem Buch „An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Kulturphilosophie“ (1899), endlich in einem jüngst erschienenen Werk „Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart“ (1904) den Standpunkt des Rechtssozialismus zu vertreten gesucht. Danach sehen wir im Recht ein Erziehungssystem für Erwachsene. Gewiß schaffen die Gesetze keine Weltanschauung, sondern geben ihnen nur Ausdruck. Zunächst muß sich eine soziale Weltanschauung bilden, deren Niederschlag das sozialistische Recht sein wird. Das sozialisierte Recht erweist sich dann als Sozialpädagogik für Erwachsene, sofern es den ökonomischen Individualismus abdämmt und dessen Wurzeln abgräbt. Hat das römische Recht das egoistische Individuum geradezu gezüchtet, so wird der Rechtssozialismus einen höheren Typus Mensch, den Sozialmenschen, durch seine Institutionen erziehen. Durch soziale Motivgebung vermögen wir den Willen der kommenden Geschlechter zu bilden. Die in ein sozialisiertes Milieu hineingeborenen Nachkommen werden es unvergleichlich leichter haben, die Niederzwingung ihrer natürlichen Individualinteressen durch Selbstzucht herbeizuführen, als wir heute Lebenden. Schaffen wir daher ein sozialisiertes Milieu: dann wird sich aus dem heutigen Noth- und Zwangsstaat der künftige soziale Kulturstaat von selbst herauschälen. Wir Evolutionisten und sozialen Optimisten glauben eben an eine Bervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur. Deshalb halten wir den vollkommen solidarisierten Sozialstaat der Zukunft im Prinzip für möglich; aber erst müssen die Menschen sozial erzogen werden. Wir Kinder des individualistischen Staates sind kein Material für einen sozialistischen Staat. Aber wir fühlen, daß einem solchen Staate die Zukunft gehört. Darum wollen wir die Nachwachsenden durch bewußte und unbeirrbar Fortführung der sozialen Gesetzgebung zu solidarisch empfindenden Menschen erziehen, die für den Sozialstaat dann sittlich reif sein werden.

Menger dagegen ist Gewaltrechtstheoretiker, wie Thukydides, die Sophisten, Epikur, Macchiavelli, Hobbes, Spinoza und Haller. Jeder Staat entspringt aus Machtverhältnissen und nur aus diesen. Die überlieferten Machtverhältnisse gegen innere und äußere Feinde zu schützen, ist nach ihm das Ziel

aller Staatsthätigkeit in einem Machtstaat. Nur werden in seinem volksthümlichen Arbeitstaat die Kulturaufgaben die Hauptrolle, die Machtfragen eine untergeordnete Nebenrolle spielen. Aber auch dieser Staat wird, wie die heutige Rechtsordnung, auf den Egoismus gebaut sein müssen. Der „Egoismus wird immer die vornehmste aller Triebfedern menschlichen Handelns bleiben“. „Ueberhaupt wäre es ein verhängnißvoller Irrthum, wenn man annehmen wollte, daß selbst der gewaltigste Umsturz der staatlichen Ordnungen die Grundtriebe der Menschennatur wesentlich verändern könnte“. Deshalb müsse der sozialistische Staat weniger auf Aufopferung und Brüderlichkeit als auf eine vernünftige Ausgleichung der Interessen gestellt sein.

Hier gehen wir nicht mit. Wir Evolutionisten bestreiten, wie die Unveränderlichkeit der Arten, so die Stabilität der Instinkte. In unseren Augen fließt Alles, auch die menschliche Gattungsnatur. Der Barbar hat andere Instinkte als der Proanthropos und der Kulturmensch andere als der Barbar. Instinkte sind, mit Hering zu sprechen, aufgespeicherte Gattungserfahrungen. Lasset die Menschen als Raubthiere in anthropophagem Zustande leben, so werden sich ihre vererbten Gattungserfahrungen zu Raubthierinstinkten verdichten. Lasset die Menschen Generationen lang unter der Herrschaft sozialisirter Institutionen leben, so werden sich in ihnen solidarische Gattungserfahrungen ansammeln, die sie — verschärft und verfeinert — ihren Nachkommen als durchdachte Probleme der Vorzeit anzüchten. Der Staat ist stets Das, was die Menschen wollen, daß er sei, sagt Ferdinand Tönnies. Wer den Glauben an die Verbesserungsfähigkeit der Menschennatur preisgegeben hat, Der ist und bleibt soziologischer Utopist, wenn er sich dem Wahne hingiebt, Staaten künstlich und vorzeitig, gleichsam auf Verabredung und nach Studirstuben-Rezepten, anfertigen zu können. Staaten wachsen aus sozialpsychischen Nothwendigkeiten heraus, aber man macht sie nicht auf Bestellung.

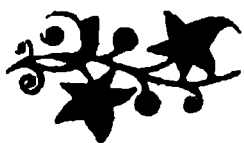
Wie wenig Menger seiner eigenen Forderung von der Unveränderlichkeit der egoischen Grundnatur des Menschen treu geblieben ist, ersieht man aus seinen allgemeinen Grundsätzen für die Einführung des volksthümlichen Arbeitstaates. Hier werden politische Revolutionen als „Schaum auf dem Strome des Völlerlebens“ abgelehnt. Dagegen setzt die Einführung seines volksthümlichen Arbeitstaates eine völlige Umbildung alles Thuns und Lassens seiner Staatsgenossen voraus, eine sittliche Wiedergeburt, die ich zwar für möglich halte, die aber jedenfalls nur das Ergebnis einer langen Volkserziehung sein kann. „Eine plötzliche sozialistische Schilderhebung kann ihr Ziel eben so wenig erreichen wie etwa ein Gesetz, daß alle Staatsbürger von einem bestimmten Zeitpunkt an weise und tugendhaft sein sollen.“ Das ist genau der Standpunkt des von mir vertretenen Rechtssozialismus, den Menger im achten Kapitel seines ersten Buches so nachdrücklich belämpft hat.

Aber auch mit dem Tempo Mengers vermag sich der Rechtssozialismus nicht zu befreunden. Wir sind einig in der Verwerfung des Anarchismus, in der Ueberwindung des individualistischen Staates, in der Betonung der Unentbehrlichkeit des Rechtes und der sittlichen Ordnung, im Urtheil über den Werth und die Haltbarkeit des Privateigenthumes und der heutigen Familienform, in der Erweiterung der Alimentationspflicht gegen uneheliche Kinder und in der Beschränkung des Erbrechtes, obgleich wir in all diesen Fragen maßvollere und langsamere Reformen fordern als Menger. Ueber Menger hinaus verlangen wir eine Antitrustgesetzgebung, eine Mischform von Staats- und Privatbetrieb, wie sie Gierke in seinem „Genossenschaftsrecht“ als geschichtlich wirksam gewesene Phase aufgedeckt hat. Wir verlangen staatliche Regulirung des Genossenschaftswesens und beginnen, wie Menger, mit einem Gemeindesozialismus, der dies Experiment im Kleinen darstellt. Wir fordern Verstaatlichung des gesammten Versicherungswesens. Wir gehen dann über zur staatlichen Beschlagnahme aller noch unentdeckten, besonders der unterirdischen Güterquellen, als da sind: Monopolisirung der Wasserkräfte, Kohlenruben und Bergwerke, endlich ein staatliches Monopol der Erfindungen. Wir erkennen mit Menger an: das Recht auf Existenz, das Recht auf Arbeit, die staatliche Regulirung des Arbeitsnachweises und Arbeitsschuzes; wir fordern endlich mit Menger die Arbeitspflicht jedes Staatsbürgers, einen wissenschaftlich nach Berufen zu fixirenden Normalarbeitslag, endlich Sozialisirung von Moral und Religion, von Wissenschaft, Kunst und Erziehung. Was uns Rechtssozialisten von den Vollsozialisten trennt, möchte ich so bezeichnen: die Sozialdemokraten verlangen die Aufhebung, wir den Ausbau des heutigen Staates mit Hilfe eines sozialen Rechtes. Sie fordern die Aufhebung des Privateigenthumes an den Produktionsmitteln und Abschaffung der Lohnarbeit, während wir eine Mischform von Staats- und Privatwirthschaft anstreben, die sich im Rahmen des heutigen Staates nach und nach ermöglichen läßt, ohne explosive Gewaltthaten heraufzubeschwören. Auch wir glauben an den sozialen Fortschritt, aber nach der Formel: *Natura non facit saltus, ne mens quidem*. Revolutionen sind soziale Katastrophen, die uns zurückwerfen, statt uns vorwärts zu schieben. Wir wollen unbeirrt, unverdrossen an der Sozialisirung des Menschengeschlechtes arbeiten, um die kommenden Geschlechter für den Sozialstaat heranreifen zu sehen. Deshalb verwerfen wir den Galopptritt Mengers. Gerade weil wir die Freiheit über Alles lieben, verabscheuen wir die Zügellosigkeit, und weil wir die Gleichheit vor dem Gesetz als den tiefsten Sinn der Geschichte erfassen, bekämpfen wir mit allem Nachdruck jede Abbiegung, jede Abirrung, jede Gewaltthat, die uns auf dem Umwege eines berausenden Augenblickserfolges der Revolution, dem Absolutismus und der Reaktion unaufhaltsam entgegentreiben.

Und doch begrüßen auch wir Rechtssozialisten Mengers „Neue Staatslehre“ mit großer Wärme. Wir sehen darin den Versuch eines ernsten, juristisch geschulten Denkers, für den Sozialstaat der Zukunft ein Rechtssystem vorzubereiten und wissenschaftlich auszugestalten. Wir differenzierte Kulturmenschen können ohne jene generelle Regelung unserer Beziehungen, wie sie der Staat festsetzt, keinen Tag neben einander leben, aber ohne Recht keine Minute. Sollte nun, allen Ermahnungen der Einächtigen zum Trotz, die ja sämtlich vom Revolutionismus zum Evolutionismus übergegangen sind, über Nacht, aus unvorhergesehener Veranlassung, eine soziale Katastrophe entstehen, ein Weltbrand ausbrechen und der soziale Staat vorzeitig und verfrüht sich konstituieren, so findet er in Mengers Rechtssystem, im Baradenbau des Juristen, wenigstens vorläufigen Unterschlupf.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.



Historische Ideenlehre.

Sehr geehrter Herr Harden!

N primitive Völkerschaften hatten den Brauch und haben ihn vielfach noch: den Fremden, den sie auf offener Straße treffen, niederzuschlagen, dem aber, der Aufnahme suchend ihre Hütte, ihr Zelt betreten hat, Gastfreundschaft zu gewähren. Sollte es Dir, so dachte ich, mit einer Anfrage, ob Du in der „Zukunft“ Unterkunft finden könntest, etwa ähnlich ergehen, — solltest Du mit Deiner Anfrage niedergeschlagen werden? Denn Du bist im Zelte der Zukunft ein Fremdling. Kurz entschlossen, eile ich herbei, schlage das Zeltlaken zurück und werfe mich neben dem Herrn des Zeltes auf die Lagerdecken.

Erstaunt sehen Sie mich an; vermuthlich unwillig. Wer bist Du, Fremdling, und was ist Dein Begehrt? Oder sind Sie unwillig wegen meiner Besorgniß, ich könnte von Ihnen niedergeschlagen werden? Aber ich habe da kürzlich eine böse Erfahrung gemacht. Mit einem anderen Zelte. Da belehrte Einer das lauschende Volk, ich, Typus des bis ins Krankhafte gesteigerten Selbstbewußtseins des Evolutionismus, leidend an Mangel an positiven Kenntnissen, läue in unselbständiger und kritikloser Weise die (noch dazu ganz verkehrten) Ansichten eines bekannten Autors wieder (noch dazu meist, ohne ihren Ursprung anzugeben), und was ich darum herum thue, sei ein dürftiges, triviales, geschraubt preziöses Gerede, dazu bestimmt, über den Mangel an eigenen Gedanken hinwegzutäuschen, geschmückt mit ganzen Weichselzöpfen von Unrichtigkeiten, Mißverständnissen und Unüberlegtheiten. Finden Sie es hübsch, so Etwas von sich gesagt zu hören? Ich nicht. Finden Sie es richtig? Darüber können Sie kein Urtheil abgeben, weil Sie das Buch, auf das sich diese liebevolle Kritik bezieht, nicht kennen. Ich kann auch kein entscheidendes Urtheil darüber abgeben, weil

ich das Buch selbst geschrieben habe. Aber natürlich darf sich der also an den Branger Gestellte vertheidigen und natürlich in dem selben Belt, vor dem selben Publikum, in und vor dem in seiner Abwesenheit also über ihn geurtheilt worden ist. Das um so mehr, als damit nicht etwa nur ihm, sondern der Sache gebient ist, die dem Beurtheiler sowohl als dem Belteigenthümer doch immerhin wichtig genug erscheinen muß, wenn sich der Eine die Mühe giebt, sie so genau „unter die kritische Lupe zu nehmen“, und am Schluß bedauert, abbrechen zu müssen, obgleich es ihn reizt, weiter ins Detail einzugehen, und der Andere ihm Gehör verschafft. Doch welcher Mangel an positiven zeitschriftlichen Kenntnissen oder welche Krankhaftigkeit des Selbstbewußtseins, wenn ich also dachte! Meinem Beurtheiler allerdings wurde genügende Zeit gelassen, mich anzugreifen; ich aber durfte darauf keinen Anspruch erheben (also Krankhaftigkeit des Selbstbewußtseins). Zu einer gründlichen Widerlegung bedurfte ich mindestens der selben Zeit wie mein Beurtheiler; allein: unmöglich, ganz unmöglich, so beschied mich der Belteigenthümer; ich kann Ihnen höchstens eine, vielleicht zwei, auch drei Minuten Zeit lassen; mehr verbietet mir meine „redactionelle Pflicht“ (also Mangel an positiven zeitschriftlichen Kenntnissen); und schließlich „verzichtete“ er überhaupt auf meine Vertheidigung.

Da bin ich nun bei Ihnen eingebrochen; der Belteigenthümer giebt mir Obdach; aber ich soll ihm dafür wenigstens Etwas erzählen.

Wovon hörte und hört man wohl bei primitiven Völkern am Liebsten den fremden Gast erzählen? Von Stich und Hieb, von Kampf und Fehde. Davon will auch ich erzählen. Uns ist in alten maeren wanders vil gesolt, in alten Mären aus dem alten Jahrhundert, wenn auch aus seinem letzten Jahrzehnt: von denen alten und neuen Historizis, und wie sie hart mit einander stritten. Von Helden jener Kämpfe will ich erzählen: der küene rocke aber, von dem insbesondere die Rede sein soll, ist Feltz Nachsahl von Königsberg. Also: Wie Herr Feltz Nachsahl Bücher kritisirt und was er unter Wissenschaft versteht.

Ich habe ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.“*) Nachsahl hat es kritisirt.***) Ich muß Ihnen allerdings beschämt gestehen, daß ich eigentlich gar nicht die Berechtigung besaß, es zu schreiben. Nachsahl hats gesagt. Weil ich noch kein Geschichtswerk veröffentlicht habe. Sie meinen, die Geschichte der Wissenschaften und ihrer Methoden gehöre doch auch zur Geschichte? Ja, so gewissermaßen; aber doch nicht so zur richtigen Geschichte, wissen Sie, wo von Königen und Prinzen und von Geld- und Naturalwirthschaft die Rede ist. Sie wollen weiter sagen, man könnte so manchen bekannten Namen nennen, dessen Träger auf erkenntnißtheoretischem, methodologischem Gebiete thätig gewesen sei, ohne . . . Lassen Sie Das, bitte; Sie kommen in d Verdacht, mich in meinem sündhaften Selbstbewußtsein zu bestärken.

Nachsahls Kritik ist überschrieben: „Populäre und eminente Geschichte Die eminente Geschichte! Wir populären Historiker! Ich habe herzlich über d

*) Berlin 1902. Gärtners Verlagshandlung, Hermann Heyfelder.

**) Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1903, Nr. 10.

gespäßigen Ausdrücke lachen müssen. Bei mir kommen sie nicht vor. Ich spreche vom Wissen im populären und eminenten Sinn. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich in aller Kürze zu erklären versuche, was ich hiermit sagen will.

Es ist uns nicht Wesen gegeben, sondern es sind uns Beziehungen gegeben. Diese Relationwelt zeigt sich schon der primitivsten Erfahrung in wesentlichen Stücken als gesetzmäßig (Umlauf der Gestirne u. s. w.); wenn es keine Gesetzmäßigkeit gäbe, wäre unser Bewußtsein nicht möglich. Alles Wissen besteht so in der Verarbeitung konstanter und variabler Relationen. Das Wissen, das dabei weder auf wissenschaftliche Genauigkeit und Gewißheit ausgeht noch gar auf die Tatsache der Relation reflektirt, habe ich das „populäre“ genannt, so wie man etwa vom naiven Realismus spricht. Alles Wissen, das des Kindes, des gemeinen Mannes, des Historiographen, des Physikers und Logikers, ist einerlei Wesens. Das Wissen des alltäglichen Lebens besteht aber nicht in der Ergründung der Systematik, sondern in dem — und zwar nicht wissenschaftlich untersuchten — Wissen einzelner Inhalte; das dagegen des Astronomen, des Psychologen u. s. w. besteht in der wissenschaftlichen Ergründung der Systematik, und da sich also hierin die Natur des Wissens am Reinsten zeigt, so habe ich dies das Wissen im „eminenten“ oder „prägnanten“ Sinn genannt. Jeder sieht (und Nachsahl muß es ja zu allererst sehen, nämlich an sich selbst), daß die wissenschaftliche Geschichtschreibung sich zwischen diesen beiden Extremen befunden habe und befinde: von dem populären Wissen unterscheidet sie sich dadurch, daß sie ihre Inhalte wissenschaftlich sicherstellt, von dem „eminenten“ dadurch, daß sie nicht auf die Ergründung der Systematik ausgeht: Das ist es nämlich gerade, was Nachsahl betont. Wohl aber muß man, wenn es sich um die Frage handelt, welcher von beiden Arten das geschichtswissenschaftliche Wissen näher gestanden habe, sagen — da das Attribut der Wissenschaftlichkeit selbstverständlich ist und der Geschichtswissenschaft und Physik gleichmäßig zukommt und es sich folglich nur um das Einzelne und die Systematik handelt —: „Wenn die Absicht nicht über die Darstellung des wissenschaftlich richtiggestellten Einzelnen hinausgeht, so kann man sagen, daß mit wissenschaftlichen Mitteln das Bedürfnis des Wissens befriedigt wird, das wir soeben das populäre genannt haben.“ Ich glaube, mich mit dieser Auffassung der Geschichtswissenschaft in guter Gesellschaft zu befinden; zum Exempel in der Bernheims. Schon für die alltägliche Erfahrung zerfällt das Gegebene in von einander sich abhebende Einheiten; ich nenne eine solche, die sich uns ausdrängt und noch nicht weiter untersucht ist, einen Komplex (nicht eine Komplexion, wie Nachsahl spaßhafter Weise mehrmals schreibt). In der Geschichte des Denkens tritt eine dreifache Stellung dem Komplex gegenüber hervor. Erstens: man legt ihm einen erzeugenden Lebensgrund unter (metaphysische Komplexanschauung). Zweitens: man sieht von diesem ab und sucht nach der reinen Systematik (Relationssystematik). Drittens: man sieht ebenfalls von ihm ab, hat aber nur die Absicht, den Komplex selbst (wissenschaftlich) möglichst getreu festzustellen und anschaulich zu reproduzieren (wissenschaftliche Komplexanschauung). Komplexanschauung und Relationssystematik sind nicht getrennte geschichtswissenschaftliche Gebiete, sondern methodologische Abstraktionen; ein von relationssystematischem Geist erfülltes Geschichtswerk ist damit keine soziologische Abhandlung. Beide sind, indem sie verschiedene

ich das Buch selbst geschrieben habe. Aber natürlich den Pranger Bestellte verteidigen und natürlich in dem selben Publikum, in und vor dem in seiner Abwesenheit also über ist. Das um so mehr, als damit nicht etwa nur ihm, sondern auch dem Beurtheiler sowohl als dem Zeiteigentümer genug erscheinen muß, wenn sich der Eine die Mühe giebt die kritische Lupe zu nehmen“, und am Schluß bedauert, obgleich es ihn reizte, weiter ins Detail einzugehen, und verschafft. Doch welcher Mangel an positiven zeitschriftlichen Kenntnissen von welcher Krankhaftigkeit des Selbstbewußtseins, wenn ich also dachte! Meinen Beurtheiler allerdings wurde genügende Zeit gelassen, mich anzugreifen; ich aber durfte darauf keinen Anspruch erheben (also Krankhaftigkeit des Selbstbewußtseins). Zu einer gründlichen Widerlegung bedurfte ich mindestens der selben Zeit wie mein Beurtheiler; allein: unmöglich, ganz unmöglich, so beschied mich der Zeiteigentümer; ich kann Ihnen höchstens eine, vielleicht zwei, auch drei Minuten Zeit lassen; mehr verbietet mir meine „redactionelle Pflicht“ (also Mangel an positiven zeitschriftlichen Kenntnissen); und schließlich „verzichtete“ er überhaupt auf meine Vertheidigung.

Da bin ich nun bei Ihnen eingebrochen; der Zeiteigentümer giebt mir Obdach; aber ich soll ihm dafür wenigstens Etwas erzählen.

Wovon hörte und hört man wohl bei primitiven Völkern am liebsten den fremden Gast erzählen? Von Stich und Hieb, von Kampf und Fehde. Davon will auch ich erzählen. Uns ist in alten maoren wanders viel gesollt, in alten Mären aus dem alten Jahrhundert, wenn auch aus seinem letzten Jahrzehnt: von denen alten und neuen Historikern, und wie sie hart mit einander stritten. Von Helden jener Kämpfe will ich erzählen: der küens rocko aber, von dem insbesondere die Rede sein soll, ist Felix Nachsahl von Königsberg. Also: der Herr Felix Nachsahl Bücher kritisiert und was er unter Wissenschaft versteht.

Ich habe ein Buch geschrieben mit dem Titel: „Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.“*) Nachsahl hat es kritisiert.***) Ich muß Ihnen allerdings besäumt gestehen, daß ich eigentlich gar nicht die Berechtigung besaß, es zu schreiben. Nachsahl hats gesagt. Weil ich noch kein Geschichtswerk veröffentlicht habe. Sie meinen, die Geschichte der Wissenschaften und ihrer Methoden gehört doch auch zur Geschichte? Ja, so gewissermaßen; aber doch nicht so zur richtigen Geschichte, wissen Sie, wo von Königen und Prinzen und von Geld- und Naturalwirtschaft die Rede ist. Sie wollen weiter sagen, man könnte so manchen bekannten Namen nennen, dessen Träger auf erkenntnistheoretischem, methodologischem Gebiete thätig gewesen sei, ohne . . . Lassen Sie Das, bitte; Sie kommen in den Verdacht, mich in meinem sündhaften Selbstbewußtsein zu bestärken.

Nachsahls Kritik ist überschrieben: „Populäre und eminente Geschichte.“ Die eminente Geschichte! Wir populären Historiker! Ich habe herzlich über die

*) Berlin 1902. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Hermann Seyfelder.

**) Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1903, Nr. 10.

gespäßigen Ausdrücke lachen müssen. Bei mir kommen sie nicht vor. Ich spreche vom Wissen im populären und eminenten Sinn. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich in aller Kürze zu erklären versuche, was ich hiermit sagen will.

Es ist uns nicht Wesen gegeben, sondern es sind uns Beziehungen gegeben. Diese Relationwelt zeigt sich schon der primitivsten Erfahrung in wesentlichen Stücken als gesetzmäßig (Umlauf der Gestirne u. s. w.); wenn es keine Gesetzmäßigkeit gäbe, wäre unser Bewußtsein nicht möglich. Alles Wissen besteht so in der Verarbeitung konstanter und variabler Relationen. Das Wissen, das dabei weder auf wissenschaftliche Genauigkeit und Gewißheit ausgeht noch gar auf die Tatsache der Relation reflektiert, habe ich das „populäre“ genannt, so wie man etwa vom naiven Realismus spricht. Alles Wissen, das des Kindes, des gemeinen Mannes, des Historiographen, des Physikers und Logikers, ist einerlei Wesens. Das Wissen des alltäglichen Lebens besteht aber nicht in der Ergründung der Systematik, sondern in dem — und zwar nicht wissenschaftlich untersuchten — Wissen einzelner Inhalte; das dagegen des Astronomen, des Psychologen u. s. w. besteht in der wissenschaftlichen Ergründung der Systematik, und da sich also hierin die Natur des Wissens am Reinsten zeigt, so habe ich dies das Wissen im „eminenten“ oder „prägnanten“ Sinn genannt. Jeder sieht (und Nachsahl muß es ja zu allererst sehen, nämlich an sich selbst), daß die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sich zwischen diesen beiden Extremen befunden habe und befinde: von dem populären Wissen unterscheidet sie sich dadurch, daß sie ihre Inhalte wissenschaftlich sicherstellt, von dem „eminenten“ dadurch, daß sie nicht auf die Ergründung der Systematik ausgeht: Das ist es nämlich gerade, was Nachsahl betont. Wohl aber muß man, wenn es sich um die Frage handelt, welcher von beiden Arten das geschichtswissenschaftliche Wissen näher gestanden habe, sagen — da das Attribut der Wissenschaftlichkeit selbstverständlich ist und der Geschichtswissenschaft und Physik gleichmäßig zukommt und es sich folglich nur um das Einzelne und die Systematik handelt —: „Wenn die Absicht nicht über die Darstellung des wissenschaftlich richtiggestellten Einzelnen hinausgeht, so kann man sagen, daß mit wissenschaftlichen Mitteln das Bedürfnis des Wissens befriedigt wird, das wir soeben das populäre genannt haben.“ Ich glaube, mich mit dieser Auffassung der Geschichtswissenschaft in guter Gesellschaft zu befinden; zum Exempel in der Bernheims. Schon für die alltägliche Erfahrung zerfällt das Gegebene in von einander sich abhebende Einheiten; ich nenne eine solche, die sich uns ausdrängt und noch nicht weiter untersucht ist, einen Komplex (nicht eine Komplexion, wie Nachsahl spaßhafter Weise mehrmals schreibt). In der Geschichte des Denkens tritt eine dreifache Stellung dem Komplex gegenüber hervor. Erstens: man legt ihm einen erzeugenden Wesensgrund unter (metaphysische Komplexanschauung). Zweitens: man sieht von diesem ab und sucht nach der reinen Systematik (Relationssystematik). Drittens: man sieht ebenfalls von ihm ab, hat aber nur die Absicht, den Komplex selbst (wissenschaftlich) möglichst getreu festzustellen und anschaulich zu reproduzieren (wissenschaftliche Komplexanschauung). Komplexanschauung und Relationssystematik sind nicht getrennte geschichtswissenschaftliche Gebiete, sondern methodologische Abstraktionen; ein von relationssystematischem Geist erfülltes Geschichtswerk ist damit keine soziologische Abhandlung. Beide sind, indem sie verschiedene

Ziele verfolgen, gleichberechtigt. Beide sind wissenschaftlich, denn auch die Methoden der Feststellung der Richtigkeit des Einzelnen sind wissenschaftliche. Durch das Streben nach der Erhebung des Komplexes zum System wird die dieses Ziel nicht verfolgende Geschichtschreibung in ihrer Eigenart nicht beeinträchtigt.

Ich weiß nicht, was Sie dazu sagen; ich in meiner krankhaften Selbstüberschätzung bilde mir noch heute ein, damit eine reinliche, klare und ganz und gar einfache Sonderung vorgenommen zu haben, die genau unserer logisch-psychologischen Natur und die genau dem historischen Thatbestand entspricht. Aber Nachsahl? Der zeteret: ich spräche von populären Historikern, ich verlangte, daß die „populäre Geschichte“, wie sie Ranke, auf den ich mitleidig herabsehe, geübt habe, ausgerodet und durch eine „eminente Geschichte“ ersetzt werde. Es ist vielfach geklagt worden, daß mein Buch schwere Lecture sei; in so unfähiger Weise ist sein Inhalt wenigstens bis jetzt noch nicht entstellt worden.

Abgesehen von diesen Begriffen, beschäftigt sich die Kritik nur mit dem kleinen Theile meines Buches (das 541 Seiten zählt), der den geschichtswissenschaftlichen Streit der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts darstellt, in dessen Mittelpunkt bekanntlich Lamprecht stand. Darf ich Ihnen zunächst Etwas über die Form dieser Kritik berichten? In aller Kürze; wir sind gleich damit fertig.

Mein Buch will ein „Beitrag zur Geschichte“ u. s. w. sein. Ob in der Geschichte sowohl der Natur- als auch der Geisteswissenschaften, unter diesen auch der Geschichtswissenschaft, die Momente der metaphysischen und wissenschaftlichen Komplexanschauung und der Relationsystematik in ihrer Verschiedenheit, ihrer Aufeinanderfolge im Ganzen und im Einzelnen, ihrer Verbindung, ihrem Verhältniß zu einander von Bedeutung gewesen seien oder nicht: die Antwort darauf ist nicht Ansichtssache, sondern wird von der Geschichte der Wissenschaften selbst gegeben. Für diese Entwicklung ist besonders charakteristisch die Geschichte des Ideenbegriffes. Ob man eine Schrift, die uns die Geschichte eines für eine wissenschaftliche Disziplin wichtigen Begriffes zusammenstellt, für überflüssig und werthlos hält: Das allerdings mag Ansichtssache sein; Sache einer Ansicht, die schließlich von dem Interesse abhängt, das man der Geschichte dieser Disziplin, wie sie sich nun abgespielt hat, entgegenbringt. Nachsahl ist dieser Ansicht; Andere, deren Urtheil mir werthvoller ist, so — ungeachtet seiner abweichenden Meinung über den Einfluß des Positivismus auf die deutsche Ideenlehre im Allgemeinen und die Lamprechts im Besonderen — Bernheim, scheinen darüber anderer Meinung zu sein. Jedenfalls gab es ein Buch, das diese Uebersicht bot, bisher noch nicht. Natürlich muß in den einzelnen Fällen eine mehr oder weniger große Zahl von Schriften zu Grunde liegen, deren bezüglichen Hauptinhalt die Darstellung zusammenzufassen hat; es ist eine Gepflogenheit, die nicht nur mir eigenthümlich ist, solche Darstellungen nicht mit einem Uebermaß von Citaten zu belasten, auch nicht fortlaufend im Konjunktiv zu schreiben, sondern die verschiedenen Ansichten einfach hinzustellen, eben so, wie man auch die eigenen aussprechen würde. Was auf Rechnung des Besprochenen, was auf die des Besprechenden kommt, geht dabei aus dem Zusammenhang unzweifelhaft hervor.

Aber Nachsahl? Der bedient sich hier einer Palette, auf der wir die Mischfarben unterscheiden können. Erstens: Sätze, Beweise, die hier gleich in einem methodengeschichtlichen Naturalienkabinet zur Schau gestellt sind, wer

als von mir stammend behandelt und angegriffen. Sehr erstaunlich, nicht wahr? Da man vermuthen sollte, daß der geschichtswissenschaftliche Streit Nachsahl, der doch lebhaft genug dabei engagirt war, genug Gelegenheit geboten haben müßte, mit Lamprechts Gedankengängen bekannt zu werden. Der zwölfte Abschnitt meines Buches, der nicht ganz drei Seiten lang ist, beginnt mit den Worten: „Der Gedankengang, in dem Lamprecht . . ., ist der folgende;“ enthält die Wendungen: „Die Ideenlehre, sagt er . . ., Lamprecht stellt deshalb erstens fest . . ., er stellt zweitens fest“; neun in Anführungszeichen gesetzte Stellen und Wörter und drei Anmerkungen mit Angabe der Originalstellen. Aber Nachsahl? Der nimmt ein Stück daraus, das er einen ganzen Weichselzopf von Unrichtigkeiten, Mißverständnissen und Unüberlegtheiten nennt, und schreibt es mir zu. Ich will Nachsahl nicht Unrecht thun. An einigen Stellen erkennt er den „Gedankeninhalt“, ja, selbst den „Wortlaut“ des verhaßten Gegners. Doch um so schlimmer für mich! Ich schreibe die Geschichte der Polemik zwischen Nachsahl und Lamprecht, gebe Beider Ansichten, Gründe und Gegengründe an. Aber Nachsahl? Der bemerkt dazu — aber lachen Sie nicht —: „In einer Polemik gegen mich bemüht sich Goldfriedrich, diese These zu vertheidigen; die Argumente, die er beibringt, sind nach Gedankeninhalt und selbst [also ganz besonders gravitrend] theilweise dem Wortlaute nach aus Lamprechts verschiedenen Schriften entnommen.“ Wenn man nicht merkt, daß Lamprecht spricht, spreche ich; und wenn man merkt, daß Lamprecht spricht, spreche ich erst recht. Ich muß mich in einem Brief mit diesem Beispiel begnügen.

Die dritte Mischfarbe zeigt eine ganz besondere Ungenirtheit. Hier werde ich für Stellen abgestraft, die sogar zufällig direkt mit einem Verweis versehen sind. So heißt es: „Sehen wir nun einmal zu, wie sich Goldfriedrich mit seinen ‚Untersuchungszwecken‘ abfindet. . . Goldfriedrich giebt zu, daß ‚die Rücke‘ . . bestehen bleibe. Er merzt sie jedoch sofort wieder aus, indem er fortfährt: . . . Der Beweis dafür ist der, daß . . die Reihenfolge der Kulturzeitalter . . in gleicher Aufeinanderfolge wiederkehren . . müssen . . Innerhalb der selben Nation geht eine Stufe aus der anderen hervor.“ Hinter diesem letzten Wort steht bei mir ein Verweis und unten ist zu lesen: „Lamprecht, Eine Wendung im geschichtswissenschaftlichen Streit, ‚Zukunft‘, Bd. 18, 1897, I, S. 23 ff.“ Die Kritik unterdrückt ihn und fährt fort: „Leicht genug hat Goldfriedrich es sich mit seinem ‚Beweis‘ gemacht.“

Schade: ich wollte Nachsahl bitten, von dieser Art der Kritik künftig doch lieber keinen Gebrauch mehr machen zu wollen. Ich bezeuge gern, daß mir seine Kritik im Ganzen und in so manchen Einzelheiten im Besonderen außerordentliches Vergnügen bereitet hat; aber dieses kritische Verstedspiel wirkt verstimmend und so bin ich an diesen Stellen nicht zum rechten Genuß gekommen. Nun muß ich mir diese Bitte versagen. Oder bin ich zu empfindlich? Widerspricht diese Manier vielleicht gar nicht der Gründlichkeit und Sauberkeit wissenschaftlicher Kritik? Doch Das betrifft lediglich die Form. Nun zum Inhalt.

Nachsahl hält die vorhin besprochenen Begriffe für ein mehr oder weniger mittelbares Erzeugniß Lamprechts. Eine unzweifelhafte Ehre für mich; eine zweifelhafte für Lamprecht, ein so minderwerthiges Buch durch den „Einfluß seines Vorganges“ ins Leben gerufen zu haben. Leider muß ich die von Nachsahl

mir zugedachte Ehre ablehnen. Lamprecht persönlich zunächst hat weder mit der Konzeption noch mit der Ausarbeitung meines Buches Etwas zu thun. Was ich wissenschaftlich von ihm halte, habe ich in meinem Buch deutlich ausgesprochen. Das gab ja Nachsahl gerade Vergerniß. Allein welche (mir für „Untersuchungszweck“ interessante) Verkennung der Natur des Wissens und der Wissenschaft, wenn Nachsahl glaubt, Das, was ich mit den Begriffen der Komplexanschauung und der Relationsystematik bezeichne, gehe nicht aus der allgemeingiltigen Natur des uns Gegebenen und unserer psychologisch-logischen Verfassung hervor, sondern sei der Einfall eines einzigen um das Jahr 1900 lebenden Mannes! Wollte sich Nachsahl die Mühe nehmen — was ich natürlich nicht erwarte —, meine „Rechtfertigung durch die Erkenntniß“ zu lesen, so würde er sehen, daß die Anschauungen, die sich in dem Begriff der Relationsphilosophie konzentriren, in einer Weise und auf einem Boden erwachsen sind, die mit Lamprecht genau so viel zu thun haben wie mit Nachsahl. Die Geschichte der historischen Ideenlehre schien mir geeignet, Natur und Entwicklung der Komplexanschauung und Relationsystematik und ihr Verhältniß zu einander darzustellen, und sie schien mir um so geeigneter dazu, als das historische Ideenproblem nach diesen Seiten hin gerade in der letzten Zeit eine besondere Beleuchtung und seine Geschichte einen gewissen Abschluß erfahren hatte. Was meinen Sie: wären meine Anschauungen so, daß ich in den Fragen des geschichtswissenschaftlichen Streites auf der Seite Nachsahls stände, er also in meiner Schrift die Stellung einnehmen würde, die jetzt sein Gegner einnimmt: ob er dann nicht wahrscheinlich auch über den rein geschichtlichen Werth oder Unwerth dieses Beitrages etwas anders geurtheilt hätte? Ob er es dann nicht vielleicht „begrüßt“ hätte (wie man zu sagen pflegt), daß hier, wenn auch die „Kenntniß der historischen Methode“ nicht gefördert und keine „positive historische Kenntniß“ sichtbar sei, doch die Geschichte eines Problems, das in der Geschichtswissenschaft seine Rolle gespielt habe, in den Grundlinien übersichtlich zusammengestellt sei?

Nachsahl spricht von den Ideen nur in dem Sinn wie ich selbst, nämlich in dem der psychischen Gesamtrichtung und des psychischen Einzelfaktors. Wenn auch der alte Untergrund immer noch durchschimmert; woher sonst der offenbare Meizer über meine Aeußerung: daß „der Ursprung und die Unerkennbarkeit an sich der Ideen mit keinem Deut höherer Ehrfurcht zu betrachten ist als Ursprung und Unerkennbarkeit eines Stuhles, Grashalmes oder Kieselsteines?“ Hier muß ich Sie im Vorbeigehen doch noch auf eine besonders lustige Stelle der Kritik hinweisen. Auf meine Aeußerung: „Die Enthaltbarkeit, die Grenzen dieser Anschauung (der wissenschaftlichen Komplexanschauung) wirklich einzuhalten, besitzt aber freilich der Mensch höchstens in streng und eng begrenzten Spezialgebieten“ bemerkt er mit feinem Spott: „Gegenüber einer Wirksamkeit ‚in streng und eng begrenzten Spezialgebiet n‘, wie Kanke sie ausgeübt hat.“ Daß die Größe Kankes diese Spezialistenenthaltbarkeit eben nicht besaß: Das ist gerade der Sinn meiner Stelle. Wie gut, nicht wahr, daß man seine Bücher wenigstens nicht nur für solche Kritiker schreibt! Aber ich bin abgeschweift. Der Angelpunkt der Diskussion (wir wollen ja gar nicht mit ihm diskutiren, würden Nachsahl und der pflichtgetreu verzichtende Zeltcigenthümer sagen) besteht in der Frage nach der Systematik.

Ich hatte gesagt, die empirische Gleichheit sei partielle Uebereinstimmung. Nachsahl giebt Das natürlich zu. Er setzt zwar hinzu, es sei eine „sehr triviale Wahrheit.“ Aber Das stört mich nicht. Er ärgert mich auch nicht damit, daß er sagt, es seien „sehr triviale Wahrheiten, die den Kern der Relationsystematik bilden“ (daß jene Wahrheit diesen Kern nicht bildet, darauf kommt es hier nicht weiter an). Ich sehe kein erstrebenswerthes Ziel darin, von anderen als trivialen Wahrheiten auszugehen.

Welche wissenschaftliche Bedeutung besitzt nun diese Gleichheit? Keine, sagt Nachsahl. „Es ist gerade die Aufgabe der wissenschaftlichen Betrachtung . . . sich den Unterschieden, den Singularitäten zuzuwenden. Welchen Werth hätte es zum Beispiel für eine wissenschaftliche Behandlung der Ethnographie, alle die Momente und Kennzeichen in den Vordergrund zu schieben, die allen Rassen, allen Völkern des Erdballes eigen sind? Das Wissenschaftliche beginnt vielmehr gerade erst da, wo es gilt, das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen.“ Was heißt wissenschaftliche Betrachtung? Das nichtwissenschaftliche und wissenschaftliche Wissen folgt einerlei psychologischen und logischen Gesetzen und die wissenschaftliche Thätigkeit unterscheidet sich von der nichtwissenschaftlichen nur dadurch, daß sie die möglichste Gewißheit und Genauigkeit sowohl der Thatsachen als ihrer Verbindung erstrebt. Ob es sich um das Singuläre oder Typische handelt, ist dabei gleichgiltig; der allgemeine Begriff der Wissenschaftlichkeit giebt darüber keine Vorschrift. Ich kann bei der Feststellung davon, ob Heinrich V. im Jahre 1111 (hoffentlich stimmt das Jahr!) an Paschalis (hoffentlich hieß er so!) eine oder zwei Gesandtschaften geschickt habe, durchaus wissenschaftlich vorgehen, eben so wie bei der Begründung eines physikalischen oder chemischen Gesetzes. Und gerade darum, weil es sich um die möglichste Gewißheit und Genauigkeit der Thatsachen und ihrer Verbindung handelt, ist die Bedingung der Wissenschaftlichkeit, „das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen.“ Von diesem allgemeinen Begriff der Wissenschaft ist ganz verschieden der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Komplexanschauung und Relationsystematik. Die erste bezeichnet die Erfassung und Untersuchung des einzelnen Komplexes, die zweite die Gesetzmäßigkeit. Keinerlei Wissen würde ohne objektive Relationsystematik möglich sein; die subjektive besteht darin, jene objektive im Denken so weit wie möglich bloßzulegen.

Ich habe gesagt: daß die wissenschaftliche Komplexanschauung erst da unberechtigt wird, wo sie die systematischen Adern zu unterbinden droht. Nachsahls kategorische Behauptung: „Es ist gerade die Aufgabe der wissenschaftlichen Betrachtung . . . sich den Unterschieden, den Singularitäten zuzuwenden . . . Das Wissenschaftliche beginnt vielmehr gerade erst da, wo es gilt, das Einzelne zu erfassen und zu untersuchen“, diese Behauptung, die als das Kriterium der Wissenschaftlichkeit bezeichnend selbstverständlich, als das ganze Ziel der Wissenschaften bezeichnend direkt falsch ist, zeigt, daß Nachsahl diese Unterbindung nach Möglichkeit befördern zu müssen glaubt und das Streben der Wissenschaften nach der Systematik überhaupt und überall a limine ablehnt. Dadurch erst (nicht durch die Komplexanschauung) macht Nachsahl sich und mich zu Gegnern. Ich habe Nachsahl nicht die Ehre erwiesen, ihn „den typischen Vertreter der Komplexstufe“ zu nennen. Ich würde dazu andere Namen gewählt haben. Auf Grund seiner

Erklärung kann man ihm aber allerdings die Ehre erweisen, ihn den typischen Vertreter des Widerstandes der Komplexstufe gegen die systematische zu nennen.

Aber weiter! „Nicht anders steht es mit der Geschichte“.

Welche Aufgaben und Ziele einem gegebenen Gegenstande gegenüber möglich sind: Das hängt von der Natur dieses Gegenstandes ab; diese ist es, wonach sich die Methoden überall richten. Daß es ein Streben nach der Systematik in der wissenschaftlichen Welt überhaupt gebe, müßte eben Nachsahl dabei einfach glauben. Er könnte ja ein paar Kollegen dieser oder jener Disziplin danach fragen. Es müßte belustigend sein, ihre Mienen dabei zu beobachten.

Die Ethnographie, sagt Nachsahl, vermittelt uns die Anschauung der Völker in ihrer charakteristischen Singularität. Gewiß. Aber damit ist doch nicht bewiesen, daß es keine Disziplinen giebt, die auf Grund der verachteten „partiellen Übereinstimmung“ das in allen Rassen oder Völkern Gleiche „in den Vordergrund schieben.“ Ob Nachsahl noch niemals neben ihrer bunten Mannichfaltigkeit der merkwürdig übereinstimmende Geist der Sprachen aufgefallen ist, der einigen, mehreren, vielen, „allen Rassen, allen Völkern des Erdballes zu eigen“ ist, und ob er nichts von einer Disziplin weiß, die diese Gesetzmäßigkeit herauszuarbeiten sucht? Ob er nichts von einer gesetzmäßigen Entwicklung des Mythos oder der Sitte oder sozialer Gemeinschaftsformen weiß, einer Gesetzmäßigkeit, die sehr wohl von der lokalen Verschiedenheit und der Entlehnungsfrage unterschieden wird? Die Schule selbst, der Nachsahl angehört, hat sich zu dem Zugeständniß herbeigelassen: daß man in der Frühzeit der Völker Ansätze zu regulärer Entwicklung findet. Sie hätte es nicht thun sollen. Wenn man dem Teufel den kleinen Finger giebt, so nimmt er die ganze Hand. Diese Schule würde um so mehr die außerordentliche Mannichfaltigkeit der Folgezeiten betonen. Es ist mir natürlich niemals eingefallen, sie zu leugnen. Im Gegentheil. Was für eine unglaubliche Ansicht ist es aber, wenn einmal Menschen überall Menschen sind und wenn wir in so zahlreichen Fällen eine Gleichmäßigkeit der Entwicklung längst gekannt und anerkannt finden, daß, dem Satze der Identität zum Hohne, es hier plötzlich mit der Gesetzmäßigkeit vorbei sein sollte! Als wenn es in der modernen Geschichtswissenschaft nicht allgemeine Anschauung wäre, die Weltgeschichte nicht lediglich als einmaligen „großen singulären Prozeß“ (Hinze) mit einem Alterthum, einem Mittelalter und einer Neuzeit anzusehen, sondern in dem Paradigma der Einzelvolksgeschichte — „ordentlicher Weise“, mit Abdelung zu sprechen — Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu unterscheiden. Als wenn Dem nicht ein Typus psychischer Entwicklung zu Grunde liegen müßte! Als ob die Eminenz, wenn man einmal auf undiskutirbare transszendente Willkür verzichtet (wie Nachsahl gethan hat), den allgemeinen Rahmen dieser Entwicklung sprengen könnte! „Mangel an positiver historischer Kenntniß“: und dabei denkt Nachsahl, das Alles sei eine Schrulle des Professors Karl Lamprecht! Wenn meine Ansichten verrückt und meine positiven historischen Kenntnisse mangelhaft sind, so danke ich doch für die Wissenschaftslehre und wissenschaftshistorischen Kenntnisse Nachsahls.

Nun nagelt mich Felix Nachsahl von Königsberg auf Lamprechts Typus der Kulturzeitalter fest. Sie sehen: er begeht den logischen Fehler, der stets gegen

Die Sicherheit eines Angriffes mißtrauisch macht und der gewöhnlich nicht beim Angriff, sondern zur Deckung des Rückzuges verwendet wird, zwei Sätze mit logisch subordinirten Begriffen — erstens: Systematik ist unwissenschaftlich (für mich eine *contradictio in adjecto*), zweitens: die Systematik Lamprechts ist falsch — zu koordiniren. Das fällt in dieser Kritik nicht weiter auf. „Die (Lamprechts) ‚Typik der Kulturzeitalter‘: Das also ist die.. Relationsystematik!“ ruft der Kritiker aus, den seine philosophische Naivetät zum Taschenspieler macht. Es ist nicht falsch, denn ich bin von einer Gesetzmäßigkeit auch der sozialgeschichtlichen Entwicklungen überzeugt; es ist nicht richtig, denn ich habe auf Lamprechts Stufen, sogar in der Darstellung seiner Theorie, keinen Nachdruck gelegt, geschweige denn im letzten, die Ergebnisse und meine eigenen Ansichten zusammenfassenden Kapitel (an das sich eine ordentliche Kritik deshalb zuerst zu halten hatte); weil eine verschiedene inhaltliche Bestimmung der sozialgeschichtlichen Typik nicht darüber entscheidet, ob es eine solche überhaupt gebe oder nicht.

Giebt es eine logische und psychologische Gesetzmäßigkeit, soziale Relationssysteme eben so gut wie anorganische und organische, giebt es ein Gesetz der historischen Relationen? Heißt Singularität und Eminenz etwas Anderes als undiskutirbare transszendente Willkür? Ja? Dann haben soziale Gemeinschaften eben so ihr soziales wie unser Leib und die den Felsen bewachsende Flechte ihr gemeinsames organisches Gesetz. Antwortet man aber mit einem Nein, dann leugnet Nachsahl die objektive Relationsystematik, stürzt also unsere gesammte wissenschaftliche Weltanschauung um.

Die Relationphilosophie beruht auf der Einsicht, daß in der Welt erstens Relation und zweitens Systematik der Relationen bestehe und daß daher eine Aufgabe denkbar sei, die darin besteht, von dieser Anerkennung aus der Systematik theoretisch (und praktisch, was aber nicht hierher gehört) aus allen Kräften nachzugehen. Und die Geschichte der historischen Ideenlehre — ich habe sie nicht gemacht, ich kann nichts dafür, daß sie so verläuft —, in der sich die Entwicklung der Geisteswissenschaften deutlich spiegelt, besteht auch darin, daß Alle, die zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß die geschichtliche Singularität als solche dem Wesen nach nicht anders zu verstehen sei als irgend eine andere, in die historiographische Komplexanschauung die Aufgabe hineinragen, die Systematik auch hier zur Geltung bringen.

Meine Erzählung ist zu Ende; viel zu lang schon ist dieser Brief geworden. Hoffentlich nicht auch viel zu uninteressant, als daß Sie Denen, die sich in Ihrem Belte versammeln, davon erzählen möchten.

In ausgezeichneteter Hochachtung

Leipzig.

Ihr ergebener

Dr. Johann Goldfriedrich.



Selbstanzeigen.

Jüdische Schriften. Zweites Jerusalem oder Bombassa? Zum sechsten Zionistenkongreß. Hugo Schildberger, Berlin NW. 1 Mark.

Die Schrift wendet sich mit radikaler Schärfe gegen das pseudo-zionistische Ostafrika-Projekt. Sie ist im Stil einer fingierten Parlamentsrede gehalten und entwickelt die Gründe gegen das Ostafrika-Projekt in drei Hauptgründen, die gewissermaßen in einem Eoventualverhältniß zu einander stehen. Der erste Grund ist dem zionistischen Programm, sozusagen der Verfassung des Staatsembryos entnommen, den der Kongreß repräsentieren soll; ich nenne ihn den staats- oder verfassungrechtlichen Grund. Der zweite, der auch bei Hinfälligkeit des ersten allein schon ausreichende Durchschlagskraft besäße, ist der Erklärung der englischen Regierung (ganz falsch ein „Anerbieten“ genannt) entnommen; ich nenne diesen Grund den völkerrechtlichen oder kolonialrechtlichen. Der dritte, der auch bei Hinfälligkeit des ersten und zweiten allein ausreichende Durchschlagskraft besäße, stützt sich auf die Thora und den Geist der jüdischen Theologie, von der allerdings auf sämtlichen sechs Zionistenkongressen noch nie gesprochen worden ist; ich nenne diesen dritten und entscheidendsten Grund den geistlich-theologischen. Die Schrift, die schon Mitte Dezember erschien, ist von der ganzen jüdischen Fachpresse, auch von den jüdisch-ostafrikanischen Spezialorganen, hartnäckig totgeschwiegen worden, scheint also den richtigen Standpunkt zu vertreten.

Dr. Moriz de Jonge.



Sternennächte. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Auf Bergesgipfel heilige Nacht.
Der schwarze, golddurchglühete Raum
Liegt über klarer Eisespracht.
Die ganze Welt ist tiefer Traum.

Auf Gletscherhöhn erstarrt die Zeit,
Sie friert zu glitzerndem Kristall.
Das schimmert in die Lüfte weit...
Der hellen Sterne Wiederhall.

Der Mensch erhebt das Auge stumm,
Unendlichkeit umhüllt ihn ganz . . .
Er fühlt, daß Alles träumt ringsum,
Und ahnt des höchsten Lebens Glanz.

Wien.

Emil Ludl



Gaia. Das Leben der Erde. Eine Dichtung. Leipzig. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

Der vierte Weise singt:
Wo wilde Alpenströme niederrauschen,
Aus denen sich der Töne Werden ringt,

Wo um die Töne, ihrem Sang zu lauschen,
Der Regenbogen seine Farben schlingt,

Wo unter schattig kühlem Farrenkraute
Der Grillenchor zum Mittagsliede stimmt
Und an der zarten Gräser Sonnenlaute
Die alte Weise in die Lüfte klimmt,

Wo schlanke Fichten hoch ins Blaue ragen
Und feierlich zum Bergstrom niedersehn,
Die Wipfel neigend sich Geheimnis sagen,
Ein Flüstern, das die Winde weiterwehn,

Da singt die Welt ihr überreiches Leben
In Tönen, die durch Mittagsstillen glähen,
Die buntverschlungen auf und nieder schweben
Und mit dem letzten Tage erst verblähen.

Wien.

Emil Luda.



Die Wüste. Gedichte. Mit Buchschmuck von Paul Casberg-Krause. Verlag von E. Eisselt, Großlichterfelde.

Es ist mir nicht leicht geworden, meine Exhibitionismen zu veröffentlichen. Gewisse Scham- und Keuschheitsgefühle waren erst zurückzudämmen, ehe ich Anderen, Fremden, einen Einblick in meine erdfeindliche Seele zu gewähren vermochte. Wenn ich diese Gefühle nun doch zurückdämmte, so that ich es in der Voraussetzung, daß sich keine Kritik anmaßen wird, die Empfindungen zu verurtheilen, aus denen ich meine Gedichte herauschrie; daß man sich vielmehr auf das Gebiet des Zulässigen in der Kritik beschränken und untersuchen wird, wie weit es dem Dichter gelungen ist, in der Seele des Genießers die Saite anzuklingen zu lassen, die in seinem Innern tönt.

Charlottenburg.

Erich Mühsam.



Mein Lied. Konfordia Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Die Probe.

Wir sehn uns an und wissens alle Beide:
Das ist die Nacht, die sich dem Tag verhieß.
Versag' uns keine Wonne, Paradies!
Wir treten ein in strahlendem Geschmeide.

Daß alle Lüfte messen sich im Streite,
Die letzte lock' aus dunkelstem Verließ,
Die noch kein Toller als die tollste pries,
Daß sich im Feuer erst die Gluth entscheide!

Zum Wahnsinn rasen alle wilden Triebe . . .
Wenn es im Wahnsinn wilde Triebe find.
Kennst Du ein Körnlein, das sich fing im Siebe?

Nennst Du im Sturmeswirbel noch den Wind?
 Das Scheit im Brand, der eine Welt gewinnt?
 Die Flamme sank . . . nicht Asche — nichts — denn Liebe!

Edelräuber.

Von unbuschtem Felsensitze —
 Zäh ist schon sein Schaft geborsten —
 Schau' ich in zerrissne Gründe,
 Wo die Edelfalken horsten.

Trübig über blauen Däften
 Klippen rings das Land bezwingen,
 Bis zum brünstigen Berglügen
 In des Abends Purpurringen.

Und die schwarzen Schatten steigen
 Geisterhaft aus ihren Klauen;
 Wie von dumpfem Flügelschlage
 Hebt sich rings geheimes Brausen.

Nebel in Gellüft und Schränden,
 Nacht und Dämon auf der Lauer!
 Nur die Edelräuber lieben
 Sonnenlust und Todeschauer!

Wald Silvester.



Aufgaben der Gemeindepolitik. Fünfte, wesentlich erweiterte Auflage.
 1,50 Mark. Gustav Fischer in Jena.

Eins der letzten Worte, das der alte Miquel im Privatgespräch von sich gab, hieß: „Die Zukunft der Sozialpolitik wird jetzt auf lange hinaus in den Händen der deutschen Gemeinden liegen!“ Die Wahrheit dieses Wortes ist schnell in immer weiteren Kreisen erkannt worden, und wer mit sehenden Augen die Dinge verfolgt, muß sich über das Streben freuen, das in unseren Gemeinden während des letzten Jahrzehntes begonnen und fortgedauert hat. Fragen, die früher als utopisch belächelt wurden, sucht man jetzt ernsthaft zu beantworten und die neuen Beamten und Vertreter unserer Gemeinden lassen über Dinge mit sich reden, die noch ihren Vorgängern „einfach unmöglich“ erschienen wären. Daß trotzdem noch viel, allzu viel Gleichgiltigkeit, Vorurtheil und Eigeninteresse das Vorwärtsdrängen hemmt, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Als Symptom des neuen deutschen Gemeindelebens darf wohl auch das Schicksal meines Buches gelten. Es hat einen Weg gemacht, wie er in der deutschen nationalökonomischen Literatur nicht eben häufig ist. Ich habe mich ehrlich bemüht, dem äußeren Erfolg durch gewissenhafte Nachprüfung und Ergänzung ein inneres Recht zu geben, und glaube, jetzt ruhig sagen zu können, daß jede ernsthafte Streitfrage aus dem Gebiete deutschen Gemeindelebens von mir gründlich geprüft und eingehend erörtert worden ist.

Adolf Damaschke.



Halefund.

Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Als an der Berliner Börse die Deutsche Bank vor einiger Zeit 17½ Millionen Mark einer Anleihe der Trafik-Aktie-Gesellschaft Grängesberg-Oxelösund einführte und zur öffentlichen Zeichnung auflegte, fragte Mancher in ärgerlicher Verwunderung, wozu denn eigentlich das heimische Publikum mit einer so unaussprechlichen Obligation beglückt werde, die trotz ihren 4½ Prozent zum Kurs von 100 noch immer rüstant erschien. Jetzt wissen wirs. Es geschah nicht etwa, um die Aktionäre deutscher Hüttengesellschaften in die Mysterien des Thomas-Roheisens einzuweißen, dessen relativ billige Herstellung aus den phosphorhaltigen Erzen der schwedischen Gruben die wesentlichste Grundlage ihrer fetten Dividenden bildet. Das konnte man anfangs thatsächlich glauben. Zugleich mit der Emission wurden wir ja mit einer Belehrung beglückt, die uns im strengsten Magisterton verkündete, wie un-
gemein wichtig das in Mittelschweden und Lappland zu gewinnende Erz für die westfälischen und schlesischen Thomaswerke sei. Aber diese Illusion wurde bald zerstört. Kaum hatte die Grängesberg-Gesellschaft die Mittel, die ihr die Deutsche Bank aus deutschem Privatkapitalbesitz zuzuführen verstand, benutzt, um sich nicht nur über die mittelschwedischen Gruben, sondern auch über Gällivare in Lappland die Herrschaft zu sichern, da bekam sie auch schon Appetit auf ein Monopol und fing damit an, die Preise für das vielumworbene Erz um rund zwei Mark für die Tonne zu erhöhen. Während also die grängesberger Obligationäre glauben konnten, es handle sich um den patriotischen Versuch, die Quellen des Stromes, der mit seinem Erzgehalt die deutsche Hüttenindustrie befruchtet, für Deutschland zu erobern, schlug in der gemeinen Wirklichkeit die Transaktion zum Schaden unserer Stahlwerke aus, die denn auch ohne Säumen nach neuen Bezugsquellen Ausschau zu halten begannen, um sich von Grängesberg zu emanzipiren. Ein hübsches Pendant zu dem herrlichen Petroleumkreuzzug unserer Hochfinanz, der mit dem Schlachtruf „Los vom Joch des Standard Oil Trust!“ anhub. Verkürzten Blickes folgten die Gläubigen den verschiedenen Stadien, in denen sich die Betheiligung deutschen Großkapitals an rumänischen und galizischen Petroleumfeldern vollzog. Und als der Wurf gelungen, als über Steaua, Telega und Schodnitsa die deutsche Oberhoheit errungen war, da begann nicht der Kampf gegen Rockefeller, sondern das Paktiren mit ihm. Die Deutsche Bank, die nicht verhindern konnte, daß Grängesberg, das von ihr der Huld empfohlene Grängesberg den deutschen Abnehmern höhere Preise für das schwedische Eisenerz diktirte, sobald deutsches Geld dem grängesberger Concern auf die Beine geholfen hatte, steht nun abermals tief betrübt vor ihrem lammsfrommen deutschen Publikum: denn — vae Gwinner! — ihr Schutzkind Schodnitsa hat sich den österreichischen Petroleumern angeschlossen, die mit dem verhassten Standard Oil Trust Rockfellers um die deutsche Kundenschaft wülfeln. Das Ganze nennt sich stolz nationale Finanzpolitik. Wenn nun aber die Emission der Schuldverschreibungen von Grängesberg-Oxelösund nicht den ihr anfangs zugeschriebenen Sinn hatte: was erwartete man dann von ihr? Der Brand von Halefund hat uns das Räthsel gelöst. Grängesberg-Oxelösund sollte offenbar die Vorschule für eine selbstlose Theilnahme Deutschlands an den Geschicken der skandinavischen Halb-

insel sein und uns mit Land und Sprache, die später einmal das deutsche Volk intensio beschäftigen würden, rechtzeitig vertraut machen. In diesem Sinn war die Emission ein gutes Werk, das Belohnung verdient. Der Börsenkommisſar müßte eigentlich den Auftrag erhalten, den Kurs der Obligationen, den die Deutsche Bank knapp über Pari hält, von Amtes wegen um etliche Prozent hinaufzusetzen.

Kalesund aber hat nicht nur ein Vorspiel, sondern auch ein Nachspiel gehabt, mit dem sich die Börse ein Weilchen beschäftigte. Angefacht durch die Flammen, die vom Strand auf die See hinüberschlugen, ist zwischen dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie die Eifersucht, die bereits verglommen schien, von Neuem entbrannt; und heißer denn je. In wilder Jagd gingen von Hamburg und Bremerhaven die sechshundert Meilen nach Kalesund hinauf. Im September legte der hamburger Schnelldampfer „Deutschland“ die Fahrt vom Molentopf vor Cherbourg bis zum Sandy Hook-Feuerschiff in fünf Tagen elf Stunden und vierundfünfzig Minuten zurück. Damit war der Rekord nach Westen geschlagen. Eine neue Errungenschaft also, das froh begrüßte Seitenstück zu der früheren Heimfahrt des selben Dampfers von Sandy Hook bis zum Licht von Eddystone, als das Schiff mit fünf Tagen, sieben Stunden und achtunddreißig Minuten den Rekord von Westen nach Osten schlug und vom Kaiser — just aus Norwegen — ein ungemein lebhafter Glückwunsch eintraf. Selbst die Erinnerung an diesen Triumph, der die Hamburg-Amerika-Linie im Modepunkte der Zeitersparniß über sämtliche Schifffahrtsgesellschaften der Welt emporhob, wird Herrn Ballin verblaßt sein, als er die „Phönizia“ (mit ihren knapp achttausend Registertonnen ein Zwerg neben dem Riesenbau der mehr als doppelt so großen „Deutschland“) den hamburger Hafen mit Kurs nach Kalesund verlassen sah. Was galten alle Rekords auf dem Atlantischen Ozean gegen den einen Rekord Hamburg-Kalesund? Die norwegische Unglücksstätte — und sei es auch nur um Minuten — vor dem Dampfer des Norddeutschen Lloyd erreichen: Das war eine Aufgabe, des Schweiges der Edlen werther als selbst der gelungenste Versuch, auf der Fahrt zwischen Europa und Amerika noch etliche Stündchen zu sparen. Denn dem Lloyd war kaum die Kunde gekommen, daß die Paketfahrt auf Wunsch des Kaisers einen Dampfer nach Kalesund schicken wolle, als auch schon in Bremerhaven die „Weimar“ seelklar gemacht und, mit dem Nöthigsten vollgepfropft, an das selbe Ziel gesandt wurde. Fast zur selben Stunde stachen denn auch beide Schiffe in See. Wer das Match gewonnen hat? Noch hat Nlio nichts Sicheres darüber aufgezeichnet. Herr Ballin aber hat vom Kaiser eine Marmorbüste, Herr Dr. Wiegand, der Bremer, nur ein Telegramm erhalten. In Kalesund kämpften Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie dann um einen neuen Rekord, um den Preis, der dem Bringer der schnellsten Hilfe gebührt. Höchſt edel, höchſt menschenfreundlich und urchristlich, — gewiß; wenn der Kampf nur mit etwas geringerem Lärm geführt worden wäre kennst Du das Lied vom braven Mann?... Doch der Teufel mag alle Sentimentalität holen. Andre Zeiten, andre Lieder. So freute sich denn jedes moderne Deutschenherz, als in den Zeitungen die Spalten langen Telegramm standen, in denen „Weimar“ und „Phönizia“ ihr Eigenlob weithin ertönen ließen. Das triefte nur so von Mitleid und Nächstenliebe. Ein Sportspiel für Götter. Der Höhepunkt der Tragikomödie war erreicht, als die „Weimar

meldete: Wir haben ununterbrochen Leute an Bord gebracht, bis kein Bedürftiger mehr am Ufer zu finden war, und zu selbiger Stunde die „Phönizia“ depeschirte: Der Zubrang der Bedürftigen wächst beständig. Hoffentlich ist bei dem Ringen der Mitleidigen kein Kalesunder in zwei Theile zerrissen worden.

Nun ist der Brand gelöscht, die Noth gelindert. Aus dem Bereich der norwegischen Küstenstadt sind „Weimar“ und „Phönizia“ verschwunden und die Bevölkerung gedenkt der Beiden nur noch wie eines schönen Traumes. Schon hat der Direktor des berliner Residenztheaters, Herr Lautenburg, der auf seiner Brust stets den rechten Fleck entdeckt, wenn durch eine Benefizvorstellung irgendwo in fremden Landen das Werk der Mildthätigkeit gekrönt werden kann, ihre Herzen im Sturm genommen. In Hamburg und in Bremen aber saßen Herr Ballin und Dr. Wiegand hinter den Bilanzen für 1903. Angstvoll ließen sie das Auge in alle Winkel schweifen, als hätte Jeder von Beiden zu fürchten, daß ihm der Andere über die Schulter sieht und vor der rechten Zeit erfährt, was für die Aktionäre der eigenen Gesellschaft nicht so sehr wie für die der Konkurrentin ein Schlager sein sollte. Noch ist die Ursache des Duells, das Wiegand und Ballin im letzten Sommer hinter der Papierwand ihrer Preßorgane ausfochten, nicht ans Licht gebracht. Einen Augenblick sah es aus, als müsse die Wand einstürzen und auf freiem Feld ein ganz ernsthafter Zweikampf ohne alle Bandagen beginnen. Gegenstand des Zwistes war Morgans Schiffahrtstrust. Bremen erklärte plötzlich, der Anschluß des Lloyd an den Trust sei widerwillig erfolgt und nur durch einen von Hamburg aus geübten Druck herbeigeführt worden. In dieser Darstellung erschien der Lloyd als Schutzengel der deutschen Schiffahrt, dessen Weisheit auch verhütete, daß die zwanzig Millionen Mark junger Aktien der Packetfahrt dem amerikanischen Moloch ausgeliefert wurden. Hamburg gerieth darob in grimme Wuth und schleuderte Flüche gegen Alle, die den Entschluß, dem Morgantrust beizutreten, nicht geradezu genial fanden. Sehr allmählich erst dämpfte sich auf beiden Seiten die düstere Gluth; und ein Konflikt um die transatlantischen Ueberfahrtspreise schien sie wieder ansachen zu wollen. Endlich wards still. Herr Ballin aber fuhr nach Amerika. Vorher wurde er vom Kaiser in Privataudienz empfangen und in New York war er natürlich für die Zeitungen eine große Nummer. Von Riesenplänen wurde geraunt; Abkommen mit Bahnen in der Union und Kanada; eine Linie, die die Welt umspannen würde; Morgantrust so stark wie je; Subsidienbill verwerflich; England schädigt sich selbst; Manches noch nicht reif für offene Erörterung; Einzelheiten vorbehalten, — kurz, Alles, was ein Yankee-Interviewer von einem Star zu holen wünscht. Die Offenbarung, das Ergebnis der deutschen Reichstagswahlen habe den Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, also den kompetentesten Beurtheiler innerer Politik, am allgemeinen Wahlrecht irr gemacht, mußten sich die Herren von der new-yorker Presse wohl oder übel entgehen lassen; denn dieses Diktum hatte der hochweise Herr Ballin klüglich schon vor seiner Reise nach der großen Republik bei einem Diner (von sieben Gängen, glaube ich) noch auf deutschem Boden geleistet und es war uns damals prompt übermittelt worden. Daß diese Amerikafahrt des liebverthehen Kollegen nicht ganz nach dem Geschmack Wiegands war, darf man glauben, auch ohne es von ihm selbst zu wissen. Kalesund fehlte gerade noch. Und nun giebt Ballin 6 Prozent Dividende und sein Jahresabschluß wirkt wie eine vom besten Regisseur einstudirte Paradevorstellung. Was wird Bremen jetzt thun?

Notizbuch.

Schon bei der Gedächtniskirche fing der Schmutz an. Bis dahin war der March ein Vergnügen gewesen. Sacht gefrierender Schnee, die Sternlein blitzblank und zwischen Himmel und Erde ein feines Flimmern, das den Konturen die Härte nimmt. Wintermärchenstimmung. Und wie Märchenmenschen huschts an einander vorbei. Auf leisen Sohlen; als ob Jeder zum Liebchen schliche. Raum ein Knirschen; zärtlich schont der Fuß die weiße Brautbettdecke, unter der ein Schoß befruchtet, in warmem Dunkel neues Leben geweckt werden soll . . . Unsinn. Der Herr Rath wandelt mit würdiger Bünktlichkeit in die Stammkneipe. Eine Köchin hat Kalten Aufschnitt geholt. Ihr Dienstherr kommt gerade hungrig aus dem Kontor. Und die Meisten tragen heute Gummischuhe. Daher die Märchenstimmung. Jetzt wird die Decke gelb; braune Tupsen, die immer größer werden. Am Nachthimmel ein röthlicher Nebelstreif; die Ausbünstung der großen Stadt. Schon riecht man ihren schlechten Athem. Und watet gleich hinter der Gedächtniskirche durch schwärzlichen Schlamm. Wohin? Für Theater ist es zu spät. An der Ecke, beim Droschkenstand, prangt ein buntes Riesenplakat. La belle Otero. Die lebt uns also noch, zieht noch auf Raub durch die Lande. Das wäre es vielleicht. Von allen zur Schau gestellten Weibern hat sie den größten Stil. Etwas von einer Lola Montez, wie wir sie uns denken. Berruchte Schönheit, die in den Schatzkammern der Mächtigsten, Reichsten sich mit glitzernden Reifen und Bändern schmückt und lächelnd alle Sünden feiger Sexualheuchelei rächt. Ob sie die kleine Freundin noch bei sich hat, die sich so frech in den Hüften wiegte und die Swells auf der Estrade, die ganze liebe Männlichkeit so verschmizt ansah, als wollte sie sagen: Ihr Alle, deren geiler Wunsch aus geblähten Rüstern stöhnt, seid doch nur als Tributzahler zugelassen? Am Ende gäbe es eine Enttäuschung. Die Erinnerung an die stolze Schamlosigkeit, die große Lustgeste der Spanierin soll nicht verwittern. Den rauhen Brunstschrei der ersten Jahre hat sie gewiß nicht mehr. Wohin also? Laß, guter Jüngling, die Hoffnung fahren, Du könntest an einem berliner Abend irgendwo Dir die Runzeln von der Stirn weghaben. Zwar ist Karneval im Kalender und aus manchem Schaufenster loden noch Halbmasken, Wollbärte, Rotillonorden und Pappnasen. Frohsinnlichkeit aber suchst Du vergebens; Schwarz und Weiß sind die Farben des Preukentemperamentes. Bleib auf dem Pfade der Pflicht und fürchte nie, unahnbare Wonnen dabei zu versäumen. Die nächste Anschlagssäule. Das Otero-Plakat war noch aus dem Januar. Jetzt glänzt das Fräulein de Merode als Stern am Wintergartenhimmel. (Du bist, armer Knabe, längst nicht mehr auf der Höhe moderner Bildung) Nein. Diese jungfräulich gekämmte Balletkonfirmandin winkt mir nicht. Die Donna hat wenigstens den Muth, sich ganz frech babylonisch zu geben; Cleos dünnes Perlenschnürchen, die Grimasse der sittsamen Klosterichülerin . . . Ueber Sechzig, scheint's, lernt man diese Verpackung schätzen. Wohin? An die Arbeit; in den weißen Brunewald heim. Die Zeitungverkäufer brüllten zwar was aus. Vielleicht eine Sensation. Ein Ereigniß, das die Nerven rüttelt. Auch draußen erfährst Du noch früh genug. Und gebieterisch mahnt die Pflicht, die erst eben gerühmte, mit scheltender Tantenstimme: Du hast mindestens zehn Tage lang Deine Holzpapierballen nur überflogen!

*

*

*

Das Wichtigste zuerst. In Krimmitschau sind die Proletarier geschlagen worden. Das war zu erwarten; und doch läuft Einem beim Lesen ein Schauer über'n Leib. „Bedingungslos“ wurde die Arbeit wieder aufgenommen und tausend Familienväter bleiben einstweilen mindestens ausgesperrt. Am kalten Herd, ohne Brot, auf Almosen angewiesen, die selbst der brüderlichste Sinn den Besiegten nicht so gern und nicht so reichlich spenden wird wie den um besseres Menschenrecht kämpfenden. Während der Schlacht wars zu ertragen. Das Proletariat ließ seine sächsischen Vorposten nicht hungern. Vier bis sechs Mark für den Mann, zwölf, in der letzten Zeit dreizehn bis vierzehn Mark für eine ganze Familie: sehr viel ist mit solcher Wochenunterstützung ja nicht zu machen; doch sie fristet das Leben und schützt selbst im Winter vor äußerster Noth. Für das Uebrige sorgte die Hoffnung. Täglich stand in den Parteiblättern, der Sieg sei sicher, das Häuflein der Kapitalisten schon der Verzweiflung nah; morgen, spätestens übermorgen müsse es kapituliren, die zehnstündige Arbeitszeit, den Lohnzuschlag sogar bewilligen, die unbrauchbaren Strikebrecher fortjagen und froh sein, wenn die alten, erprobten Leute wieder die Bedienung der Webstühle übernähmen. „Unser der Sieg, unser die Welt!“ So will es die Kriegsraison. Der Feldherr, der Compagnieführer, der auf dem Schlachtfelde das Blaue vom Himmel lügt, um den Muth seiner Truppe zu stählen, handelt nicht unsittlich; bei dem tugendjamen Geplärre bourgeoisen Schreiber wollen wir uns also nicht aufhalten. Für manchen Weber und Spinner heißt's jetzt: auswandern, anderswo Arbeit suchen; und wer weiß, wie oft der als Ausgesperrter, als Strikeleiter Erkantete vergebens anpocht? Das Klassenbewußtsein der Fabrikanten ist unterschätzt, ihre Produzentenkraft überschätzt worden. Auch ihnen half das Solidaritätsgesühl der Klassengenossen über das Aergste hinweg; und ihre Behauptung, daß sie bei einer nicht für den ganzen Textilbereich, ohne Ausnahme, vom Gesetz erzwungenen Kürzung der Arbeitszeit nicht mehr konkurrenzfähig wären, klingt glaublich. Um den Zeitverlust einzubringen, müßten sie die modernsten Maschinen anschaffen und dazu fehlt den Schwächeren wohl das Geld. Herr Karl Regien, der Reichstagsabgeordnete und Leiter der Generalkommission deutscher Gewerkschaften, ein gescheiter, begabter, gewissenhafter Mann, der im Reichsamt des Inneren als Unterstaatssekretär mehr leisten würde als zehn Bureaukraten, hat die Gründe, die zum Abbruch des Kampfes drängten, klar und ruhig geschildert. Eine Saison hatten die Fabrikanten schon verloren und sie schienen entschlossen, auch die zweite zu opfern. Dann wäre die Krimmitschauer Industrie vernichtet, ein ganzes Weberheer zur Auswanderung genöthigt gewesen. In dem Flugblatte, das die Rückkehr in die Fabriken empfahl, las man die Sätze: „Mit seinem ganzen Sinnen und Trachten, seinem Fühlen und Denken steht der Arbeiter bei seinem Gemeinwesen, seiner Heimath. Die Blüthe, die Größe des Gemeinwesens zu erhalten, muß immer das Streben des gesammten Volkes sein. Kann es den achttausend Proletariern gleichgiltig sein, ob ihre Stadtgemeinde im innersten Mark erschüttert wird und schließlich zu Grunde geht? Nein!“ Menschen, die so sprechen, auf die solche Sprache wirkt, sollte man nicht „vaterlandlos“ nennen. Freilich auch von ihnen nicht sagen, sie säßen im allertiefsten Elend. Patria est, ubicumque est beno. Unbecheiden sind die Krimmitschauer Weber nicht; und auf ihre Art Patrioten. Der Ruin der Industrie hätte ihnen die Heimath geraubt. Herr Regien leugnet auch nicht, daß die Zahl der Strikebrecher wuchs, der Eifer erlahmte, die Zeit abzusehen war, wo „die freiwillige Hilfe versagen“ mußte ... Eine

verlorene Schlacht. Mancher rothe Politiker wird wieder die Gewerkschaften schelten. „Seht Ihr: so enden Eure Aktionen immer. Die Unternehmer haben sich straffer organisiert und werden künftig noch schwerer mürb zu machen sein. Das ist Alles, was Ihr zu erreichen vermochtet.“ Doch der große Aufwand ist nicht völlig nutzlos verthan. Auch die Fabrikanten werden sich vor neuen Konflikten hüten. Da steht schon, daß sie die meisten Arbeiter wieder eingestellt haben und nur selten einem Alten antworten ließen: „Ihr Stuhl ist besetzt!“ Brutale Ausbeuter? Kinderstubenpsychologie. Niemand kauft theurer, verkauft seine Waare billiger, als er muß. Traurig bleibt die Sache. Traurig, daß auf beiden Seiten Riesensummen verloren sind, trauriger, daß die deutsche Industrie noch nicht überall weit genug „in der Welt voran“ ist, um mit zehnstündiger Arbeit auskommen zu können. Die Verbündeten Regierungen hätten die Möglichkeit, hätten die Pflicht, zu helfen. Vor neun Jahren schon haben krimmitschauer Fabrikanten einem Rath aus dem Reichsamt des Innern gesagt, sie würden mit einem gesetzlich vorgeschriebenen zehnstündigen Maximalarbeitstag ganz zufrieden sein. Der Reichstag muß die Regierenden, die Presse den Reichstag drängen. Beim Blättern aber finde ich fast nur Roheit und sentimentales Gerede. Die Weberichaar war aufgebezt, der Strike grundlos und frivol begonnen, denn in Krimmitschau ging es den Arbeitern sehr gut, trotzdem gerade der Textilindustrie der letzte Aufschwung nicht viel Segen gebracht hat. Das ist der eine Text; der andere: Das Mächtig-Niederträchtige hat mit schnöder Tücke den unvergleichlich opfermuthigen Idealismus unserer Genossen besiegt . . . Wir sind noch recht weit zurück; glauben noch an den Unternehmer, der aus bloßer Schägigkeit für schlechten Lohn lange schuften läßt, und an den Arbeiter, der kein Wässerchen trüben würde, wenn ihn der Hezer nicht aus der Ruhe scheuchte. Du lieber Februarhimmel: von zehn Fabrikanten wären neun mindestens froh, wenn sie nur sechs Stunden täglich arbeiten zu lassen brauchten, die besten Löhne im Reich zahlen und dennoch die Konkurrenz schlagen könnten; was den Arbeitern abzugucken ist, macht heutzutage Keinen mehr reich und geknausert wird im Großbetrieb nur noch, wo die Einnahme knapp die Kosten deckt. Nicht geringer aber und nicht weniger schädlich ist die Unflugheit, die den Arbeiter schmächt, weil ers besser haben möchte, als ers hat. Der Arbeiter trägt, wenn er einen Lohnkampf wagt, schließlich ja die eigene Haut auf den Markt. Und Sterlet und gebadene Aустern verlangt er einstweilen wirklich noch nicht.

*

*

Hierher gehört ein Brief, den Herr Karl Zentsch mir schreibt:

„Drei Wörtlein, die Krimmitschau hervorlockt. Fräulein Alice Salomon erzählt in der ‚Sozialen Praxis‘, die von ihr befragten Arbeiter und Fabrikanten hätten der Hauptsache nach übereinstimmend ausgesagt, nur die subjektive Deutung der That-sachen sei verschieden ausgefallen; hier mache sich eben der Unterschied der Weltanschauungen geltend. Unsinn! Wie kann man die Weltanschauung hineinziehen (Weltanschauung von Fabrikmädeln!), wo der Interessengegensatz schon Alles hinreichend erklärt. Das hat ja der Herausgeber der ‚Zukunft‘ richtig beleuchtet. Im Uebrigen ist der Bericht der Dame gut und nützlich. Er bestätigt — was man im Voraus wußte —, daß sich viele, wahrscheinlich die meisten krimmitschauer Arbeiter in einer recht kläglichen Lage befinden, daß aber auch die Fabrikanten nicht nachgeben konnten, ohne ihre Existenz zu gefährden. Sobald in einem Lande die Zahl der Verarbeiter die der Urproduzenten übersteigt — besonders bei starker Produktivität! —, ist es

nicht allein unmöglich, alle Volksgenossen produktiv zu beschäftigen, es ist auch unmöglich, allen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Wenn Bauern menschenunwürdig leben, so ist ihre persönliche Unfähigkeit oder eine schlechte Staatsanordnung schuld; bei industrieller Ueberbevölkerung fehlen die Naturbedingungen, — und die kann kein Menschenwitz ersetzen. Nur ein Zug, der das Menschenunwürdige charakterisirt. Einige höher gelohnte Klassen ausgenommen, können die trimmitschauer Arbeiterfamilien nur durchkommen, wenn auch die Frau in die Fabrik geht; die Kinder werden, gegen ein wöchentliches Kostgeld von 4 bis 1½ Mark, „in die Bische“ gegeben. Auch die Kleinbäuerin arbeitet mit, aber nicht getrennt von ihrem Mann, sondern als seine Gehilfin an seiner Seite; sie kann bei der Arbeit ab und zu mit ihm plaudern. Die Kinder aber sind dabei — das Kleinste liegt am Rain im Grase — und erfreuen sich einer Luft und einer Bewegungsfreiheit, die auch der reiche Großstädter seinen Kindern nicht gewähren kann. Es bleibt das unsterbliche Verdienst der Sozialdemokratie, daß sie die Arbeiter zum Kampf um bessere Lebensbedingungen aufstachelt und organisirt; Niemand hat mehr Ursache, ihr dafür dankbar zu sein, als der oberste Kriegsherr. Aber dieser Kampf gleicht mit all seinen Erfolgen — von den Misserfolgen nicht zu reden — dem Steigen des Mannes am Wasserheberade, der dieses nur mit seinem Körpergewicht in Bewegung erhält: steigen muß er unaufhörlich, wenn er nicht ertrinken will, von Sprosse zu Sprosse; trotzdem bleibt er immer auf der selben Stelle. Jede Verkürzung der Arbeitszeit wird durch gesteigerte Intensität der Arbeit ausgeglichen, jede Erhöhung des Lohnes durch den erhöhten Preis der Lebensbedürfnisse und durch eine Erhöhung der Steuern oder der Zölle. Das gilt auch von der Sozialpolitik des Staates und der Kommunen, die so viele Millionen kostet; man denke nur an die Besoldungen neuer statistischer und Aufsichtbeamten. Alle diese Kosten wälzen sich ganz von selbst auf die Arbeiter ab. Dieser ganze riesenhafte Apparat zusammen mit den Kämpfen der Arbeiter hat im günstigsten Fall den Erfolg, den Arbeitern einen Theil der gesunden Lebensbedingungen zu erhalten oder wiederzubringen, deren sich ihre Vorfahren auf dem Lande und in kleinen Städten ohne Kosten, ohne Kampf und ohne obrigkeitliche Fürsorge erfreut haben. Daran könnte auch durch eine bessere Vertheilung des Volkseinkommens nicht viel geändert werden. Wahrscheinlich würde eine solche das Uebel nur verschlimmern. Große Einkommen, die raffinierten Luxus ermöglichen, sind in unserem durchaus verrückten Zustande unumgänglich nöthig, weil der Untergang und schon die Schwächung der Luxusindustrien die einzigen Kanäle verstopfen würde, die Hunderttausenden ihren lärglichen Antheil an den zum Leben nothwendigen Produkten zuführen. Darum kann kein Vernünftiger wünschen, daß die Mahnungen zur Frugalität, die man jetzt an die Offiziere und an die Beamten richtet, Erfolg haben. Immer hinauf mit der Lebenshaltung, immer vorwärts im Tempo der Uniformänderungen, immer hinauf mit den Besoldungen, den Löhnen und den Preisen, immer hinauf mit den Steuern und Zöllen! Immer hinauf, bis die Himmelsleiter bricht! Ob dann freilich das einzige Mittel der Abhilfe, die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen der landwirthschaftlichen und der übrigen Bevölkerung, noch anwendbar sein wird: Das ist die große, die allergrößte Zukunftsfrage.“

* * *

In den Zeitschriftenschränken der berliner Königlichen Bibliothek wird die „Zukunft“ nicht mehr ausgelegt, „weil häufig Nummern davon entwendet wurden“;

im Kleinen Journal kündets die Verwaltung und fügt hinzu: „Sie steht aber Benutzern, die sie zu anderen als Unterhaltungszwecken einzusehen wünschen, am Platz des Beamten jederzeit zur Verfügung.“ Die ehrenwerthe Verwaltung der Königlichen Bibliothek schreibt ein angenehmes Deutsch; sie weiß sicher auch ohne Inquirengewalt haarscharf zu ermitteln, welcher „Benutzer“ die schlimme Wochenschrift „zu anderen als Unterhaltungszwecken einzusehen wünscht“. Einem Herrn, dem der Beamte, unter Berufung auf den vom Generaldirektor herabgelangten Befehl, das geforderte Heft verweigerte, war gewiß auf den ersten Blick anzusehen, daß er nur Unterhaltung suche, nicht das nutrimentum spiritus, das in der Königlichen Bibliothek gespendet werden soll. Im Kladderadatsch fand ich über die Sache ein lustiges Gedicht, das auch manchen Zukunftleser amüsiren wird; hier ist's:

Eine That.

Noch ist — der Himmel sei gepriesen —
Dem Frevel oft die Rache nah.
Das hat uns wieder mal bewiesen,
Was mit der „Zukunft“ jetzt geschah.

Mit einer Reckheit ohne Grenzen
Verfährt sie; wen verlegt es nicht,
Wenn Allerhöchsten Kunsttendenzen
Sie stets voll Bosheit widerspricht?

Gottlob, man kam ihr auf die Schliche
Und schritt sogleich energisch ein:
Sie darf jetzt in die Königliche
Bibliothek nicht mehr hinein.

Es sei den guten Bürgern allen
Die frohe Botschaft kundgethan:
Sie mögen sich den heiligen Hallen
Jetzt wieder mit Vertrauen nah'n.

Die Spötter nennens etwas Heitres,
Die Braven nennens eine That,
In jedem Fall ist bis auf Weitres
Gerettet wieder mal der Staat.

* * *

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Hochgeehrter Herr Harden, Herr Dr. Willh. Hellpach, der beredte Verkünder von Gedanken Kräpelin's und (was noch besser ist) Wundt's, scheint mir doch in seinem Artikel ‚Zwei Greifswalder‘ dem ‚alten Landois‘ nicht ganz gerecht geworden zu sein, da er ihn hauptsächlich als ‚jovialen alten Herrn‘ und im Uebrigen als nicht geistreich, nicht bahnbrechend, nicht tief, überhaupt wesentlich nach der negativen Seite hin schildert. Der eigentlichen Bedeutung des Mannes, dem er eine noch schnellere Vergessenheit prophezeit als seinem streitbaren theologischen Kollegen Cremer, scheint er mir die verdiente Anerkennung schuldig geblieben zu sein. In der treuen, gewissenhaften, hingebenden vierzigjährigen Gelehrten- und Forscherarbeit eines Leonard Landois steckt denn doch ein ungemein solider wissenschaftlicher Kern und ich möchte fast zweifeln, ob Herrn Dr. Hellpach die vielseitigen positiven Leistungen auf den Gebieten der Zoologie, der Histologie, der allgemeinen Anatomie und Entwicklungsgeschichte, vor Allem aber der Physiologie im Einzelnen genauer bekannt sind, über die kein Geringerer als unser Wilhelm Waldeyer (in seiner vor dem greifswalder Medizinischen Verein gehaltenen Gedächtnisrede) in Ausdrücken höchster Anerkennung urtheilt. Aber das Lehrbuch der Physiologie, das so viel aufgelegt, viel beneidete, viel angefeindete Lehrbuch! Wenn in physiologischen Fachkreisen, wie mir wohl bekannt ist, das Urtheil über dies Lehrbuch vielfach ziemlich abfällig lautete, so war daran in erster Reihe der bedauerliche Umstand schuld, daß

sich in Folge der einseitigen Vorherrschaft einer bestimmten Schule (ich brauche sie wohl kaum zu nennen) in Deutschland die Physiologie seit einem Menschenalter jeder engeren Fühlung mit der praktischen Medizin und selbst mit den Aufgaben der pathologischen Physiologie und der allgemeinen Pathologie fast vollständig entzogen hatte und daß Landois, der direkt von der Klinik her kam und als Praktiker angefangen hatte, eben so wie sein (auch nicht nach Gebühr anerkannter) Lehrer Julius Budge, gerade in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme war. Er hat, zum Beispiel, durch seine Untersuchungen über den Arterienpuls, über Herzbewegung, vasomotorische Nerven, durch seine Monographien über die Transfusion und über Urämie auf wichtigen Gebieten der Pathologie und der klinischen Medizin entscheidend eingegriffen. Es ist ja schwer, dem großen Publikum von Werth und Ertrag eines Gelehrtenlebens überzeugende Beweise zu liefern; ich möchte mich also darauf beschränken, auch in dieser Beziehung an die Autorität Waldeyers zu appelliren, der in der schon erwähnten Gedächtnißrede dem greifswalder Medizinischen Verein wünscht, daß die Erinnerung an eins seiner bedeutendsten Mitglieder forterhalten bleiben und die Führung des Vereins weiter beseelen möge und daß ihm auch in Zukunft Männer beschieden sein mögen, die im Geist und Sinne Landois' in ihm wirken.' In größter Ergebenheit Ihr

Professor Dr. Albert Eulenburg.

* * *

Seit in Chicago das Froquois-Theater abgebrannt ist, wird wieder viel von Mitteln geredet, die das Leben der Schauspielbesucher in Feuersnoth sichern könnten. Multa, non multum. Eiserner Vorhang, Nothausgänge, Reservebeleuchtung: Alles hat sich in Fällen panischen Schreckens als unwirksam erwiesen. Den verständigsten und einzig neuen Vorschlag fand ich in „Dinglers Polytechnischem Journal.“ Da fragt der Ingenieur Herr Karl Wegener: Wie können die Theaterbesucher gegen Feuergefahr während der Vorstellung geschützt werden?“ Aus seiner Antwort will ich die wichtigsten Sätze wiederholen: „Wie bei dem wiener Ringtheaterbrand, so ergoß sich auch im Froquois-Theater das entfesselte Flammenmeer in ganz unbegreiflich kurzer Zeit über den Zuschauerraum und schoß blitzähnlich zu den Logenbrüstungen empor. Selbst wenn die angeblich zahlreich vorhandenen Nothausgänge sofort geöffnet gewesen wären, hätten Hunderte ihrem Schicksal nicht entgehen können, weil es kein Mittel giebt — und ein solches auch nicht denkbar ist —, um ein gefülltes Theater in einer so kurzen Zeitspanne zu entleeren, wie die hochtemperirten und daher expansiven Verbrennungsgase des ‚Bühnenfeuerherdes‘ nöthig haben, um durch den Zuschauerraum nach der an dessen Decke befindlichen Hauptventilation zu entweichen. Der Zuschauerraum ist — um im Bilde zu bleiben — das denkbar günstigste ‚Zugrohr für den Feuerherd‘. Wenn, was leider allgemein der Fall ist, die Hauptventilation des Theaters über dem Zuschauerraum liegt, so ist der Ausartung eines Bühnenbrandes in der hier angedeuteten Weise mit all den Mittelchen, auf die man in Unkenntniß der eigentlichen Gefahr einen übergroßen Werth legt, nicht wirksam entgegenzutreten. Nur eine Polizeibestimmung, die an dieser Stelle den Hebel ansetzte, könnte die drohende Gefahr ausschalten. Es ist eine durchaus falsche Anordnung, den Hauptventilationschacht über den Zuschauerraum zu verlegen. Der feuersichere Vorhang ist bei einer solchen Anlage in jedem Fall eine Illusion, sei er aus Asbest, sei er sogar aus Eisen; denn auch ein eiserner Vorhang kann unter Umständen der Stauung der hochtemperirten Gase nicht widerstehen. Die brennenden, mit Rauch geschwängerten Gase stauen sich momentan, um im nächsten Augenblick

mit elementarer Gewalt unter dem Vorhang hervorzubrechen; sie ergießen sich in breitem Strom über das Orchester, das Parquet und steigen dann, um ihren natürlichen Ausweg durch den Hauptventilationschacht zu finden, an den Logenbrüstungen empor, auf ihrem Wege alles Leben versengend und neue Flammenherde entzündend. So ergibt sich die Nothwendigkeit, den Ventilationschacht an das hintere Ende der Bühne zu verlegen und den ganzen Zuschauerraum über die Bühne zu ventiliren. Zu diesem Zweck müssen an geeigneten Stellen vielleicht drei — oder noch mehr — Schächte angebracht und mit zuverlässigen Absaugevorrichtungen, deren es heutzutage ja genug giebt, versehen sein. In den Schächten müßten an verschiedenen Stellen von unten nach oben Absaugeöffnungen vorgesehen werden, damit die Gase in jeder Höhenlage einen Abfluß finden. Bei solcher Anordnung wären Katastrophen, wie die jüngst erlebte, unmöglich. Künstler und Publikum würden bei eintretender Feuergefahr Zeit finden, sich in Sicherheit zu bringen, und die Bewältigung des so beschränkten Brandes wäre mit geringer Mühe zu ermöglichen“. Soll der im ersten (ich glaube: auch ältesten) technischen Fachblatt unter redaktioneller Verantwortlichkeit des Professors Rubeloff öffentlich ertheilte Rath unbeachtet bleiben? . . . Wie unbesonnen bei Theaterbauten die Routine oft wirthschaftet, lehrt jetzt wieder die Geschichte der berliner Hofspielhäuser. Bis in die neueste Zeit haben sie manchen Umbau erlebt, das Schauspielhaus zuletzt noch einen der königlichen Loge, deren Vorsalon mit gelber Seide und Prunkmöbeln gar pomphaft ausgestattet wurde. Jetzt werden, im neuen preussischen Etat, vom Landtag 25 386 Mark verlangt, „um die königliche Loge und deren Vorräume im königlichen Schauspielhaus zu Berlin im Interesse größerer Feuersicherheit umzubauen“. Und von dem in den letzten Lustren mehrmals unter beträchtlichen Kosten umgebauten Hofoperhaus wird dem Landtag erzählt, es sei „völlig unzulänglich“ und „im höchsten Maß feuergefährlich“. Natürlich fehlt die — hier vorausgesagte — erste Forderung für ein neues Opernhaus nicht. Und der vom Kaiser befohlene Umbau des alten Hauses (in dem Herr von Hülse für seine Armidenkünste und Oberonspektakel nicht Raum genug findet) wird Hunderttausende kosten; ein Bißchen viel für ein „völlig unzulängliches“ Gebäude, das nach dem maßgebenden Willen nur noch ein paar Jahre stehen soll.

*

*

*

Die traurigen Erfahrungen, die wir jetzt in unserer südwestafrikanischen Kolonie machen, lassen den Wunsch entstehen, die deutschen Ansiedler möchten allmählich etwas mittheilsamer werden. Sie sollten nicht auf die Allweisheit der regirenden Assessoren und Offiziere bauen, sondern ihre Beschwerden und Forderungen vor die Volksgenossen bringen. Gern veröffentliche ich deshalb den folgenden Brief, den ich aus Kamerun erhielt und der eine der Hauptfragen kolonialer Kulturpolitik streift:

„Die wichtigste Frage ist und bleibt für Kamerun zunächst die Arbeiterfrage. Finden wir arbeitwillige Kräfte, so wird das Kapital nicht zurückbleiben, sondern sie benutzen, um die Schätze des Landes zu heben. Sieht man auch auf den Plantage und in anderen Unternehmungen Tausende von Arbeitern, so darf doch nicht vergeß werden, daß Arbeitermangel die Regel ist und daß die tüchtigsten nicht aus Kamerun stammen, sondern von anderen Küstenstrichen importirt wurden. Dabei ist die Küstenbevölkerung Kameruns nicht weniger begabt; sie könnte es mit jedem anderen schwarzen Küstenvolk bequem aufnehmen. Der Mißstand hat viele Ursachen. Früher gab man der schlechten Behandlung der schwarzen Arbeiter im Dienst der Regierung und B

vater die Schuld. Diese Klagen waren vielfach unbegründet und übertrieben; jedenfalls lag das Haupthinderniß nicht hier, sondern im Charakter des Schwarzen selbst. Der Schwarze ist eben faul und nimmt lieber mit Wenigem vorlieb, als daß er sich durch Arbeit Verdienst und die Möglichkeit besserer Lebenshaltung verschafft. Die Sehnsucht nach reicherm Besitz muß in dem Schwarzen erst geweckt werden. Nicht zu übersehen ist dabei der Einfluß, den die Missionare auf die Eingeborenen üben. Der junge Schwarze, der in die Missionaranstalt eintritt, wird von dem sango (Missionar) freundlich aufgenommen; bald umgiebt ihn in seinen eigenen Augen ein gewisser Nimbus des Sangothumes. Er fühlt sich über seine Mitbrüder erhaben, benimmt sich diesem Gefühl entsprechend, und hat man ihn gar lesen und schreiben gelehrt, so ist er zu keiner Arbeit mehr zu gebrauchen. Dabei lernt er nie richtig lesen und schreiben. Selbst in Regierungsschulen erlangen die Schwarzen nicht die volle Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache; noch weniger in den Missionen, namentlich nicht in der basler Mission, wo die Wahl des Lehrermaterials und dessen einseitige seminaristische Vorbildung als recht unzweckmäßig bezeichnet werden muß. Das gefährliche Halbwissen, das schon zu Hause unheilvoll ist, wird es in einer Kolonie doppelt. Müßiggängerei und — mild ausgedrückt — unverfrorenes Auftreten sind die sichtbarsten Eigenschaften dieser ‚Belehrten‘. Für den Arbeitsucher giebt es hier keine schlechtere Empfehlung als die Angabe, er sei Missionschüler. Regierung und Privatgesellschaften nehmen, wenn sie es irgend vermeiden können, solche Leute überhaupt nicht an. Manchmal finden diese eitlen Faulenzer Unterkunft bei einem des Schreibens unkundigen Häuptling und sind dann zugleich die Winkelkonsulenten des Dorfes, die alle nützlichen Schritte der Regierung zu hemmen suchen. Wird man in einem Dorf von den sonst freundlichen Schwarzen mißtrauisch aufgenommen, so ist sicher die Mission im Spiel; entweder ist in der Nähe eine Niederlassung oder im Dorf ein schwarzer Lehrer. Daß die Kinder von Schmutz starren, fällt dem an afrikanische Verhältnisse Gewöhnten nicht auf; hört er aber zugleich aus einer Hütte einen Choral erschallen und sieht dann die scheinheiligen Missionärszöglinge heraustreten, so wird dieser Gegensatz kaum für den Nutzen solchen missionarischen Wirkens sprechen. Lesen, Schreiben und Singen wird gelehrt, Keilichkeit, Zucht und Ordnung nicht. Bei Alledem denke ich hauptsächlich an die basler Mission. In den Anstalten dieser Gesellschaft lernen die Schwarzen als Schüler nichts, werden aber zur Arbeit verdorben. Sie nützen gewöhnlich nicht einmal die ‚Reservate‘ (die den Eingeborenen angewiesenen Landstücke) aus, trotzdem die Mission angeblich darauf dringt. Bei dem großen Einfluß, den sie auf die Schwarzen hat oder zu haben sich anmaßt, zeugt diese Thatsache wider sie. Der Einwand, die Reservate seien noch nicht vermessen, ist nicht stichhaltig; denn selbst da, wo die Besitzgrenzen der Schwarzen festgesetzt und in das Grundbuch eingetragen sind, haben sie es nicht der Mühe werth gefunden, das Land vollständig in Kultur zu nehmen. Die Kolonie leidet unter dieser Verziehung der Schwarzen. Wer den Missionaren davon spricht, erhält oft die Antwort, ihre Aufgabe sei nicht, den Neger arbeiten zu lehren, ihr Ziel vielmehr ein anderes. Der Himmel bewahre uns hier in Gnaden vor dem Schulzwang! Es ging uns zu Haus nicht allzu schlecht, als unter dem tüchtigsten Theil der Bevölkerung, den Bauern, noch viele Analphabeten waren. In der Heimath konnte dieser Zustand nicht ewig dauern. Doch erst nach übertausendjähriger Kultur findet der Schulmeister bei uns auf dem Lande Eingang. Den Neger möchte man am Liebsten aus tiefster

Unkultur blizschnell mitten in die Seligkeit moderner schleppen. Welches Unheil daraus dem Lande erwachsen nützlich wirken kann in Kamerun die Schule nur in den Orten wo die Bevölkerung das Bild der Arbeit vor Augen hat mit dem Verkehr an und für sich kulturell schon gehobenen Kolonien den Ruhm einer Kulturträgerin erwerben, in Arbeit, zu geordnetem Leben, zur Keuschheit erziehen, in Sprachen, die einer gesunden Entwicklung unseres westlichen Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten können."

Aus der Bosphorischen Königlich Privilegirten Zeitung Sachen. I. Inzeratentheil: „Distinguirte Damen und Herren unter Adel, Militär, Künstler, Schriftsteller u. s. w.) zu gehässig vornehmer Form in direktem Briefwechsel treten wollen niederzulegen in der Expedition dieser Zeitung.“ Verstehst Du auch, Zepoyes? u. 22 Königlich Professor Ludwig Pietsch in einer Theaterkritik: „Miss Duncan stand an der Coulisse, in ein fließendes, völlig durchsichtiges farbloses griechisches Gewand gekleidet das von den vollendet schön geformten Beinen in ihrer ganzen Länge den Augen nicht verbarg und über kein Stelchen im Unklaren ließ.“

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter unter der Menschen flüchtigem Geschick. Der Freiherr von Ruchthosen, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, bekennt offen, daß von ihm und von dem ihm vorgesetzten Kanzler up to date russischen Polizisten an Spiegeln auf deutschem Boden Rechte eingeräumt werden, deren Gewährung halbwegs kultivirten Menschen undenkbar scheinen sollte. Er behauptet frisch, frei und fromm, daß Opfer moskowitischer Vigilanten seien sämtlich „Anarchisten“, die man nicht nur an Deutschlands Grenzen jagen dürfe, nein: die man Nikolaus Bätteln zu treiben müsse. Er erzählt, ohne sich bei umständlichen Distinktionen aufzuhalten, die russischen Studentinnen „huldigten der freien Liebe“. Und wird nicht niedergeschrien; kann sogar Beifall verdienen. Ein besserer Mann wäre für solches Bekenntniß mit schleunigem Abschied nicht so streng bestraft. Sein Kollege Posadowsky muß in der Budgetkommission des Reichstages „feststellen“, daß alles irgend Mögliche geschieht, um der deutschen Kunst in Saint Louis die würdigste Vertretung zu sichern. Die „sejessionistischen“ Genossenschaften sollten — man denke! — je einen Juror erhalten (der in der Centraljury natürlich stets überstimmt worden wäre) und haben sich dennoch, die Ruchthosen, geweigert, unter dem Schutz Anton von Berner übers Wasser zu gehen. Die Regierenden haben nur den einen Wunsch „jeder Kunstrichtung volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ Das merkt man; deshalb darf der Staat einem Künstler, der in der Sejession ausgestellt hat, nichts ablaufen; deshalb wurde schon während der Vorberatung in Dresden das Wort kolportirt: „In Saint Louis dürfen die Sejessionisten sich nicht maufsig machen“; deshalb sprach der Großherzog von Sachsen zu den um seinen Tisch versammelten modernen Künstlern: „Je mehr Berlin gemacht werden, desto besser ist für Weimar.“ Der überbürdete Graf Posadowsky, was sein Kewald ihm vorgesagt hat. Und Niemand lacht. Der Freiherr von Harpreußens Minister des Innern, ruft den polnischen Abgeordneten zu: „Wir haben und Sie haben zu gehorchen!“ Und Niemand fragt, ob wir etwa in einem Khasakthum leben, Niemand erjucht den wüthenden Herrn, der polnischen Agitation die B

nicht gar so billig zu liefern. Der Kolonialdirektor Stübel aber wird in der Kommission ausgezankt und in der Presse gescholten, weil er eine Lappersumme benutzt hat, um zwei Attachés anzustellen, die auf ihren Kolonialpöfchen im Kleinen recht nützlich wirken könnten. Und Graf Bülow selbst, der früh Geliebte, der nie Getrübte, muß böse Reden hinnehmen, weil er, um den konservativen Fraktionen die Zustimmung zu dem weltberühmten Kanalbau zu erleichtern, die Strecke Magdeburg-Hannover vorläufig nicht bauen will. Das soll inkonsequent, soll muthloses Zurückweichen sein; denn vor drei Jahren habe die Staatsregierung feierlich erklärt: „Aus der Kanalvorlage können wesentliche Bestandtheile nicht ausgeschaltet werden.“ Liberale Leute sagens, die eine parlamentarische Regierung wünschen und in blindem Zorn nun ganz vergessen, daß ein Minister nicht nur das Recht, sondern geradezu die Pflicht hat, sich dem Willen der Parlamentsmehrheit anzupassen. Höchst liberale Leute, die sich immer unbändig freuen, wenn ein in andere Partefarbe gekleideter Haufe einen Fußtritt bekommt. Ein Liberaler, dachte ich, müßte sprechen: Da die Konservativen, evangelische und katholische, im Landtag eine Riesenherrschaft haben, muß die Regierung sich ihnen anbequemen und wir müssen versuchen, ihnen bei der nächsten Wahl die Volkstimmen abzujauchen. Nein. Der richtige Liberale fordert, daß die Regierung die ihm widrige Mehrheit zu Paaren treibt und mit Sieben behandelt. Der arme Kanzler. Doch so geht's in dieser argen Welt. Hundert Thorheiten werden beklatscht und ein verständiger Schritt trägt Dir all den Tadel ein, der Dir so lange erspart blieb. Die Herren Nichthofen, Posadowsky, Hammerstein, Stübel, Bülow können ein Lied davon singen. Uebrigens wichen selbst über den liberalsten Blättern Winterstürme wieder dem Wonnemond, seit der Reichskanzler mit fünf preussischen Ministern auf dem Ball der Berliner Presse war. So moderne Menschen will man doch nicht tränken.

Ein paar Proben aus den Festartikeln, die in diesem Jahre des Heils am Geburtstag des Kaisers in deutschen Landen gedruckt worden sind:

Schwäbischer Merkur: „Für uns ist der Kaiser nicht nur eine interessante, für uns ist er zugleich eine führende Persönlichkeit.“ Reichsbote: „Wenn wir fragen: Wo ist der Mann, der, wenn die Tage der Entscheidung kommen, an die Spitze treten könnte, so sind Alle darin einig: Es ist Kaiser Wilhelm der Zweite.“ Tägliche Rundschau: „Sollen wir das Bild des Kaisers uns trüben lassen, weil er vielleicht da und dort dem ersten Eindruck allzu willig nachgab, weil gelegentlich rasche Begeisterung oder heiß aufwallender Zorn aus ihm redeten? Am letzten Ende sprach aus Alledem doch nur die nimmermüde Sorge des Landesvaters, der, wie er es selbst einmal in einem psychologisch nicht genug ausgemünzten Wort erklärt hat, fast erdrückt wird von der Last der Verpflichtungen, die die Vorsehung auf ihn gelegt hat . . . Von Mißverständnissen befreit, helläugig und voll froher Hoffnung wie in den Tagen brausender Jugendlust jubeln wir wieder dem Kaiser zu.“ Leipziger Tageblatt: „Ueberall zwang sich tiefbekümmerten Gemüthern die Ueberzeugung auf, daß der Verlust dieses kostbaren Lebens unermesslich sein, vielleicht gar den Weltfrieden bedrohen, am Schwersten aber das deutsche Volk treffen würde.“ Hannoverscher Courier: „Seine in ihrer Eigenart faszinirende Persönlichkeit beschäftigt die Gedanken der Mitwelt in einem Maße, wie es in unserer Zeit niemals ein anderer Fürst vermocht hat.“ Dresdener Nachrichten: „Wo in der Welt giebt es heute einen Herrscher, in dessen Persönlichkeit fast das gesammte öffentliche Leben so frisch, so ursprünglich, so lebhaft pulsiert wie in dem Träger der deutschen

Kaiserkrone?" Kölnische Zeitung: „Der Abstand zwischen Kaiser und Volk bedeutet eine Ueberlegenheit des Kaisers.“ Börsenzeitung: „Es ging ein Schreck durchs Reich, ein Bangen, den genialen Herrscher zu früh zu verlieren.“ Braunschweigische Landeszeitung: „Das Genie geht andere Wege als die Menge; und ein Genie darf man den Herrscher, um den das Ausland uns beneidet, wohl nennen... Wo sich Genialität mit starkem Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein paart, da ist es nicht schlecht um das Staatswohl bestellt.“ Bossische Zeitung: „Bei allem Widerstreit der Meinungen ist nur eine Stimme darüber, daß der Herrscher von den besten Absichten für sein Volk beseelt, von dem tiefsten Pflichtbewußtsein erfüllt und aufrichtig bestrebt ist, Gutes zu schaffen und zu fördern. Niemals zuvor ist das anerkennende Gefühl für die Vorzüge, die Wilhelm den Zweiten auszeichnen, im deutschen Volk so lebendig geworden wie in dem Augenblick, wo sein Leben von ernster Gefahr bedroht schien... Drei Monate lang hat der Kaiser in Ungewißheit geschwebt, zwei lange, bange Monate hat er mit der Möglichkeit, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen müssen, daß seine Tage gezählt seien... Und in diesen zwei Monaten hat er gewissenhaft und unermüßlich seine Geschäfte gethan, seine Arbeiten verrichtet, seine Pflicht erfüllt... Ist es nicht ein Beweis der menschlichen Größe, daß ein Fürst, im Ausblick auf den Tod, unmittelbar bevor er seines Leibes dem Messer des Arztes bietet, die Beziehungen zu einem mächtigen Nachbarreich zu verbessern sucht, unter Zurückdrängung und Unterdrückung seiner körperlichen Leiden, nur um dem Erben der Krone und dem Vaterland eine gedeihliche Zukunft zu sichern?“ Berliner Lokalanzeiger: „Das Herz der Nation gehört dem hohen Herrn; denn Kaiser Wilhelm hat es verstanden, sich ihre Verehrung zu sichern durch seine großgedachte, wahrhaft nationale Politik... Es wird einst ein besonderer Ehrentitel des Kaisers sein, daß er ein wahrer Arbeiterkönig gewesen ist... Wo Kaiser Wilhelm steht, soll daher auch der deutsche Arbeiter seinen Platz wählen... Bei seiner letzten Erkrankung gelangte es in allen Zonen und Ländern beredt zum Ausdruck, was Kaiser Wilhelm der Menschheit geworden ist. Dessen sollten sich auch die deutschen Arbeiter bewußt werden; dann würden sie heute mit allen Kreisen des Bürgerthumes begeistert dem Kaiser nahen und mit innigem Dank dem Wunsch Worte leihen, daß der Lenker des Weltalls ihm auch in dem neuen Jahr die Kraft zur weiteren Bethätigung seines großen Lebenswerkes schenken möge.“ Bayerischer Courier: „Bei uns in Süddeutschland versteht man die Persönlichkeit des Kaisers vielleicht besser als droben im Norden. Uns Bayern speziell ist manchmal, als ob in diesem Herrscher Etwas von bayerischer Urmüchsigkeit stecke.“ Der alte Kaiser und Bismarck haben nie solche Presse gehabt.

* * *

Nach den Artikeln die Festreden. Im homburger Kurhaus sprach der Landrath Ebbinghaus: „Nach alter deutscher Sitte, nach gutem deutschen Brauch und dem Zug unseres Herzens folgend, am heutigen Tag das erste Glas, das einzige Hoch Seiner Majestät, dem Vater des Vaterlandes, dem Kaiser im Reich! Und welch einem Kaiser!... Für das kaiserliche Werk auf all den zahllosen Gebieten des öffentlichen Lebens während einer sechzehnjährigen, gesegneten und glücklichen Regierung redet die That selbst; sie bedarf nicht schwacher Würdigung aus dem Munde der Menschen, sie wird in Aeonen nicht untergehen!... Schauen Sie um sich in der gährenden, wild wogenden Welt! Die Wolken ballen sich zusammen an allen Orten, nicht nur draußen in der Fremde, nein: im Vaterlande selbst zucken zahllose Blitze aus Himmelsdunkel. Aber aus diesem Chaos, aus dieser brandenden See wilder Volksleidenschaft ragt für

wie ein granitner Felskoloß der Hoffnung und der Zuflucht die gewaltige Persönlichkeit des Deutschen Kaisers in strahlender Majestät, der eigenen Kraft sich wohl bewußt; und zu diesem Felsen schauen nicht nur wir vertrauend hinauf, nein, mit uns die gesammte, große gesittete Welt. So ist denn aus dem jugendlichen, an Kraft überschäumenden Monarchen, der vor sechzehn Jahren den Thron seiner Väter bestieg, der zielbewußte, gewaltigste Kaiser im Rathe der Fürsten und Herrscher geworden, dem sich Niemand unter den lebenden Regenten ebenbürtig an die Seite stellt, um dessen Befehl uns die Welt beneidet und der mit ehernem Griffel seine markigen Büge einträgt in die Tafeln der Weltgeschichte, aere perennius!“ In Wien, beim Feste der deutschen Kolonie, Herr Dr. Hall: „Die Großherzigkeit der Initiative, mit der Kaiser Wilhelm sich an die Spitze der Aktion für Nalensund gestellt hat, und die Schlagfertigkeit, mit der die deutschen Interessen in Südwestafrika geschützt werden, hat den deutschen Namen wieder in Aller Mund gebracht.“ (Das dünkt diesen Redner die Hauptsache; und geredet wird über Deutschland ja wirklich genug.) „Wer hätte früher geahnt, daß im Jahr 1904 unser geistreicher Kanzler das Wort prägen könnte: Deutschland in der Welt voran?“ (Niemand; wenn man bedenkt, welche klägliche, an Bruchworten arme Rolle Deutschland bis ins Jahr 1890 spielte . . .) „Wir Alle aber, die wir in gemeinsamer Verehrung zu dem erhabenen Hohenzollern emporkliden, rufen frohgemuth: In Deutschland der Kaiser voran!“ (Der Frohgemuth scheint nicht zu ahnen, wie geringe Rechte die Reichsverfassung dem Kaiser giebt.) Der Reichstagspräsident Graf Ballestrem: „Unser gegenwärtig glorreich regirender Kaiser sitzt schon seit fünfzehn Jahren auf dem Thron und war während dieser verhältnißmäßig langen Zeit immer bemüht, das Wohl des Reiches zu fördern.“ Als das Reichstagspräsidium im Schloß empfangen wurde, erwähnte Graf Ballestrem auch den Stimmlippenpolypen, der den Kaiser ein Weilchen belästigt hatte. „Da antwortete Seine Majestät: ‚Ja, Sie habens gut gehabt; ich bin aber zwei Monate herumgegangen, ohne zu wissen, ob die Sache gutartig oder bössartig sei.‘ Meine Herren, welche großartige Auffassung! Zwei Monate ist der Kaiser herumgegangen in der Ungewißheit, ob er den Keim eines tödtlichen Uebels in sich trüge oder nicht! Und während dieser Zeit hat er immer seine Pflichten erfüllt.“ (So großartig, Excellenz, müssen täglich Tausende handeln, die vor einer Operation stehen; und jeder Bauchschnitt, jede Blinddarmoperation hat für den davon Bedrohten schlimmere Schrecken als die Beseitigung eines Stimmbandpolypchens.) „Ich sagte: ‚Und noch kurz vor der Operation haben Majestät die bedeutungsvolle Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland gehabt!‘ Da sagte der Kaiser ganz einfach, wie ein Familienvater: ‚Nun ja, wenns was Böses gewesen wäre, dann wollte ich doch meinem Sohn angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterlassen.‘ Welche hohe Ergebung in den Willen Gottes liegt in diesem Ausspruch unseres kaiserlichen Herrn! Er, auf dem mächtigsten Thron der Welt ‘ (Großbritannien, Rußland, China zählen offenbar nicht mit), ‚ist ergeben in Gottes Willen, falls er ihn abrufst, und nur darum besorgt, daß er seinem Nachfolger angenehm nachbarliche Verhältnisse hinterläßt.‘ (Der Kaiser weiß natürlich, der Reichstagspräsident natürlich nicht, daß diese Verhältnisse vor der Zusammenkunft mit dem Zaren weder angenehmer noch unangenehmer waren als nachher.) „Das ist ein so hoher sittlicher und christlicher Standpunkt, daß man nur bewundernd zu dem Herrn aufsehen und sagen kann: Möge Gott mir geben, daß ich mich bei gleicher Gelegenheit eben so benehme!“ (Daß also ein Parlamentspräsident, wenn er sich im Februar

einer ungefährlichen Operation aussehn, aber mit der Möglichkeit rechnen muß, im Januar noch die Geschäfte des Hohen Hauses ein neues Band, das den Kaiser mit dem deutschen Volk verbind soll nicht zerrissen werden durch Leute, die das kaiserliche Ansehen Person in der Öffentlichkeit herabsetzen wollen und die nicht unpai- tel angehören. Es giebt auch andere publizistische Organe, die sich zum Beruf gemacht haben, die kaiserliche Person und die ka- abzutreten. Dagegen wollte ich an dieser Stelle ein Wort sagen; wir im Reich werden gewiß bei jeder Gelegenheit solchen Bestrebungen entgegentreten. Wir werden nicht nur treu zu Kaiser und Reich stehen, sondern wir werden auch unsere Liebe auf den herrlichen Mann vereinigen, der an der Spitze des Deutschen Reiches steht." So redet Graf Franz von Ballestrem, der dem Reichskanzler Fürsten Bismarck einst zurief: „Pfui!“ Der aber jegliche Erinnerung an die Sprache politischer Leidenschaft aus dem Gedächtniß getilgt hat. Auch nicht mehr weiß, daß dem Deutschen Reich die Instanz nicht fehlt, deren nie erlahmender Eifer den Kaiser vor Schimpf schützt. Daß der Reichstag nicht nach staatsanwaltlichen Funktionen zu streben, der Reichstagspräsident bei festlichem Wahl weder von einer Umsturzpartei zu reden noch „publizistische Organe und Witzblätter“ zu schelten, zu verächtigen hat. Der Reichstag, so träumten die Schwärmer lange, ist der Hort freier Meinung; und ein Präsident, der oft genug der Regierung Wilhelms des Ersten das schroffste Mißtrauen ausgedrückt hat, wird gewiß für die schärfste Kritik (die schärfste, die bei uns überhaupt möglich ist) Verständniß haben. Endlich ausgeschlafen, Ihr Patrioten?

Kalesund, überall Kalesund. Das wars wohl auch, was die Zeitungshändler in der Stadt ausbrüllten. Für Südwestafrika haben die Hauptblätter nicht so viel Raum. Für Südwestafrika ist einstweilen auch nicht so viel Geld gesammelt und ausgegeben worden wie für Kalesund. Nur der Prinzregent von Bayern hat, ziemlich demonstrativ, zwer- tausend Mark für die von den Schwarzen bedrohten Landleute angewiesen, denen jetzt doch das Feuer näher auf den Leib brennt als den norwegischen Küstenbewohnern. Da siehts, zum Glück, nämlich nicht ganz so schlimm, wie man anfangs fürchtete. Als die deut- schen Schiffe ankamen, waren die durch die Feuerbrunst obdachlos Gewordenen fast sämt- lich schon in der Nachbarschaft untergebracht. Auf den Schiffen, die, wie gemeldet wurde, für sechstausend Menschen Unterkunft boten, suchten nur ungefähr sechshundert ein Nachtlager. Daß eine viel größere Schaar sich an die vollen Schiffe drängte, ist nicht wunderbar; wäre der Zubrang etwa geringer, wenn irgendwo in Deutschland Speise und Trank umsonst ge- spendet würden? Auch in der Heimath giebt's bittere Noth; und Mancher mag jetzt seufzend fragen, warum die private Wohlthätigkeit denn nicht den überschwemmten Schleslern und anderen darbenden Deutschen Baumaterialien, Kollektiven, wärmende Kleider, Lebens- mittel und Bargeld so rasch und so reichlich geliefert habe wie den Kalesundern. Damit soll gegen die Hilfeleistung nichts gesagt sein. Ob die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd für die Norweger Hunderttausende ausgeben können, haben die Ak- tionäre dieser Gesellschaften zu entscheiden. Doch warum so viel Rederei über die Groß- thaten der begünstigten Abhoredereien? Hatte vorher etwa Jemand bezweifelt, daß der Kaiser ein mitleidiger Mensch ist und, wenn er Abgebrannten Unterstützung bring eines Telephongesprächs und einer Depesche nicht scheut? Er hat selbst gegeben. Die Haupthilfe aber kam nicht von ihm; auch nicht von den k. k. Wiegand, sondern von den Aktionären, die schließlich die Fesche bezahle würdig, wie heutzutage Alles aufgebaut, jede Unterscheidungslinie w

Berlin, den 13. Februar 1904.

Der Krieg.

Der Bürger: Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei. Auch in der Woche schmeckt's prächtig. Und es war hohe Zeit, daß man wieder was fürs Gemüth vorgefetzt bekam. Langeweile, wie in den Hundstagen. Leitartikel über die Gerichtsvollzieherordnung, die Kassenärzte, den Flaschenbierhandel, die Beaufsichtigung des Amtsrichters. Im Reichstag Sozialpolitik, im Landtag Kaltblüter und Borstenvieh. Nach zehn Minuten war man morgens mit seiner Zeitung fertig. Nicht einmal die Rede, die unser Kaiser für drei amerikanische Bibliotheken in den von einem Professor aus Harvard nach Berlin gebrachten Phonographen gesprochen und der er den Titel „Tapferkeit im Schmerz“ gegeben hat, haben die Leute abgedruckt; wahrscheinlich müssen wir warten, bis der Wortlaut übers große Wasser zurückkommt. Kalesund und die Hereros hatten ihre Schuldigkeit auch schon gethan. Hundert Deutsche getödtet; schauerhaft. Aber wer zwang sie, aus der schönen Heimath unter die Wilden zu gehen? Jetzt wird's lebendiger. Gestern und heute ein Extrablatt zum Mittag und morgens und abends ganze Seiten nur mit Depeschen gefüllt. Sogar schon eine Karte vom Kriegsschauplatz, damit man weiß, wo Port Arthur und Mukden, Tschumulpo und Weihaiwei liegt; Alles östlich von Greenwich. Und aus allen Hauptstädten Ansichten, Stimmungen, Urtheile aktiver und inaktiver Staatsmänner. Wer sich ordentlich dahintersetzt, kann vom Sofa aus jede Operation mitmachen. Ich bin natürlich für Japan. Die Kerlchen verstehens und sind nicht so schwerfällig wie unsere armen Buren. Famos,

wie sie die faulen Finten der Petersburger durchkreuzt haben; und mit ihren Torpedos dann gleich zwei russische Panzerschiffe und einen Kreuzer ruiniert. Statt jeder besonderen Meldung. Lange genug hatten sie ja auf Antwort von dem Herrn Zaren gewartet. Drauf wie Bieten aus dem Busch. Die echten Preußen des Ostens. Meine Kurst-Kiew und Wladikawlas bin ich seit Juni los. Und ein Barbarenland bleibt. Warum giebt Nikolaus nicht eine Verfassung und läßt seine Bauern wenigstens Lesen und Schreiben lernen? Der kleine Japaner nebenan, von der Technischen Hochschule, spielt Stat und Schafskopf wie Unsererins. Das sind Menschen, die in die moderne Welt passen und wissen, was bei uns zu holen ist. Parlament, Preßfreiheit; Armee und Flotte tadellos. Aus Rußland liest man alle paar Tage die schrecklichsten Geschichten. Die Talglichtfresser werden jetzt verhauen, daß es so raucht. Wird der frechen Sorte gut thun und uns Nutzen bringen.

Die Zeitung: Wer nach dem äußeren Schein urtheilt, wird die offizielle russische Darstellung bestätigt finden, die den Japanern die ganze Verantwortlichkeit zuschiebt. Sie haben die russische Note nicht abgewartet, die diplomatischen Beziehungen zum Zarenreich gelöst und ohne Kriegserklärung vor Port Arthur in mitternächtiger Stunde den Kampf begonnen. Das Alles ist richtig; und trotzdem wird die europäische Jury sicher das Moskowitertum schuldig sprechen. Der Kolos mit den thönernen Füßen hat die Geduld der im Osten aufstrebenden Großmacht überschätzt. Japan konnte sich nicht hinhalten lassen, bis der Feind, der es mit Versprechen und Verträgen bekanntlich nicht so genau nimmt, seine Rüstung zu Land und zu Wasser beendet hatte. Das aber war der Zweck der petersburger Zauderpolitik. Wer weiß, wie bald Rußland neue und gefährlichere Enttäuschungen erleben wird? Mit entschlossener Kühnheit hat das Reich der aufgehenden Sonne den Kampf gewagt, den selbst Großbritannien bisher immer scheute. Die Vorherrschaft in Asien steht auf dem Spiel. Seit Jahrzehnten hat die Kulturwelt kein so gewaltiges Ringen erlebt. Unserem Vaterland ist die Rolle des neutralen Zuschauers angewiesen und die weise Mäßigung des leitenden Staatsmannes bürgt dafür, daß unsere Politik dieje Bahnen nicht verlassen wird. Sympathien sind freilich nicht zu erzwingen; und wo der Geist fortschreitender Civilisation sich todesmuthigem Patriotismus vereint, kann Niemand . . .

Der Ideologe: Endlich erlebe ichs. Die Buren versprachen 1881 und hielten wenig. Statt den letzten Mann zu opfern, schlossen sie Frieden. Auch nur auf ihren Vortheil bedacht. Immerhin ist und bleibt England ein Kulturstaat: das Erbreich der Freiheit. Aber die Russen! Seit der Anr 18

zeit hasse ich sie von ganzem Herzen; seit Paslewitsch über die Karpathen kam und Kossuth bei Bilagos vor Rüdiger kapituliren mußte. „Ungarn liegt Eurer Majestät zu Füßen!“ Paslewitschs Brief an Nikolaus konnte ich nie vergessen. Stets und überall war Rußland die Stütze, der Hort aller Tyrannei. Fromm, schmutzig, mystisch; ein Slavenvolk. Meinetwegen. Gerade als Realpolitiker aber freue ich mich der Hiebe, die ihnen jetzt sicher sind. Wie ein Mammutkadaver verpesteten sie Europa. Japan wird aufräumen. Schon der erste Schlag zeigt die Ueberlegenheit. Ein Riesenglück für uns. Wir brauchen uns nicht zu rühren und werden von dem weißen Schrecken befreit.

Die Börse: Alles stand gut. Auch als kleiner Mann konnte man wieder ein paar Groschen verdienen. Baltimore. Die Turbine. Der Stahltruf. Und nun dieser Sturz! Nicht nur in Russenrente und asiatischen Papieren; die feinsten Banken bröckelten, Harpener, Bochumer, der ganze Montanmarkt bebte und von allen Seiten kamen Jammerkurse. Japanischer Schrecken, sagten die Pfuscher. Kein Wunder. Jeder Kriegstag kostet viele Millionen; und woher das Geld nehmen, wenn nicht aus Industrieanlagen und Bankgeschäft? Monate lang wird aller Export nach Ostasien, wahrscheinlich auch nach Rußland stocken. England, das selbst seit Südafrika noch festliegt, wird sich entblößen, um Japans Athem zu verlängern. Das Geld wird knapper werden als in der schlimmsten Zeit des Burenkrieges. Rhedereien und Bahnen leiden. Länder, die nicht mehr im früheren Umfang exportiren können, lassen auch nur noch die unentbehrlichsten Waaren herein. Prolongationen und Moratorien. Rußland könnte genöthigt werden, seine ausländischen Guthaben einzufordern. In Frankreich kann die Furcht vor noch höherem Kursverlust den kleinen Rentier nervös machen; und wenn ein Massenangebot die sieben Milliarden Russenwerthe, die in französischem Besitz sind, stürmisch herabdrückt, ist das Ende nicht abzusehen. Unversucht werden die Engländer dieses Mittel nicht lassen. Dabei ist noch nicht mal sicher, ob in dem Krieg so viel zerstört wird, daß nachher ein boom kommt und man sich erholen kann. Ein fauler Friede ist sehr möglich; dann sind beide Gegner für Jahre erschöpft und ihre Finanzen noch kränker als jetzt. Und wer bürgt dafür, daß keine Macht sich einmischt und ein Weltkrieg entsteht? Daß Rußland seine ungeheure Zinssumme weiterzuzahlen vermag? Hätte man sich nur geahnt! Die Regierung hat uns in Sicherheit gewiegt; täglich schrieben die Offiziösen von dem Friedensfürsten in Petersburg; noch am fünften Februar: „Nicht der geringste Grund zur Beunruhigung“. Sonst wäre es nicht ganz so schlimm geworden. Die Hauptschuld tragen aber die Russen; wer so viel zusammengepumpt hat, muß auf

seine Gläubiger und Lieferanten Rücksicht nehmen. Sie daß man ihnen nach Rischnew nicht ihre Rente warf. In eine berbe Lektion verdient. Vielleicht wäre ein japanisch-britischer Sieg für uns gar nicht so schlecht. Offene Thür, freier Wettbewerb; und die Judenmegelei und andere Reaktion müßte aufhören. Singe es nach Sympathie und Antipathie . . . Jetzt aber muß man halten, was irgend zu halten ist.

Der Diplomat: Unsere aufrichtige Friedensliebe und die unbeirr- bare Stetigkeit unserer Politik ist Freund und Feind bekannt und ich darf jedes Wort der Bekräftigung sparen. Phantasten — ich schrieb es neulich an einen Gelehrten, der meine politische Psyche mit freundlicher Grundgesinnung zu bestimmen suchte — Phantasten mögen das Ziel höher und schöner stecken, als je ein Staatsmann es zu erreichen vermag. Den guten Politiker macht nicht das Ziel, sondern die Benutzung der Mittel. Und so weit ich das Auge schicke: ich sehe, meine Herren, kein Mittel, das uns in diesem Fall Nutzen verheißt. Nimmermehr darf die Verlegenheit eines alten Freundes unsere Gelegenheit werden. Ein Reich, dem uns eine — ich darf es wohl sagen — geheiligte Tradition verbindet, hat stets, auch wenn wir nicht an seiner Seite fechten, Anspruch auf unser Wohlwollen. Und das Wohlwollen des Deutschen Reiches ist ein Imponderabile, das die Welt zu schätzen weiß. Fern sei uns dabei der Wunsch, dem tapferen Volk des Sonnenaufganges, der rüstig ans Licht streben- den Nation, die jüngst noch Schulter an Schulter mit unseren Truppen focht, möge eine Niederlage beschieden sein. Nein. Wenn jemals, paßt hier das Wort, das mein großer Vorgänger einst sprach: mehr noch als Bulgarien ist Korea uns Heluba. Auch die Mandchurei, meine Herren. Raublust und Ländergier war dem Deutschen immer fremd. Uns genügt das Bewußtsein, für alle Mög- lichkeiten gerüstet zu sein. Wir halten das Pulver trocken und sehen, Gewehr bei Fuß, dem welthistorischen Ringen zu. Unsere Stunde schlägt erst, wenn der Waffenlärm schweigt, die Kriegsfurie nach blutiger Arbeit ruht und die gute Eris Hesiods die Völker der Erde zu friedlichem Wettbewerb ladet.

* * *

Niemand wird hier die blutige Gaukelei suchen, die zu kleinen Preisen jetzt auf tausend Gemeinplätzen zu schauen ist. Nicht die Frage nach Recht und Unrecht, die thörichteste von allen, die dem Politiker zu stellen sind. Im Recht sind schließlich auch die Hereros, denn wir nahmen ihr Land und dürften über grausame Rache so wenig Klagen wie der Römer einst über Armins böse List. Regirte Recht, dann wäre niemals ein Reich gegründet worden: über- all hat rohe Gewalt die Stülpfahle in den Boden gerammt u

in der Grundmauer der Mörkel blu:roth. So uralte Wahrheit muß man dem Deutschen wiederholen, seit er, nach kurzer Zeit kräftigen Handelns, mit Phrasen gemästet wird und bei jedem Weltkonflikt die Fülle seines Empfindens in die falsche Richtung vergeudet. Wir waren für Spanien gegen Nordamerika, für Transvaal gegen Britanien; Spanien kümmeret unter Zuckungen dahin und ein Burenland giebt's nicht mehr. Wir wollen nicht wieder fürs sittliche Recht erglühen; jetzt nicht, da vielleicht eine Entscheidung heranreift, die das Schicksal ganzer Massen bestimmen kann. Von allen japanischen Nationalgöttern hat Inari, die Ernährerin, die meisten Tempel; zum Begleiter wählte sie sich den Fuchs, der im Westen wenigstens nicht als Rechtsschützer gilt. Inari gebot den Krieg; und das Füchselein spürte die Gelegenheit aus. Japan braucht Nahrung und Raum für seine rasch angewachsene Menschenmenge, braucht das mandchurische und koreanische Reisland. Was noch zu thun war, that der Russenhaß. Rußland ist dem Japaner der „Feind aus Norden“. Vor zweihundert Jahren brach es die Kiegel, hinter denen das alte Nippon traumlos schlief, und begann, trotz dem Verbot des Mikados, mit dem Inselreich einen Handelsverkehr, der den Feudalstaat sacht in die Wirbel der Weltwirthschaft zog. Damals schon erhoben sich Stimmen gegen den moskowitischen Barbaren. Dann, nach dem Sieg über China, schuf Rußland den Dreibund, der den gelben Megalomanen die kostbarsten Beutestücke aus den Klaffzähnen riß. Früh oder spät: der Kampf mußte kommen. Den Japanern ist die hohe Bewunderung, die ihnen die Kostümrevolution von 1868 eintrug, zu Kopf gestiegen; sie heischen die Herrschaft über Ostasien und behandeln China heute schon wie einen starken Vasallen, den man hätschelt, damit er sich in ungewohnten Dienstschicken lernt. Deshalb die Forderung, der Zar solle in einem mit Japan zu schließenden Vertrag die Unverrückbarkeit der chinesischen Reichsgrenzen anerkennen. Das konnte kein Russenkaiser gewähren; selbst der sanfte Neurastheniker Nikolaus nicht. Solches Zugeständniß hätte die Mission Wladimirs von Kiew beendet, die Erben der Goldenen Horde vom asiatischen Festland ins Gelbe Meer geschwemmt. Rußland begreift schwer; auch jetzt ahnt auf der schwarzen Fruchterde wohl kaum noch ein helleres Hirn die nationale Gefahr: zwischen Germanen und Mongolen eingepfercht und langsam, hilflos zerquetscht zu werden. Doch der russische Islam läßt sich von Menschenhand nicht zügeln, nicht drängen; von weicher nicht noch von harter. Der Gossudar entschloß sich zu einem Mundschreiben an die Großmächte, das Chinas Hoheitsrechte zu achten versprach; er hätte auf Korea jede, in der Mandchurerei, die, gegen Wittes klügere Absicht, allzu früh den Militärpolitikern

überlassen worden war, manche Konzession gemacht. Einen Vertrag aber, der Japan als den legitimen Vormund Chinas behandelt: nein; den Friedfertigsten hätte diese Schwachheit die Monomachentrone gekostet. Rußland sollte gedemüthigt werden. Seit dieser Wunsch lebt, war der Kampf nicht mehr zu vermeiden. Wie 1870: der Erdkreis sollte sehen, wer als arbiter mundi gebietet; in Europa damals, jetzt in Ostasien. Was seitdem geschah, ist höchstens der Eintagsrede werth. Japan hat, bevor der Krieg noch erklärt war, drei russische Schiffe beschädigt und damit früh einen militärischen Vortheil errungen. Rußland hat die Verhandlungen mit still wirksamer Diplomatenkunst hinausgezögert, bis es gegen den ersten Andrang gerüstet war. Beide kämpfen mit Asiatenlisten und wir werden staunend wohl bald merken, was Asiatengrausamkeit noch heute vermag. Wo Recht ist, wo Unrecht? Deutschlands allzu moralischer Dichter ließ seinen menschenähnlichsten Helden sprechen: „Wo Eines Platz nimmt, muß das Andere rücken; wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben; da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt.“

Die Presse hat ihr besonderes Lebensgesetz. Jeden Gummibalg aufpusten, bis er groß scheint. Die kleinste Glasugel glitzert wie Demant, wenn man sie flink im Matetengeprassel dreht. Jetzt lohnts. Die stärksten Künste herbei und am dreimal glühenden Licht ja nicht geknausert! Da spricht ein Minister, hier läßt sich „einer der besten Kenner Ostasiens“ vernehmen, dort träuft von der Lippe eines Großkaufmannes, dessen Name aus begreiflichen Gründen verschwiegen wird, delphische Weisheit. Die Streitkräfte werden, Heer und Flotte, sachkundig abgeschätzt. Welche Ressourcen hat Rußland, hat Japan und wie wird auf beiden Seiten der Strategie anfangs die Mittel wählen? Was wird England und China, was Frankreich und Korea thun? „Wir sind in der Lage, aus bester Quelle . . .“ Darf Japan aus Amerika Hilfe erwarten? „Eine Persönlichkeit von höchstem politischen Ansehen hat unserem Berichtersteller als Auffassung amtlicher Kreise . . .“ Rasch wächst Alles ins Riesenmaß. Schon wird Asien vertheilt. Siegt Rußland, dann ist Indien den Briten verloren. Siegt Japan, dann wankt das Zarenreich und eine Revolution eine bürgerliche oder proletarische, schlägt den Thongözen in Scherben. Und Japan wird siegen; denn es hat die stärkere Rüstung und in seinem Lager der Genius der Kultur. Wunder schön. Zwar hat der Burenkrieg wieder lehrt, was auf solche Preßprognosen zu geben ist; und jetzt versagt jede Gefahrung, fehlt jede Möglichkeit des Vergleichens, denn einen Krieg wie diesen sah die moderne Welt bisher nicht. Niemand vermag zu ahnen, was werden wird. Doch der garnirte Quarl schadet dem Wagen nicht allzu sehr. U.

wahrscheinlich ist ja, daß den Japanern das Kriegsglück lächelt; sie sind ihrer Basis nah, technisch gut gedrillt, bebend und fed und schneller im Feuer als der schwer bewegliche Großrusse, dem nur, wenn er für seinen Glauben sicht, die Flammen ins Blut schlagen. Leicht möglich, daß der Gelbfuchs den Eisbären ärgert, bis Nikolai Alexandrowitsch die Nervenruhe verliert und noch ein paar Schrittden zurücktrippelt, um den Ruf des Friedensfürsten zu retten. Und dann? Wäre dann etwa Rußland besiegt, das noch jede Niederlage ertragen hat, nach jeder erstarrt ist? Ein Waffenstillstand käme, ein unaufrichtiger Friedensschluß mit großmächtiger Hilfe und, als sicherste Folge, eine Wirthschaftskatastrophe, die unseren Erdtheil erbeben ließe. Der erste Zweifel an Rußlands Kreditfähigkeit hat wie ein Sturm über alle Märkte hingefegt und Papierpaläste gestürzt. Wenn dieser Weltschuldner, Weltkunde zusammenbräche, würde er die festesten Burgen des Kapitalismus ins eisige Grab mitreißen.

Wir werden diesen Zusammenbruch nicht sehen, so, wie er verheißen wird, sicher nicht sehen; und sollten ihn uns auch nicht wünschen. Wer wortgläubig ist und auf eine Zauberformel schwört, die alle Menschenrassen beglücken kann, unter allen Himmeln beglücken muß, mag Rußland, den eiskalten Orient, aus tiefster Seele hassen, in Ewigkeit, — Amen. Nur völlig blenden darf ihn der Haß nicht, ihm nicht die Witterung für den Volksnutzen nehmen. Wir spielen hier nicht Kleinkinderdiplomatie und dürfen deshalb rund heraus sagen: Im Deutschen Reich wünscht fast ausnahmslos Jeder den Russen eine Tracht Prügel, die ihnen auf Jahre hinaus die Haut striemt und den Hochmuth austreibt. Das wird nicht offen gesagt — denn man ist korrekt und weiß, was internationale Höflichkeit fordert —, aber ersehnt; eine geheime Abstimmung würde eine Millionenmehrheit für Japan liefern. Michel, der gute Junge, hat nun die Antipathie; und kein Redlicher kann behaupten, daß sie ganz und gar grundlos ist. Muß unser zärtlicher Drang sich aber dem gelben Australnegertypus zuwenden? Der Russe ist der schönere, kräftigere, höher gezüchtete Mensch. Der Anthropologe würde nicht zaudern, der Christ aus den Hindentempeln des phantasielosen Shintoismus schauernd in die Griechenkirche fliehen. Auch der Wirthschaftspolitiker dürfte in seinen Wünschen nicht eine Minute schwanken. Die Russen sind schwache Großkaufleute, die Japaner starke; die Briten, nicht die Preußen des Ostens sollten sie heißen. Sie haben Metalle und Kohle im Land, leben spottbillig von Reis und Thee und können zum Preise von dreißig bis siebenzig Pfennigen jede beliebige Arbeiterzahl für ein vierzehnstündiges Tagewerk dinge. Wenn sie China aus dem Schlummer pochen und in dem Boden des Riesenreiches nach Schätzen zu graben beginnen, wenn die Ma-

schinentkultur einzieht, die Agrarchemie ihre Geheimnisse verräth, erfahrene Ingenieure anrücken und die Großindustrie das für den zierlichen Luxus arbeitende Kunsthandwerk ablöst, dann würde, zu spät, der Kurzsichtigste fassen, was dieses Erwachen Ostasiens für Europa, für die weiße Menschheit bedeutet. Daß China ohne Freundeshilfe nicht aus der Ruhe aufstehen wird, mußte schon John Stuart Mill. Und wer sagt, auch Rußland sei eine Lebensgefahr und die nähere, Der lebt in seinem Wahn noch in der Zeit des Balkankrieges. Europa hat von Rußland lange schon nichts zu fürchten. Je weiter der Weiße Zar ins Innere Asiens schreitet, um so mehr schwindet uns die Gefahr.

* * *

„Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!“ In der steilen, pompösen Handschrift Wilhelms des Zweiten stand die Mahnung unter einem Bilde, das vor neun Jahren Weisen und Thoren zu reden gab. Auf felsiger Klippe sechs Frauen; über ihnen ragt das Christenkreuz himmelan, vorn wacht der Erzengel Michael mit dem Flammenschwert und unten, auf schmalem Gelände, findet der Blick in Qualm und Gluth nach und nach Thürme, Kuppeln, Schornsteine. Die christlichen Großmächte, ward uns gelehrt; sie schauen auf den Kreml, die Peterskirche, den kölnner Dom und die Burg Hohenzollern herab und hinten hockt, zwischen rauchenden Trümmern, ihr Erzfeind, der Asiatengott. Alle bedroht das verzerrte Gesicht des bleichen Zwerges und gemeinsame Noth hat Alle am Kreuz vereint. Zutraulich lehnt Rußland sich an Germaniens Schulter. Noch nicht neun Jahre ist's her; und jetzt erflehen Christenseelen den Sieg der Shintoisten über das Reußenreich... Als Nation werden wir an dem Handel ja in keinem Fall Etwas verdienen. Wir sind stolz darauf, alle Gelegenheiten zu versäumen: den Burenkrieg, die Balkankrise, den Kongofrach. Auch diesmal wird eine von Schöpferkraft, von Schöpferwillen sogar verlassene Politisirerei sich nach unerforschlichem Rathschluß mit dem hehren Amte des Friedensbesprechers bescheiden. Wir sind genügsame Leute und schon froh, wenn wir nichts verlieren, nicht komisch wirken. Ein mit vierhundert bedürfnislosen und eifrigen gelben Menschen bevölkertes Reich von modernisirter Wirthschaftsform wäre für uns wirklich kein Gewinn. Fahret, wenn Ihr wollt, fort, dem Zarismus zu fluchen, aber nehmt ihn jetzt als das kleinere Uebel; denn er braucht uns noch lange als Darleiher und Lieferanten, — er allein, nicht ein britisches Asien, nicht ein neues Imperium der Gelben. Wenn ein ganzes Volk die perspektivischen Gesetze verachtet, kommt ärgeres Unheil heraus als ein verzeichnetes Buddhahild.

Toleranz.

Man hat längst erkannt, daß Toleranz ein häßliches Wort ist; Ungeziefer duldet man, wenn man's nicht vertilgen kann, Menschen eines anderen Glaubens liebt und schätzt man, wenn sie Werthschätzung verdienen, nicht weniger als die des eigenen Glaubens. Aber da wir noch nicht einmal die dem häßlichen Wort entsprechende Sache haben, so lassen wir's bei ihm bewenden. Toleranz ist religiöser Liberalismus, daher so selten wie dieser im Allgemeinen. Von den Massen wird sie nur geübt, so weit sie dazu gezwungen werden. Nachdem Katholiken, Lutheraner und Calvinisten in Deutschland einander zu Hunderttausenden totgeschlagen hatten, wurden sie durch Erschöpfung gezwungen, von dem Versuch gegenseitiger Ausrottung abzustehen und einander im Reich zu dulden, — aber nur ständeweise; jeder Reichsstand behielt das *jus reformandi*, das Recht, die Unterthanen anderen Glaubens zur Annahme der Landesreligion oder zur Auswanderung zu zwingen; *cujus regio, ejus religio*. Dann sah sich Preußen durch die Erwerbung katholischer Provinzen genöthigt, beide Konfessionen als gleichberechtigt zu behandeln. Zuletzt kamen das moderne Verkehrswesen und die Freizügigkeit und machten die Absperrung der Konfessionen von einander unmöglich.

Den orthodoxen christlichen Kirchen verbieten die beiden Dogmen von der Hölle und von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit, den „Irrglauben“ zu dulden. Wenn dem Menschen eine falsche Glaubensmeinung die ewige Höllepein zuzieht, dann gebietet die Nächstenliebe, durch Abschreckung, durch grausame Hinrichtung der Ketzer die übrigen Christen vor diesem Gräßlichen zu bewahren. Doch muß der Gerechtigkeit wegen Zweierlei hervorgehoben werden. Erstens, daß der dogmatische Zanf um Worte, um theologische Kunstausdrücke, die Verlezerung und Verfolgung um solcher Worte willen, nicht eine Eigenthümlichkeit der römischen Kirche gewesen ist, sondern die griechische und die lutherische des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt. Bei den mittelalterlichen Ketzerverfolgungen handelte es sich nicht um Wortgezänk, sondern um gewaltsame Unterdrückung einer gegen den Bestand der Kirche gerichteten großartigen Opposition. In dieser Unterdrückung hat sich die Kirche furchtbar erwiesen, aber weder lächerlich noch verächtlich gemacht. Die spanische Inquisition, die ja die Vertilgung des maurischen und des jüdischen Elementes zum Zweck hatte, wird von Victor Aimé Huber, der Spanien und die spanische Geschichte genau kannte, für eine nationale Nothwendigkeit erklärt. Ob er Recht hat, kann ich nicht beurtheilen. Die Thatsache, daß die lutherischen Geistlichen der angegebenen beiden Jahrhunderte an Verlezerungsucht gelitten haben, ist wohl allgemein bekannt, aber nicht, in welcher Form die Polemik geführt worden ist. Da ich nicht kränken will,

führe ich keine Proben an. Wer neugierig ist, mag Adolf Menzels *Neuere Geschichte der Deutschen* heften, hat er an einer Stelle genug, etwa an dem Stückchen *unter privy anstos*, das auf Seite 301 des zweiten Bandes der zweiten Auflage dieses klassischen Werkes mitgetheilt wird. Von den Lutheranern sind die katholischen Theologen mit der Zan!- und Verkeuerungsucht angesteckt worden und die Hyperorthodoxen unter ihnen leiden noch heute daran. Das Andere ist, daß die Lutheraner der ersten Zeit mit der Verurtheilung zur Hölle freigebiger waren als die Katholiken. Auf dem Religionsgespräch, das der Kaiser 1546 zu Regensburg veranstaltete, äußerte der Karmelitermönch Billif, er glaube, daß jeder Mensch, der Gott nach dem Gesetz der Natur diene, selig werden könne. Darauf erwiderten die protestantischen Kolloquatoren: „Sie hörten mit Bewunderung, daß die Katholischen Heiden seien, von christlicher Lehre aber und von Christo nichts wußten noch hielten. Wenn Das ihr Glaube sei, daß Jemand ohne Erkenntniß Christi selig werden könne, so sei dieses Disputirens nicht nöthig und hinreichende Ursache, von dem Kolloquio aufzustehen.“ Eine ähnliche Aeußerung in der Predigt eines Franziskaners zu Trient nahmen 1652 die protestantischen Theologen zum Vorwand, das Konzil zu verlassen, zu dessen Besuch sie sich nur sehr ungern verstanden hatten.

Da die heutigen Protestanten weder an die Hölle noch an die Nothwendigkeit eines bestimmten Bekenntnisses zur Seligkeit, unzählige an gar kein Dogma mehr glauben, so zwingt sie kein ideeller Grund mehr zur Intoleranz. Doch wird diese durch andere Ursachen erhalten, die für alle Sorten von Gläubigen und Ungläubigen Geltung haben. Da ist zunächst das Bedürfniß des gewöhnlichen Menschen, der sich keines großen persönlichen Wertes bewußt ist, sich als Mitglied einer großen und wichtigen Gemeinschaft zu fühlen, und dieses kollektive Selbstgefühl würde ihm an sich noch wenig Genugthuung bereiten, wenn er nicht auf eine gegnerische Gemeinschaft, Korporation, Partei, Clique herabschauen könnte, von der er unter seinen Genossen verächtlich sagen darf: „Ach, die Bande!“ Montecchi und Cappelletti aus dem Romantischen ins Gemeine und Spießbürgerliche übersezt. Diesem Bedürfniß des Heerdenmenschen wird in konfessionell gemischten Ländern durch den Konfessionenhaß am Bequemsten genügt. Dann die Konkurrenz um den Futterack, die ich als eine Hauptquelle aller modernen Religionsstreitigkeiten an dieser Stelle wiederholt genannt habe. Wenn in Mannheim die Katholiken Beschwerde darüber führen, daß ihrer Zahl die der an den Volksschulen angestellten Industrielehrerinnen nicht entspreche, so spotten natürlich die Witzblätter über die Angst der Ultramontanen vor protestantische Strümpfen. Da es nun harmlose Seelen giebt, die solche Wize ernst nehmen, so muß doch ausdrücklich gesagt werden, daß die Katholiken keineswegs so

andersgläubigen Strümpfen Angst haben, sondern daß sie ihren Töchtern die Gelegenheiten zum Brotverdienst nicht verschränkt sehen wollen. Und dieses Motiv wirkt nun überall, von den Stellen für Stricklehrerinnen bis zu den Professoren- und Ministerposten. Damit sind wir bei der berühmten Parität angelangt, von der die katholischen Blätter allwöchentlich Erbauliches zu berichten wissen. Als im Oktober 1903 in der bayerischen Kammer ein Abgeordneter von der Erregung gesprochen hatte, die sich der Protestanten bemächtigen würde, wenn noch mehr protestantische Minister verschwänden, da antwortete die Kölnische Volkszeitung: Also in Bayern darf sich das protestantische Drittel aufregen, wenn es nicht die Hälfte oder wenigstens ein Drittel der Ministerfessel innehat, in Preußen soll das katholische Drittel mit dem einen Konzeptionschulzen Schönstedt vorliebnehmen, dessen Familie noch dazu evangelisch ist! Noch zwei statistische Notizen aus dem selben Blatte. Personal des preußischen Ministeriums des Inneren: neunzehn Mann; davon katholisch: abwechselnd einer und keiner. Die fünf katholischen Provinzen, in denen die Mehrheit der Bewohner katholisch ist, haben seit neunzig Jahren vier katholische Oberpräsidenten gehabt; zwei von ihnen hatten ihre Ernennung obendrein nur dem Umstand zu danken, daß sie zufällig Fürsten waren (ein Radziwill und ein Hatzfeldt).

Ich untersuche nicht, ob die Staatsregierungen vollwichtige Gründe haben, die Katholiken von den höchsten Stellen auszuschließen, sondern führe nur die Thatsachen an. Die „Liberalsten“ von den „Liberalen“, die „Freidenker“, sind um Gründe nicht verlegen und fordern eine noch viel weiter gehende Ausschließung. In einem süddeutschen Blatt, dessen Namen ich vergessen habe, hat ein Anonymus gegen einen meiner Zukunftartikel polemisiert und behauptet, der Staat dürfe sich den Luxus nicht gestatten, kostspielige Einrichtungen wie Sternwarten und chemische Laboratorien zurückgebliebenen Köpfen auszuliefern, da er freie Denker genug zur Verfügung habe. Ich lasse die Astronomen und die Chemiker darüber entscheiden, ob sich zur Handhabung ihrer Instrumente und Apparate von katholischen Hirnen dirigierte Hände schlechter eignen als die Hände freier Geister, und konstatiere nur die Thatsache, daß die katholische Hirnkapazität vorläufig noch zu dem tausendfach kundgegebenen Entschluß der deutschen Katholiken hingereicht hat, sich die ihnen zuge dachte Behandlung nicht gefallen zu lassen. Ein anderer freier Geist, Albert Ritter, schreibt in seinem fanatisch katholikenfeindlichen Buch „Christus der Erlöser“: „Die Wahrheit darf gegen den Irrthum keine Toleranz kennen.“ Was aber für Wahrheit zu halten sei, Das bestimmen natürlich Herr Ritter und ein halbes Duzend ihm gleichgestimmter Seelen.

Wie steht es nun endlich um die wichtigste und wesentlichste aller Toleranzangelegenheiten: um die freie Religionübung der konfessionellen

Minderheiten? In den katholischen Ländern, mit Ausnahme Spaniens, gut seit der Kirchenstaat beseitigt worden ist und auch Tirol sich nach längerem Sträuben den in Oesterreich geltenden interkonfessionellen Gesetzen gefügt hat. Wenigstens erinnere ich mich nicht, in den letzten zwanzig Jahren aus Oesterreich, Italien oder Frankreich einen Fall vernommen zu haben, wo dem evangelischen Gottesdienste oder der Gründung einer evangelischen Gemeinde, dem Bau einer evangelischen Kirche Hindernisse bereitet worden wären. Etwas Anderes ist es, wenn evangelische Gemeinden nicht auf natürlich Weise, durch Niederlassung von Evangelischen, entstehen, sondern die Gemeindeglieder durch die „Evangelisation“ von Katholiken gewonnen werden sollen; da wäre es den österreichischen Behörden nicht zu verargen, wenn sie dieser Art von Heidenmission einen Kiegel vorschöben. Man wird sagen, es sei nicht Toleranz, sondern Schwäche, wenn in Italien und in Frankreich die Evangelischen, so weit es solche giebt, unbelästigt blieben. Ganz richtig. Aber das Herz richtet Gott; die Toleranz ist, wie gesagt, überall nur erzwungen; und daß sie in den katholischen Ländern durch die Macht der Verhältnisse erzwungen worden ist, darin besteht eben der erfreuliche Fortschritt. Doch kann man wohl hier und da auch heute noch die Erfahrung machen, die der Stifter der Herrnhutergemeinden, Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, gemacht zu haben bekennt. „Seit ich mit den Katholischen wenig Umgang und Korrespondenz mehr habe, fange ich an, mich über ihre Geduld, Rationalität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß sie so viele, zum Theil ungegründete heftige Disputationen und Krifteleien, deren ich mich in meinen jüngeren Jahren schuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Belehrsucht aufs Beste deuten und mich doch so viele Jahre nicht hassen noch drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenossen mit mir so raisonnabel und christlich gehandelt hätten, als ich die Katholischen dreißig Jahre lang in allen Occasionen gefunden; selbst 1719 und 1729, da ich in ganz diversen Ländern bei Religion=Motibus mit ihnen zu thun gehabt und sie mir entgegenstehen mußten, wobei sie sich nicht einbilden konnten, daß mein Lehrsystem aus dem Concilio Tridentino genommen sei, und ich ihnen überdas von meinem Volke übel beschrieben war. Aber es ist eine radizirte, praktische εὐλάβεια (Bedächtigkeit) in der katholischen Kirche, nicht so viel Libertinage und Haß gegen die Anbeter Jesu als bei manchem trocken und regellos disputirenden Protestanten; und so wenig ich mir das römische Lehrsystem mit dem meinigen zu reimen weiß oder sie begehren werden, für Herrnhuter zu passiren, so sehr ehre ich ihre praktische Kondescendenz für alle stille, unsektirerische und in Absicht auf Allotria und Intriguen unbedächtige Christenmenschen in ihren eigenen und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen die Gegner

im Munde und Panier und haben oft viel Billigkeit gegen sie in praxi. Wir Protestanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde und es giebt unter uns in praxi (Das sage ich mit Weinen) wahre Gewissensheuler.“

Wie steht es nun heute auf der protestantischen Seite? Wir haben in Deutschland noch drei kleine Staaten, die bis zur Einbringung des Toleranzantrages der Centrumspartei den Katholiken die freie Religionübung versagten und die bis heute noch nicht alle Beschränkungen aufgehoben haben. Aus Sachsen sollte wenigstens der wechselburger Skandal allgemein bekannt sein. Noch schöner als die wechselburger Fronleichnamsgeschichte ist die Thatsache, daß einer der früheren Schloßkapläne jedesmal fünfzig Mark Strafe zahlen mußte, wenn seiner Messe in der Schloßkapelle eine Person beigewohnt hatte, die nicht zum Haushalte des Besitzers, des Grafen Schönburg, gehörte. In Braunschweig hat der Toleranzantrag ein neues Katholikengesetz gezeitigt, das vom Landgerichtsrath Kulemann in einer ausführlichen Kritik als noch nicht genügend bezeichnet wird. Ueber den Zustand, den das Gesetz abändern sollte, sagt er: „Wenn, wie es bisher geschieht, die Bildung katholischer Gemeinden und der Bau von Kirchen selbst da verweigert wird, wo mehrere hundert Katholiken wohnen, wenn in Orten wie Blankenburg und Belpke, obgleich dort regelmäßig katholischer Gottesdienst stattfindet, das Wohnen eines Geistlichen verboten wird, so steht Das mit dem Grundsatz der Toleranz nicht in Einklang und es ist begreiflich, daß die Katholiken den Grund für dieses Verhalten der Regierung in dem Wunsch sehen, der Ausbreitung des Katholizismus entgegenzuwirken.“ Auch das neue Gesetz macht noch Fälle wie den folgenden möglich. Im November 1903 ist der katholische Pfarrer Kanne in Detsfurth bei Hildesheim zu dreißig Mark Geldstrafe bezw. sechs Tagen Haft verurtheilt worden, weil er in der braunschweigischen Enklave Bodenburg ein sterbenskrankes Kind getauft und außerdem „zwei katholische Familien besucht“ hat. Zwar sind die bodenburger Katholiken in Detsfurth eingepfarrt, aber nach dem Gesetz dieses kleinen Staates muß für jede Amtshandlung, die ein nicht im vollen braunschweigischen Sinn zuständiger katholischer Geistlicher vornimmt, die Erlaubniß des herzoglichen Ministeriums nachgesucht werden, das nicht viel Nützliches zu thun zu haben scheint. Auch in dem ebenfalls lutherischen Mecklenburg-Schwerin hat sich der Großherzog durch den Toleranzantrag veranlaßt gesehen, zu verordnen: „Den Angehörigen der reformirten Kirche und der römisch-katholischen Kirche wird in Unseren Landen die öffentliche Religionübung zugestanden Unberührt bleiben die Uns nach Landesrecht gegenüber der reformirten und der römisch-katholischen Kirche zustehenden Hoheitsrechte.“ Auf Grund dieser Hoheitsrechte ist im August 1903 den zweihundert Katholiken von Teterow und Umgegend, die sammt tausend katholischen Wanderarbeitern auf eine zwölf bahnlose

Kilometer entfernte und fünfzig Personen fassende Schloßkapelle des Freiherrn von der Rettenburg angewiesen sind, die nachgesuchte Erlaubniß zur Einrichtung eines Gottesdienstes in Teterow verweigert und überdies dem Freiherrn eine Rüge ertheilt worden, weil er zu viele Leute in seine Kapelle lasse; nur einzelnen Katholiken dürfe er den Zutritt gestatten; für die Wanderarbeiter dürfe einmal im Vierteljahre Gottesdienst abgehalten werden. Katholische Gottesdienste werden also dem Volk viel sparsamer zugemessen als Schnapsschankkonzessionen und die strengen Landrätthen verhaßten Tanzmusiken.

In einer liberalen Zeitung, die ich nicht nenne, weil ich mit einem ihrer Redakteure befreundet bin, las ich vor einem Jahr: „Man greift sich an den Kopf und fragt sich, wie diese bayerischen Zustände in unserer vorwärts drängenden Zeit möglich sind!“ Sie erklärten sich jedoch, meint der Verfasser, aus der Vergangenheit Bayerns. Erst mit dem Toleranzedikt von 1799 sei Bayern auf die Stufe gelangt, die die übrigen deutschen Staaten im sechzehnten Jahrhundert erreicht hätten. Da muß man sich freilich an den Kopf greifen. Also der Redakteur einer großen liberalen Zeitung hat keine Ahnung von den wichtigsten Angelegenheiten und Ereignissen der deutschen Geschichte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert; keine Ahnung von den heutigen deutschen Zuständen, wahrscheinlich auch keine Ahnung von dem Verbot der Ausübung der katholischen Religion in den skandinavischen Ländern, von der gewaltsamen Ausrottung des Katholizismus in England und von der raffiniert grausamen Gesetzgebung gegen die irischen Katholiken, deren letzten Rest erst Gladstone beseitigt hat und deren wirthschaftliche Wirkungen heute noch nicht überwunden sind!

„Gegen Rom“ schlagen liberale Atheisten und orthodoxe Lutheraner (Diese bis auf rühmliche Ausnahmen) immer vereint. Auch die letzte Generalsynode hat mehrfach Intoleranz bekundet. Sie hat Resolutionen gegen das katholische Prozessionswesen und gegen die katholische Art, den Karfreitag zu begehen, angenommen (daß sich eine Versammlung katholischer Bischöfe je einmal mit gottesdienstlichen Einrichtungen der evangelischen Kirche beschäftigen könnte, ist ein ganz undenkbarer Fall); sie hat gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes und gegen den Toleranzantrag protestirt. Was das Jesuitengesetz betrifft, so möchte ich den § 1 ebenfalls aufrecht erhalten wissen, — aus Liebe zu meiner alten katholischen Kirche, die der Orden, irgeleitet durch sein grundfalsch *sint ut sunt*, überall, wo er hinkommt, ruinirt. Den Protestanten fügt er nicht den geringsten Schaden zu. Die Dummen unter ihnen fürchten ihn unter dem Einfluß eines Aberglaubens, der mit dem Hexenglauben auf einer Stufe steht, wie vorm Jahr die Zurückführung des sächsischen Prinzesfürstentums als auf eine Jesuitenintrigue wieder einmal deutlich gezeigt hat. Die gescheitern unter den Romhässern aber

wollen um keinen Preis einen Jesuiten auf deutschem Boden dulden, weil jeder von diesen Männern eine lebendige Widerlegung der Schauermärchen ist, die über den Orden verbreitet werden und die bisher so vortrefflich dazu gedient haben, das Feuer des Katholikenhasses im protestantischen Volke zu unterhalten. Der § 1 nun läßt sich ohne Gehässigkeit dadurch rechtfertigen, daß für Niederlassungen des Ordens im Reich kein Bedürfniß vorhanden ist. Dagegen giebt es keine Entschuldigung, geschweige denn eine Rechtfertigung für den § 2. Gebildete und gelehrte Männer, deren einziges Verbrechen darin besteht, daß ihre Ordensgenossen vor dreihundert Jahren wirksam zur Erhaltung des Katholizismus in Deutschland beigetragen haben, so behandeln, wie die aus dem Gefängniß entlassenen und unter Polizeiaufsicht gestellten Verbrecher behandelt werden: Das ist unanständig; und die Fortsetzung dieser Behandlung fordern, ist nicht weniger unanständig. Der § 2 ist ein Schimpf, nicht für die Jesuiten, sondern für das Deutsche Reich. Einer der Synodalen hat die Resolution durch den angeblichen Ausspruch eines Jesuiten zu rechtfertigen versucht: Der Haß gegen den Protestantismus ist uns angeboren. Sollte dieser apokryphe Ausspruch auch echt sein, so hätte er doch nicht die geringste Straft, eine gesetzgeberische Maßregel zu rechtfertigen, noch dazu eine an sich und unbedingt verwerfliche. Wenn nun eine katholische Synode forderte, alle Pastoren, denen der Katholikenhaß angeboren ist, sollten unter Polizeiaufsicht gestellt werden?

Der Toleranzantrag ist auf der Synode zunächst mit der Begründung bekämpft worden, daß seine Annahme einen Eingriff des Reiches in die Kirchenhoheit der Einzelstaaten bedeuten würde. Aber wozu wäre denn das Reich da, wenn es nicht einmal die Macht hätte, unerträgliche Mißstände in den Einzelstaaten abzustellen? Besonders wurde der Paragraph 2 des Toleranzantrages bekämpft, der die preussischen Bestimmungen über Kindererziehung in gemischten Ehen ändern will. Bekanntlich besagen diese Bestimmungen der Hauptsache nach, daß nach dem Tode des Vaters alle noch schulpflichtigen Kinder in dessen Konfession zu erziehen sind und daß etwa zwischen den beiden Ehegatten getroffene Vereinbarungen, nach denen einige oder alle Kinder in der Konfession der Mutter erzogen werden sollen, als nicht vorhanden behandelt werden. Nach dem Toleranzantrag soll die Vereinbarung der Eltern über den Tod des Vaters hinaus Geltung haben. Die Katholiken sind der Ansicht, die Synode habe sich für die Beibehaltung des bestehenden Gesetzes ausgesprochen, weil die Protestanten wüßten, daß dieses Gesetz nur gegen katholische, nicht gegen evangelische Mütter streng angewendet werde, und die Schleißche Volkszeitung führt zum Beweise zwei Urtheile des Amtsgerichts Neumarkt an: bei ganz gleicher Sachlage (die ältesten beiden Kinder haben schon bei Lebzeiten des Vaters die evangelische, im anderen

Fall die katholische Schule besucht) wird der evangelische auch die jüngsten beiden Kinder in ihrer Konfession zu lischen dagegen unter Strafandrohung aufgetragen, die älteste davon hatte schon eine Zeit lang die katholische S. evangelische Schule zu schicken. Aus meiner eigenen Bra wo das Gesetz gegen eine evangelische Mutter angewendet bekannt. Dagegen stehen mir zwei andere Fälle lebhaft in der Erinnerung. Der eine war sehr widerwärtig. Es handelte sich um einen großen, starken, ganz männlichen Jungen, der durchaus nicht in die evangelische Schule wollte, täglich in die unsere kam und täglich vom Polizisten herausgeholt wurde. Ich redete mit dem Vormundschaftrichter. Ja, sagte er, die Sache ist widerwärtig und unvernünftig, aber das Gesetz will's; dagegen läßt sich nichts machen.

In den letzten Jahren ist auf der protestantischen Seite eine Besserung eingetreten, die außer mir vielleicht noch Niemand bemerkt hat; denn das Gute pflegt kein Aufsehen zu erregen. Zwischen den kirchlichen Versammlungen von Katholiken und solchen von Protestanten besteht bekanntlich der Unterschied, daß sich jene mit ihren eigenen Angelegenheiten, diese hauptsächlich mit „Rom und dem Ultramontanismus“ beschäftigen. Das Selbe gilt von den Religionstunden. Im Konfirmandenunterricht sollen die Unterscheidungslehren einen breiten Raum einnehmen. Die Katholiken haben keinen Konfirmandenunterricht, sondern nur eine Vorbereitung auf die erste Kommunion. Bei dieser kommt es auf die Erweckung einer liebe- und weihewollen Stimmung an, womit sich die Behandlung eines polemischen Themas schlechterdings nicht vertragen würde. In der Volksschule wird der Protestant, abgesehen von einer später zu erwähnenden kurzen Bemerkung, mit keinem Worte gedacht. Auf den höheren Lehranstalten sind die Reformation und in der Kirchengeschichte die protestantischen Dogmen freilich nicht zu umgehen. Die Ursachen des verschiedenen Verhaltens liegen auf der Hand. Die Katholiken sind so reich an eigenen religiös-kirchlichen Angelegenheiten, daß sie kein Bedürfnis fühlen und meistens auch keine Zeit haben, sich mit den Angelegenheiten anderer Konfessionen zu beschäftigen. Die Protestanten sind durch ihre religiöse Armuth dazu gezwungen. Das Dogma ist aus bekannten Gründen für ihre Versammlungen ein Krütlein Nährmichnichtan. Mit dem Kultus haben ihre Väter vorschnell zu gründlich aufgeräumt. Für eine bessere Ordnung des Armen- und Schulwesens gesorgt zu haben, ist ein unsterbliches Verdienst der Reformatoren; aber indem diese bessere Ordnung zunächst durch Uebertragung dieser Obliegenheiten auf die bürgerliche Gemeinde und den Staat bewirkt wurde, erlitt die Kirche dadurch eine weitere Entleerung. In den letzten fünfzig Jahren aber hat sich die evangelische Kirche Deutschlands relatholisiert. Sie legt wieder Gewicht aufs Liturgische; sie

pflegt mit Eifer die Kirchenmusik. Sie baut nicht mehr scheunenartige Bethäuser, sondern schöne Kirchen und hat für sie einen eignen Stil geschaffen, verschmäht es auch nicht, sie mit Werken der Skulptur und Malerei zu schmücken. Sie treibt Sozialpolitik und sie hat, von Wicherns Innerer Mission ausgehend, ein reich verzweigtes charitatives Vereins- und Anstaltleben entfaltet. Und so erlebt man denn das neue Schauspiel, daß in der kirchlichen Woche, die jeden Oktober in Breslau veranstaltet wird, sieben Tage lang alle möglichen evangelischen Vereine Sitzungen und Versammlungen abhalten, ohne daß ein einziges Mal gegen Rom gedonnert würde: die Protestanten oder vielmehr die Evangelischen haben wieder eigene Angelegenheiten. Damit ist ein Weg gebahnt, auf dem die Konfessionen zur Verständigung gelangen können.

Weniger Erfreuliches ist von der anderen Seite zu berichten. Ich meine nicht das läppische Zeug, das liberale und sozialdemokratische Blätter unter der Spitzmarke „Ultramontane Intoleranz“ aufstischen. Etwa, daß dem protestantischen Buchhändler K. vom katholischen Wirth gekündigt worden sei (weil er im Schaufenster pornographische Schriften ausgestellt hat) und daß man dem braven J. beim Begräbniß die Glocken verweigert habe (wenn der „freie Geist“ nebenbei auch ein Mann und kein altes Weib ist, wird er sich jede Mitwirkung der Kirche bei seinem Begräbniß ausdrücklich verbitten). Sondern ich meine den Fall Rorum und Denisles Lutherbuch. Daß Rorum Kirchenstrafen über Eltern verhängt, die ihre Kinder in eine evangelische oder Simultanschule schicken, ist monströs, und daß die Centrumspresse, statt sofort energisch gegen den Bischof aufzutreten, ihn zu vertheidigen gewagt hat, muß man für ein böses Symptom erklären. Denisle aber hat in seinem erstaunlich gelehrten und nicht weniger erstaunlich dummen Buch den Protestanten ausdrücklich die religiöse Gleichberechtigung abgesprochen, das Dogma von der allein seligmachenden katholischen Kirche aufs Neue proklamirt und die Protestanten aufgefordert, in den Schoß dieser Kirche zurückzulehren, — bei deren heutiger Lage! Es zeigt sich also (was der Kulturkampf verdeckt hatte), daß auch in Deutschland die von dem unwissenden, bigotten und fanatischen neunten Pius großgehätschelte Betschwesterpartei auf der ganzen Linie über die vernünftigen und gebildeten Katholiken gesiegt hat.

Ich habe heute nicht untersucht, ob die deutschen Protestanten stichhaltige Gründe für sich anführen können, wenn sie den Katholiken die volle Gleichberechtigung verweigern; ich konstatiere nur die Thatsache, daß in Deutschland wenigstens (nicht mehr in England und nicht in den Vereinigten Staaten) die Protestanten auch heute noch intoleranter sind als die Katholiken und daß ein Theil von ihnen seine Intoleranz mit der Fahne der Freiheit deckt und mit dem unbegründeten Geschrei über katholische Intoleranz zu rechtfertigen sucht.



Die Geschichte vom Gläsernen.

Von „Seelenoperationen“ sprach Doktor R . . . , damals leitender Arzt an der städtischen Irrenanstalt in St., der es liebte, ein Wenig phantastisch anmuthende Fälle aus seiner Praxis zum Besten zu geben; von „psychischen Eingriffen“, die auf ihrem Gebiet eben so unmittelbare Wirkungen hätten wie das Messer in der Chirurgie, — freilich auch keine geringeren Gefahren.

„Siebenmal überlege man sich“, meinte er, „ehe man Vergleichen macht, auch wenn eine Anomalie klar zu Tage liegt. Ein Organismus ist ein Ganzes, an dem nicht im Einzelnen herumgedoktert werden darf. Gesezt, es hätte Einer von Kind an einen Buckel und ein Arzt sähe die Möglichkeit, ihn wegzuoperiren: soll ers unbedingt thun? Gewiß nicht; denn er würde damit vielleicht aus einer ganz erträglichen Existenz erst ein Monstrum machen. Weil Arme und Beine seines Patienten und Bauch und Hals und Brustkorb sich ja längst in Harmonie mit dem Buckel entwickelt haben, der Buckel also für diesen Organismus eben das Normale geworden ist und seine Entfernung das Ganze erst aus seiner richtigen Spannung brächte. Was natürlich nicht ausschließt, daß der Chirurg für seine geniale Operation den Professortitel erhält . . . Welcher strebsame junge Arzt hat nicht seine mörderische ‚Glanzzeit‘ durchgemacht! Die Geschichte mit dem Dr. phil. Seligmann brachte mir damals einen ganzen Haufen Ruhm und doch... Nun: Sie sollen selbst urtheilen.“

* * *

Es war gegen Ende meiner Thätigkeit in F. . . Ich war ein Bursche von etwa dreißig Jahren, noch Assistentenarzt, und thronte eines Tages im Ordinationszimmer der Anstalt. Da läßt sich ein Besuch bei mir melden. ‚S. D. Seligmann, Juwelier und Antiquitätenhändler‘ steht auf der Karte. Ich lasse bitten: und herein kommt ein kleiner, wohlbeleibter Herr, mit weißer Weste und dicken grauen Vackerbärtchen; in großer Aufregung.

‚Nehmen Sics nur nicht übel, Herr Doktor‘, begann er, mit Hut und Schirm zappelnd; ‚es ist Einem ja selber schrecklich . . . So ein Haus! Nie im Leben hat Jemand von uns — Gott soll schützen! — von der ganzen Familie hat nie im Leben Jemand mit so was zu thun gehabt . . . Und bis man sich endlich entschließt . . . Herr Doktor, Sie können mir glauben . . .‘

Na, um was handelt sichs denn?

‚Mein Junge, Herr Doktor, mein Sohn . . . Doktor Siegfried Seligmann. Vielleicht haben Sie schon von ihm gehört?‘

Bedaure.

‚Gott im Himmel, der Junge war der Klügste von der ganzen Familie, auf dem Gymnasium immer der Erste, auf der Universität fleißig, solid . . . Und ein Herz! Der beste, reinste Mensch, voll Mitleid und Güte . . . Und wahr! Der Junge hat keine Lüge gesprochen sein Lebtag. Fürs Geschäft hat er keinen Sinn gehabt, — nu, was liegt schon dran? Aber mit zweiundzwanzig Jahren hat er den Doktor gemacht: Philosophie und . . . und . . . ich weiß viel. Und nun solche Sachen! Das ist nun schon gegangen und gegangen, über ein Jahr! Zuerst: wer denkt denn an so was? Man hat gesagt: ein Gelehrter! Philosophie

ist Philosophie. Aber heute? Die klügsten Leute wenden sich ab in hellem Schrecken und sagen nicht, was sie denken: Mieschugge.'

Also beschreiben Sie mir mal recht genau den Zustand Ihres Sohnes. Berlegenes Händenspiel.

„Ideen, Herr Doktor, Ideen . . . Er hat immer Ideen gehabt. Man hat nie gewußt, ist es Ernst oder ist es . . . Er hat selbst oft gesagt, es ist ein Gleichniß. Symbole, hat er gesagt. Er hat oft behauptet, seine Augen sind von Feuer und brennen hindurch, wo er hinschaut. Hat er sich die Hand vors Gesicht gehalten, wenn er gesagt hat: Guten Morgen, Vater. Und ein ander Mal hat er gemeint, seine Füße sind von Erz und seine Arme weiches Holz. Nun, wenns ein Gleichniß ist . . . Ich verstehs nicht, aber es ist mir recht. Ich habe ihm — damals mit den Augen —, schon damals hab' ich ihm mit Gewalt den Kopf gehalten, daß er mich anschauen mußte, und hab' gesagt: Siehst Du, Siegfried, es brennt nicht! Und dann, nachher, hab' ich ihm die Hand zusammengedrückt, bis es ihm weh that. Nu, ist sie von Holz? Hat er sich die Hand 'ne Stunde angeschaut und hat dann selber gelacht. Was er sehen kann, immerfort sehen — verstehen. Sie, Herr Doktor? —, darüber kann er keine Ideen haben. Aber jetzt . . . jetzt!“

Also an welcher fixen Idee leidet er denn nun?

Herr Seligmann krümmte sich vor Berlegenheit. „Ich wär' nicht hergekommen, Herr Doktor . . . Er soll Ideen haben! Darum wär' ich nicht hergekommen . . . Aber, mein Gott, der Junge geht mir ja zu Grund! Er ist abgemagert, er ist blaß, der Rücken wird ihm krumm, die Beine zittern ihm . . .“

Aber wieso, woher denn das Alles?

Herr Seligmann verdrehte eine halbe Minute lang die Handflächen. Endlich, mit der Entschlossenheit des Verzweifelnden: „Er setzt sich nicht mehr, er legt sich nicht mehr, aus Angst, Herr Doktor, aus Angst, daß . . . daß . . . Er ist verrückt!“

Der Alte verlor völlig die Fassung und schrie das Wort heraus. „Verrückt!“

Also was sagt Ihr Sohn denn jetzt?

„Er sagt . . . Gott im Himmel . . . er sagt . . . Ein zerbrechliches Heiligthum, sagt er. Ein Auserwählter unter Millionen, sagt er. Die Vorsehung krönt ihre Auserwählten . . . Nicht nach menschlich blindem Vorurtheil, — nein: sie kennt nicht Hoch noch Nieder . . . Und so fort; immer verrückter . . . Sehn Sie'n sich an, Herr Doktor. Mir ist es peinlich; ich bin ja kein Philosoph, ich versteh' mich nicht auf die Sachen.“

Dem alten Herrn zitterte die Unterlippe und die Augen wurden ihm naß. Ich versprach, am Abend hinzukommen.

* * *

In der Zeit der Dämmerung betrat ich das Haus. Mainzer Chaussee, Gartenvilla.

Im Eßzimmer unter der silbernen Lampe traf ich Herrn Seligmann im Familienthe. Zwei stutzerhaft gekleidete Jünglinge, mit schwarzen Bärtchen und buntseidenen Kravatten, Herr Louis und Herr James Seligmann. Außerdem ein hübsches, kraushaariges Mädchen, das phlegmatisch in einem Lehnstuhl lag. Endlich Frau Seligmann, eine nicht üble Gestalt, edel orientalisches, mit

leidensvoll durchgeistigtem Blick. Die Mutter und die Geschwister des Patienten. Er selbst, der Älteste, war nicht zugegen.

„Er ist oben auf seinem Zimmer“, sagte der Vater; „er kommt selten herunter.“

„Haben Sie ihn auf meinen Besuch vorbereitet?“

„Wir haben gesagt: es kommt ein neuer Doktor.“

„Hm. Dann bitte ich also, mir jetzt noch genauer . . .“

Verlegene Pause. Mama Seligmann senkte schmerzlich das Haupt, die beiden jungen Herren steckten mit der Schwester die Köpfe zusammen und lachten in leisen Rischlauten. Ich erhob mich. „Dann lassen Sie uns also zu dem Herrn Doktor hinaufgehen.“

Der alte Herr führte mich die mit Teppichen bedeckten Treppen hinauf; eine unglaublich häßliche alte Magd leuchtete. Im obersten Stockwerk klopfte er nach kurzem Besinnen an eine Thür. Ein leise fragender Laut von drinnen: wir traten ein.

Das Arbeitszimmer eines Gelehrten. Bücherregale, ein großer Schreibtisch, ein paar Büsten. Es war noch dunkel; nur durch ein Erkerfenster drang das Licht des Sonnenunterganges und warf einen röthlichen Schimmer über die an einer Portiere lehrende schlanke Gestalt des Doktors Siegfried Seligmann. Er hatte den rechten Arm hinter den Kopf gelegt, das Gesicht dem Fenster zugekehrt. Ein schön geschnittenes Profil, schwarze Locken und ein jugendlicher Vollbart, der sich in zwei Spitzen kräuselte.

Vater Seligmann hatte die Lampe hereinbringen lassen und stellte mich vor.

Doktor Siegfried gab seine malerische Position sogleich auf und empfing mich ungezwungen und höflich.

„Herr Doktor A.? Sehr angenehm. Darf ich bitten?“ Er bot mir den Sessel am Schreibtisch.

„Das ist Ihr Platz“, erwiderte ich ablehnend.

„Mein Arbeitsplatz ist dort“, sagte er und wies auf ein freistehendes Stehpult, an das er sich nun lehnte.

Der alte Herr, der sich schon gesetzt hatte, verdrehte die Augen und machte mir Zeichen. Ich wehrte ab und ließ mich nun auch nieder.

Doktor Seligmann setzte das Gespräch unbefangen fort: „Sie sind Arzt? Und, als ich bejahte: „Meine Familie hat Sie natürlich meinetwegen konsultirt?“

Ich zögerte einen Augenblick.

„Das bin ich ja gewöhnt; mein Papa und meine liebe Mutter machen sich Sorge um mich . . .“

Der Alte nickte schwer vor sich hin.

„Aber unnütze Sorge, Herr Doktor, denn ich bin nicht krank. Ich bin zart, vielleicht geradezu zerbrechlich, aber damit ist man noch kein Kranker.“

Sein Gesicht nahm einen seltsam verträumten Ausdruck an, und während die schmale Hand den Bart zupfte, sagte er leiser: „Im Gegentheil! Es giebt vielleicht eine Art höherer Gesundheit, die empfindlicher ist bei Stoß und Druck der groben Welt.“ Er schlug die Augen wieder auf, lächelte und fuhr in ganz frischem Ton fort: „Im Uebrigen: ich bin arbeitsfähig. Ein körperlich oder seelisch Kranker wäre nicht so unbehindert in seinen Fähigkeiten wie ich.“

Das Alles klang ruhig und verständig. Ich spielte also den harmlosen Hausarzt, erkundigte mich nach Lebensführung, Diät, horchte, fühlte . . . Etwas beschleunigter Puls und Herzschlag, ein Bischen allgemeine Ueberreiztheit, im Ganzen der Typus des nervösen Gehirnmenschen. Besonderes Merkmal nur: eine auffällige Schwäche in den Beinen und im Rückgrat. Ich schloß nun ‚für dieses Mal‘ die Untersuchung und gab vor, einstweilen genügend orientirt zu sein . . . In Wahrheit wollte ich mich mit Vater Seligmann jetzt zurückziehen und mit Siegfrieds fixe Idee mit dürren Worten berichten lassen.

Aber der Alte hatte längst die Geduld verloren. Mit lebhaftem Hände- und Mienenspiel und abgerissenen Lauten lief er im Zimmer herum und war weder durch Zeichen noch Zublinzeln zum Eingehen auf meinen Plan zu bewegen.

‚Gott im Himmel, so kommen wir ja nicht weiter!‘ platzte er endlich los. ‚Sie lassen sich die Zunge rausstrecken, Herr Doktor, Sie klopfen ihm auf den Rücken . . . Und der Junge läßt sich auch gefallen und macht ’n Gesicht wie der weise Mann. Das ist unehrlich, Siegfried, verstehst Du mich? Unehrlich! Lassen Sie sich doch nicht zum Narren machen, Herr Doktor, von einem Menschen, der sich einbildet — Gott im Himmel, man schämt sich, es auszusprechen! — der sich einbildet, er ist . . . er ist hintenum von Glas! Hören Sies jetzt, Herr Doktor? Von Glas! Von böhmischem Kristall, vom edelsten Schliß, in Facetten und allen Farben des Himmels spielend! So’n Mensch! So’n Narr! Was sagen Sie nun, Herr Doktor? So’n Mensch! Und setzt sich nicht mehr hin, worauf andere Leute sich setzen, daß es ihm nicht zerbricht! So’n Mensch! Haben Sie schon mal so was gehört? Das muß mir passiren, mit meinem Sohn! Von Glas! Ausgerechnet von Glas! Und stirbt dran, so wahr ich Herr Seligmann von der Zeil bin, stirbt an dem Unsinn! Wer kann denn Das aushalten, so’n Leben? Von Glas!‘ Der alte Herr warf sich, wie von Fieberschauern geschüttelt, in einen Sessel. Fuchtelte immer wieder mit den Händen verzweifelt in der Luft herum und stöhnte: ‚Von Glas! Von Glas!‘

Eine ernste Stille.

Der junge Gelehrte stand hoch aufgerichtet, den Kopf zurückgelegt, mit geschlossenen Augen. Er war sehr blaß und athmete hörbar. Um den schmerz- lich geschlossenen Mund zuckte es zwar in Pein, doch auch in einer erhabenen Resignation. Ich . . . Ich legte die Stirn in Falten und nickte bedeutsam vor mich hin. Die sicheren Zeichen, daß ein Doktor sich als vollkommenen Esel fühlt.

Seligmann senior hatte sich beruhigt und trat nun mit der Miene des gebeugten Vaters zwischen uns. ‚Nu sagen Sie meinem Sohn Ihre Meinung, Herr Doktor. Sie sind ein erfahrener Mann. Sie kennen die Sachen. Und Sie haben ja kein Interesse, Sie sind unparteiisch. Nu sagen Sie ihm, daß er sich was einredet, was es in der medizinischen Wissenschaft nicht giebt.‘

Ich räusperte mich, blickte nach rechts und links, schritt dann im Zimmer auf und nieder. Vor allen Dingen keine Schroffheit, nichts Gewaltthätiges. Das Zutrauen des Kranken gewinnen. Scheinbar auf die Wahnvorstellung eingehen. Das waren ja die bewährten Grundsätze. Ich kehrte also von meinem nachdenklichen Exkurs wohlgefestigt wieder auf meinen Platz zwischen Vater und Sohn zurück, kniff dem Alten zunächst die Hand zusammen, deutete ihm mit strenger Miene an, er müsse mich ruhig gewähren lassen, und begann darauf in dem üblichen perfid theilnahmvollem Ton ein Gespräch mit Jung-Siegfried.

Ich stellte mich ganz auf den Standpunkt seiner Einbildung die Sache zwar für außerordentlich eigenartig, für völlig unklar zu, daß man auch absonderliche Thatsachen nicht ohne Verweis des Unmöglichen verweisen dürfe. Die ärztliche Wissenschaft auf logischen Schlüssen, bestche vielmehr aus einem stetigen Fluß von Erfahrungen: hier liege vielleicht eine neue vor. Daß noch nichts gegen ihre Wirklichkeit.

Siegfried Seligmann verfolgte meine Rede zunächst mit mißtrauisch forschenden Blicken. Aber ich suchte dieses Mißtrauens Herr zu werden, weniger durch den Stimm meiner Rede als durch ihre gesteigerte Eindringlichkeit. Meiner guten Glauben muß ich dem armen weisen Narren aufzwingen. Ich führe also einen Kampf mit einer Seele. Ich fühle, wie sie schon und angstvoll vor mir flüchtet, ausweicht, aber ich folge jeder ihrer Windungen und betäube sie durch Blick und Ton, daß sie die listigen Arme nicht sieht, die sich um sie breiten, sie zu umklammern. Und ich bin der Stärkere. In unmerklich leisem Vorschreiten gewinne ich Boden. Die veruchte Vorurtheillosigkeit, die Alles gelten läßt, gar nichts verwirft, bewährte ihre lähmende Kraft.

Als ich nach einer kleinen Stunde Abschied nahm, waren wir, ohne es ausgesprochen zu haben, „Männer, die einander verstehen.“ Mehr sogar noch. „Gegner, die einander verstehen!“ Denn ich war dem „Wunder“ gegenüber „skeptisch“ geblieben. Aber mit einem anständigen, wissenschaftlichen Skeptizismus, der zu besiegen sich lohnte. . . Auch der Alte war ganz verblüfft, daß man „so gelehrt über so was reden“ konnte. Und ich hatte auch nicht plumpe materielle Beweise, etwa gar Untersuchungen verlangt, solche Methode sogar ganz nebenbei für unangemessen erklärt. Kurz, wir drückten einander ehrlich die Hand und vereinbarten ein gelegentliches Wiedersehen.

Als ich unten auf dem Vorplatz Hut und Mantel nahm, klang aus dem Zimmer wieder das frivole Lachen der Geschwister. Der Alte verzog geärgert das Gesicht. „Tagediebe! Nichts gelernt als Geld und Gut vergeuden mit lauter schlechten Sachen und Eitelkeit. . . Und nun hat man 'nen Sohn, der wirklich der Stolz sein könnte: da passiert so was! Er hat mit seinen Brüdern nie was gemein gehabt, unser Siegfried; er ist freundlich mit ihnen, wenn sie ihn verspotten. . .“

Frau Seligmann, die uns sprechen gehört hatte, kam mit ängstlich fragender Miene heraus. Ich sagte ein paar vage Trostworte und empfahl mich.

Schon am nächsten Abend wäre ich gern wieder hingegangen; so lockte mich der Fall. Aber da der Mann mit dem Gläsernen davon nichts merken sollte, ließ ich einige Tage vergehen, in denen ich mir auch meinen Feldzugsplan zurechtlegte.

Beim zweiten Besuch, wieder in der Abendstunde, traf ich ihn nah bei der Villa auf der Straße und war schon im Begriff, an ihm vorüberzugehen. So unansehnlich war die Erscheinung. Er blieb stehen und grüßte links. Ich ist ohne Uebergang begann er ein Gespräch über einen medizinischen Gegenstand von sozialer Bedeutung. Er hatte schon darüber nachgelesen und suchte nach praktischer Information. Seine Fragen waren so fein gedacht, so gut gefor-

von einer eigenthümlich persönlichen Auffassung: ich war sogleich wissenschaftlich befreit und dachte nicht mehr an meine ärztliche Mission. Wir unterhielten uns über eine Stunde im Spaziregehen.

Und so war es nun häufig. Wir verkehrten jetzt ungezwungen mit einander; entweder auf seinem Zimmer oder auf Streifzügen durch Straßen und Anlagen. Wer uns da sah, konnte wahrlich nicht den Eindruck empfangen, daß der eine dieser beiden Männer ein Geisteskranker sei, der andere der ihn behandelnde Arzt. Und in Wirklichkeit war auch von Behandlung nicht viel zu spüren. Ich konnte mir die geistige Ueberlegenheit dieses Patienten bald nicht mehr verhehlen; in Denkkraft, an Wissen, an Welt- und Menschenbetrachtung. Und diese Ueberlegenheit Stegfrieds Seligmann gab unserem Verhältniß nothwendig auch das äußere Gepräge. Ich baumlanger Märker lief damals neben dem engbrüstigen Judenjungen einher und stand völlig unter seiner Persönlichkeit, war viel eher Zünger als Meister. Von seinem Zustand war daher kaum jemals die Rede. Zufälle nur erinnerten manchmal an das Unausprechliche: irgend eine beliebige Holzbank etwa, auf die ich mich achtlos hinwarf, während er sich an einen Baum lehnte oder stehen blieb, den Blick mit schmerzloser Resignation ins Weite gerichtet. Ja, er konnte in solchen Augenblicken sogar scherzen, über sich selbst, die komische Seite der Sache empfinden, ohne dabei von seiner Hoheit zu verlieren. Denn dieser Mensch hatte wirklich Hoheit, jene bezwingende Kraft, die das Bewußtsein verleiht, ein von der Vorsehung Erwählter zu sein. Das war er nun einmal. Er hatte den Beweis dafür, das Zeichen . . . Und dieses Bewußtsein machte ihn groß und gütig. Er war selbstlos: denn ihm, für sich, blieb nichts mehr zu wünschen. Die höchste Begnadung war ihm schon geworden, mühelos, ohne Verdienst. Er hatte nur die Aufgabe, sein erwähltes Ich zur höchsten Blüthe zu entwickeln und in jedem Augenblick hinzuschicken. So war er demüthig und hilfreich. In jeder Tages- und Nachtstunde bereit. Ausruhen war ihm ja verwehrt, ewige Wachheit geboten. Dabei von tiefer Scheu, jemals hervorzutreten. Denn die unergründbare Allweisheit hatte ihn ja eben in einer Art gekrönt, daß seine Herrlichkeit nicht offenbar werden sollte. Seine Krone war nicht nur vor den Augen der Mitmenschen verborgen, sondern auch ihrem Erfassen entrückt: weil sie ihnen lächerlich erscheinen mußte. Geschützt durch Lächerlichkeit! Das war ihr feinstes Sinn. All Das wurde mir ganz allmählich klar. Seligmann sprach es nicht etwa jemals im Zusammenhang aus.

Aber darüber vergingen Wochen. Und mein Patient wurde zarter und schwächer. Nur durch seine mächtige Willenskraft hielt er sich aufrecht.

Vater Seligmann, auch die Mutter, stellten mich öfters bei meinen Besuchen im Hause, fragten, wollten nachgerade Bestimmtes erfahren. Dieser Zustand konnte also nicht dauern. Etwas mußte geschehen, und zwar schnell. Bei der Vorstellung davon war mir bang. Ein Charakter wie dieser Stegfried war weder zu überzeugen noch wie ein Duzendkranker zu zwingen.

Eines Tages hatte ich den Alten wieder in der Anstalt; flehend, drängend, verzweifelt. Thun mußte ich nun was, so oder so, da es inzwischen ja nur schlimmer geworden sei. Also heraus denn mit dem Plan, den ich mir gleich anfangs für den ‚Fall‘ zurechtgelegt hatte, — einem jener äußerst genialen Pläne, wie sie so zum eisernen Bestand in der Psychiatrie gehören. Schade nur, daß in-

zwischen aus dem ‚Fall‘ ein Mensch, aus dem I war, ein Freund — jetzt fiel es mir schwer auf wonnen hatte und der auch mich schätzte. Was ha

Also ich setzte Herrn Seligmann die Sac nächst indem ich ihm analoge Gewalttaten schilbe worden waren. Ich erzählte die Geschichte des I Idee litt, eine Nachtigal in seinem Innern zu beherbergen, der deshalb n mehr sprach, sondern sich nur pfeifend zu verständigen suchte, außerdem nichts d Regenwürmer genießen wollte. So graufige Lächerlichkeiten sind uns ja m Seltenes. Dem Mann mit der Nachtigal war damals ein gehöriges Brechni beigebracht worden, und während es wirkte, ließ man einen grauen Vogel p Fenster hinausflattern. Auf diese Weise war er seine Nachtigal los gewor sprach und aß nun wieder . . .

Auch Vater Seligmann erschrak zunächst bei Dem, was ich nun vorst Aber bei solcher Rathlosigkeit war nichts von der Hand zu weisen. Also s es versucht werden.

Die beiden nächsten Tage vergingen mit den nöthigen Vorbereitun jämmerlichem Dram. In einer Glaswaarenhandlung verschaffte ich mir s Kristallscherben . . . Und in Siegfrieds Abwesenheit wurde an seinem Sch tischstisch gearbeitet: geschnitten und gebastelt, mit Säge, Bindfaden und D Das Komplot war damit reif.

Unter Vorwänden wurde Siegfried von seinem Zimmer ferngehalten a am späten Nachmittag mir zum Spazirgang überantwortet. Also das l Beisammensein. Denn Das war klar: ich mußte nun sofort und für immer a seinem Leben verschwinden.

Einem Attentäter mit der Bombe in der Tasche mag eben so zu I sein wie mir in diesen Stunden. Mit gepreßtem Mund und gefalteter S stampfte ich vorwärts, während mir der Herzschlag bis in den Hinterkopf hall und brachte nur mühsam hie und da ein heiseres Wörtchen heraus. Und s sam — und traurig! —: gerade an diesem Nachmittag gab sich Siegfried S mann, was nicht leicht bei ihm vorkam, gefühlvoll, menschlich intim. Er s in seiner symbolisirenden Art, daß wir Wanderer seien, die nach verschiede Zielen hinstreben und nur ein Stücklein die selbe Straße gehen. Durchg war, daß die kurze Gefährtenschaft ihm lieb bleiben werde. . . Ich hätte heulen abge

Aber als es zu dunkeln begann und wir heimwärts gingen, der kritische Stunde Schritt vor Schritt, Minute um Minute näher kamen, da wurde a meiner überspannten Stimmung nervöse Vereiztheit. Eine ärgerliche Wuth s in mir auf; vor Allem über die flauere Sentimentalität, die mich nun gar n befallen hatte. Was gingen diese ganzen Zustände mich denn persönlich a? Diese fremdartigen Menschen? Der verschrobene Messias? Arzt w Donnerwetter, hatte meine Kuren zu machen, — und fertig damit So war ich mit mir zufrieden. Ein Bißchen Galle gab doch immi Kraft. Ich beschleunigte die Schritte. Zum Ende jetzt, zum Ende

Mein Opfer lies still neben mir her, empfand wohl meine lächelte aber mit dem ihm eigenen Gleichmuth drüber hin. So kan

An Thürspalten vorbei, hinter denen man die großen Lauscheröhren spürte, ging's hinauf in das nun altgewohnte Gelehrtenzimmer.

Da stand die Höllenmaschine, zwei Schritte vom Tisch, halb ins Zimmer gekehrt, mit offenen Armen . . .

Die kleine Eclampe wurde angezündet, die nur mäßiges Licht verbreitete. Ich warf Hut und Mantel über ein Möbel, schritt trotzig auf und nieder, um mir die Glieder in der Bewegung zu lockern. Siegfried lehnte gelassen an seinem Pult.

Als ich einen Augenblick überlegend stehen blieb, sah ich seine großen braunen Augen nachdenklich auf mich gerichtet. Dann hörte ich die ruhigen Worte: „Das ist mein Schicksal, daß auch die Wohlmeinenden Anstoß an mir nehmen müssen. Ich habe es erwartet.“

Einen Moment war ich wieder entwaffnet. Dann fuhr ich auf. Schroff, feindlich, in einem nach unserem ganzen Verhältniß unmöglichen Ton: „Nun, wenn Sie wissen, daß jedem verständigen Menschen, auch wenn er sich Ihren Phantastereien mit Lammsgeduld anbequemt, über kurz oder lang doch der Faden platzt: warum lassen Sie dann nicht von Ihrem Überwitz?“

Kein Wort, kein Erstaunen. Nur das Märtyrerlächeln.

Also ich steigerte meine Grobheit: „Sehen Sie doch die Widersinnigkeit Ihrer Einbildung endlich ein! Selbst wenn man sich für eine Sekunde auf Ihre Symbolspielerei einlassen wollte: ihre innerliche Schiefheit! Seelengröße, die sich durch eine körperliche Monstrosität anzeigen soll, — gotteslästerlich, abstrus!“

Er breitete ergeben die Handflächen aus. „Was soll ich thun?“

„Sich setzen!“ Ich schrie jetzt, daß die Fenster klirrten. „Setzen sollen Sie sich! Wenn ich Sie von nun an nicht für einen halsstarrigen Narren erklären soll, dem die Polsterzelle gebührt!“ Ich schlug auf den Pultdeckel, daß Siegfried unwillkürlich zurückwich, schob mich zwischen ihn und seinen Stützpunkt und drängte ihn dem bereitstehenden Schreibstisch zu: „Hier ist Ihr Stuhl! Nehmen Sie Platz!“ Ich hatte mit eisernem Griff seine mageren Oberarme erfaßt, daß mir dabei vor meiner eigenen Breite und Höhe graute.

Nun wand er sich doch, um freizukommen. „Was wollen Sie thun?“ stammelte er mit offenem Munde.

Und ich: „Ihnen beweisen, daß nichts an Ihnen Glas oder Kristall ist, sondern Alles Fleisch und Knochen, wie bei uns Duzendmenschen auch!“

Dann folgte die Katastrophe.

Ein gewaltiges Niederstauchen von oben herab, das Krachen des brechenden Stuhles, das Klirrende Zerschellen von Gläsern, — und Siegfried inmitten der Trümmer. (Mit herabgerissenen Ingedressibles . . . auch Das hatte ich zur Vervollständigung der Illusion im großen Moment nicht verabsäumt.) Und ringsum ein Glimmern und Sprühen und Funkeln: in hundert geschliffenen Scherben aller Farben blitzte der Lichtschein. Wirklich . . . Er mußte herrlich gewesen sein, der Gläserne, als er noch ganz war und an seinem Platz! Und ich war geschlagen mit meinem frechen Zweifel. Er hatte existirt, in greifbarer Wirklichkeit . . . Aber nun existirte er nicht mehr! . . .

Die Thür wurde aufgerissen. Vater und Brüder drängten herzu. Hausdiener und Magd hinterdrein. Besen, Kehrichtschaukeln und ein Waschkorb waren

bei der Hand. Alles war ja vorher abgekartet worden. In fliegender Hast wurde Ordnung geschafft; alle Spuren wurden beseitigt, die Gläserherben bis auf den letzten Splitter zusammengelehrt, die Ruinen des Sessels fortgepackt . . . Inzwischen hatten die Seligmanns den Patienten in die Mitte genommen, ihn zum Fenster gezogen, beruhigend, tröstend, nach Möglichkeit bemüht, ihm den Anblick der Trümmerstätte zu entziehen. Es war ein beängstigendes Durcheinander. Papa Seligmann weinte vor Aufregung, hing mit den kurzen Armen an Siegfrieds Hals und küßte ihn: ‚Du wirst es ertragen, Siegfried, Du wirst nebbich nicht dran sterben, mein Sohn . . .‘

Aber Siegfried stand hochaufgerichtet, die starren Augen immer auf mich geheftet. Auch ein paar abgerissene Worte, die mir galten, konnte ich noch vernehmen. ‚Armer Mensch! Kleine, lügende Seele . . . Zerstören, was man nicht erfassen kann . . . Immer, immer waret Ihr so . . .‘

Mit einem Glas Thee, das ihm dann aufgedrängt wurde, erhielt er eine tüchtige Dosis Chloral, die auch schnell ihre Wirkung that und den Armen für gute zehn Stunden in Schlaf versenkte.

In den nächsten Tagen erhielt ich noch Bericht. Er sprach nicht über den Fall, erwähnte ihn überhaupt niemals wieder. Als ob er diese ganze Episode seines Lebens vergessen hätte.

Aber er saß. Saß und lag, ohne jede Vorsicht, fest und breit . . .

Er erholte sich auch schnell wieder. Er wurde für sechs Wochen in einem Sanatorium untergebracht und dann noch Monate lang von der Heimath fern gehalten. Als er wiederkam, war ich nicht mehr in der Anstalt.

*

*

Mehr als zwei Jahre waren darüber vergangen. Und da ich inzwischen Mancherlei verbogene Gehirne einzurenken gehabt hatte, war mir der Fall Seligmann schon einigermaßen verblaßt.

Da erhielt ich eines Tages einen eingeschriebenen Brief aus F., der so anfing: ‚Hochgeehrter Herr Doktor! Mein Sohn Siegfried ist heute von Polizei in Untersuchungshaft abgeholt worden . . .‘ Vom alten S. D. Seligmann. Und dann auf zehn engbekritzelten Seiten eine mich von Wort zu Wort immer mehr verblüffende Beschreibung der seelischen Entwicklung Siegfrieds nach der Operation.

Es war in raschem Fall mit ihm bergab gegangen. Zunächst war er überhaupt nicht mehr zu seinen früheren Interessen erwacht. Man hatte damals in Hoffen und Zuwarten Monate verstreichen lassen, ihn endlich sogar zum Arbeiten gedrängt, — umsonst. Er hatte keine Feder, kein Buch mehr angerührt. Bis zum Mittagessen lag er im Bett, den Rest des Tages verräkelte er auf dem Sofa oder lungerte auf den Bänken in den Anlagen herum. Wenn er sich zum Sprechen aufraffte, so schimpfte er. Ueber Vater und Mutter, über Gott und die Welt. Nichts war ihm mehr recht. Seine alte Intelligenz zeigte sich nur noch darin, daß er mit gehässigem Spürsinn bei allen Menschen die Schwächen, das Niedrige und Lächerliche entdeckte. Der edle Optimist war der unleidlichste Faulpelz und Cyniker geworden. Aus Langeweile hatte er sich dann den Brüdern angeschlossen; sich an ihren Streichen betheiligte. Die drei Seligmanns waren bald in der ganzen Stadt als ausge machte Lüdriane verrufen. Und Siegfried als der Schlimmste; denn ihm fehlte die Routine der beiden Anderen. Ihm

er auch gar nichts an seinem Ruf gelegen; er ließ sich einfach gehen, haltlos weichen . . . Und die wackeren James und Louis benutzten ihn obendrein noch als Sündenbock, ließen ihn die Kastanien aus dem Feuer holen . . . Eine Fülle von Schwierigkeiten war so schon entstanden. Und nun war es zum Schlimmsten gekommen: zu einer Geldaffaire bedenklichster Art. Falsche Angaben, eine zum Mindesten zweideutige Unterschrift . . . Zu allem Unglück hatte der Alte das impende Kleeblatt auch noch durch Entziehung der Geldmittel kurieren wollen. So waren sie einem Wucherer in die Klauen gerathen, — und der Herr Doktor war schließlich drinnen geblieben . . . Bewegliche Klagen des Alten nun, Klagen und Bitten. Ich müsse dem Gericht mittheilen, daß der Angeklagte geistig nicht normal sei. Im Termin müsse ich als Sachverständiger und Zeuge auftreten und alles damals Geschehene enthüllen, um so die unglückliche Familie vor ewiger Schande zu bewahren.

Es hätte dieses Appells gar nicht bedurft. Ich that sofort, was in meinen Kräften stand, meldete mich dem Richter, sandte ein ausführliches Gutachten. Das Verfahren war trotzdem nicht aufzuhalten. Es kam zur Verhandlung; und ich war natürlich zur Stelle. Auf der Anklagebank sah ich ihn wieder.

Sein Aeußeres war nicht verändert. Der kandidatenhafte Anzug von früher, Haar und Bart noch genau so unmodern testamentarisch. Aber — unfaßbar! — der eigenartige geistige Reiz der Persönlichkeit, den man früher unmittelbar empfinden mußte, war verschwunden. Die ganze Physiognomie, in allem Einzelnen, wie früher, nur leer. Er lämmelte auf dem Armsänderbänklein, als ob ihm dieser Platz so recht sei wie ein anderer; stumpf, gelangweilt. Als ich vor ihm stand und ihm in die Augen sah, hob er verächtlich die Schultern und lachte. Der Thatbestand der Anklage lag einfach genug und war schnell erledigt, der Angeklagte lückenlos übersührt, ohne mildernden Umstand, — wenn man nicht etwa die ungemeine Dummheit, womit das Delikt begangen war, als solchen gelten lassen wollte. Dann kam ich an die Reihe. Heiliger Demosthenes, was habe ich in dieser Stunde meiner Beredsamkeit zugemuthet! Wäre ich selbst eines Mordes bezichtigt gewesen, ich hätte mich für mein eigenes Leben nicht wüthender ins Zeug legen können. Und mir war wirklich zu Muth, als ob ich einen Menschen auf dem Gewissen hätte und ihn nun um meiner eigenen Seelenruhe willen vor dem Aeußersten bewahren müsse. Ich trug also die Krankengeschichte bis in alle Einzelheiten vor und schilderte, wie bei solchen aus der Form gerathenen Intellekten nur der Untergrund abnorm gestaltet sei, alles auf ihm Erwachsende — Gefühle, Anschauungen, Thaten — sich dann aber logisch entwickle. Ja, gerade mit einer besonders eigensinnigen Logik. Ich erzählte, wie Siegfrieds groteske Einbildung allmählich zur Basis seines ganzen Wesens geworden war, zum Nährboden der gesamten Psyche. Ich betonte, daß gerade hier Charakter und Moral ihr letztes Wurzelwerk hätten. Und gab nun zu bedenken, welche zerstörende Wirkung eine seelische Erschütterung, wie sie der Angeklagte erlitten, hervorbringen müsse. Für ihn wars ja eine Sprengung des Fundamentes. Ich schonte weder mich noch die anderen Betheiligten, nannte uns geradezu die eigentlich Schuldigen. Denn ganz sicher — und zwar so zweifellos, daß es als thatsächlich festgestellt angenommen werden müsse — sei dieser

Siegfried Seligmann, der heute eines gemeinen Verbrechens überführt erscheint, in der Zeit seines Wahnes ein Mensch von seltener Reinheit gewesen.

Der Vorsitzende unterbrach mich: ich dürfe die Grenzen des Gutachtens nicht überschreiten; das Plaidoyer sei das Gebiet des Verteidigers.

Ich erwiderte, daß im vorliegenden Fall eine solche Grenze gar nicht zu finden sei; hier müsse das bloße Verstehen zum Freispruch führen. In dem Angeklagten habe man ein tief zu bedauerndes Opfer vor sich: einen Menschen, in dem das Gefühl des eigenen Werthes getödtet worden sei. Denn werthlos erscheine sich der Mensch, wenn ihm sein Bestes — Das, was er für sein Bestes gehalten habe! — geraubt sei. Das Gebliebene, wäre es an sich auch noch genug und übergenuß, bedeute dann nur noch einen schlechten Rest, mit dem nicht mehr anzufangen sei. Gerade den Edelsten ist es ver sagt, sich zu begnügen. Das Bewußtsein des eigenen Werthes ist aber Das, was wir ‚unser Heiligthum‘ nennen. Es giebt uns die Richtschnur für unser Leben, es ist das zarte Organ, das uns Recht und Unrecht empfinden läßt. Der sich selbst werthlos gewordene Mensch ist also zugleich auch seines Steuers verlustig. Es lohnt ihm jetzt nicht mehr, Liebe und Mühe an das morsche Braß zu wenden, er überläßt es Wind und Wellen, — und geht am Ende mit ihm unter. ‚Geht unter, meine Herren Richter!‘ Leute, die sagen, ihnen sei nichts mehr an sich gelegen . . . Wie oft Das den Herren Richtern in ihrer Praxis wohl schon vorgekommen sei! Sind nicht Manche bis zu schweren Verbrechen gesunken, weil sie einmal — vielleicht un schuldig! — eine kleine Strafe erlitten? Dinen war ‚guter Ruf‘ das verlegliche Heiligthum. Anderen ist es ‚Ehre‘, ‚Glaube‘. Menschen sind schlecht geworden, weil sie von einer Schuld der Eltern, Voreltern erfuhren: ‚Familie‘, ‚Adel‘ . . .

Nun hatte der Vorsitzende aber die lange mühsam bewahrte Geduld verloren. ‚Aber, Herr Sachverständiger, wollen Sie dem Kollegium im Ernst zu muthen, zu glauben‘ — das Blut schoß ihm ordentlich ins Gesicht —, ‚weil Einer keinen gläsernen H mehr hat, darum müsse er Wechsel fälschen?‘

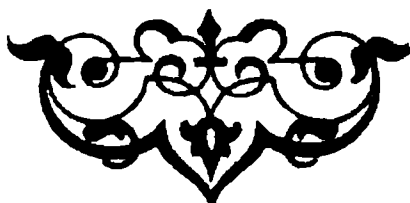
‚Ja, Herr Präsident. Ja! Wenn Einer sein gläsernes Theil nicht mehr besitzt, dann fälscht er, stiehlt, mordet . . . Je nachdem das Thier in ihm geartet ist!‘

Nun wars vorbei. In meiner Hitze hatte ich den schwersten Fehler begangen: in feierlicher Gerichtsverhandlung einen bildlichen Ausdruck gebraucht. Die Sachverständigkeit erschien also wieder einmal durchaus dunkel, während Paragraph Soundsoviel in um so leuchtenderer Klarheit strahlte. Ueber mich hatte man gelacht; und der Angeklagte Seligmann wanderte — wenn auch nur auf einige Tage — ins Gefängniß.

Eine von A bis Z verfahrenene Geschichte. Aber sie ist wenigstens nicht ohne Nutzen an mir vorbei gegangen. Denn wenn mir seitdem ein Patient mit einer gefährlichen Lebenslüge gebracht wird, so schlage ich sie ihm nicht mehr ohne Weiteres in Scherben: ich lasse ihm vorläufig die Möbel danach einrichten.

Brunewald.

Hans Ost n.



Selbstanzeigen.

Grundprobleme der Philosophie. I. Das Problem der Gegebenheit, zugleich eine Kritik des Psychologismus in der heutigen Philosophie, Berlin bei Bruno Cassirer.

Die vorliegende Schrift, die erste einer Reihe von Abhandlungen, in denen die Grundprobleme der Philosophie erörtert werden sollen, wendet sich zunächst an Alle, die von der Psychologie die Klärung und Erledigung der philosophischen Grundfragen erwarten. Sie wendet sich an sie und gegen sie. Die empiristische Grundtendenz unserer Psychologie, ihr ständiges Anrufen der „Thatfache“ als ihrer letzten Instanz wissenschaftlicher Erkenntniß wird einer prinzipiellen Kritik unterworfen. Die „Gegebenheit“ der Thatfache wird als centrales philosophisches Problem entlarvt, dessen Lösung weit über die Grenzen der Psychologie hinaus für die gesammte Weltanschauung von entscheidender Bedeutung ist. So wendet sich dieses Buch doch auch an einen weiteren Leserkreis; es möchte im Interesse Aller, denen Philosophie am Herzen liegt, die inneren Schwierigkeiten und Widersprüche aufdecken, in die unsere Philosophie durch einseitige Betonung naturwissenschaftlicher Forschungsprinzipien mit ihrem Gefolge von Empirismus und Materialismus gerathen ist. So soll das Buch zugleich dazu dienen, aus dem Gedankenkreise des heutigen Philosophirens heraus zu den noch immer so vielen Mißdeutungen ausgesetzten Grundgedanken der idealistischen Philosophie einen neuen und sicheren Zugang zu eröffnen. Vielleicht wird man aber sagen dürfen, daß mit dem neuen Zugang auch eine neue Wendung und Ausgestaltung dieser Gedanken angebahnt sei. Hierüber werden, wie ich hoffe, die folgenden „Probleme“ noch deutlicher Aufschluß geben.

Dr. Paul Stern.



Badische Kunst 1903. Im Auftrage der Vereinigung „Heimathliche Kunstpflege“, Karlsruhe, herausgegeben von Albert Geiger. Preis 5 Mark. Mit zahlreichen Vollbildern, Bildern im Text und Bignetten badischer Künstler. Verlag von G. Braun, Hofbuchdruckerei in Karlsruhe.

Zum ersten Male in Baden tritt die Künstlerschaft und die Schriftstellerwelt gesammelt auf den Plan, um ein Bild des Schaffens zu geben; daß dieses Bild nicht nur Heimath-Meterei bietet, zeigt ein Blick auf die Künstler, die mitgearbeitet haben. Hans Thoma, der von der Scholle aus den Flug in manches Märchenreich unternommen hat, ist das deutlichste Beispiel dafür, wie Heimathkunst sich zur Weltkunst erweitern kann. Er geleitet das Buch mit prächtigen Federzeichnungen, die ihn ganz geben, wie er ist: treuherzig, gemüthvoll, bieder und doch fein; immer der große Poet und Künstler. Gegensätze der Landschaftsbetrachtung verkörpern in dem Buche Gustav Schönleber und Gustav Kampmann. Besonders interessant ist ein Ludwig Dill aus seiner Marinezeit; ein goldbrauntoniges Aquarell venezianer Fischer. Daß Volkmann, Konz, Eichrodt und Andere Beiträge geliefert haben, sei noch vermerkt. Fast alle Künstler haben auch Buchschmuck zu den Werken gezeichnet. Auch im literarischen Theile glaube ich die Klippe des nur Landeigenen, Heimaththümlichen vermieden zu haben.

Karlsruhe.

Albert Geiger.



Peter Rosegger. Ein Beitrag zur Kenntniß seines Lebens und Schaffens.
Mit 128 Illustrationen, einer Handschriftendruckbeilage und einem alphabetischen Verzeichniß der hochdeutschen Schriften Roseggers. Leipzig, Verlag von L. Staackmann.

Die hier angezeigte Monographie ist die erste übersichtliche und authentische Darstellung von Roseggers Lebensgang. Die Verfasser, durch Jahre lange freundschaftliche Beziehungen zum Dichter mit seiner Laufbahn und seinen Schriften innigst vertraut, haben, gestützt auf ein reiches Material und genaue Kenntniß der Heimath und Landsleute Roseggers, ein getreues Bild von dem Dichter entwerfen gesucht. Zahlreiche, zum großen Theil bisher noch nie veröffentlichte Bilder, darunter sechs Originalzeichnungen von Rosegger, und verschiedene handschriftliche Beiträge dienen zur Ergänzung des Textes.

Dresden.

H. Moebius.



Im Wechsel der Zeit. Schlußband der Romantrilogie „Vivat Academia!“
(„Du mein Jena!“ — In der Philister Land“). Verlag von Richard Bong, Berlin.

Nach schwärmender Jugendseligkeit und Kräfte wachsender Uebergangzeit nun der hochwogende Lebenskampf um eine gefestete Stellung nach innen und außen. Zwei Konflikte sind Drehpunkte der Handlung. Der eine der Gegensatz zwischen dem Geschäftsgelehrten und dem idealistischen, uneigennütigen Vertreter der Wissenschaft. Der Boden, auf dem dieser Kampf ausgefochten wird, ist das Laboratorium, aus dem eine scheinbar Epoche machende Entdeckung, ein Heilverfahren gegen einen der furchtbarsten Würger der Menschheit, hervorgeht. Sie wird mit voreiliger Begeisterung vom Publikum und von der höchsten Behörde aufgenommen, führt bald aber zu kläglichem Enttäuschung und läßt schließlich über den Trümmern des leichtfertig gezimmerten Lustschlosses das ehrliche, mühevollen Lebenswerk eines ernstlichen Gelehrten siegreich erstehen. Der andere Konflikt: das Ringen zwischen dem noch am Altüberlieferten hangenden Mann und der vom Hauch der Neuzeit beseelten Frau, die nicht mehr bloß Haushälterin und Kinderversorgerin sein will, sondern ihr Recht begehrt als vollwertige Kameradin des Mannes. Dies Kämpfen wird in zugespitzter Entwicklung geschildert und zum klärenden Abschluß gebracht.

Paul Grabein.



Bei sinkendem Licht. Dialoge. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 3 Mark.

Auf die künstlerische Herrichtung dieses Buches, die in allen Einzelheiten dem Maler Emil Rudolf Weiß übertragen war, möchte ich mit einem Wort hinweisen. Weiß hat hier ein Werk geschaffen, wie es seinem Ideal einer sinn gemäßen Buchausstattung entspricht. Er hat Typen und Druckpapier bestimmt, das bunte Einband- und Vorsatzpapier entworfen und auf den gleichen konstruktiven Formen, die diese Papiere zeigen, den inneren Schmuck des Buches aufgebaut. Jeden der fünf Dialoge hat er mit einem Holzschnitt geziert. Ich freue mich sehr, dieses inhaltlich aus lyrischen Empfindungen erwachsene Buch in einem so schönen Gewande erscheinen zu sehen.

Steglitz.

Hans Bethge.



Fastenpredigt.

Stuli, da kommen sie. Die ganz großen; kleinere wagen sich schon in den Karneval vor. Oder werden gezwungen, voranzugehen. Denn auch in der Bankenwelt herrscht ein höfisches Ceremoniell mit Vortritt und Gefolge. Ein wohlgeordneter Zug, in dem es souveraine Fürstlichkeiten, Trabanten und Schleppenträger giebt. Diesmal ist die zweifelhafte Ehre, an der Spitze zu schreiten, der Kommerz- und Diskonto-Bank zugefallen. Das ist eine Bank, deren Bilanz man gewöhnlich mit behaglichem Gleichmuth erwartet. Persönlichkeiten, die der Phantasie zu schaffen geben, besitzt sie nicht. Ein Provinzialinstitut, das sich erst vor sechs Jahren auch in Berlin aufgethan hat und noch keine Gelegenheit fand, sich so interessant zu machen wie andere Bankvettern vom Lande, die in der Reichshauptstadt erst ihre wahren Talente entdeckten und sich zu wesentlichen Faktoren der Residenz zu entwickeln verstanden. Diese Anstalt roch schon von Weitem allzu sehr nach Geschäft. Ich bitte Sie: wenn man aus Hamburg kommt! Sie können sich ja denken: Zucker, Rheberei, Schleppschiffahrt, Del und andere sehr nützliche, sehr einträgliche, aber schrecklich langweilige Dinge mehr. Hier, wenn irgendwo, fand echt hanseatische Solidität, der Stolz Deutschlands, eine Pflegetätte. Ihr Kapital konnte sich nicht mit dem der Gewaltigen messen, aber zwischen der Berliner Bank und der Nationalbank für Deutschland, etwas größer als jene, etwas kleiner als diese, nahm die Kommerz- und Diskonto-Bank eine ganz respectable Stelle ein, deren Würde der massive, crnst dreinblickende Steinbau im Bannkreis der Deutschen Bank passend repräsentirte. Gerade von dieser Bank hätte Niemand erwartet, daß sie eines Tages ins Gerde kommen würde. Nun ist auch sie dem argen Schicksal verfallen und der Kreis ist geschlossen: es giebt jetzt keine berliner Bank mehr, gegen die nicht in der Oeffentlichkeit ein Ermittlungsverfahren einzuleiten war. Der Rechnungsabluß der Kommerz- und Diskonto Bank zeigt allerdings deutlich das Bestreben, gleich seinen Vorgängern wenig aufzufallen. Das erklärt auch, warum die Dividende auf der Höhe des vorletzten Jahres gelassen wurde: wieder finds 6 Prozent. Wer sich aber der Thatsache erinnert, daß die Bank im Sommer durch den vortheilhaften Verkauf ihres Antheils an der aussiger Zuckerraffinerie eine stille Reserve von 250 000 Mark freibekam, und dann entdeckt, daß der Effekten- und Konfortialgewinn im Jahre 1903, trotz den um ungefähr 1½ Millionen gesteigerten Beteiligungen, doch noch um eine halbe Million geringer war als 1902, Der kann sich des Gedankens nicht erwehren, die Bank müsse wohl manche Sünde auf dem Gewissen haben. Und diese Vermuthung wird durch die Ereignisse bestätigt, die sich ein paar Wochen vor der Veröffentlichung der Bilanz abgespielt haben. Die Bank hat ihre frankfurter Geschäftsstelle, die zur selben Zeit wie die berliner aus dem in beiden Städten etablirten Bankhaus Dreyfus & Co. entstanden war, aufgegeben, um für eine Wiederbelebung der absorbirten Privatfirma Raum zu schaffen. Mit unbeabsichtigter Ironie haben liebe Fachgenossen für diesen nie erichauten Vorgang, der schnell auf den Fusionrummel Dresdener-Schaaffhausen folgte, die Phrase von der „gesunden Rückbildung“ geprägt. Sie hat Kurs bekommen und ist vielleicht auf dem besten Wege, als Schulfall in Vorlesungen und Bücher hineinzugerathen. Von Gesundheit war bei dieser Rückbildung in Wirklichkeit nichts zu spüren. Mit

dem selben Recht könnte man den Barthaarausfall bei einem jungen Manne, dessen Oberlippe eben erst ein Flaum zu zieren begann, eine gesunde Rückbildung nennen. Die Bank verließ den Schauplatz ihrer frankfurter Thätigkeit allerdings aus Gesundheitsrückichten; aber sie wurde dadurch nicht gesünder, sondern kränker. So eilig hatte sie, daß sie froh war, als Herr Dreyfus das laufende Geschäft auf sich nahm; ihre Betheiligungen, an denen sie schon manche Mark verloren hatte, und ihren frankfurter Grundbesitz mußte sie behalten, obwohl eine vollständige Abtretung und Verfilberung der dortigen Aktiven das Natürlichste gewesen wäre. Um die selbe Zeit kam es in dem Institut zu Personalveränderungen, die nicht als direkte Folge des frankfurter Wechsels aufzufassen waren, sondern Anlaß zu dem Glauben boten, in der Centralverwaltung selbst müsse irgend Etwas nicht ganz in Ordnung sein. Seitdem erst erfuhr man überhaupt, daß auch die Kommerz- und Diskonto-Bank unter ihren leitenden Beamten Männer habe, die den Drang in sich fühlen, sich von der geschäftlichen Schablone zu befreien. Ein schöner Wahn wurde damals grausam zerstört. Schon hatte man sich die Lippen geleckt. Die Kommerz- und Diskonto-Bank, diese neutralste und begehrtestwerteste Kleine Berlins, wird sich gewiß nächstens der Darmstädter Bank verbünden. So hatte die Börse gehofft. Man lebte ja in den Flitterwochen und erwartete täglich „Fusionen aus Liebe“. Dieser Traum ist nun ausgeträumt. Die Darmstädterin will sich, wie man erzählt, ja sogar von Warschauer trennen.

Die Aktien einer Bank sind meist in den Händen weniger Kapitalisten vereinigt, deren Einkommensverhältnisse der Allgemeinheit ziemlich gleichgiltig sein können. Von diesem Standpunkt aus scheint die Frage nach den Bankdividenden nicht allzu wichtig. Die Spekulation, die, ohne jemals eine Bankaktie in die Hand zu nehmen, den Bankaktienmarkt nur als einen der geeignetsten Tummelplätze für ihr Spiel benutzt, hat noch viel weniger Anspruch darauf, die Deffentlichkeit mit ihren Sorgen und Freuden zu behelligen. Aber die Banken arbeiten nicht so sehr mit ihren Aktientkapitalien wie mit den Geldern, die ihnen das große Publikum leiht. Aus diesem, nur aus diesem Grunde ist es bedauerlich, konstatiren zu müssen, daß auch ein so hamburgisches Institut wie die Kommerz- und Diskonto-Bank dem Gözen fauler Betheiligungen übermäßig geopfert hat und sich schließlich gezwungen sah, die Selbstamputation vorzunehmen, die ihre Freunde im prächtigsten Byzantinisch eine gesunde Rückbildung nannten und ihr nicht hoch genug als Weisheit anrechnen konnten. Diese erste Bankbilanz des Jahres hat die Serie nicht sehr glücklich eröffnet. Absicht. Wenn man sieht, wie auch unter der reinsten Haut böse Wucherungen Unheil anrichten, wird man, ob man will oder nicht, mit einigem Mißtrauen auch gegen die Größten unter den Großen erfüllt, die mit tausend Mitteln und Mittelchen ihre Gebrechen verbergen können. Und wie viele solcher Gebrechen sind trotzdem schon an den Tag gekommen! Bilanzen! Gefilde von ewiger Dunkelheit, unergründlich tiefer als die Tiefen, in denen die Mütter wohnen. Freilich giebt's auch eine Methode, Bilanzen zu lesen. Die Schablone kindlichen Buchstabirens, bei der immer Etwas herauskommen muß; wenn nicht Worte, so Wörter. Aber der eigentliche Sinn der Ziffern liegt in ihnen verborgen und selbst die Haruspizes können ihn nur errathen, indem sie ihrer eigenen Leistungen gedenken. Doch diese haben, wie schon dem alten Cato auffiel, die Eigenthümlichkeit, einander

zunehmen; sind gar Zuschauer anwesend, so blicken sie natürlich erst recht feierlich rein. Was hat, zum Beispiel, die Flaubeit des südafrikanischen Minenmarktes, die seit Jahr und Tag in Permanenz erklärt ist, den Effektenkonten der Deutschen, der Dresdener Bank und all der Kleineren angethan? Wer vermag zu sagen, welcher Schreck uns in die Glieder führe, wenn wir sähen, wie viel in manchem großen Effektenportefeuille nicht zu realisiren ist? Das Gerede über die „entchiedene Wendung in der heimischen Konjunktur“, über die „ungeahnten Perspektiven der neuen Syndikatsbildungen“, „das unermessliche Feld neuer Bethätigung, das sich dem deutschen Kapital durch die Investirung in amerikanischen Eisenbahnbonds eröffnet“, klingt ja wunderschön, — aber nur bis zu dem Augenblick, wo den Rednern der Athem ausgeht. Allerlei Hochachtung vor unseren Banken. Deutschland in der Welt voran, die Banken in Deutschland voran, — und so weiter; Jeder wird sich nach seinem Geschmack ergänzen. Aber ich möchte nicht, daß Deutschland den Schmerz erlebe, eines Tages zu entdecken, daß in seinen Banken, auf denen das wirthschaftliche Gebäude ruht, die Bilanzen stärker sind als Muskeln und Lungen. In keinem Lande der Welt, weder in England und Frankreich noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, haben die Banken so viel auf sich genommen wie in Deutschland. Die deutschen Banken leisten Wunder an Tragfähigkeit. Wie Miß Leona Dare, die in den siebziger Jahren ihre Künste in allen Hauptstädten Europas zeigte, halten sie Centnergewichte nicht nur in den Händen, sondern auch zwischen den Zähnen. Wer macht's uns nach? Aber mit Schauern denke ich daran, daß Miß Dare schließlich um ihr Gebiß und um ihre heilen Knochen kam. Noch sind wir mit beiden Füßen im Carneval; aber die kleine Bilanz der Kommerz- und Diskonto-Bank, die den großen der kommenden Wochen präludirt, hat uns vor der Zeit in eine Fastenstimmung versetzt. Und schließlich ist's besser, sich ein Wenig Asche aufs Haupt zu streuen, als sich von dem Schein der größeren Bilanzen, die nächstens kommen werden, mag er noch so glänzend sein, blenden zu lassen.

Ich will offen sein und sagen, daß ich mir von meiner Fastenpredigt selbst zunächst keine ungeheure Wirkung versprach. Am vorigen Sonnabend kam aus Aöln frohe Botschaft vom Stahlwerkverband. Daß er Ereigniß werden müsse, hatte ich nie bezweifelt; bis das Werk gelang, konnte immerhin aber noch mancher Monat verstreichen. Jetzt darf man hoffen, daß es schneller gehen wird. Schon haben drei große Gruppen der Stahlindustrie sich geeinigt. Oberschlesien, auch Bochum wird keine ernstern Schwierigkeiten machen, bei Krupp handelt sich im Wesentlichen um Etiquettefragen und der Phönix könnte allein den Wettkampf nicht vier Wochen lang bestehen. Der Stahlverband, die Kontingentirung der Produktion ist also in naher Sicht. Nun muß sich Alles, Alles wenden. Die ewige Klage über die schlechten Preise wird verstummen; und hat die schwere Industrie Geld, so hats die ganze Welt. Ihr wagt noch, zu zweifeln? Rheinbaben, der Protektor des Planes, war ja in Westfalen und die Firma Krupp wird den Groß darüber verlernen, daß sie bei den Verhandlungen nicht die Führung hatte. Nein: er kommt. Und dieser Erfolg wäre für unsere Großindustrie und für das breite Quellengebiet ihrer Finanzen von so weitreichender Bedeutung, daß man nicht hoffen dürfte, mit einer Mahnung zu nüchterner Stepsis die Menge von blendendem Gaukelenspiel wegscheuchen zu können. Da kam der Krieg. Aschermittwoch . . .

Dis.



Dorothea.

Snyr, Marienglas und Kristall birgt das Land Kappadokien im Schoß. Weizen und Wein reift auf seinem Boden zu üppigen Garben und Trauben; und die schlanken, behenden kappadokischen Pferde hat schon Salmanaassar, der Assyrerkönig, hat mancher Basileus von Byzanz schon zu schätzen gewußt. Auch schöne Frauen wuchsen am Euphrat, am Hals, am Salzsee Tatta; und die Regionen, die den alten Perserbesitz fürs Reich der Römer eroberten, brauchten am Pontus nicht auf einsamem Lager zu darben. Wo der Feuerberg Argaeos den Fuß gen Norden streckt, lag, zwischen Wüsten und Sümpfen, die Hauptstadt Mazaka, die später Caesarea hieß. Und zwischen Sümpfen und Wüsten trieb, von Mazaka her, junges Hirtenvolk die kilikischen Ziegen auf fette Weideplätze. Mag ein Perserschah oder ein Caesar im Lande gebieten: Jugend freut sich des Lebens, jauchzt dem Sonnenlicht zu und läßt sich die Laune nicht gällen, wenn aus Wolken das Haupt des Argaeos röthlichen Athem herniederschickt. Der Knabe findet das Mädchen und aus dem Zwerggebüsch dringt dem Wanderer jähes Gelächter und zärtliches Stöhnen ins Ohr. Eine nur hält sich, ungesellig, immer allein; und schreitet sie durch den Schwarm, dann verstummt, wie vor dem Auge der Herrin, auf der frechsten Lippe der Freudenschrei und scheu flüstert alles Gepaarte: „Die Christin!“ Denn die hohe Jungfrau glaubt den milden Gott, der noch nicht drei volle Jahrhunderte der Menschheit lebt; glaubt ihn und folgt seinem Sündenverbot. Sünde ist ihr, was alle Anderen erlaubte Lust dünkt; kein Werben darf, kein noch so leiser Wunsch ihren Leib entschleiern; und ihre Arme breiten sich nur, um den himmlischen Bräutigam zu rufen. Dorothea wurde sie in der Taufe genannt; und nie haben Götter ein herrlicheres Geschöpf in Menschenhäuser geschenkt. Keiner wußte, wie die Waise in die Galiläerschule gekommen war. Eines Tages sah man sie in dem düsteren Häuflein der Kreuzanbeter, wunderte sich über ihren gewandelten Sinn, mußte sich an das fremde Wesen endlich aber gewöhnen. Monde kamen und gingen, Jahre welkten vom Baum der Zeit. Dorothea blieb stark im Glauben; stark und spröde. Wer von ihrem Mund gefüttert sein wollte, wurde mit frommem Spruch abgesselt. „Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ „Wenn Ihr betet, sollt Ihr nicht plappern, wie die Heiden, die da meinen, erhört zu werden, weil sie viele Worte machen.“ Mit so ungeschickter Weisheit scheuchte sie Kappadoken und Römer aus ihrem Jungfrauenfrieden. Der schönste Jüngling hatte sie, die in Mittagsgluth bei der Heerde schlief,

einst beschlichen, mit einem derben Fuß geweckt und der zornig, mit flammendem Blick, Aufspringenden höhnisch den Evangelienatz von den Zweien zugeschrien, die ein Fleisch sein werden, ohne nach Vater und Mutter erst lange zu fragen. Ein Wink verjagte den Schänder. Doch der Fuß brannte fort.

... Diokletian, der Sklavensproß, saß seit neunzehn Jahren schon auf Caesars Stuhl, hieß der Oberkaiser, zwang die Unterworfenen zur Aboration, putzte das Weltreich mit buntem Ceremonialplunder auf und hauste wie ein Asiatendespot. Im Osten vertrat ihn Galerius, sein Schwiegersohn, der vom Hütejungen zu Feldherrnrühm und Caesarenwürde erwachsen war. Ein harter, von Römerkultur kaum beleckter Mann; sich selbst und Anderen der strengste Zuchtmeister, maßlos leidenschaftlich aber im Wüthen und ohne Gewissenschwindel vor der Wahl der zur Sicherung seiner Herrschaft tauglichen Mittel. Seit im Kriege gegen Narses anfangs seinen Waffen das gewohnte Glück versagt geblieben war, schwälte der Born unter der engen Decke seines Soldatenschädels. Er hatte den Sieg, der ihn floh, nach kurzem Lauf zwar gehascht und die Grenzen des Reiches gedehnt; warum aber lächelten die Götter nicht, wie sonst, von Beginn an schon dem Werk des Galerius Maximianus? Warum? Ein Fulgurator oder Eingeweidebeschauer gab die Antwort. Weil den Christen allzu viel Freiheit gewährt ist. Der Augustus in Rom läßt sie ja am Hof und im Heer zu den höchsten Ehrenstellen aufsteigen und ihren Rezerkult hindert kein frommer Zwang. Das kränkt die Götter; und oft vielleicht werden sie ihr Angesicht noch von unseren Feldzeichen wenden. Seitdem ruhte Galerius nicht. Er bestürmte den Oberkaiser, der zu prunksüchtig faul war, um fanatisch zu sein, mit Bitte und Warnung, bis Diokletian ängstlich und in seiner Angst unmenschlich grausam wurde. Die furchtbarste Verfolgung begann. Alle Christenkirchen wurden zerstört, die Evangelienbücher verbrannt, die Herzen mit Feuer und Schwert ins alte Glaubensjoch zurückgezwungen. Wer Rom's Göttern nicht opfern wollte, wurde an seinem Vermögen, an Leib und Leben gestraft. Die Tage der Cirkusschlächtereien schienen wiedergekehrt. Damals hatte der tolle Nero den Volkshaß, der mit Rachewünschen den Brandstifter, den Verwüster der urbs suchte, auf die Belenner der Galiläerlehre abgelenkt, die dem starren Nationalbewußtsein des Römers ein Gräuel waren. Jetzt wurden sie als Feinde der Götter verschrien, als die Frevler, die Rom's Siegermarsch hemmten. Und jubelnd grüßte das Volk die Henkersknechte und wieder gab es Suetone, die sprachen und schrieben: Diesen geschieht nach Gebühr und löblich handelt der Herrscher, der irren, die Wehrkraft lähmenden Aberglauben mit Stumpf und Stiel

aus dem Staatskörper rodet. Wohl brannten in Caligulas Circus nicht mehr lebende Fackeln. Kein gekrönter Gauler ließ seiner Wagenlenkertum von bezahltem Gesindel Beifall klatschen. Einst hatte Nero selbst dem blutigen Spiel präsidirt. Im Kreis der Vestalinnen saß er auf dem Podium, mit gekräuseltem Haar, den bösen, gedunsenen Puppenkopf vorgeneigt, im kurz-sichtigen Auge einen konkav geschliffenen Smaragd, und sah schmunzelnd, wie Menschen am Pfahl verlohnten, in die Haut wilder Thiere eingenahte Menschen von wüthenden Hunden zerfleischt wurden. Oder er stieg in die Arena hinab, schlüpfte selbst in das Bestienfell und trieb mit den nackten Leibern angeleiteteter Jungfrauen und Jünglinge vor dem wonnevoll gaffenden Pöbel schändliche Unzucht. Das war vorbei. Galerius hielt sich sauber und Diokletian war zu müde, um von neronischer Kurzweil auch nur zu träumen. Kein Domitian trieb, kein Decius zur Wuth. Aber im Osten und Westen des Weltreiches spürte die junge Christenheit die von Pfaffen geballte Römerfaust.

In Nazara griff sie nach Dorotheens Hals. Hundert Finger wiesen ihr die stolze Christin. Hundert Augen umspähten sie, die dem Gotte der Heiden das Opfer weigert. Draußen galt, im ganzen Imperium, die in Byzanz gewachsene Sitte, als den Herrn des Himmels und der Erde den Dominus Augustus anzubeten. Der Sklavensohn, der aus eigenem Erleben den Pöbel-sinn kannte, hatte sie in den Römerboden verpflanzt. Denn das gesunkene Ansehen der Kaiserei sollte, mußte gehoben werden; und wer eine Weile Anbetung erzwingt, wird der Menge bald gottähnlich scheinen. Den Kleinasiaten ward es nicht schwer, sich in den neuen Brauch zu gewöhnen: er brachte dem Stammesgedächtniß ja uraltes Erinnern herauf. Und eine Elsterlöse, ein dunkler Findling sandte den auf des Kaisers Befehl errichteten Altären im Vorüberschreiten keinen Fuß, wagte, zu einem Gott zu beten, der nicht der Hofgott des höchsten Weltherrn war? Immer noch lebte im Herzen des Römers das Gefühl, dem Tertullian Worte gab, als er schrieb, der Christ sei dem Heiden ein Feind der Götter, der Imperatoren, Gesetze, Sitten, der ganzen Natur. So Bestimmten kam aus Nilomedia der Wind, der ihnen die Kezerhäupter als Beute wies. Am Marterpfahl würde die Stolze das Winseln lernen. Scheu hemmt noch die Wuth: die Scheu vor der keuschen Flamme im Blick der Jungf. u. Noch einmal entreißt der schönste Schäfer das Weib, das sein Wunsch eit Monden lüftern umschleicht, der Schwielenfaust täppischer Schergen. lit starkem Arm packt er Dorotheen und schleppt sie durch Sümpfe in stu ne Wüstenei. Kein Wort wird gesprochen. Zwei Herzen klopfen, als wol hr Hämmern die Brustwölbung sprengen; zwei Athemströme keuchen, als wi en die Wände der Röhren ihnen zu schmal. Kein Wort. Keins, als sie im r ca

Versteht endlich rasten. Lange taucht des Mädchens Blick ins Auge des Jünglings, des Mannes. Das ist der Mann. Dessen Lippenspur brennt in ihrem Leib. Kein frommes Bescheiden in diesem Antlitz, kein Abglanz vom Wesen des milden Heilands. Da lodert Glor aus gespannten Zügen; zitternd harret und dennoch in trotziger Siegesgewißheit der Ketter des Lohnes. Der Ketter? Für Stunden, für Tage vielleicht sind sie geborgen. Dann naht die Vergeltung: und mit ihr muß er, der das Opfer aus Henkershand riß, den Todesweg wandeln. Das weiß er; und hat vor der That nicht gezaudert. Solchen Preis bot er für sie; und wird ihn zahlen. So stark ist sein männlicher Wille. Und er fühlt seine Macht; fühlt, daß von seinem Blick sich ihr dunkelndes Auge nicht zu lösen vermag, sieht, wie sich das schwarze Mund auf der Regenbogenhaut weitet, die Wangen schlaff werden und feuchte Lippen sich öffnen. Zum Ruf? Schon reckt er den Arm. Doch die Jungfrau horcht ins Schweigen der Wüste hinaus, ins eigene Sehnen hinein. Am Abend des Lebens. So früh kam er, brach unerwartet in Kinderträume. „Wer unter Euch ohne Sünde ist . . .“ Langsam, lautlos entgürtet sie sich. Frei will die vom Himmel Geschenkte sich schenken, nicht von blindem Taumel überwältigt sein. Der Mann lauscht; und leise gleitet die Hülle der Christin in den Sand. Ein Brunstschrei, — der unter dem Druck eines heißen Mädchenmundes verröchelt. Ein wildes Rosen. Dann dämmerts über dem süßesten Wunder. Und aus dem Nachtgewöll schickt das Haupt des Argæos röthlichen Athem hernieder.

Dreißig Nächte gingen und dreißigmal kam der Tag. Warena gar mehr? Die einsam Gepaarten zählten nicht, hätten auch der Frage, wie sie sich nährten, keine Antwort gewußt; staunten nur immer, daß noch eine neue Sonne sie ungefährdet ihrer Seligkeit ließ. Diokletian und Galerius feierten nach dem Sieg über Marses in Rom ihren Triumph und im ganzen Reich lähmte die Festlust für eine Weile den Eifer der pfäffischen Büttel. Dorothea war verichollen. Lohnte der Preis denn der Mühe, wenn man die verlaufene Dirne fing, die mit ihrem Buhlen längst wohl fern von Nazara herumstrich? Iß nur mit dem Ertrag des Bettelns und Buhlens erst aus, dann fängt man, ohne sich zu rühren, die saubere Galiläerin nebst ihrem Kummel . . . Da kommen sie. Ruhig; am hellen Mittag. Schreiten umschlungen durch den Schwarm, der nun nicht mehr, wie einstmals, verstummt, nicht mehr in scheuer Ehrfurcht flüstert: „Die Christin!“ Spottrufe grüßen sie, geleiten sie bis ans Thor; und noch weiter drängt höhrend das junge Hirtenvöll hinterdrein. „Diese dünkte sich reiner als wir und lief doch wie eine brünstige Geiß dem Bockgeruch nach!“ Den Geschmähten zuckt nicht die Wimper. Nachts hatten sie die Hütte des heiligen Mannes gesucht, der noch der Schergenstreife

entgangen war, und bei seiner ersten Rede das Morgengrau herangewacht. Im ersten Lichtschein nahmen sie aus seiner Hand das Brot, brachens und tranken den Wein, das sühnende Blut des Erlösers. Jetzt waren sie in Bereitschaft. Dorothea und Theophilus. So hieß, seit die Sonne erwacht war, der Jüngling, der die kappadokische Venus umworben, gewonnen und im Sandbett der Wüste Christenscham gefunden hatte, neue Schönheit, die sein dumpf begehrender Sinn früher nicht ahnte. In Sünden die Scham, aus Sünden heitere Verachtung aller Weltlust ... In Fesseln nach Bithynien, vor Diokletians Gericht, der in Nikomedia thronte. Kein Zittern, kein Klagelaut. Und wieder wichen, noch einmal, die Gaffer in scheuer Ehrfurcht vor dem Weibe zurück, das so muthig zum Richtplatz ging. Ein Leuchten schien um sie; und verstärkten Blickes schaute sie neben sich den Geliebten, dem Heil und dem Christenhimmel Geretteten. „Ist sie nicht schön? Was Kappadokien an Kristall und Onyx im Schoß birgt, Weizen und Wein gäbe ich gern, wenn sie mir lächeln wollte. Nie habe ich Nero die bleiche Nacktheit geneidet, an der seine Tollheit sich in der Arena higte; jetzt weiß ich, was ihm die Flammen ins Blut trieb.“ Unter Diokletians Regierung starb Dorothea, die Kappadokin, mit Theophilus den Märtyrertod. Die Legende meldets und in jedem Jahr denkt die Christenheit des Weibes, das aus sündigem Glück, zwiefach geweiht, in die Glorie schritt. Im Monat des Fleisches drängt Dorotheens Name sich ins Gedächtniß; in der Zeit, da die Frömmsten selbst das Thier in sich entketten und ungezügelt Natur walten lassen, — bis zur Rastung wieder die Glocke ruft.

„Wie abenteuerlich wirr“, spricht die Hausfrau, „ist Ihre Geschichte! Kein Wort ist dran wahr; und Sie haben vergessen, daß auch die Damen heutzutage Historie lernen. Sanktam Dorotheam — beschmunzeln Sie nur meinen Akkusativ! — uns für die Karnevalsheilige ausgeben zu wollen, ist ein starkes Stück. Fast Lästerung. Denn das Mädchen aus Caesarca starb jungfräulich und es ist schlecht, modern, sardanapalisch, ihr eine Versuchung durch, ein ... ja, ein Verhältniß mit Theophilus anzudichten. Was soll uns überhaupt die Kleinasiatin, die, auch wenn sie — was noch nicht mal feststeht — eine Arierin war, unserem Germanenempfinden ewig fremd bleiben muß? Uns lebt eine andere Dorothea. Die Bäuerin, die in Danzig neun Kinder gebar, dann die Ehepflicht abwarf und in Marienwerder als Büßerin starb. Preußens Schutzpatronin und das herrlichste Vorbild, das sich erträumen läßt. Neun Kinder und dann, mit vierundvierzig Jahren, in die Asche. Das, lieber Herr Fabulirer, ist nationales Christenthum und tausendmal besser als Ihre Wüstenschlüpfgrigkeit... Wollen Sie noch eine Tasse Thee?“

Berlin, den 20. Februar 1904.

Ehebruch und Standesehre.

In Birna hat sich ein Offizier mit drei anderen Offizieren geschossen, die seine Ehe gebrochen hatten; der eine der Drei wurde, nicht lebensgefährlich, verwundet, die anderen Beiden und der Beleidigte blieben unverletzt. Auch in einer anderen Garnison kam es wegen Ehebruches zu einem Zweikampf, in welchem der Ehemann den Anderen erschoss und selbst unverletzt blieb. Endlich hat sich der Freiherr von Ompteda, ein inaktiver Offizier, mit einem aktiven Offizier geschossen, der ihm die Neigung seiner Frau entzogen hatte; das Resultat war gleich Null, denn Keiner von Beiden wurde verletzt.

Die altnordische Mythologie führt als eins der Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges Ehebruch und Brudermord an, als gleichwerthige, ungeheuerliche Verbrechen. Erst wenn solche schrecklichen Dinge sich ereignen, kann man darauf rechnen, daß der Fenriswolf sich losreißt und den Mond frisst, die Midgardschlange ihr nasses Lager verlassen und sich gegen die demokratisirten Asen erheben wird; nur der Weltbrand kann Wandel und Reinigung schaffen. Heute denken wir mit Recht anders, denn sonst würde uns der Anblick des Mondes wohl nicht mehr lange vergönnt sein. Trotzdem ist zweifelhaft, ob die Ehe während der letzten siebenhundert Jahre weniger heilig gehalten wurde. Beweisen läßt sich nichts, aber die Presse und damit die sogenannte Oeffentlichkeit existiren erst seit kurzer Zeit und verzeichnen mit besonderem Behagen jeden Ehebruch, sofern er sich in der „Gesellschaft“ zugegetragen hat. Die Literatur des Mittelalters läßt darauf schließen, daß ihm Ehebruch keineswegs fremd war. Das beweisen auch die poetischen Lobpreisungen ehelicher Treue als einer ganz besonderen Tugend. Auf der anderen Seite ging man mit der Ehebrecherin und ihrem Buhlen sehr wenig säuberlich um und

weder der Ehemann noch die Familie der Frau nahmen irgendwelche „gesellschaftliche Rücksichten.“ Der feste Verband der Familie, des Geschlechtes, war jedenfalls eins der stärksten Bollwerke gegen den Ehebruch. Daß, als die Bevölkerung zunahm, auch die Ehebrüche häufiger wurden, ist selbstverständlich; im Zeichen der Civilisation und Humanität ist aber auch die Ehe im Allgemeinen biegsamer geworden und verträgt schon manchen Anax, ehe sie bricht. Von Ehebrüchen der unteren Klassen erfährt die Oeffentlichkeit verhältnißmäßig selten und sie kommen vielleicht auch seltener vor, weil die Frauen durch die Existenzfrage zu sehr in Anspruch genommen werden, auch durch Arbeit und Kindersegen früh die Eigenschaften verlieren, die ihnen und den Männern eine außereheliche Gemeinschaft begehrenswerth erscheinen lassen. Daß es in allen Klassen auch glückliche Ehen giebt, wird wohl nicht ohne zureichenden Grund behauptet.

Wenn der Maurermeister X seinen ehebrechenden Gesellen todschlägt, so regt man sich darüber nicht auf: der Kerl kommt ins Loch — wenigstens in Deutschland — und fromme Blätter stellen vielleicht Betrachtungen darüber an, wie tief das Gift der Entsittlichung in die unteren Klassen eingedrungen ist; dem Volk muß die Religion wiedergegeben werden und so weiter. In „gebildeten Kreisen“ ist man konzilianter geworden; todschlagen wird nicht und nur selten die Ehe geschieden. Beides ist aus wirthschaftlichen Gründen unvortheilhaft, zumal wenn, wie es manchmal vorkommen soll, die Ehe eben aus diesen Gründen geschlossen wurde und der „arme“ Mann nach der Scheidung der Geschädigte wäre. Allerdings ist Bedingung, daß, wenigstens bei einmaligem Vorkommen, die Sache innerhalb des Familienkreises bleibt; doch sollen auch hier dem Männerstolz manchmal sehr weitgehende Opfer gebracht werden, ganz abgesehen von den Fällen, wo nach gegenseitiger Uebereinkunft unbegrenzte Nachsicht herrscht. Besonders in Kreisen, die, wie man sagt, nicht zu den am Wenigsten bemittelten gehören, dehnt sich der gesellschaftliche Verkehr außer auf den Tisch auch auf die Lagerstätte aus; die Sache bleibt „unter uns“ und gewinnt dem auf die Dauer einförmigen, oberflächlichen Verkehr neue Seiten von „intimstem Reiz“ ab, gemäß dem arithmetischen Gesetz von den Kombinationen und Variationen. Daß diese Konkneipantenverhältnisse, geschlechtlichen Zucht- und Lustwahlen verhältnißmäßig selten der öffentlichen Oeffentlichkeit vorgelegt werden, hat begreifliche und am letzten Ende oft geschäftliche Gründe; es ist auch keineswegs zu beklagen. Ich glaubte, darauf besonders hinweisen zu müssen, weil die Oeffentlichkeit sich speziell über Ehebrüche in den Kreisen aufregt, die als einzige ihren Angehörigen als Ehrengesetz eine Remedur vorschreiben: in Form des Zweikampfes zwischen dem Ehemann und dem Ehebrecher. Es ist allerdings schwer, zu sagen, ob diese a priori mißbilligende Erregung sich mehr gegen den Ehebruch oder den Zweikampf richtet; beide Delikte werden ja auch zur politischen Agitation kräftig ausgenutzt.

Ich habe den Fanatismus auch sonst aufrichtiger Männer gegen den Zweikampf nie zu begreifen vermocht, wenn sie so thun, als ob durch ihn die staatliche und gesellschaftliche Ordnung aus den Angeln gehoben würde. Niemand wird ja dazu gezwungen; und wenn ein Gegner des Zweikampfes eine im besten Falle moralischen oder religiösen Gründe der Rücksicht auf gesellschaftliche Stellung oder dem Verbleiben im Offiziercorps unterordnet, so geht auch Das ihn nur persönlich an und ist kein Zeichen von Charakterstärke; er findet ja, wenn er an schlußbedürftig ist, genug Kreise, die ihn anerkennen und öffentlich beloben. Kann er die Anschauungen des Standes, dem er angehört, mit den seinen nicht vereinigen, so muß er, wenn er das Gefühl der Selbstachtung oder Nichtachtung hat, den Muth haben, seinem innersten Gefühl zu folgen; sonst: habeat sibi.

Ich komme auf die erwähnten Ehebruchsfälle und ihren Austrag zurück. In einem einzigen war das Ergebnis befriedigend: der Ehebrecher wurde erschossen; in den beiden anderen Fällen erlitt Keiner der Betheiligten einen wesentlichen Schaden. Was will, was bedeutet der Zweikampf als Remedur des Ehebruchs? Die landläufige Erklärung sagt, daß der Ehemann die geschädigte Ehre seines Hauses und damit seines Namens wiederherstellt, indem er zeigt, daß sie ihm höher steht als sein Leben. Der Ehebrecher macht sich durch den Zweikampf wieder ehrlich: er zeigt, daß ihm sein Leben weniger gilt als das Bestreben, die Schuld, die er gleichzeitig hiermit anerkannte, zu sühnen. Mir scheinen diese durch unendliche Gedankenoperationen abgeleiteten Begriffe eben abstrakt, nur papieren; keinem ursprünglich fühlenden und ohne Rücksichten selbständig denkenden Menschen werden sie gegenwärtig sein und einleuchten. Der individuelle Urgrund im Gefühl des zeugungsfähigen Mannes, wenn ein Anderer in seine Ehe eingedrungen ist, dürfte ein rein geschlechtlicher sein: der Zorn und Schmerz eines Geschlechtswesens, das sich vom Weibchen zu Gunsten eines anderen da verschmährt sieht, wo es seine Alleinherrschaft durch lebenslänglichen Kontrakt gesichert glaubte. Die ursprüngliche und primitive Auffassung aller Völker, die die Eihe hatten, hat immer beim Ehebruch, ohne dessen Detailgründe zu kennen, a priori auf geschlechtliche Minderwerthigkeit des Ehemannes und dann auf moralische Unfähigkeit, sein Eigenthum zu schützen, geschlossen. Der Hahnrei war zu allen Zeiten das Urbild der Lächerlichkeit. Daß diese Auffassung eben so primitiv wie oft unrichtig ist, daß ich sie keineswegs völlig zu der meinen mache, daß die Verhältnisse viel komplizirter sind und das geschlechtliche Moment durchaus nicht immer bestimmend ist, brauche ich nicht zu sagen. Aber die geschlechtliche Kränkung und das Odium der Lächerlichkeit oder jedenfalls der Verdacht seiner Existenz sind vorhanden. Hinzu kommt die Zerstörung der Familie, die dem Mann mit der Gattin Das nimmt, was er unter Umständen als

die Quelle seines Glückes oder seiner Zufriedenheit betrachtet hat; den Kindern die Mutter, die glückliche Kindheit und die Erinnerung an eine solche. Das ist vielleicht die schwerste Schädigung, die einem Menschen zugefügt werden kann. Wenn wir von der gekränkten Geschlechtsehre absehen können, weil wir heutzutage keine Bullenmoral anerkennen und diese Kränkung, wo sie vorhanden ist, sich auf das Gefühl des Individuums beschränkt, so ist mir unerfindlich, welche Ehre der Ehemann zu repariren hat. Eine solche finden nur Anschauungen, die nicht mehr ursprünglich sind und unklar ahnen, was Worte, Humanität und Gebrauch entstellt haben.

Das ursprüngliche Gefühl und damit der zureichende Grund für den Ehemann, den Störer seiner Ehe — sagen wir vorläufig — zur Rechenschaft zu ziehen, kann nur das der Rache sein. Der Kampf zweier Männer um den Besitz der Frau, wie es in früheren Jahrhunderten wohl geschah, kommt heute nicht in Betracht, denn für den Einen ist die Frau schon vor dem Kampfe verloren und ihr geschlechtlicher Besitz ist für ihn ohne Werth. Allerdings sollen auch hier Ausnahmefälle vorkommen, aber dann pflegt kein Zweikampf stattzufinden, sondern Gütergemeinschaft. Als alle waffenfähigen Männer Waffen trugen und in den Waffen geübt waren, bedingte die Ausübung des auf das Leben des Einen gerichteten Racheaktes seine Ueberwindung, — einfach, weil er sich nicht gutwillig totschlagen ließ, wenn man nicht Mordmörder dang, was keineswegs zu den ungewöhnlichen Gebräuchen gehörte. Daraus und nicht etwa aus edlen moralischen Erwägungen, auch dem Gegner unter allen Umständen eine Waffe in die Hand zu drücken, ist das Duell gerade in Ehebruchsachen zum Austragsmittel geworden. Bei anderen Streitfällen liegt die Sache anders, weil von vorn herein ein Gegensatz, eine Gegenseitigkeit besteht. Heute nun sind die wenigsten Männer, selbst wenn sie dem Offizierstande angehören, in den Waffen geübt; außerdem macht der Gebrauch der Pistole und vor Allem die ganz unzweckmäßigen, nach der sogenannten Standessitte üblichen Gebräuche in ihrer Verwendung den Ausgang des Zweikampfes von unberechenbaren Zufällen abhängig. Als zweck- und sachgemäße Ausführung eines ernsthaften Zweikampfes schwebt mir ein zwischen zwei Förstern neulich ausgefochtener vor. Beide nahmen nach vorhergegangener Verabredung ihre Büchsen und birschten sich im Walde an einander heran; sie benutzten alle Fähigkeiten, die ihnen ihr Gewerbe beigebracht hatte, ließen sich Zeit und hatten nur den einen Zweck im Auge, den Gegner zu töten; dem Einen gelang es auch. Beim vorschriftgemäßen Duell werden dagegen die merkwürdigsten und unzweckmäßigsten Kapriolen gemacht. Mit der Sekundenuhr in der Hand zählt und befiehlt der Unparteiische im Kommandoton und der Duellant muß beinahe mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden, die Pistole nicht zu früh und nicht zu spät zu heben, auf Druck-

theile von Sekunden genau à tout prix seinen Schuß loszuwerden, als darauf, den Gegner zu treffen. Er darf nicht mit eigenen Pistolen schießen; ihm wird keine Zeit gegeben, sich zu üben, und nicht selten werden selbst in den schwersten Fällen uralte Waffen mit glatten Läufen genommen, von denen man vorher Korn und Visier abschlägt; der Versager gilt auch als Schuß, und wer zu früh oder zu spät feuert, kann gewärtig sein, sofort vom gegnerischen Sekundanten erschossen zu werden, der schußbereit wenige Schritte von ihm steht. Die selbe angenehme Aussicht blüht ihm, wenn er einen Schritt vorwärts macht, wo er es nicht soll, und stehen bleibt, wo er avanciren sollte. Die Art, wie der Zweikampf in den meisten Fällen ausgefochten wird, ist also genügend, um einen normalen und nicht sehr geübten Menschen nervös zu machen und damit dem eigentlichen Zweck entgegenzuarbeiten. Diese Methode ist unbegreiflich, denn selbst in den Zeiten des Gottesurtheiles ließ man die Kämpfer einander totschlagen, wie Jeder es am Besten konnte.

Um nun zum Ehebruchs-Duell zurückzukommen, meine ich — wenn ich mich vorläufig auf den Boden Derer stelle, die den Zweikampf für die geeignete Remedur halten —, daß der betrogene Ehemann, der als Beleidigter die Forderung zu formuliren hat, durch deren Fassung sicher stellen muß, daß unbedingt ein entsprechendes Ergebnis erzielt wird; und wo Das nicht in seinem Charakter liegt, da müssen ihn die Anschauungen seines Kreises eben dazu zwingen. General von Boguslawski, einer der wenigen Namhaften, die stets und offen für den Zweikampf eintraten, hebt in einem Artikel das tapfere Verhalten des Offiziers in Pirna hervor, der die drei Brecher seiner Ehe forderte und diese Forderungen auch ausfocht. Das war gewiß mannhafte; aber wo bleibt der Zweck der ganzen Sache? Hat der Offizier sich, ohne inneres Bedürfnis, nur den Anschauungen seines Standes gefügt, so war das Ganze eine Form mit eventuell gefährlichem Ausgang; die innere Berechtigung konnte ihm nur das lebendige Rachegefühl geben. Und wenn er diesem Gefühl die Zügel der Standesitte anlegen zu müssen glaubte, so war der einzige Weg zu dessen Befriedigung die Forderung bis zur Kampfunfähigkeit; einem so Gekränkten und Geschädigten muß auch unter allen Umständen der erste Schuß mit angemessener Zeit zum Zielen zugestanden werden. Der Ausgang dreier Zweikämpfe solcher Art kann meiner Auffassung nach den Beleidigten nicht mit Genugthuung erfüllen. Das kann nur der Tod des Gegners. Auch wenn er den Ausgang als Gottesurtheil auffassen wollte, könnte ihm keine sonderliche Befriedigung aus dieser Entscheidung erwachsen; aber: der Standesitte ist genügt. Die beiden anderen Fälle geben die beiden Extreme. Im einen wird zufällig der Richtige aus der Welt befördert, im zweiten leben Beide vergnüglich weiter. Daß manchmal auch der Falsche erschossen wird, zeigte vor nicht langer Zeit der Fall Bennigsen. Damals

lehnte sich sogar das öffentliche Rechtsgefühl an seiner, so hätte es sich auch in dem pirnaer Fall von Dmpteda aufgelehnt. Recht, Gerechtigkeit und Stamm sein. Glücklich und vollkommen der Mann nicht hat und dessen Gallenmaß nur für nothwendig sumirt wird! Er soll sich aber auch keinen Standesprung in der Galle haben. Das Rachegefühl ist die beste, was wir haben; Bismarck sagte, der Haß sei erhaltener wie die Liebe. Darum bezeichnen die r. als das Naturrecht des Mannes, daß er den Einbrecher in seine Ehe ohne Formalitäten aus der Welt schafft, wie und wo er seiner habhaft werden kann. Die deutsche Humanität bestraft ihn wegen Mordes, vorsätzlichen oder einfachen Totschlages; in Frankreich wird er freigesprochen, welchen Stand er auch sein mag. Die Frau — und Das schlage ich besonders hoch an — hat das selbe Recht. Die Sühnung des Ehebruches ist nur hierdurch möglich und bringt der staatlichen Gesellschaft keine Gefahr noch Schaden; sie geht nur die Familie im engsten Sinne an. In Deutschland nimmt man dem gekränkten Gatten das Leben, die Existenz oder die bürgerliche Ehre, was unter allen Umständen schwere materielle Nachtheile mit sich bringt.

Man braucht nicht zu fürchten, daß, wenn dies Recht dem Mann zugestanden würde, dem sozialen Leben Schäden daraus erwachsen. Im Gegentheil. Muth ist häufig nicht die Haupteigenschaft Ehebrechender; und die Aussicht, vogelfrei zu sein, würde nicht ermunternd wirken, um so weniger, wenn man auch noch der Familie des geschädigten Ehemannes und der Frau das selbe Recht zugestände. Ich möchte glauben, daß die Statistik der Ehebrüche rasch abnehmende Ziffern zeigen würde. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, muß der Mann die eben so unangenehme wie innerlich völlig unmotivirte Wahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen, verwundet oder erschossen zu werden, wenn er nicht mit Sicherheit den schwersten Strafen verfallen und sein Leben direkt oder indirekt völlig vernichtet sehen will. Grund: Humanität und Civilisation.

Leider wird mein Ideal wohl utopisch bleiben. Eben so der positiven Seite, müßte doch auch nach der negativen Seite zu handeln sein. Ein milder Mann, ein philosophischer Mann, den nicht plagt, wird sich an das Gesetz der Kausalität und die Unvermeidlichkeit erinnern und von Rache- und Mordgelüsten frei bleiben. Soll er so handeln, als ob sie in ihm wären? Auch wenn er so geht es ihn und nur ihn ganz allein an, ob seine Ehe gebrochen und er braucht durchaus nicht feig zu sein, um kein Bedürfnis zu verspüren. Verstand und Vernunft können kein Verbrechen ausfindig machen und anerkennen, der den Zweikampf mit dem Ehe

oder seinen Tod auf andere Weise als gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Rechtfertigung liegt vielmehr auf dem Gebiete des Gefühls, und wo dieses nicht vorhanden ist oder durch andere Gefühle überwogen wird, kann nur der moralische Zwang den durch die Duellwunde deformirten Racheakt hervorbringen: und der ist ungerechtfertigt und damit unmoralisch. In vielen Fällen wird schon die plötzliche Klarheit über die Minderwerthigkeit der Frau, die er hochhielt, das Rachegefühls abkühlen. Kleist sagt: „Alles wirft der Mensch in eine Pfütze, nur kein Gefühl“. Thut er, ohne es zu wissen: warum soll er sein Leben hinterherwerfen? Hat er das Bedürfnis nach Rache nicht, so darf ihn darum kein Mensch verachten, wenn er sie nicht übt.

Noch ein Wort über den Ehebrechenden. Allgemein ist man der Ansicht, daß er gesündigt hat, daß wir aber, da wir Alle nicht von Sünde frei sind, nicht den Stein auf ihn werfen sollen; deshalb soll der Einsatz seines Lebens im Zweikampf ihn wieder ehrlich machen. Ich muß mich hier abermals auf den Boden der Kreise stellen, in denen das Duell obligatorisch ist. Andere sagen, daß dem Ehebrechenden nur deshalb die Satisfaktion vorläufig stillschweigend zuerkannt wird, damit der Ehemann Gelegenheit habe, ihn im Duell zu töten. Auch dieser Gedanke zeigt also, daß unter allen Umständen die Forderung auf Kampfunfähigkeit lauten müßte. Immerhin ist Das ein durchaus zureichender Grund; nur müßte in diesem Fall die Satisfaktion ein Zwang sein, nicht aber die „Fähigkeit“ bedingen. Häufig wird der Offizier, der eine Ehe gebrochen hat, nachher durch ehrengerichtlichen Spruch „wegen Verletzung der Standesehre“ mit schlichtem Abschied entlassen. Der vorhergegangene Zweikampf hat ihn also nicht „ehrlich“ gemacht. Auf der anderen Seite wird es aber später zweifelhaft sein, ob der schlicht Verabschiedete nicht doch in gewissen Fällen als satisfaktionsfähig angesehen wird. Die Logik stimmt also nicht.

Man kann in einzelnen Fällen gewiß viel, sehr viel zur Entschuldigung eines Mannes sagen, der eine Ehe gebrochen hat; Wein, Temperament, Gelegenheit, Entgegenkommen der Frau, die der Mann vielleicht vernachlässigt. Man beurtheilt ihn auch, besonders wenn Gleichgesinnte einander treffen oder man den Anderen gleichgesinnt glaubt, sehr mild. Wer aber will beweisen, daß der zum Ehebruch zwingende Geschlechtstrieb stärker ist als der blinde Wille des Kleptomaneu oder des Lustmörders? Entsteht zwischen einem Mann und der Frau eines Anderen eine unbezwingliche Neigung, so hat der Liebende die Pflicht, dem Mann die Wahrheit zu sagen. Thut er Das nicht, so lügt er. Wenn man aber den Begriff des Ehrlosen kurz definiren will, so ist es die Lüge in Worten oder Thaten. Im Offiziercorps verschärft sich dieses Vergehen gegen die Ehre noch wesentlich. Das Offiziercorps der Armee und Marine ist ein Verband, der ohne intakte Standesehre nicht denkbar ist.

Nur auf diesem Boden kann die für die Tüchtigkeit des Corps sehr werthvolle Kameradschaft erwachsen. Die Kameradschaft besteht nicht in gegenseitiger Verhimmelung, nicht darin, daß man vor Fehlern und Vergehen des Kameraden die Augen zudrückt, sondern vor Allem in der Achtung der Person und ihres Eigenthumes und in der Aufrichtigkeit gegen sie. Wird das auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Verhältniß durch Lüge zerstört, so ist der Lügner an seiner Ehre geschädigt, wie es schwerer nicht auszubedenken ist. Trotzdem ist der schlichte Abschied durchaus nicht als Regel die Folge des Ehebruchs. Ein Curiosum: der einzige Offizier, der sich aus dem forbacher Schiffbruch gerettet hat, hatte wegen Ehebruchs ehrengerichtlich den schlichten Abschied erhalten, wurde zu einem Verweis begnadigt und in eine andere Garnison versetzt. Man sagt, die Begnadigung sei erfolgt, weil es nicht zum flagranten Delict gekommen sei. Den Unterschied im Vergehen kann ich nicht anerkennen: das Strafgesetz mag solche Grenzen ziehen, das der Ehre darf es nicht und kann es auch nicht. Dabei ist das Offiziercorps der einzige Stand, dessen centrale Organisation thatsächlich wirksame Ehrengerichtsprüche gestattet, und es schädigt sich selbst durch solche Nachsicht.

Haben Mann und Frau den Muth, dem Ehemann reinen Wein einzuschänken, bevor die Ehe gebrochen ist, so kann, falls Beide anständige Charaktere sind, von einem Vergehen gegen die Ehre nicht die Rede sein. Der Ehemann, falls er thöricht genug ist, inszenirt vielleicht aus getränktem Geschlechtsinstinkt den Kampf um die Frau. Das ist jedenfalls, wenn er sie später noch zu besitzen wünscht, das unzumuthbarste Mittel.

Der Kernpunkt in der Betrachtung dieser Seite des Ehebruchs muß für Stände, die auf ihn ihr Ehrengesetz anwenden, immer sein, daß das Verhalten der Frau, und mag sie zehnmal vorher schon die Ehe gebrochen haben, völlig außer Betracht bleibt. Das Ehrlose liegt in der Lüge und dem Betrug; und solcher Sünde braucht sich Niemand schuldig machen, mag er geschlechtlich noch so exponirt sein.

Die merkwürdige Sekte, die bei uns die Duellgegnerschaft als art pour art betreibt, will in Ehebruchsachen für alle Stände Ehrengerichte einsetzen, die den Ehebrecher für ehrlos erklären und „gesellschaftlich unmöglich“ machen sollen. Pilatus würde fragen: „Was ist Gesellschaft?“ Ich kann hier auf diese Utopien nicht näher eingehen und wollte nur zeigen, daß ich von ihnen weiß; „Träger hoher Namen“ machen ihre Honneurs. Auch ihnen möchte ich empfehlen, ihre — wirklich sehr rührige — Agitation in den Dienst der Idee strafloser Selbsthilfe und einer modifizirten Blutrache zu stellen. ~~Alles~~ würde dann viel friedlicher abgehen und die Zahl der Silbernen Hochzeiten einen nie geahnten Prozentsatz erreichen.

Charlottenburg.

Ernst Graf Reventlow.



X Moderne Liebe.

Wir erleben, in einer historisch bedeutsamen Zeit, eine Neugestaltung der Seelen. Jeder Mensch, der selbst eine Seele hat, lernt immer mehr die geheimnißvollen Wirkungen der Wahlverwandtschaft erkennen; Sympathien und Antipathien bestimmen ihn, im Unterbewußtsein regen sich, namentlich im Bereich der Erotik, allerlei Mächte. Ein schwedischer Dichter — aus einer Provinz, wo verfeinerte Sensibilität der Charakterzug der Kunst ist — hat diesem Empfinden in *Sensitiva Amorosa* als einer der Ersten Ausdruck gegeben. Die Empfindungen des Erotisch-Dämonischen sind nicht neu. Aber sie wurden früher in eben so hohem Grade verleßt, wie sie nun beachtet, manchmal sogar gezüchtet werden. Diese erlesene Sensibilität, diese vibrierenden Nerven, diese wechselnden Stimmungen, diese Reizbarkeit der Empfindungen haben die Frau — und der Mann — von heute als Zeichen ihrer Ueberlegenheit, als ihre kulturelle Errungenschaft vor jeder anderen Generation voraus. Aber der neue Reichthum bringt auch viele neue Konflikte mit sich. Die Sinne gehen ihre eigenen Wege und werden da angezogen, wo die Seele fremd bleibt, oder abgestoßen, obgleich das Herz von Zärtlichkeit erfüllt ist. Bevor nicht die Physiologie und Psychologie des Eifers verstanden ist, haben wir es in der Lösung der erotischen Probleme noch nicht weit gebracht. Jeden Tag — und jede Nacht — sind seine unzähligen bewußten und unbewußten Einflüsse thätig und verwandeln die Gefühle von Ehegatten und Liebenden. Und obgleich unsere Zeit sich dieser Thatsache immer mehr bewußt wird, vermag sie doch weder dem gefährlichen Einfluß der bedeutamen Unbedeutendheiten des Zusammenlebens entgegenzuarbeiten noch ihren günstigen Einfluß zu mehren.

Nur die erotisch genialsten Frauen haben eine Sensibilität erreicht, die ihnen unmöglich macht, in der Liebe irgend Etwas ohne die Empfindung zu geben und zu empfangen; eine von Charlotte Brontës Frauen drückt dieses Gefühl in den Worten aus: *You fit me into the finest fibre of my being*. Alle entwickelten modernen Frauen wollen nicht „en m^ole, mais en artiste“ geliebt werden. Nur ein Mann, von dem sie fühlt, daß er auch die Freude des Künstlers an ihr hat, und der ihr diese Freude durch jaghafte, feine Verführungen ihrer Seele wie ihres Körpers zeigt, kann die Liebe der Frau von heute bewahren. Sie will nur einem Mann angehören, der sich immer nach ihr sehnt, selbst wenn er sie in seine Arme schließt. Und wenn eine solche Frau ausbricht: „Du begehrst mich, aber Du kannst nicht lieblos, nicht lauschen“, — dann ist der Mann gerichtet.

Moderne Frauenliebe unterscheidet sich von der älterer Zeiten auch durch die Unermeßlichkeit der Forderung an ihre eigene Fülle und Vollkommenheit und

an eine entsprechende Fülle und Vollkommenheit im Gefühl des Mannes. Da unsere Seele ist zwar häufig tiefer, manchmal aber auch seichter als unser bewusstes Sein und Wollen. Darum kann es geschehen, daß die neue Liebe in ihrer ganzen Stärke in einer ihrer eigenen erotischen Größe unbewußter Frau lebt, während einer anderen, die diese Liebe mit ihrem ganzen Willen wünscht, vielleicht die Tiefe des Gefühls, die Wahlsücherheit des Instinktes fehlt.

Die Frauen von heute lernen Alles und dringen zu Vielem vor, auch zu den feinsten Gedanken über die Liebe. Aber ob die an Einsicht in die ars amandi so reichen Frauen der Gegenwart wohl auch gelernt haben, mit ganzer Seele, mit all ihren Kräften und ihrem ganzen Sinn zu lieben? Ihre Mütter und Großmütter hatten — auf einer viel niedrigeren Stufe des bewußten erotischen Idealismus — nur ein Ziel vor Augen: ihren Mann glücklich zu machen. Das bedeutete damals, daß die Gattin Alles ertragen und nichts fordern sollte; unermüdblich dem Lebensziel des Mannes dienend, auch wenn sie es nicht verstand, und dankbar die Grosamen seiner Persönlichkeit aufnehmen, wenn sie ihr von der Tafel zufielen, an die seine Freunde zum Festschmaus geladen waren. Aber welche rege Zärtlichkeit, welche würdige Anmuth, welche schöne Freude wußten nicht die feinsten dieser geistig unbeachteten Frauen zu zeigen und zu verbreiten!

Der neue Mann träumt von dem neuen Weibe, wie das neue Weib von dem neuen Manne. Aber wenn sie einander wirklich finden, ist die Folge oft, daß zwei entwickelte Gehirne zusammen die Liebe analysiren oder zwei abgebrauchte Nervensysteme mit einander einen zerfasernden Kampf um die Liebe auskämpfen. Das endet gewöhnlich damit, daß Jedes von ihnen bei irgend einer zurückgebliebenen Verkörperung des alten Adam und der ewigen Eva Ruhe sucht. Aber mit schlechtem Gewissen. Denn sie glauben sich noch immer für das neue Erlebniß bestimmt, obgleich ihre Fähigkeit zur Liebe klein war und groß nur ihr Denken über die Liebe. Erst wenn der Mairagen der neuen Gedanken so reich herniedergeströmt ist, daß er durch die Wurzel als Saft in den Lebensbaum steigen kann, wird ein größeres Glück aus der neuen Liebe erwachsen, die keine Schuld daran trägt, daß die Menschen sie größer geträumt haben, — als sie einstweilen selbst noch sind.

Der Individualismus hat die Liebe vertieft und zugleich erschwert. Er hat ein gesteigertes Bewußtsein unserer eigenen Wesensart, unserer eigenen Stimmungen erweckt; er hat neue Seelenzustände geschaffen und unzählige schlummernde Lust- und Unlustgefühle in Schwingung gebracht. Aber die persönlich reizbare Empfindlichkeit hat sich noch nicht zu einer entsprechenden Feinsüchtigkeit für das eben so empfindlich gewordene Seelenleben des Anderen entwickelt. Die Fähigkeit, zu geben und zu opfern, ist nicht so rasch ge-

wachsen wie die, zu nehmen und zu fordern. Von dem doppelten Herzschlag der Liebe — sein Selbst zu finden und sich selbst in einem Anderen zu vergessen — ist nun der erste dem zweiten bedenklich voraus. Wenn die in Selbstentdeckungen versunkenen Frauen ihren persönlich errungenen Lebensinhalt, ihre individuelle Mannichfaltigkeit, ihr eigenartiges Seelenleben mit der sonnigen, gesunden Ruhe, der opferfreudigen Hingebung älterer Zeiten vereinigt haben: erst dann werden sie durch ihre neue Entwicklung mächtiger sein als die Frauen dieser Zeiten. Es ist ein Zeichen der Gesundheit, daß Männer und Frauen ihre Erfahrungen und Gedanken über diese Frage jetzt mit einer Offenheit austauschen wie nie vorher; daß sie sich viel weniger verstellen, bevor sie verheirathet sind, wie ja die Frauen auch aufgehört haben, es zu thun, nachdem sie sich verheirathet haben. Es gab eine heldenmüthige Verstellung, für die Mrs. Carlyle das typische Beispiel geworden ist; aber an und für sich war sie doch ein Diebstahl an der ethischen Entwicklung des Mannes. Immerhin wünscht man oft, daß die jungen Gattinnen der Neuzeit mehr von der altmodischen Gabe hätten, mit glücklichem Lächeln den Wünschen des Geliebten entgegenzukommen, statt nur an ihren eigenen festzuhalten. Die moderne Frau will nicht um des augenblicklichen Friedens willen irgend Etwas scheinen. Und sie hat Recht, wenn es sich um etwas Wesentliches im Denken und im Geschmack, im Fühlen und im Wollen handelt; sie hat doppelt Recht, wenn sie sagt, daß all die Lüge und List, die das eheliche „Glück“ von den Gattinnen früherer Zeiten verlangte, Mann und Frau erniedrigte und daß, was man so gewann, kein wirklicher Gewinn war. Nichts ist gewisser, als daß die Seelen, die volle Offenheit trennen würde, niemals zusammengehörten, daß die vertrauensvolle Sicherheit das Zeichen der wirklichen Zusammengehörigkeit ist. Nichts ist weiser als der Wille der heutigen Frau, das Leben mit eigenen Augen zu sehen, nicht, wie die Frauen früherer Zeiten, nur mit denen des Mannes. Aber hat sie auch selbst das Vermögen bewahrt, Alles mit dem Gedanken zu sehen, was wohl die Augen des Geliebten darin finden würden?

Die Antwort auf diese Gewissensfragen entscheidet darüber, ob die neue Frau wirklich die Entwicklung der Liebe in die Richtung leiten wird, der ihr Wille zustrebt. Denn nur dadurch, daß sie selbst besser liebt, wird sie allmählich die Leidenschaft des Mannes vermenschlichen und sie von der blinden Gewalt des Blutes befreien, die das Spiel des Auerhahnes und den Wettkampf des Hirsches zu thierisch schönen Schauspielen macht, doch die Liebe des Menschen verthiert. Wer glaubt, die gesunde Stärke der Natur werde dadurch geschwächt, spricht so thöricht wie Jemand, der beweisen wollte, daß

der künstlerische Trieb im Balzen des Auerhahnes gesünder und stärker ist als der, dem wir Beethovens Symphonien verdanken.

Aber es ist nicht genug damit, daß die Frau die Führung übernimmt und das Ziel bestimmt. Sie muß selbst für die Aufgabe entwickelt werden. Ihre Seele ist noch kein sicherer Führer für ihre Sinne; und ihre Sinne sind es nicht für ihre Seele. Noch weniger kann sie dann eine sichere Führerin für die Seele oder die Sinne des Mannes sein, die sie außerdem sie nicht versteht und darum ohne Zaudern verurtheilt, — für Sünden verurtheilt, zu denen sie nicht selten selbst verleitet hat!

Die neuen Frauen verlangen vom Manne Reinheit. Aber ob sie wohl ahnen, wie ihre unterscheidende Behandlung des schüchternen, unsicheren Jünglings und des erfahrenen, sicheren Eroberertypus auf den Jüngling wirkt, der vielleicht um seine erotische Reinheit kämpft, in der Hoffnung, daß der Lohn des Sieges das selige Lächeln eines Weibes sein wird, der aber sieht, wie dieses Weib ihn selbst mit mitleidigem Hochmuth behandelt, während er bewundernd die Flecken des Leoparden betrachtet? Ob wohl alle jungen Frauen, die mit Abscheu von den unreinen geschlechtlichen Gewohnheiten des Mannes sprechen, selbst nur von sanfter, edler Freude am Gefallen geleitet sind? Ob sie sich niemals die verächtlichste aller Falschspielereien erlauben: die der Liebe?

So lange „reine“ Frauen ihre Lust an dem grausamen Spiel der Katzen haben; so lange sie mit den geschmeidigen „Stimmungsvarianten“ der Serpentinetänzerin der Verantwortung für ihren Flirt entgleiten; so lange sie in den Stiergefechten der Eifersucht eine Huldigung genießen: so lange führen sie das Feuer unter dem Hölleugebräu, um das dann die Männer mit der nächtigen Schaar der Fledermausflügler ihren Herensabbath feiern.

Von „reinen“ Frauen sind mehr Männer verführt worden als von „unreinen“. Und dabei sind nicht einmal die im wahren Sinne des Wortes reinen Frauen ohne Schule. Die Frau — für die in so viel tieferem Sinne als für den Mann die Liebe das Leben ist — empfindet in der Nähe der Liebe Schauer, wie sie einen Sonnenaufgang begleiten, den man wachend erwartet hat. Ihre physisch-psychische Scheu nimmt abwechselnd die dem lebenden Manne unbegreiflichen Ausdrucksformen des stummen Entweichens, des jähen Stimmungswechsels, des leeren Mädchenlicherns, des düsteren Mißverstehens an. Und all das Widerspruchsvolle — nicht das Räthselvolle — des Weibes entzündet die Unruhe im Blute des Mannes.

Von den sogenannten Frauenhassern kann die Frau am Meisten über die Natur des Mannes lernen. Denn der Frauenhasser ist immer ein Mann, der in ausgesprochen männlicher Weise das Weib geliebt hat und in den Ausbrüchen seiner Enttäuschung die innersten Wünsche der Männer verräth.

Unsere Zeit hat zwei solche große Verzögerer der Entwicklung der Lieb nach der Richtung, in die sie die moderne Frau leiten will.

Der eine ist Strindberg. Während Männer, die in den achtziger Jahren zwischen Zwanzig und Dreißig waren, oft von der Bedeutung sprechen, die er damals für sie hatte, hörte man niemals irgend eine Frau das Selbe sagen. Die Ursache dürfte darin liegen, daß Strindbergs jugendliche Frauenanbetung nicht seelenvoll genug war, um die Frauen zu rühren; daß seine Ehestands-Erotik niedrig war und seine Strafgerichte in der Periode des „Frauenhasses“ ihre Gewissen unberührt ließen. Denn die Frauen wissen, daß der Dichter aus dem Begriffe „Das Weib“ selbst das Marterrad geschaffen hat, an das er durch eine reine Sehnsucht nach beglückender Liebe gebunden war, aber das von der Ohnmacht getrieben wurde, selbst zu lieben; Das heißt: sein Ich in einem anderen Wesen zu vergessen. Nicht mit dem klaren Blick der Zärtlichkeit und des Verständnisses, sondern mit der Blindheit der Leidenschaft und des Mißtrauens hat er die Frauennatur geschildert. Und darum hat er von diesem Mysterium weder Offenbarungen empfangen noch gegeben. Die Frauen betrachten die von Strindbergs Frauenhaß inspirierten Gestalten — und sie sind seine originellsten — wie Böcklins Meerwesen: mit Bewunderung für die Stärke der Phantasie, die sie schuf, aber ohne Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Wesen. Gerade die Frau aber, die so ist, wie sie nach Strindbergs Ansicht unmöglich sein kann: eine Denkende, die ein gewaltiges Genie zu bewundern, und eine Fühlende, die von einem tragischen Schicksal geführt zu werden vermag, — gerade sie wird sich nicht abschrecken lassen, bei Strindberg zu lernen, was er sie lehren kann, nämlich: was die einseitige Männlichkeit von den Frauen verlangt. Und trotzdem Strindberg all das Tiefste nicht versteht, was die heutige Frau von sich selbst, vom Mann, von der Liebe will, liegt in seinen altmodisch männlichen Forderungen doch Etwas, das die moderne Frau nicht übersehen sollte.

Der zweite große „Frauenschwäher“ der Zeit ist Nietzsche. Und doch hat kein Mann größere Worte von der Mutterschaft gesagt als er, der prophetisch, daß die Frau als Mutter die Welt erlösen wird. Kein Zeitgenosse hat stärker die Bedeutung der Schönheit und Gesundheit der Ehe für die Steigerung des Menschengeschlechtes betont. Kein Dichter hat reichere Worte über das Wesen der großen Liebe gesagt. Aber keiner hat den neuen Willen des Weibes zu eben dieser Liebe weniger verstanden. Kein Seelenforscher der neueren Zeit hat tiefere Entdeckungen in der Menschennatur gemacht, aber für keinen hat „Mensch“ ausschließlicher „Mann“ bedeutet. Den Mann meint Nietzsche immer, wenn er den Menschen eine Einheit aus mehreren Seelen, ein Geheimniß für sich selbst nennt; wenn er von der Spannung der ungeahnten Offenbarungen spricht, die wir erwarten können, wir, die

wir täglich erfahren, daß Jeder sich selbst „für ihn das Fertige, Einfache. Das von der Natur Gebundene, das Allgemeinweibliche in ihr ist das Werthvolle; das Zusammengesetzte, besonders Geprägte ist das Naturwidrige. Nicht in den harten Worten, die Nietzsche über gewisse Frauen sagt, liegt seine Ungerechtigkeit, sondern darin, daß er die Natur des Weibes als eine flache Ebene sieht, während er die des Mannes in Höhen und Thäler, in Tiefen und Untiefen scheidet. Und doch ist der Unterschied zwischen einer „grande amoureuse“ und dem Nachtfalter, zwischen dem Mutter-Menschen und dem Mutter-Weibchen größer als zwischen einer männlichen Herren- und Sklavenseele. Nietzsches Eintheilung der Frauen in Katzen, Kühe und Affen giebt den Möglichkeiten der Frau einen eben so engen Rahmen, wie eine Eintheilung der Männer in Füchse, Büffel und Pfauen deren Geschlecht geben würde. Da fehlten nicht nur Nietzsches eigene Thiere, der Adler und die Schlange, sondern vor Allem der Löwe und der Esel. In der Unempfindlichkeit für den Werth weiblicher Persönlichkeit auf dem Gebiete der Erotik kann Nietzsche mit Luther verglichen werden. Er redet freilich in der groben Mundart des Stallkuchens, Nietzsche dagegen mit der beflügelten Anmuth des Dichters.

Aber selbst die Frauen — oder besonders die Frauen — verstehen schon, daß die harten Schläge von jenen Flügeln der Sehnsucht gegeben wurden, die sich stets aufschwang und stets zurückgestoßen ward, der Sehnsucht nach der Frau, die er lieben könnte. Und wenn Das die Frauen begreifen, können sie auch verzeihen, daß er nicht den ersten Pfeiler der Brücke sah, die zum Uebermenschen führt: die stolze, starke Ueberzeugung des befreiten modernen Weibes, daß der Reichthum ihres Menschenwesens, daß ihr ganzer Persönlichkeitswerth — und nicht nur die Macht der Hingebung ihres Frauenwesens — die Voraussetzung für die Hervollkommnung der Liebe und der Mütterlichkeit ist. Und nachdem sie verziehen haben, dürfen sie sich nicht abhalten lassen, tiefe Wahrheiten über das ewig Bleibende in der Natur der Frau als Geschlechtswesens und in ihrer und des Mannes vom Geschlechtsgefühl bestimmten Sehnsucht nach einander von Nietzsche zu erfahren.

Nach der Begegnung mit Nietzsche dürfte es der Frau von heute so ergehen wie Psyche nach der Begegnung mit Pan, der sie ermahnt hatte, sich der Sorge des Suchens zu entschlagen und mit leichter errungenen Freuden zu trösten: sie wird erneute Kraft fühlen, das große Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen. Wie Psyche, so hat auch die moderne Frau die Unmittelbarkeit und das einfache Glück verloren, weil sie versucht hat, das Wesen der Liebe zu ergründen. Auch sie wird erst nach langen Leiden in einem höheren Zustand beglückt werden und beglücken.

Toleranz.

Im vorigen Heft der „Zukunft“ ist gezeigt worden, wie es im deutschen Vaterlande um die Toleranz steht. Heute soll angegeben werden, welche Forderungen wir, als Volk, zu erfüllen haben, wenn wir uns von dem Flecken der Intoleranz reinigen wollen.

Zunächst muß jede Missionthätigkeit bei Christen der anderen Konfession aufhören, da sie eine schwere Beleidigung des anderen Theiles und dabei ganz vergebens ist. Die beiden Umstände, daß bei der Reformation die Völker, denen die neue Kirchenform angemessen war, ihr sofort zugefallen sind und daß sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Verhältniß der Konfessionen zu einander auf dem Erdenrund nicht mehr wesentlich verschoben hat*), beweisen für sich allein schon, daß die Kirchenspaltung eine durch den Entwicklungsprozeß mit Nothwendigkeit herbeigeführte Differenzirung war, die wahrscheinlich mit der Zeit noch weiter fortschreiten wird, deren Zurücknahme aber zu wünschen und zu erstreben, eine Thorheit und ein Vergehen wider die Natur ist. Die Katholiken haben denn auch, trotzdem aus ihrem Dogma die strenge Verpflichtung folgt, die „Keger“ zu belehren, thatsächlich darauf verzichtet, „belehren“ zu wollen, nämlich im Großen, durch organisirte Mission; sie haben nur noch Heidenmission, keine Protestantenmission. Im Einzelnen werden ja immer noch Bekehrungsversuche vorkommen; eine fromme Seele, ein rechthaberischer Kopf wird immer den Gatten, das Kind, den Freund für den eigenen Glauben zu gewinnen suchen. Das sind bedeutungslose Privatvorkommnisse. Die Protestanten klagen über römische Propaganda, so oft sich in protestantischen Gegenden Katholiken sammeln. Diese sind jedoch niemals bekehrte oder abgefallene Protestanten, sondern immer nur eingewanderte geborene Katholiken. In Sachsen, wo die Furcht vor Rom und den Jesuiten am Größten ist, fallen die Uebertritte regelmäßig zu Gunsten der evangelischen Kirche aus; natürlich: die Mehrheit saugt immer die Minderheit auf, wenn deren Verluste nicht durch Zuwanderung kompensirt oder überkompensirt werden. Für das Jahr 1902 lauten nach der Schlesiſchen Zeitung die Zahlen: 53 Evangelische sind katholisch, 854 Katholische evangelisch geworden. Allerdings hat die Landeskirche etwas mehr verloren als gewonnen (1306 Personen verloren, 1023 gewonnen), aber von den meisten

*) Die Gegenreformation hat nur einige Landschaften wiedergewonnen, die dem Naturell ihrer Bevölkerung nach dem Protestantismus nicht völlig gehörten. Wo der Charakter entschieden ausgeprägt war, sind alle Anstrengungen fruchtlos geblieben; weder hat blutige Verfolgung die Iren protestantisch noch die Uebermacht spanischer Heere die Holländer katholisch gemacht.

Austritten haben die Sekten Nutzen gehabt.*

Protestanten in katholischen Ländern ist, wie ge-
der Katholiken und macht zugleich die Evangelien und die Zwangsmittel
Erfolges lächerlich. Kehrt der Italiener, der Franzose seiner Kirche im
Rücken, so werden sie nicht evangelische Christen, sondern Freidenker, Atheisten.
Wenn reiche Engländer armen Italienern und Spaniern Schulen und Kinder-
bewahranstalten schenken, so ist Das ja ganz wunderschön, aber die dar-
hängende Proselytenmacherei ist weniger schön.

Die Katholiken dürfen das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche
nicht mehr öffentlich proklamiren und ihre Bischöfe müssen die innerlich
religiöse Gleichberechtigung der evangelischen Kirchen offen und ehrlich und
ohne Rückhalt anerkennen. Mit dem Hölleddogma ist es ohnehin nicht schlimm,
seit in jedem Katechismus gelehrt wird, daß die in gutem Glauben, ohne
Schuld Irrenden selig werden können und daß den im Irrthum Geborenen,
namentlich allen geborenen Protestanten, die bona fides nicht abgesprochen
werden darf. Da nun kein Denkender, kein Gebildeter mehr an die Hölle
glaubt, so ist auch kein Grund mehr vorhanden, das anstößige Dogma zu
proklamiren, und die weltgeschichtliche Nothwendigkeit des Protestantismus ist
so mit Händen zu greifen, daß bei den deutschen Bischöfen kaum noch bona
fides vorausgesetzt werden kann, wenn sie sich weigern, die Gläubigen unter
den Protestanten als echte und volle Christen anzuerkennen. Ueberhaupt
müssen die deutschen Bischöfe, die in der Zeit des unglückseligen neunten Pius
vor dessen Vetschwestergarde gegen ihre bessere Ueberzeugung Schritt vor Schritt
zurückgewichen sind, endlich einmal zum Jupiter Stator beten, Posto fassen
und den Ro.h. und Weißbröcken im Vatikan den Standpunkt klar machen.
So lange wir nicht die unzweideutige, klare und kräftige Erklärung aus dem
Munde des Papstes haben, daß die ihm vom Vetschwesterkonzil zugesprochene
Unfehlbarkeit sich nur auf Vetschwester- und scholastische Narrenfragen be-
zieht und mit Staatsangelegenheiten nicht das Mindeste zu schaffen hat, daß
von der Theologie des Thomas von Aquin nur die Glaubens- und Sitten-
lehre als maßgebend empfohlen wird, nicht seine Staatslehre (die, nebenbei
gesagt, wie alle Philosophie eine — übrigens ganz gute — Abstraktion von der
gleichzeitigen Wirklichkeit war) und daß die Protestanten in den Augen des
katholischen Kirchenoberhauptes nicht Ketzer sind, sondern Christen einer an-
deren, der katholischen gleichberechtigten Konfession, so lange darf die preussische

**) Ergötzlich ist die Art, wie die sächsische Pastoren
und die entgegengesetzte Einbildung gleichzeitig für den Ka-
verwenden versteht. Ihre amtlichen Berichte eröffnet gewiß
über die drohend sich ausbreitende Macht Roms und am Sch-
mit den Konversionziffern die sieghafte Macht des lautereren

Regirung auch den Katholiken nicht volle staatsbürgerliche Parität zugestehen und muß Das dadurch kundgeben, daß sie ihnen die höchsten Staatsämter vorenthält. Natürlich nicht, weil sie zu dumm dafür wären; so gescheit wie die protestantischen Corpsburschen sind sie schon lange. Auch nicht, weil ihre Verbindung mit dem Papste den Staat gefährden könnte. Der Papst ist politisch vollkommen ohnmächtig. Seine Herrschaft in seinem eigenen Ländchen konnte nur durch österreichische und französische Bajonnette aufrecht erhalten werden und mußte zuletzt der Volkswuth weichen. Vor seiner Schweizergarde braucht sich nicht einmal das Fürstenthum Liechtenstein zu fürchten, und wollte er noch einmal zur Wiederherstellung des Kirchenstaates Söldlinge werben, so würde ihm das Hohngelächter Europas antworten. Intriguen aber sind heute keine wirksamen politischen Mittel mehr; selbst die allerkleinsten modernen Staaten sind zu solide Gebilde, als daß ihnen eine Koalition von violetten Oberböden und weißen Unterböden einen Schaden zufügen könnte. Auch nicht aus dem abgedroschenen Grunde, den vor einiger Zeit der „Reichsbote“ wieder einmal angeführt hat: eine Kirche, die nicht nur als Staat im Staate, sondern als hierarchisches Weltreich den Staaten gegenüberstehe, müsse der Staat anders behandeln als die mit ihm selbst so eng verbundene und der Herrschaftorganisation entbehrende evangelische Kirche. Ein Weltreich ohne politische Aktionmittel ist für den Staat kein Weltreich; ein solches ist es nur in der verzückten Phantasie der Gläubigen. Nein: gegen die genannten anmaßlichen Dogmen muß nur deshalb der Staat durch grundsätzliche Fernhaltung der Katholiken von den höchsten Aemtern protestiren, weil die Anstandspflicht es fordert; die Minister und die Oberpräsidenten sagen damit: Fällt uns nicht ein, Leute in unser Gremium aufzunehmen, die wir im Herzen für Ketzer halten, so daß wir es nur der Gunst der gewandelten Zeiten zu danken haben, wenn sie nicht unsere Verbrennung beantragen. Auch müssen die deutschen Katholiken auf die unglaubliche Thorheit verzichten, durch Resolutionen die päpstlichen Prätenstionen zu unterstützen. Vielmehr müssen sie dem Papst offen sagen, seine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit sei, der albernen Gefangenschaftskomoedie ein Ende zu machen. Bewirft ihn beim Ausgang ein römischer Gassenbube mit Schmutz (aber die italienischen Gassenbuben sind viel zu artig dazu und der Haß gegen den Vatikan ist veriraucht, seit das Volk nicht mehr die schlechte päpstliche Regirung zu erleiden hat), so dankt er mit dem Apostel, dessen Nachfolger er zu sein glaubt, Gott dafür, daß er um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden gewürdigt ward. (Apostelgeschichte 5, 41). Die weltliche Herrschaft sammt der sella gestatoria, dem byzantinischen Fußfuß und den byzantinisch-orientalischen Pfauenfederwedeln sind Produkte der historischen Entwicklung, gewiß, und man darf der katholischen Kirche keine Vorwürfe daraus machen. Aber sie sind die vor

allen christlichen Gemüthern wie vor den Augen aller Spötter kompromittirendsten von allen Produkten der historischen Entwicklung und alle aufrichtig frommen Christen müssen Gott innig dafür danken, daß er durch die neuere Entwicklung wenigstens den allergrößten Scandal, den Kirchenstaat hinweggeräumt hat. Hätte der bigotte Pius noch länger gelebt, so hätte er allem Unheil, das er über die Kirche gebracht, wahrscheinlich auch noch das allerunerträglichste beigefügt: die Doxmatifirung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Der Phantasie der Katholiken hatte sich diese Herrschaft schon als ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Kirche eingeprägt. Daß sie nun zerstört worden und daß ihr jede Aussicht auf Wiederherstellung für immer abgeschnitten ist, kann die Katholiken mit der Zeit in die richtige Bahn hineinbringen, die zur theoretischen Verständigung mit den Protestanten führt (zur praktischen führen die gemeinsame soziale und Liebesarbeit und die liturgische Kunstpflege): in die Bahn der historischen Auffassung; war die weltliche Herrschaft des Papstes ein historisches Produkt, das von der Entwicklung abgelöst wird, wenn seine Zeit vorüber ist, so wird wohl das Selbe noch von manchem anderen Stück gelten, das zum Wesen der Kirche gerechnet worden war.

Der zweite Paragraph des Jesuitengesetzes muß fallen und fallen müssen die Hindernisse freier Religionübung, die im Reich für die Katholiken (auch für die Reformirten!) noch bestehen; die Politik eines großen Reichs kann nicht ewig Rücksicht nehmen auf die Empfindlichkeiten beschränkter sächsischer Spießbürger, eigen sinniger braunschweigischer Bureaukraten und medlenburgischer Junker und Professoren (die Universität Kostock glaubt sich, wenn ich nicht irre, zum Hort des reinen Lutherthumes berufen).

An sich ist es Bevölkerungen, die sich noch der Glaubenseinheit erfreuen, nicht übel zu nehmen, wenn sie sie aufrecht zu erhalten wünschen. Das Eindringen Andersgläubiger empfinden sie mindestens als eine unbehagliche Störung. Zwar begrüßt eine gebildete protestantische Honoratioren-gesellschaft einen anziehenden katholischen Richter, Rechtsanwalt oder Arzt nicht allein mit aufrichtiger Freundlichkeit, sondern sogar mit aufrichtiger Freude: ist er doch als ein Menschenkind anderer Art ein interessantes Object und eine kleine Abwechslung in der kleinen Garnison. Aber im norddeutschen Landvolk und Kleinbürgerthum leben die düsteren Bilder von den Papisten fort, mit denen dreihundertjährige Polemik ihre Phantasie angefüllt hat, und noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts soll man in Pommern, wenn ein Katholik anzog, ängstlich nach seinen Füßen geschielte haben. Der katholische Bauer aber sieht den einwandernden Protestanten schon deshalb nicht gern, weil er weiß, daß der Kömmling die katholischen Bräuche, die Volksgewohnheiten und als solche dem Volk lieb und unentbehrlich geworden sind, im Herzen verachtet und verspottet. Bleibt es nicht bei einem Anzügler,

sammelt sich eine Gemeinde, so wird die Unbequemlichkeit empfindlich. Auf diesem Gebiet nun erhebt der Katholik größere Ansprüche und hat diese um der Toleranz willen einzuschränken. Er darf nicht gar zu viele äußerliche Zeichen seiner Frömmigkeit öffentlich ausstellen. Der Protestant muß verdrießlich werden, wenn ihn in der Hausflur eines bözener Hotels ein riesengroßer Kreuzifix erschreckt. Geht er doch nicht auf die Ferienreise, um sich abzutöten; die Abtötung kommt dann schon wieder von selbst in der häuslichen, in der Schul- oder Schreibstubenplage. Dagegen finde ich es nicht gerechtfertigt, wenn sich die Protestanten über katholische Prozessionen beschweren. Warum sollen die Katholiken nicht mit flatternder Fahne, Kerzen und Rauchfässern einen Umzug um die Kirche, um den Markt, um die Felder oder eine Waldfahrt nach einer romantisch gelegenen Kapelle veranstalten, wenn es ihnen Spaß macht? All Das ist wirklich sehr hübsch und bereitet namentlich den Kindern unglaubliches Vergnügen. Am Wenigsten in unserer Zeit der zahllosen Umzüge von Kriegervereinen, Turnern, Sängern, Radlern hat man ein Recht, darüber zu raisonniren. Und was die Verkehrsstörungen betrifft, so verursacht deren das Militär allein schon viel mehr als alle Prozessionen. Aber die Katholiken dürfen für ihre Umzüge keine Ehrenbezeugungen, sondern nur Schutz vor Verhöhnung und vor Störungen fordern. Und deshalb müssen sie an Orten, wo die Prozession auch nur einem Protestanten begegnen kann, entweder auf „theophorische“ Prozessionen außerhalb der Kirche gänzlich verzichten oder von der Forderung absehen, daß „das hochwürdigste Gut“ von den Vorübergehenden mit Entblößung des Hauptes oder gar mit Kniebeugung begrüßt werde. Daß in Oesterreich die Unterlassung dieser Ehrfurchtbezeugungen noch kriminell geahndet wird, ist ein unerträglicher Skandal. Der echte Germane bequemt sich gleich dem alten Griechen zu keiner Proskynesis; er spricht auch mit seinem Gott stehend; und vor der Hostie auch nur den Hut abzunehmen, muß er für unverzeihliche Idolatrie halten. Gewiß: die Katholiken sind keine Brotanbeter; sie beten in der Hostie den Mensch gewordenen Gott an. Aber nur von Kindheit auf daran gewöhnte Köpfe vermögen sich in die scholastische Ungeheuerlichkeit zu finden, die durch das Wort Transsubstantiation bezeichnet wird. Wer Verständniß für Mystik hat, vermag sich einigermaßen vorzustellen, daß der verklärte Gottmensch, wenn Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind und das Gedächtnißmahl feiern, das er eingesetzt hat, mitten unter ihnen ist. Aber nimmermehr wird ein nicht voreingenommener Verstand sich zu dem Glauben bringen lassen, daß der Gottmensch, daß Gott in Hostiengestalt herumgetragen werden könne. Wie in der Frankfurter Zeitung einmal erzählt wurde, hat der Domkapitular Dr. Schädler in Bamberg eine erzbischöfliche Verordnung veranlaßt, wonach die Drehtabernakel abgeschafft werden sollen,

weil es unwürdig sei, „den Herrgott Carouffel fahren zu lassen.“ Aber alle übrigen mit der Hostie vorgenommenen Manipulationen sind bei der Voraussetzung des Glaubens an die Transsubstantiation eben so unwürdig und deshalb kann kein unverschrobener Kopf mit völlig entwickeltem Denkvermögen diesen Glauben annehmen oder auch nur entschuldbar finden.

Die Evangelischen bereiten in dieser Hinsicht den Katholischen keine Unbequemlichkeiten. Um aber nicht gar zu anspruchlos zu erscheinen, erheben sie seit einigen Jahren die Forderung, daß der Karfreitag als öffentlicher Feiertag anerkannt werde, und haben sogar ein Gesetz veranlaßt, sind aber, wie die Verhandlungen der letzten Generalsynode beweisen, mit der Durchführung dieses Gesetzes noch lange nicht zufrieden. Ich habe wiederholt den Protestanten begreiflich zu machen gesucht, daß die Zumuthung an die Katholiken, den Karfreitag als Festtag zu begehen, ungefähr so klingt, wie wenn man einen über den Tod des geliebten Weibes tief betrübten jungen Ehemann für den Begräbnistag zum Balle einläde. Aber norddeutsche Pastoren begreifen so wenig wie schottische Puritaner, welcher Unterschied zwischen einem Festtag und einem Trauertag ist. Die Katholiken mögen mit dieser auf angeborenem Mangel an ästhetischem Empfinden beruhenden Schwäche Nachsicht üben und dem Stiefbruder den Willen thun, zumal ihnen ja nicht zugemuthet wird, bei Pauken und Trompeten zu tanzen. Die Nachgiebigkeit legt ihnen weiter kein Opfer auf, da sie in Deutschland ohnehin gewohnt sind, den Karfreitag — zwar nicht als Festtag zu begehen, was sie wirklich nicht können, aber — mit Andachtübungen auszufüllen so daß ihnen für Handwerksarbeiten und Geschäfte, deren Erledigung an diesem Tage sie nicht für Sünde halten, wenig oder keine Zeit bleibt.

Nun hätten wir noch der Schulfrage zu gedenken. Die Katholiken und die Konservativen stützen sich mit Recht auf die preußischen Traditionen, von denen ja die des 1866 annectirten Nassau allerdings abweichen; aber in Altpreußen ist die konfessionelle Schule die normale. Man hat eingewendet, die Konfessionalität sei in keinem Gesetz, in keiner königlichen Verordnung ausgesprochen. Mein Material reicht zur Prüfung dieser Behauptung nicht aus. Sollte sie aber auch begründet sein, so würde sie gegen die preußische Tradition nichts beweisen: das Selbstverständliche spricht man in Gesetzen nicht aus. Die Schule ist als ein Sproß der Kirche entstanden, Geistliche sind die ersten Lehrer gewesen, später, als ein weltlicher Lehrerstand erwuchs, Schulleiter und Theilnehmer an der Lehrthätigkeit geblieben, Friedrich der Große hat nach der Eroberung Schlesiens die Schule ganz und gar der Kirche beider Konfessionen „ausgeliefert“ und jeder Schritt der Säkularisirung der Schule, die freilich nicht ausbleiben konnte, ist durch einen besonderen gesetzgebenden Akt vollzogen worden. Daß einige hundert Simultan-

schulen vorhanden sind, beweist nichts gegen das Prinzip, denn jedes Prinzip findet seine natürliche Grenze an der Unmöglichkeit der Durchführung.

Dennoch möchte auch ich nicht, daß die Konfessionalität der Volksschule als Gesetz ausgesprochen würde, denn ich hoffe auf eine Verständigung und Annäherung (nicht Vereinigung!) der Konfessionen, die eine gedeihliche Wirksamkeit der Simultanschulen ermöglichen wird. Vorläufig und noch auf lange hin ist von solchen nichts Gutes zu hoffen. Die katholische und die protestantische Auffassung gehen noch so weit auseinander, daß Weltgeschichte und Literatur nicht gelehrt werden können, ohne daß sich die Schüler entweder der einen oder der anderen Konfession verletzt fühlen. Dazu kommt die Befürchtung sowohl der Katholiken wie der gläubigen Prot. stanten, ein liberaler Kultusminister könne einmal dem Ansturm der „freien Geister“ nachgeben und statt der mosaischen Schöpfungsgeschichte Haedels Anthropozenie einführen. Fürs Gemüth ist nicht gesund, wenn es schon in der Kindheit zerrissen wird; es soll sich in einer gleichförmigen Welt- und Lebensansicht entfalten. Erst wenn der Charakter fertig ist, kann es ohne Schaden den Stürmen der Zweifel und der Entscheidungskämpfe ausgesetzt werden.

Die Katholiken haben aber noch den besonderen Grund, sich gegen die Simultanschule deshalb zu sträuben, weil sie nicht ehrlich gemeint ist: unter dem Namen Simultanschule soll ihnen die protestantische aufgezwungen werden. Als Typus der preussischen Simultanschulen kann man die gemäß der Stiftung simultane Ritterakademie in Liegnitz ansehen, deren simultaner Charakter dadurch gewahrt zu werden pflegt, daß man entweder einen katholischen Reitlehrer oder einen katholischen Zeichenlehrer anstellt. Die katholischen Blätter berichten fast allwöchentlich über Fälle, wo an Simultanschulen, selbst an solchen mit überwiegend katholischer Schülerzahl, alle oder die meisten Lehrer protestantisch sind, ferner über Fälle, wo eine Gemeinde gezwungen wird, wegen einiger Duzend protestantischer Kinder eine evangelische Konfessionsschule zu gründen, endlich über Fälle, wo den Katholiken die Errichtung einer eigenen Konfessionsschule nicht zugestanden wird, mögen auch hundert bis zweihundert katholische Schüler die evangelische oder Simultanschule besuchen. Das Wort Simultanschule ist also in Preußen gewöhnlich nur ein Euphemismus für evangelische Schule.

Eben so ergötzlich wie belehrend ist in dieser Beziehung der trierer Schulstreit verlaufen, bei dem die Katholiken zwar in einigen, aber nicht in allen Stücken Unrecht hatten. Die dortige evangelische Höhere Töcherschule war in der Zeit, da sich Trier gleich den meisten anderen katholischen Städten noch eines liberalen Regimentes erfreute, zur Simultanschule gestempelt worden, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß diese Maßregel, die der Anstalt die katholischen Mädchen zuführen sollte, ihren evangelischen Charakter nicht

beeinträchtigen werde. Der Wandel der Zeiten und die letzten Streitigkeiten haben aber die Anstalt wirklich simultan gemacht, — und nun jammern die protestantischen Organe, allen voran die Tägliche Rundschau, evangelische Mädchen würden genöthigt, von einer katholischen Lehrerin Geschichtunterricht zu empfangen und katholisirende Lehrbücher zu gebrauchen; den Evangelischen sei ihre evangelische Schule geraubt worden! Also die Konfessionschule muß vorläufig noch die Regel bleiben; mit vernünftigen Ausnahmen natürlich. Statt für zwanzig oder auch für fünfzig Kinder eine besondere Schule zu errichten, wird es immer zweckmäßiger sein, sie in die drei oder sechs Klassen der Schule der anderen Konfession zu vertheilen. Ziehen jedoch die Familienväter um der Konfession willen die schlechtere Schulung ihrer Kinder vor, so muß man auch in diesem Fall des Menschen Willen als sein Himmelreich gelten lassen.

Wenn wir diese Ziele vor Augen hätten, könnten wir in einigen Jahrzehnten wohl in Deutschland aus dem ellen und unfruchtbaren Konfessionengezänk herauskommen, — wäre auf beiden Seiten nur guter Wille vorhanden. Ob er aber in ausreichendem Maße vorhanden sein wird?

Reiffe.

Karl Jentsch.

Anzeigen.

Hugo Salus, *Novellen des Dyrifers*. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischl & Co.

Die Leute, die zu thun haben, wenn Andere dichten, strecken sich jetzt weidlich herum, ob diese „Novellen des Dyrifers“ auch wirklich „Novellen“ sind oder nicht. Sollte mans heutzutage noch für möglich halten? So hängt uns also noch immer das Böpflein hinten und Schablonisiren und Kategorisiren ist noch immer die Seele von Tautchen Kritik? Salus hat doch deutlich gesagt, daß er „Novellen eines Dyrifers“ geschrieben hat, und dieser famose Titel kann wohl allenfalls eine neue Richtung für Prosawerke schaffen, schließt aber doch von vorn herein jede Taxirung und jeden Vergleich aus. Zum Glück ist man bei Bezopften und Unbezopften so ziemlich darüber einig, daß es sich hier um wahrhaftige Kunstwerke handelt, ob sie nun das Novellenpatent besitzen oder nicht. Eigenthümlich ist diesen feinen Ich-Geschichten, die so persönlich anmuthen, daß sie wie aus einem großangelegten Tagebuch herausgeschnitten scheinen, ihre Entwicklung aus dem Symbol. Dichterseelen sind hellsehend und für Salus sind die seltsamen Zusammenhänge zwischen den Dingen und ihren Wirkungen, zwischen dem Stoff und dem Geist eine märchenreiche Domäne, in der seine staubphantasie sich — fast möchte man sagen: „mit Behagen“ — ergeht. Das es auch, was diesen Dichtungen in Prosa ihre besondere Tiefe und Nachwirkung verleiht: Salus fabulirt in einem Lande, das nicht auf der Oberfläche der Empfindungen liegt; man muß gewillt sein, ihm ins Symbolische und oft auch bis in das Mystische zu folgen. Das gilt allerdings nicht von allen Stücken seines Buchs.

bei manchen herrscht scharfe Deutlichkeit und die Erzählung fließt sicher dahin wie ein wohleingedämmtes Bächlein. Bei anderen Stücken aber tritt die Symbolik in ihr Recht, der Phantasie des Lesers (wenn er eine hat) ist dann ein wohlthuender Spielraum geboten und er kann auch gewissermaßen (wenn ers kann) ein Bißchen mitdichten. In dieser intensiven Mitbeschäftigung des Lesers liegt dann die dauernde künstlerische Nachwirkung.

Eine Schwalbe, die in den Rachen eines hölzernen Todes fliegt, als Dieser eben, als Spielzeug einer Thurmuhr, zum Stundenschlag die Kinnladen öffnet, und die nun im Innern des Todes gefangen bleibt, bis die nächste Stunde sie wieder befreit: ein prächtiges Gleichniß für eine am Leben irrgewordene, verzweifelte Jünglingsseele, die eine Stunde lang den Schauern der Vernichtung preisgegeben ist, bis sie, mit neugewonnenem Lebensmuth, wieder dem Licht und der Freiheit entgegenfliegt. In dieser Erzählung von der Schwalbe (und nicht in dieser allein) kommt Salus unserem lieben Meister Gottfried Keller in wunderliche Nähe. Noch bezeichnender für den Erzähler Salus ist wohl aber die feine und seltsame Geschichte „Hände“, in der sich uns ganz neue Empfindungsgebiete erschließen. Zu einem Sterbenden wird in der Nacht der Arzt und der Priester gerufen; und nun stehen Beide an seinem Lager und Jeder thut das Seine. Da bricht der Mond mit gespenstischem Leuchten durch das Fenster und nun reden die salbenden Hände des Priesters, die forschenden Hände des Arztes und die stillen, vergehenden Hände des Sterbenden im fahlen Mondlicht eine tief ergreifende Sprache. Drei einander fremde und ferne Welten, drei ungeheure Reiche aus dem Weltall der menschlichen Seele berühren sich in diesen Händen. Solches Hervorzaubern großer Ausklänge aus alltäglichen Geschehnissen ist für Salus sehr charakteristisch. Die tiefen Wirkungen dieser von der Frömmigkeit eines wahren Dichters verklärten Erzählungen entschleiern sich freilich eher einem naiv empfänglichen Gemüth als einem kritischen Kopf.

Wien.

Franz Karl Ginzley.



Weiberhaß und Weiberverachtung. Eine Erwiderung auf die in Dr. Otto Weiningers Werk „Geschlecht und Charakter“ geäußerten Anschauungen über „die Frau und ihre Frage“. Verlag Stern & Co., Wien.

Ich habe versucht, die Wege zu verfolgen, die ein genialischer, aber, wie ich glaube, manisch verfolgter, zornmüthiger Geist eingeschlagen hat, um ein großes begriffliches Material nach einer vorgezeichneten Tendenz zusammenzuschmieden, um die Ergebnisse einer tiefen, aber durchaus nicht „voraussetzungslosen“ Forschung in ein System zu bringen, um eine abnorme, dem Leben feindliche Aversion als normal und einzig sittlich darzustellen. Die Argumente, auf die sich dieses Phänomen einer abgrundtiefen Weiberverachtung, die dem Verfasser das Problem der „Frau und ihrer Frage“ in die falscheste Perspektive rückte, stützt, diese Argumente, mit denen es steht und fällt, ergaben sich naturgemäß als identisch mit Vernichtungstendenzen, die das Leben ausstößt. Daß aber dieses Werk, das besonders nach dem Selbstmord des Verfassers auf weite Kreise sensationell wirkte, trotz all seinen Widersprüchen schließlich doch für eine Vermenschlichung des Weibes eintritt (nennt es sie auch fälschlich Vermännlichung),

giebt uns die Berechtigung, den Geist, der es Kraft, die stets das Böse will und stets das
Bien.

Ellen Oestjerne. Eine Lebensgeschichte v
Dr. J. Marchlewski & Co, München

Liebe Ellen Oestjerne, nun hat man
finde Das gut. Ich finde, daß Ihr Leben ein
müssen, und ich glaube, daß man es vor All
jungem Mädchen und jungen Männern, die da
wissen, wie. Das ist ja nun leicht, da ein
Alles steht, was Sie bis jetzt erlebt haben;
was man jetzt lesen kann, noch Leben war u
Oestjerne. Da konnte man es Keinem, bei
geben; man konnte nicht einmal davon spr
Man kannte es nicht, erstens, weil es im A
wovon jetzt gesprochen werden kann, noch nie
kannte es nicht, weil Keiner des Anderen Leben
und liebsten Menschen Leben nicht, selbst das
hat. Oder irre ich mich, Ellen Oestjerne?
dem Menschenverkehr zu sehr entfremdet ob
Leben, das nie recht an Menschen angeschlo
schäft? Haben diese Menschen, die Ihnen na
(junge Männer und ältere) Ihr Leben gekan
Sie, liebes muthiges Kind, das Leben gesucht
all das Fremde, nach dem Ihre Sehnsucht in
war, haben sie gewußt, wer da zu ihnen kan
langen? Ist einer von den Männern, die
geworden, weil er Sie einen Augenblick lang
und Ihre welte, ungeduldrige Seele? Ich
Alle zurückgeblieben, dort, wo sie waren, wie
geringen Geschäften, wenn ein Frühlingsta
Wann hätte auch ein Mann Zeit gefunden,
er liebt, zu erforschen? Er glaubt, es beim er
und später vergißt ers; denn noch ist es den
zu lieben, einen ganzen Menschen, der ein eig
hat und allein ist. Es ist sehr schwer, Ellen
zu lieben, einen, der schon als Kind einsam
Ihre Eltern es nicht gekonnt haben? Ihr Be
daß aber Ihre Mutter so voll Feindschaft gege
anderen Grund. Sie müssen bedenken, daß (so
sind) doch Einer auf den Anderen wirkt, nicht mi
mit der Freude, in der er blüht,— als Masse gle
Ihre Mutter hat in Ihnen ihr Schicksal gehal
großen Armuth, in der Sie leben, diese Noth un
der sie nicht gewachsen gewesen wäre; den ein

haben, hat sie gehaßt, weil sie ihn nicht errungen hätte. Es war Ihr Schicksal, Ellen Olestjerne, das, noch ehe es geschah, Ihnen die Mutter nahm; Ihr Schicksal hat Ihnen, da es sich vollzog, viele Menschen genommen; aber jetzt, da ein Theil davon vergangen ist, sollte es Keinen geben, der Sie lieb hat gerade um dieses Schicksals willen? Wenn es Keinen giebt, Ellen Olestjerne, dann könnte ich Ihnen wünschen, daß Sie sich verwandelten und würden gleich gewissen Einsamen, die aufgehört haben, unter den Leuten das Leben zu suchen, und die Alles von den Dingen erwarten. Dann wünschte ich, Niemand wäre in Ihrer Erinnerung, nur das Meer, das große graue Meer Ihrer Heimath, Schloß Nevershuus und sein Park und die kleine nordische Küstenstadt hinter den Deichen; Bäume und Blumen nur und Dinge, die Ihnen lieb waren, und vielleicht ein Thier, ein Hund vielleicht, — der Hund, der in Ihrer Kindheit vorkommt. Aber ich erinnere mich, daß damals, als Ihr Leben sehr schwer war, in der selben Stadt einige junge Menschen wohnten, junge Mädchen und junge Männer, die, aus der Ferne gleichsam, Ihr Schicksal fühlten und seltsam davon ergriffen waren. Das waren Anfänger des Lebens, Linkische, denen es unendlich viel bedeutete, zu wissen, daß Sie das Leben wollten, obwohl es hart war; daß Sie, obwohl Alles dagegen sich erhoben hatte, Ihr Leben wollten, dieses Leben, daß Sie sich ganz allein gemacht hatten, wie Einer, der sich im Kerker mit nichts eine Geige macht, ohne es jemals gelernt zu haben. Wenn für diese jungen Leute Tage kamen, da sie ihr eigenes Dasein schwer empfanden, sagten sie sich, daß sie dazu kein Recht hätten, weil sie nicht hungerten. Ramen Stunden, da das Leben ihnen glücklos schien, so gedachten sie eines jungen Mädchens, das mit Armuth und Krankheit rang und für welches Glückseligkeit hieß: im Hospital von Arbeit, Muth und Operirtwerden auszuruhen und in den Händen schweigsamer Schwestern leise zu heilen. Und wenn diese jungen Menschen, die in der Zeit der vielen Uebergänge standen, von jener schwankenden Stimmung erfaßt wurden, die voll Todessehnsucht war, dann gaben sie sich in Beschämung zu, daß sie den Tod nicht kannten, nicht so kannten wie Ellen Olestjerne, die das Leben so sehr liebte. . . . Ich erinnere mich, daß es einige solche junge Menschen gab, Ellen Olestjerne, und ich glaube, daß man das Buch, darin Ihres Lebens Geschichte erzählt wird, Denen in die Hand geben muß, die das Leben beginnen wollen und nicht wissen, wie. Sie werden, wenn ich mich nicht irre, dieses Buch, über seine Einzelheiten fort, als Ereigniß fühlen, ganz wie jene Anderen die Nähe Ihres Schicksals fühlten, da es geschah. Begreifen Sie es, wenn dieses Schicksal, da ich es überschauere, mir als ein einsames Schicksal erscheint? Kann Ellen Olestjerne, die sich so selig den Menschen gegeben hat (weil sie meinte, daß die Menschen das Leben sind) eine Einsame geblieben sein? Viel spricht dafür; denn Die, auf welche ihr Leben gewirkt hat, kommen darin nicht vor. Macht es Sie traurig, Ellen Olestjerne, daß Sie eine Einsame sind? Daß auch Ihr Kind nichts daran ändern wird? Denn Sie wissen, daß es im Wesen der Kinder liegt, anders zu sein, fern zu sein, fern von allen Erwachsenen. Einsame wirken in die Ferne. Und deshalb ist mir, als wäre es gut, daß Sie einsam sind. Wie könnten Sie sonst in die Ferne Ihres Kindes hineinreichen, weit in sein Leben hinein? So aber können Sie es. Und Das wollten Sie doch. Das war es doch, was Sie wollten, liebe Ellen Olestjerne?

Rom.

Rainer Maria Rilke.

Die Bō

Korea ist reich an werthvollem fernem Ostens nennt, mag sehen. Natürlich h'inkt auch dieser findet man aber allerlei Aehnlichkeit, wie einst England, zieht auch gessen war die feierliche Zusage & Zoll neuen Landes erobern, sondern Gasse bahnen. Besunken und ver Parole des Mikados: Korea unabh. naysours der hohen Politik. Der ist im letzten Exstrum von fünf re ein Land, das eben erst begonnen der Geschäftssinn sich bezahlt. U Abendländern in die Schule gegar Goldes wandert über die Meeresst Nickelgeld; das Nickel ist echt, falsche münze erst ihren Kennwerth verlor Nacht und Rebel an einsamen St Russen ein Rauffahrer nach dem e wird. Die Japaner sind mit ihren Höhlen und Schluchten in seinen im vorletzten Jahr solche falsche R Mark in die Hände; danach kann gedungen sind. Gold ist nicht der Insel wird auch Silber, Kupfer, G funden, die den Appetit des ausl Buren, lieben auch die Koreaner um aus ihrem Lande herauszutraglich, ehe ihr Staat zu den Goldlä in alle Ewigkeit erfreuen zu dürfe des internationalen Kapitals aufe Rechenfehler. Als der alte Präsid. Welt eine Stütze brauchte, berief e aus Holland an seine Seite. Der Gefühl, als er vor einiger Zeit vo sendung eines Zahnarztes an den anderem Schlag als die Kaukasie Schmerzen verursacht, was den An liner Zahnarzt dem Kaiser von Ko dem Prag dem eigensinnigen Krü Tages alle Bier in beschaulichem feierliche Versprechen der Japaner der Entthronung sch'iken. Die Fall — kein vernünftiger Mensch wird

Korea zu erobern, nicht, um es sich selbst zu überlassen und den Streit um die Vorherrschaft ins Unabsehbare zu verlängern. Daran ändern alle Phrasen nichts.

Lüge zeugt Lüge. Aus Heuchelei erwuchs dieser Krieg und ein heuchlerisches Wesen wirkt in allen Ereignissen fort, die mit ihm zusammenhängen. Japan hat Rußland den Krieg erklärt; den Werthpapiermarkt rüttelt am ersten und, da sich das Kriegsglück gegen den älteren, weit wichtigeren Machtfaktor lehrt, auch am zweiten Tag eine heftige Panik: und plötzlich, mit elementarer Gewalt, drängt sich der alte Zwist über das Börsengesetz an die Oberfläche. Weil die Bestürzung über Rußlands Nothe, die bange Scheu vor möglichen Verwickelungen den laut angepriesenen Segen einer neuen Konjunktur zu vernichten droht, erhebt sich ein wildes Wehgeschrei ob der Geißel, die der Börse geflochten ist, und das Börsengesetz wird als das schlimmste Unheil verschrien, unter dem unsere Wirthschaft leide. Eine „ernste und wahrhaft nationale Aufgabe“, so lasen wir, sei es nun für die Staatsregierung, ohne Säumen die Börsenreform zu gewähren. Diesen Appell an den Reichskanzler fand ich in der Kölnischen Zeitung und ähnliche Sätze standen in vielen anderen Blättern. Ist der Krieg etwa eine Folge des deutschen Börsengesetzes? Kann der Reichskanzler im Bunde mit einer Reichstagsmehrheit uns von den üblen Wirkungen befreien, die dieser Krieg auf unser Wirthschaftsleben zu üben droht? Wer blind seiner Zeitung vertraut, muß glauben, aller Jammer werde enden, sobald das Reichsgesetzblatt die frohe Botschaft bringe: Der Handel auf Zeit ist fortan in allen Börsenpapieren gestattet; der Einwand von Spiel und Wette ist bei Börsengeschäften unzulässig und diese Geschäfte sind von allen Stempelabgaben frei. Das Alles ist nicht sehr ernst zu nehmen und Graf Bülow hat wahrscheinlich nur schelmisch gelächelt, als sein kölnisches Sprachrohr plötzlich ohne Inspiration zu reden begann.

Daß die Regierung gerade jetzt die Emission der 70 Millionen preußischer Konsols zuließ, war ein recht schlimmer Fehler, weil danach Jeder annehmen mußte, daß die Maßgebenden an der Erhaltung des Friedens nicht den geringsten Zweifel hegten. An dem selben Tage, wo die Begebung bekannt wurde, entstand der Bruch zwischen Rußland und Japan und es war nur natürlich, daß die ahnungslos überraschten deutschen Börsen alle Fassung verloren. Jetzt aber soll die ganze Schuld darin zu suchen sein, daß wir keinen Terminhandel, also auch keine Kontremine haben. Als ob es den Papieren, in denen der Handel auf Zeit gestattet ist, viel besser ergangen wäre als den anderen! In London und Paris, die politisch richtiger informirt und deshalb besser vorbereitet waren als Berlin, wurde der Schlag, den der Ausbruch des Krieges dem Geschäft versetzte, fast eben so stark gefühlt. Fast; nur hatte das von Syndikats Hoffnungen und Fusionen berauschte Deutschland eine andere Tendenz als England mit seinem Goldminenleid und Frankreich mit seinem Kongregationenweh. Schon am dritten Tag hatte übrigens gerade unser Kassamarkt sich wieder erholt. Damit waren die lautesten Behauptungen der Börsenreformer entkräftet. Während war die zärtliche Liebe, die der Kontremine gespendet wurde. Wahre Hymnen sang man ihr vom Rhein bis zum Belt; und wenn es zufällig gelungen wäre, einen von den Märtyrern dieses Berufes, meinethwegen Herrn Placzek, in persona aufzutreiben, so hätte man ihm wahrlich, wie einer jubilirenden D.va, die Pferde ausgespannt. Wie verwerflich die große Effektenspekulation à la bourse ist: dafür

scheint den braven Leuten, die sich für das Gefühl verloren zu sein. Die A darüber ist gar nicht mehr zu reden und Farbe zu bekennen wagt, ist nicht zu z mit denen die Freischärler der Börse sich um als Beute die Aufhebung des Differentials des Terminhandels heimzuschleppen. Mit diesen Argumenten ist nicht viel zu sogar schon, den Russenbankkurs sucht i markt schien wieder eine — freilich noch b nicht bleiben. Wie sich im Verlauf die der internationalen und unserer deutschen kann uns leider kein noch so modernist

In all dem Getöse blieb die Er kanadischen Pacificbahn fast unbemerkt. sation geworden. Die Kanada-Aktie, e hat, seit die Deutsche Bank die Balti kurrenz erhalten; Northern-Pacific, die gegangen. Trotz der hohen Patronanz, Kanadierin der erste Platz aber nicht se freilich nur eine Privatmeinung; immer stammt. Anders mögen die Leute den Aktie eine wichtige Geschäftsfrage ist. fürchtete man vielleicht, diese Aktie könn ihre Rentabilität, auf den Kurs berech troffen werde. Solche Angst könnte di sie. Denn die innere Berechtigung feh tischen Krieg mußte eigentlich dazu dr fallen zu lassen oder wenigstens zu ver dem Beginn des Jahres 1904 gehen b zurück; und das Unternehmen trat, na neue Jahr mit einem Surplus ein, de driger ist als das im Januar 1903 vorho man die Dividende nicht erhöhen. Ma leider war wieder zwar das Metall echt aber die Prägung falsch (denn das & Solche Kraftanstrengungen, die durch el zeitgemäße Bestreben, die Effektenpartese man uns wenigstens während der polit Karls des Fünften, der keine Landkarte l wünschen gepackt zu werden, haben unfer lichen Theil ererbt. Mögen sie mindest strenger nehmen als dieser Weltbeherrs eroberte und doch niemals auf dem Schlach in Gefahr begeben? Ruhm, so viel Ihr wi

Notizbuch.

Kant war an der Reihe; am zwölften Februar hundert Jahre tot. Das Nächste ist nun Bar sur Aube; am siebenundzwanzigsten Februar neunzig Jahre her. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen; daß wir bei dem ewigen Geseier die Fähigkeit zu rechter Feierstimmung verloren haben, merken nur die Stillsten im Land. Ein Schlachttag oder die Geburtsstunde neuen Glaubens, ein Weiser oder ein Haudogen: was gemacht werden kann, wird gemacht. Kant bekam also die fälligen Artikel. Von allen Seiten sehr gute Censuren. Das war zu erwarten gewesen. Kant ist eine Welt, aus der Jeder sich bequem Früchte, Wurzeln, Metall, Riefenzapfen, Edelgestein oder Reisig in sein Gärtchen, sein Häuschen heimzuschleppen kann. Berwegener als die wildesten Gottleugner der Encyclopädie, so ungefähr sagt Treitschke, hat Kant den Wahn bekämpft, vom Ueberfinnlichen könne uns Wissenschaft kommen; und doch war auch diesem Immanuel metaphysische Sehnsucht nicht fremd. Er hat die Vernunft gekrönt und dennoch in einer berühmten Vorrede gerufen: „Ich mußte das Wissen forträumen, um Platz für den Glauben zu gewinnen“. Rationalisten und Okkultisten können ihn loben. Er brachte das Stichwort vom Kategorischen Imperativ, das, wie der Sekundaner schon und der Kanzler noch weiß, den Bonaparte erschlagen hat, und war doch, trotz der Terreur, der inbrünstigste Bewunderer der französischen Revolution geblieben und hätte in Robespierre gern seines philosophischen Wollens Pofftrecker begrüßt. Schwarzweiße und Feuerrothe, Konservative und Sozialisten dürfen ihn rühmen. Als Weltbürger und als Preußen, als großen Helfer im Befreiungskrieg und als den Verfasser des Traktates über den Ewigen Frieden, den „Allesjermalmmer“ (Kleist), den heiter Gottlosen und als Philosophen des Protestantismus (Treitschke), als Schillers Lehrer und Marxens Führer konnte man ihn preisen. Das geschah denn auch. Wunderschöne Artikel; bei Herder und Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, Cousin, Fischer, Paulsen und vielen Anderen konnte man Rosinen und Mandeln finden, die für den Feiertagskuchen jetzt zu brauchen waren. Hier herrscht diese Sitte nicht, wird über Kant, Herder, Spencer, Mommsen, Haedel nicht gerade dann, nur dann geredet, wenn sie aus der Zeitlichkeit geschieden, Siebenzig alt geworden, vor hundert Jahren geboren oder gestorben sind. Hier wird nicht gefragt: Ueber wen muß, von wem es auch sei, jetzt geschrieben werden? Sondern: Wer hat über ihn Wissenswerthes zu sagen? Die großen oder eine Weile groß scheinenden Männer werden uns an den „Gedentagen“ ja so wirksam vereselt, daß es ganz gut ist, wenn wir sie erst nach einer Anstandspause wiedersehen. Außer den Artikeln und Reden gabs auch diesmal natürlich die „Rundfrage“, ohne die Alldeutschlands Kultur sich schon läßt nicht mehr herrlich offenbaren könnte. Bitte: drei bis fünfzig Zeilen über Kant! Gescheite und bescheidene Menschen verweigern die Erfüllung solchen Wunsches oder begnügen sich, wie in unserem Fall der englische Premierminister Balfour und der feine Kantkennner Paulsen, mit ein paar anspruchlosen Sätzen, die in das Wesen des zu Ehrenden gar nicht erst einzudringen suchen. Andere lockt die Lust, sich gedruckt zu sehen, unter den bedeutenden Zeitgenossen zu prangen; und dann gehts oft lustig zu. Der Reichsbankdirektor Koch soll über Kant reden, will über Kant reden; was herauskommt, klingt wie eine Dugendtoast auf einen tüchtigen Geschäftsmann, der als Jubilar die Honoratioren um seinen Tisch vereint. Der fleißige, kluge, auf seinem Gebiet so gut unterrichtete Graf Posadowsky kann sich nicht entschließen, dem Rundfrager zu antwor-

ten: Ich weiß nichts von Kant; nicht g
 deutschen Denker ein Urtheil fällen,
 und erinnert sich, daß der Kanzler,
 über die „lebendigen Kräfte“ geredet h
 dort, als die Ausstellung eröffnet wu
 wirtschaftliche Kräfte gemeint; es t
 bowsky nimmt das Wort auf und m
 Sache noch schlimmer. Der Kanzler
 dem Aristoteles vergleichen ließ, fühl
 Sätzen zurecht, hinter denen keine P
 „Phantastereien in die Arme läuft“, m
 rafft er sich zusammen. Du mußt ein B
 anken entbinden; sonst nennt die Ba
 nung gehts los: „In diesem Sinn, nicht
 Schriften des großen Königsbergers di
 niedergelegt ist, daß der Geist des Kateg
 heitkriege geschlagen, an Preußens Gr
 und noch heute wie fernherhin nicht entk
 neuerdings wieder durch die Reihen
 zu Kant!“ Neuerdings? Bierzig J
 Rückzug vom spekulativen Idealismus
 für unsere Erkenntniß, rückwärts schre
 von der Entwicklung der Organisme
 des nachantischen Jahrhunderts zu
 und wie über ihn „neuerdings“ selbst eh
 aus Mauthners erkenntnistheoretisch
 erfahren, wo er den Satz finden kan
 aller Wortrealisten nahm Kant Abstr
 Urtheile, uneinlösbare Scheine für ba
 Ruhm nicht ins Uebermenschliche, zeit
 Fries, Bende, Feuerbach, Schopenl
 bildung gesagt worden ist, wird durch
 Auch sollten Excellenz sich hüten, in
 sprechen. Das alte Preußen hat den D
 nister hätten ihn am Liebsten vom
 etwa, nach Kants Gebot, in jedem I
 Gehorcht es dem kategorischen Imper
 delns Maxime Naturgesetz werden? ..
 patriotischen Oberlehrer verlangen L
 preußischen Bonzen vor Kant knien zu
 zu dem Angebeteten; keine Ahnung, di
 Kriege und Reichsgründungen winzig
 Doch Kant war an der Reihe. Jetzt brau
 sicher auch nicht. Ihn nicht lesen, sei
 schon Schopenhauer zur Wuth, sager
 uns war. Schade, daß nicht auch H

hat. „Na ob! 'ne große Nummer! Herz auf dem rechten Fleck. Praktische Vernunft! Das ist die Hauptsache. Ich mache auch den ganzen Bimt mit praktischer Vernunft. Und Gott verläßt keinen Preußen, der so denkt.“ Das Nächste ist nun Bar sur Aube, Laon, May der Zweite von Bayern. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

* * *

Herr Dr. Franz Finemann schreibt mir aus Jena:

Daß wir von Kant eine Aeußerung besitzen, die man als Beitrag zur Frage der Polenpolitik auffassen könnte, dürfte wenig bekannt sein. Allerdings findet man sie an unscheinbarer, nun schon vergessener Stelle, nämlich in Christian Gottlieb Mieldes litauisch-deutschem und deutsch-litauischem Wörterbuch, das 1810 in Königsberg erschien und neben zwei Vorreden anderer Autoren auch die „Nachschrift eines Freundes“ oder, wie es im Titel heißt, eine „Nachschrift des Herrn Professor Kant“ enthält. Der um die Forschung hochverdiente Königsberger Archivar Rudolf Reide hat sie 1860 wieder dem Staube der Vergangenheit entzogen und durch Aufnahme in die „Kantiana“ der gelehrten Welt zugänglich gemacht. Später hat auch Hartenstein sie in seine Ausgabe der Werke des Philosophen aufgenommen. Da der Satz, der sich auf die Polen bezieht, in der etwas dunklen Manier Kants abgefaßt und ohne das Vorhergehende auch inhaltlich nicht zu verstehen ist, so gebe ich die Nachschrift beinahe vollständig wieder und bemerke nur noch, daß erklärende Zusätze in eckigen Klammern von mir herrühren: „Daß der preußische Litauer [für den Kant eine besondere Vorliebe hatte] es sehr verdiene, in der Eigenthümlichkeit seines Charakters und, da die Sprache ein vorzügliches Leitmittel zur Bildung und Erhaltung desselben ist, auch in der Reinigkeit der letzteren, sowohl im Schul- als Kanzelunterricht, erhalten zu werden, ist aus obiger Beschreibung desselben [in der dritten Vorrede des Wörterbuches von Heilsberg] zu ersehen. Ich füge zu Diesem noch hinzu: daß er, von Kriecherei weiter als die ihm benachbarten Völker entfernt, gewohnt ist, mit seinen Obern im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenherzigkeit zu sprechen; welches diese auch nicht übelnehmen oder das Händedrücken spröde verweigern, weil sie ihn dabei zu allem Willigen willig finden. Ein von allem Hochmuth oder einer gewissen benachbarten Nation, wenn Jemand unter ihnen vornehmer ist, ganz unterschiedener Stolz oder vielmehr Gefühl seines Werthes, welches Muth andeutet und zugleich für seine Treue die Gewähr leistet. Aber auch abgesehen von dem Nutzen, den der Staat aus dem Beistande eines Volkes von solchem Charakter ziehen kann: so ist auch der Vortheil, den die Wissenschaften, vornehmlich die alte Geschichte der Völkerwanderungen, aus der noch unvermengten Sprache eines uralten, jetzt in einem engen Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolirten Völkerstammes ziehen können, nicht für gering zu halten und darum ihre Eigenthümlichkeit aufzubewahren, an sich schon von großem Werth . . . Ueberhaupt, wenn auch nicht an jeder Sprache eine eben so große Ausbeute zu erwarten wäre, so ist es doch zur Bildung eines jeden Völkleins in einem Lande, zum Beispiel im preußischen Polen, von Wichtigkeit, es im Schul- und Kanzelunterricht nach dem Muster der reinsten (polnischen) Sprache, sollte diese auch nur außerhalb Landes geredet werden [also etwa in Russisch-Polen?], zu unterweisen und diese nach und nach gangbar zu machen; weil dadurch die Sprache der Eigenthümlichkeit des Volkes angemessener und hiemit

der Begriff [Denkweise] desselben aufgeklärter wird.“ Danach vertritt also Kant den Grundsatz, daß Minoritäten, einer fremden Rasse Angehörige von der Majorität nicht aufgesogen, sondern in ihrer Eigenart erhalten, sogar gestärkt und gekräftigt werden müßten. Ob er diese Ansicht freilich unter den heutigen, arg zugespitzten Verhältnissen noch aufrecht erhalten würde, bleibt zweifelhaft. Andere Aeußerungen dieser Art kenne ich von ihm nicht. In der „Anthropologie“ (1798) sagt er, nachdem er den Charakter der größeren westeuropäischen Nationen mit der Feinheit und Feinsüßlichkeit philosophischen Spürsinnes und massenpsychologischen Instinktes gezeichnet hat: „Da Rußland Das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber es nicht mehr ist, . . . so kann die Zeichnung derselben hier füglich übergangen werden.“ Kurz vorher aber schildert er in einer Anmerkung Polen als das „Herrenland, wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber außer Dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan sein will“.

In Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre“ (erster Theil der „Metaphysik der Sitten“, 1797) stoße ich auf eine Stelle, die für die Kolonialpolitik im Allgemeinen und in Bezug auf den Herero Aufstand mit den dabei zur Sprache gekommenen gewaltsamen Landenteignungen im Besonderen nicht ohne Interesse ist. In dem Abschnitt über das „Weltbürgerrecht“ lesen wir: „Nee. e können Völker aus aller Gemeinschaft mit einander zu setzen scheinen; und dennoch sind sie vermittels der Schifffahrt gerade die glücklichsten Naturanlagen zu ihrem Verkehr, welcher, je mehr es einander nahe Küsten giebt (wie die des mittelländischen), nur desto lebhafter sein kann, deren Besuchung gleichwohl, noch mehr aber die Niederlassung auf denselben, um sie mit dem Mutterlande zu verknüpfen, zugleich die Veranlassung dazu giebt, daß Uebel und Gewaltthätigkeit an einem Orte unseres Glob[us] an allen gefühlt wird. Dieser mögliche Mißbrauch kann aber das Recht des Erdbürgers nicht aufheben, die Gemeinschaft mit allen zu versuchen und zu diesem Zweck alle Gegenden der Erde zu besuchen, wenn es gleich nicht ein Recht der Ansiedelung auf dem Boden eines anderen Volkes (ius incolatus) ist, als zu welchem ein besonderer Vertrag erfordert wird. Es fragt sich aber: ob ein Volk in neuentdeckten Ländern eine Anwohnung (accolatus) und Besiznehmung in der Nachbarschaft eines Volkes, das in einem solchen Landstriche schon Platz genommen hat, auch ohne seine [dessen!] Einwilligung unternehmen dürfe. Wenn Anbauung in solcher Entlegenheit vom Sitz des Ersteren geschieht, daß keines derselben im Gebrauch seines Bodens dem anderen Eintrag thut, so ist das Recht dazu nicht zu bezweifeln; wenn es aber Hirten- und Jagdvölker sind (wie die Hottentotten, Tungusen und die meisten amerikanischen Nationen), deren Unterhalt von großen, öden Landstrecken abhängt, so würde Dies nicht mit Gewalt, sondern nur durch Vertrag, und selbst dieser nicht mit Benutzung der Unwissenheit jener Einwohner in Ansehung der Abtretung solcher Ländereien, geschehen können; obzwar die Rechtfertigungsgründe scheinbar genug sind, daß eine solche Gewaltthätigkeit zum Weltbesten gereiche: theils durch Kultur roher Völker (wie der Vorwand, durch den selbst Büßling die blutige Einführung der christlichen Religion in Deutschland entschuldigen will), theils zur Reinigung seines eigenen Landes von verderbten

Menschen und gehoffter Besserung derselben oder ihrer Nachkommenschaft in einem anderen Welttheile (wie in Neuhollland): denn alle diese vermeintlich guten Absichten können doch den Flecken der Ungerechtigkeit in den dazu gebrauchten Mitteln [Der Zweck heiligt...!] nicht abwaschen. Wendet man hingegen ein, daß bei solcher Bedenklichkeit, mit der Gewalt den Anfang zur Gründung eines gesetzlichen Zustandes zu machen, vielleicht die ganze Erde noch in gesetzlosem Zustande sein würde, so kann Das eben so wenig jene Rechtsbedingung aufheben als der Vorwand der Staatsrevolutionisten, daß es auch, wenn Verfassungen verunartet sind, dem Volke zustehe, sie mit Gewalt umzuformen und überhaupt einmal für allemal ungerecht zu sein, um nachher die Gerechtigkeit desto sicherer zu gründen und aufblühen zu machen." Diese Weisheit mag „modernem“ Kolonialpolitikern etwas altväterlich klingen; sie sollte ihnen aber doch zu denken geben.

Der letzte Satz Rants führt uns unmittelbar zu seinen allgemeinpolitischen Ueberzeugungen. Es sei mir gestattet, auch da einige charakteristische Worte anzuführen. Auf einem losen Blatt aus seinen letzten Lebensjahren definiert er die Politik mit den Worten: „So wie Klugheit die Geschicklichkeit ist, Menschen (freie Wesen) als Mittel zu seinen Absichten zu gebrauchen, so ist diejenige Klugheit, wodurch Jemand ein ganz freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, die Politik". Er fährt dann fort: „Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung fürs Recht der Menschen zusammenstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben nicht bedenklich ist (also die des Politikasters), ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechts zusammenzustimmen. Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff aller der allgemeinen Verkündigung (declaratio) fähigen Gesetze für ein Volk. Hieraus folgt, daß die wahre Politik nicht allein ehrlich streben, sondern auch offen verfahren müsse, daß sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen muß . . ." Auf einem anderen Zettel heißt es: „Wehe Dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält! Nicht auf Ermahnungen kommt es an: die, welche man an Fürsten oder Unterthanen ergehen läßt, sind das Unnütze und zum Theil Vorwitzigste unter allen Dingen". Ähnlich wie in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (1784): „Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Da nur in der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die größte Freiheit . . . und doch die genaueste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit hat, damit sie mit der Freiheit Anderer bestehen könne, — da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwicklung aller ihrer Anlagen in der Menschheit, erreicht werden kann, . . . so muß eine Gesellschaft, in welcher Freiheit unter äußeren Gesetzen in größtmöglichem Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, Das heißt: eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung, die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung sein". Und endlich in der Abhandlung „Ueber den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" (1793): „Es muß in jedem Gemeinwesen ein Gehorsam unter dem Mechanismus der Staatsverfassung nach Zwangsgesetzen (die auf das Ganze

gehen), aber zugleich ein Geist der Freiheit stattfinden, da jeder in Dem, was allgemeine Menschenpflicht betrifft, durch Vernunft überzeugt zu sein verlangt, daß dieser Zwang rechtmäßig sei, damit er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe“. Die konstitutionelle Verfassung dürfte hiernach dem Ideal des Philosophen am Nächsten kommen. Das wird noch wahrscheinlicher durch Alles, was Kant selbst zur Lösung des „größten Problems der Menschengattung“ beibringt: „Die Schwierigkeit“, meint er, „welche auch die bloße Idee dieser Aufgabe schon vor Augen legt, ist diese: der Mensch ist ein Thier, das, wenn es unter anderen seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer Seinesgleichen; und ob er gleich als vernünftiges Geschöpf ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Neigung, wo er darf, sich selbst anzunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche und ihn nöthige, einem allgemeingiltigen Willen, dabei Jeder frei sein kann, zu gehorchen. Wo nimmt er aber diesen Herrn her? Nirgend anders als aus der Menschengattung. Aber Dieser ist eben so wohl ein Thier, das einen Herrn nöthig hat. Er [der Mensch] mag es anfangen, wie er will, so ist nicht abzusehen, wie er sich ein Oberhaupt der öffentlichen Gerechtigkeit verschaffen könne, das selbst gerecht sei; er mag Dieses nun in einer einzelnen Person oder in einer Gesellschaft vieler, dazu auserlesener Personen suchen. Denn Jeder derselben wird immer seine Freiheit mißbrauchen, wenn er Keinen über sich hat, der nach den Gesetzen über ihn Gewalt ausübt. Das höchste Oberhaupt soll aber gerecht für sich selbst und doch ein Mensch sein. Diese Aufgabe ist daher die schwerste unter allen; ja, ihre vollkommene Ausübung ist unmöglich; aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nicht ganz Gerades gezimmert werden. Nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur auferlegt.“ (Idee zu einer allg. Gesch.) Zur Gewißheit erhoben wird aber die Ansicht, daß die Konstitution das politische Ideal Kants gewesen sei, durch eine Stelle aus dem „Streit der Fakultäten“ (1798). Nachdem er hier die damalige englische Verfassung als eine nur scheinbar konstitutionelle gebrandmarkt hat, fährt er fort: „Die Idee einer mit dem natürlichen Rechte des Menschen zusammenstimmenden Konstitution: daß nämlich die dem Gesetz Gehorchenden auch zugleich, vereint, gesetzgebend sein sollen, liegt bei allen Staatsformen zum Grunde und das Gemeinwesen, welches, ihr gemäß durch reine Vernunftbegriffe gedacht, ein platonisches Ideal heißt (*respublica noumenon*), ist nicht ein leeres Hirngespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung überhaupt. . . Eine dieser gemäß organisirte bürgerliche Gesellschaft ist die Darstellung derselben nach Freiheitsgesetzen durch ein Beispiel in der Erfahrung (*respublica phaenomenon*) und kann nur nach mannichfaltigen Befehdungen und Kriegen mühsam erworben werden; ihre Verfassung aber, wenn sie im Großen einmal errungen worden, qualifizirt sich zur besten unter allen, um den Krieg, den Zerstörer alles Guten entfernt zu halten; mithin ist es Pflicht, in eine solche einzutreten.“

*

*

„Der Kommandant des Gardegrenadierregimentes Kaiser Alexander, D. von Schend, ist in Petersburg eingetroffen, um dem Zaren ein Handschreiben Deutschen Kaisers und eine Blechmütze, die historische Kopfbedeckung des Regim-

zu überreichen.“ Diese Zeitungsnachricht hätte schon in ruhigen Tagen wie eine „hochpolitische Sensation“ gewirkt; nun gar jetzt, während des ostasiatischen Krieges . . .

Im ersten Februarheft war der Brief eines in Kamerun lebenden Deutschen abgedruckt, der die basler Mission heftig angriff. Die Evangelische Mission-Gesellschaft in Basel sandte mir eine Erwiderung, aus der ich hier das Wesentliche mittheile:

„Der ‚Praktiker‘, der den Brief geschrieben hat, ist offenbar seit einiger Zeit als Pflanzler am Kamerungebirge und hat da wohl auch Etwas von der Mission gehört, hat aber gewiß noch keine ihrer Stationen oder ihr Seminar auch nur oberflächlich kennen gelernt. Auch über die Pflanzung- und Landverhältnisse fehlt ihm die nöthige Sachkenntniß. Natürlich ist dem ‚Praktiker‘ als Pflanzler die Arbeiterfrage die wichtigste. Um die Pflanzungen dreht sich bei ihm Alles. Handel und andere gemeinnützige Bestrebungen der Kolonie existiren für ihn nicht. Er scheint nicht zu wissen, daß die Pflanzungen am Kamerungebirge nur einen verschwindend kleinen — und lange nicht den wichtigsten — Theil unserer Kolonie bilden. Uebrigens hört man in letzter Zeit selbst von Pflanzern, daß sie nicht mehr unter Arbeitermangel leiden; im Gegensatz zu der Behauptung des Praktikers finden beinahe ausschließlich einheimische Arbeiter, von der Küste oder aus dem Hinterlande von Kamerun, Verwendung. Schon seit Jahren werden keine Arbeiter mehr für die Pflanzungen eingeführt. Der Grund ist: die Behandlung und Bezahlung der Arbeiter ist in den letzten Jahren viel besser, weil die Regierung einen Arbeiterkommissar eingesetzt hat, der über die Behandlung und gerechte Bezahlung der Schwarzen wacht. (Grundlose Lohnabzüge sind, zum Beispiel, jetzt verboten.) Von schlechter Behandlung der im Dienste der Regierung stehenden Arbeiter habe ich in den zwölf Jahren meines kameruner Aufenthaltes nie gehört, eben so wenig, daß der Regierung je die Hunderte von Arbeitern, die sie braucht, gefehlt haben. Im Gegentheil: sie giebt jährlich noch Hunderte an die Pflanzungen ab. Auch die vielen Handelsniederlassungen haben stets Ueberfülle an Arbeitskräften. Warum klagen nun — oder, richtiger: klagten bis vor Kurzem — die Pflanzler über Arbeitermangel? Ich habe die Plantagenunternehmungen von den allerersten Anfängen an miterlebt, habe mit vielen Pflanzern verkehrt, manche besuchten mich regelmäßig auf meiner Station und ich habe eine ganze Reihe kranker Pflanzler besucht und gepflegt. Oft wurde ich mitten in der Nacht zu ihnen geholt und brauchte Stunden, um den weiten Weg zurückzulegen. Ich habe Pflanzler, die von ihren Gesellschaften entlassen und obdachlos waren, in mein Haus aufgenommen und beherbergt, kurz, ich kenne die Verhältnisse der Pflanzungen genau und weiß deshalb auch, warum die Pflanzler über Arbeitermangel klagten. In der Behandlung der Arbeiter sind schwere Mißgriffe gemacht, ja, schreiende Ungerechtigkeiten begangen worden. Da ist die Wurzel des Uebels. Wenn der ‚Praktiker‘ Aufschluß wünscht, stehe ich gern zu Diensten. Von der Mission scheint er noch wenig gesehen und gehört zu haben. Was er unter dem ganz ungebräuchlichen Wort ‚Missionaranstalt‘ versteht, ist nicht klar. Wahrscheinlich meint er damit unsere höheren Schulen. Seine Darstellung erweckt den Glauben, Jeder dürfe hineinlaufen und werde mit offenen Armen empfangen. Dem ist aber nicht so. Der Eintritt in diese Anstalten ist an ein Examen geknüpft; und da der Zudrang sehr groß ist, kann gewöhnlich nur die Hälfte der Petenten aufgenommen werden. Diese Petenten haben in der Regel vorher zwei bis drei Jahre lang unsere Volksschule besucht. Ueberhaupt

liegen die Dinge nicht so, daß der Missionar froh sein muß, wenn er Schüler findet. Auch von einer ‚Seminarbildung‘ redet der Brieffschreiber. Er hörte wohl, daß die Basler Mission ein Seminar hat; was dort gelehrt wird: davon hat er allerdings keine Vorstellung. Ehe er schrieb, mußte er ins Seminar gehen, sich die Hefte der Schüler vorlegen lassen und auch die von unseren Schülern angelegten ausgedehnten Pflanzungen ansehen. Dann hätte er sicher nicht die Behauptung aufgestellt: ‚In den Anstalten dieser Gesellschaft (Basler Mission) lernen die Schwarzen als Schüler nichts, werden aber zur Arbeit verdorben.‘ Auch den ‚vollen Gebrauch der deutschen Sprache‘ sollen sie bei uns ja nicht lernen. Sind denn die vielen Dolmetscher der Regierung und Privater, die vielen schwarzen Schreiber, Zoll- und Postbeamten aus der Luft gefallen? Nein: sie sind aus den Missionsschulen, hauptsächlich aus denen der Basler Mission, hervorgegangen. Wo wurden die meisten einheimischen Handwerker herangebildet? Etwa nicht in der basler Missionwerkstätte in Duala? Das weiß jedes Kind in Kamerun. Ich bin gern bereit, dem Brieffschreiber die Namen und Adressen von etlichen Duzenden solcher Schwarzen zu geben, die unseren Missionsschulen entstammen. Unser Gegner kann dann die Leute selbst fragen, wo sie das Deutsch, das sie reden, gelernt haben. Wenn die Schwarzen bei den Missionaren nichts lernen: warum haben dann schon oft höhere Regierungsbeamte bei mir angefragt, ob ich ihnen nicht Schüler als Schreiber, Dolmetscher u. s. w. empfehlen könne? Das Wort ‚Sango‘ hat für den ‚Praktiker‘, wie es scheint, etwas ungemein Geheimnißvolles. In Wirklichkeit heißt es nur ‚Herr‘, gleich dem kreuenglischen ‚Maſſa‘ (aus master). Die Missionare werden so angeredet, weil sie in der Landessprache mit den Eingeborenen reden; es ist also nicht anders, als wenn ein Engländer einen englisch redenden Deutschen Mr. B nennt. Allerdings nennen die Eingeborenen, wenn sie unter einander von einem Weißen reden, ihn nicht immer Sango. Dieser Titel wird nur den Missionaren und den Europäern gegeben, die der Neger besonders schätzt. Wenn der ‚Praktiker‘ sagt, die Behauptung, die Reservate seien noch nicht zugemessen, sei nicht stichhaltig, so giebt er damit seiner Sachkenntniß eine arge Blöße. Ich bin bereit, ihm mehr als ein Duzend Dörfer zu nennen, denen noch keine Reservate zugewiesen sind. Man wollte manchen Dörfern überhaupt kein Land zumessen, denn die Pflanzer wollten die Leute zu einer Art Hörigen machen, was sie offen aussprachen, wie man ja in diesen Kreisen vielfach bedauert, daß die Sklaverei abgeschafft worden sei. Erst auf Anregung der Basler Mission wurde die Zuteilung der Reservate wieder aufgenommen, aber noch nicht zu Ende geführt. Daß die Eingeborenen die bereits zugetheilten Reservate noch nicht vollständig unter Kultur genommen haben, ist für Jeden begreiflich, der bedenkt, daß die endgiltige Zuteilung erst vor einem oder anderthalb Jahren verfügt wurde und daß sie, weil es an Dünger fehlt, die sogenannte Wechselwirthschaft treiben (alle paar Jahre die Anpflanzungen wechseln und das Land dann wieder einige Zeit brach liegen lassen), daß sie ferner den größten Theil des ihnen zugewiesenen Landes als Weideland benutzen müssen. . . . Einen Schulzwang hat die Mission noch nie verlangt. Sie hat nur auf Befragen der Regierung zur Erwägung anheimgestellt, ob sie nicht ein Gesetz erlassen wolle, daß Kinder unter vierzehn Jahren nur einen halben Tag in den Pflanzungen beschäftigt werden dürfen, damit ihnen der Besuch der Schule ermöglicht werde. Viele Weiße aber, zu denen wohl auch der Brieffschreiber gehört, wollen nicht, daß die Neger Etwas lernen und aufgeklärt werden, weil es dann schwerer ist, sie auszubeuten. Daß manche

Pflanzler die Basler Mission nicht lieben und daß die Missionare in diesen Kreisen die bestgehabten Menschen sind, ist uns längst bekannt. Es hat auch Zeiten gegeben, wo man um unsere Gunst warb, weil man sich von unserem Einfluß allerlei Vortheil versprach. Weil sich aber die Missionare nicht bestechen und blenden ließen, sich sogar erkühnten, in Vordingelegenheiten ein Wort für die Eingeborenen einzulegen, wurde der Zorn der Pflanzler aufs Aeußerste gereizt. Ich kann aber versichern, daß ich Pflanzler getroffen habe, die für dieses Eingreifen der Mission dankbar waren, weil sie sagten: Wir brauchen die Eingeborenen zur Arbeit und es ist deshalb thöricht, sie dadurch zu vertreiben, daß man ihnen alles Land nimmt, und weil auch viele Pflanzler einen übers ganze Gebirge sich verbreitenden Aufstand befürchteten. Dieser Aufstand wäre sicher ausgebrochen, wenn die Bitte der Missionare, den Eingeborenen Land anzuweisen, bei der Regierung erfolglos geblieben wäre. Die Eingeborenen hatten vor etwa anderthalb Jahren schon mancherlei Vorbereitungen zu einem Aufstand begonnen. Welche traurige Folgen ein solcher Aufstand gerade für die Pflanzler gehabt hätte, sehen wir an dem Beispiel Südwestafrikas. Eugen Schuler,
basler Missionar."

* * *

Nikolai Alexandrowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Rußen, Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, Polen, Sibirien, des taurischen Chersonesos, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland . . . Ein stolzer Titel. Und doch kann Nikolai Alexandrowitsch nicht thun, was ihm beliebt. Er wollte keinen Krieg führen. Vor sechs Jahren rief er den Großmächten zu: „Die wirthschaftlichen Krisen werden zum großen Theil durch das System riesiger Rüstungen herbeigeführt; und die stete Gefahr, die in dieser Kriegsstoffansammlung liegt, macht die Heere unserer Tage zu einer erdrückenden Last, die von den Völkern nur noch mit Mühe getragen wird. Wenn dieser verhängnißvolle Zustand fortbauert, muß gerade er unaufhaltsam zu der Katastrophe treiben, die man zu vermeiden wünscht.“ Und nun muß er doch einen Krieg führen. Er wollte nicht; wollte, als Starcker, lieber muthig zurückweichen. Sein Vater, der schweigsame Eisenkopf, hätte auf den Tisch geschlagen und mit dem Gedröhn die Kriegslust der Japaner vielleicht noch für ein Weilchen verscheucht. Der Sohn versuchte es mit friedsam beschwichtigender Rede. Das half nicht, mehrte nur die lecke Zuversicht des gelben Mannes. Die ernsthaften Politiker des Zarenreiches wurden ängstlich. Wenn man jetzt nachgab, war Rußland um sein Prestige und der Zar schien dem unruhvoll aufhorchenden Volk ein untriegerischer Schwächling. Er mußte, ohne daß ers merkte, in den Krieg hineingedrängt werden. Daher das ewige Zaudern, die Sucht, so lange die Zeit zu vertröbeln, bis die Japaner los schlagen mußten. Die russische Diplomatie hat ihr schlaues Spiel gewonnen. Zwei Monate früher wäre Rußland in Ostasien ohnmächtig und der Zar zu jeder Konzession bereit gewesen. Er soll gewint haben, als er die Kriegserklärung unterschreiben mußte. Sehr glaublich. Selbstherrscher aller Rußen: und doch, wie ein Püppchen, an Drähten gelenkt. Die uns Regirenden werden getadelt, weil sie bis in die letzte Stunde ihre Offiziblen die Friedensschalmei blasen ließen. Wie konnten sie, fragt man, so schlecht unterrichtet sein? Diesmal waren sie nicht. Sie wußten, daß der Krieg unvermeidlich war — der unsichtbare Leiter des Auswärtigen Amtes, der Herr mit den Flecken auf der inneren Iris, hehlte diese Gewißheit nicht —, wollten aber vermeiden, daß aus Deutschland kriegerische Preßstimmen in

Nikolais Ohr drängen. Der Zar
 sinnt sei als er selbst. So geht m

In den Hamburger Nachrichten
 die Fahrt nach Kalesund mitgemein
 Eindrücke geschildert. Manche Sätze
 Schon bei der Ankunft gab's eine
 Hungerigen, kein Sturm um Brot
 Hand rührt sich. Von schwerem Ne
 sprechen. Als am Dienstag, knapp
 vor Anker ging und der Kapitän den
 send Wolldecken zur Vertheilung an
 schiffung eile nicht; so daß der Ko
 Sachen nicht holen ließ, sie in sei
 Frage, ob in der vorigen Nacht o
 sei, antwortete ein Mitglied der K
 Auch Hungernde waren nicht zu
 Uebertrod fehlte, aber die giebt es
 st. Hunderte, Tausende an die Sch
 müße von beneidenswerther Quali
 burger Proletariat solche Gelegen
 Der materielle Schade ist unbede
 kaum mehr als anderthalb Millio
 werden, sind zu viel des Guten." (1
 wohner gesehen und bei der Berthe
 dem selben hamburger Blatte, daß
 Februar ein Aufruf, der mit den
 fund ist ein Raub der Flammen
 worden!" Der Empfang ganzer
 zeug, Wäsche, Lebensmitteln, Ba
 nützlichen und angenehmen Dinge
 quittirt und dringend um „weite
 Daneben stand ein Aufruf für di
 Obdach und Habe gekommen sind
 der siebente Theil des für Kalesu
 Deutschland kann mans erleben. I
 Moral der Geschichte lehrt, daß me
 zum Ausgangspunkt großer Stac
 daheim; und in Kalesund war de
 geschildert wurde. Ob die Aktion
 deutschen Flond sich trotzdem ruhig
 trägt? Die Hamburger rührt viele
 wanne lag, als der Kaiser bei ihm
 Zeler hon und vernahm den Wunsch
 zu rüsten. Nie hat ein Bürger so
 hat über seine Rechte und Pflichten

Berlin, den 27. Februar 1904.

Moltke II.

Europatkin hin, Europatkin her: laßt den Mann doch erst in die Socken fahren! Vielleicht kann er was. Gegen die Türken gefochten, als Stabschef die Asiatische Abtheilung geleitet, in Turkestan Ordnung gemacht; kennt also die Fuchtwelt und hat Pulver gerochen. Daß der Kriegsminister die Truppea führt, kommt uns komisch vor, nicht aber den Moskowitern, die eine ganz andere Organisation haben. Drüben ist der Generalstabchef dem Kriegsminister untergeben und besorgt fast den ganzen Kram der Verwaltung, der bei uns in der Leipzigerstraße erledigt wird. Abwarten also und dann Thee trinken; je nach dem Ausgang chinesischen oder Ceylon. Vorläufig ist noch gar nichts zu sagen. Die russische Mobilmachung war flau. Kein Mensch hatte es anders erwartet. Flauer als flau, weil der versuttnerete kleine Niklas sich nicht entschließen konnte, Ernst zu machen, und zu jedem Schrittchen sanft gezwungen werden mußte. Ordre, contreordre, désordre. Wenn sie ihre Menagerie aber erst zusammen haben, kanns anders werden. Zweihunderttausend Kerls, die bereit sind, mit Anstand ins Gras zu beißen: da geht am Ende auch den Citronengelben die Puste aus. Nur nicht zu früh Victoria schießen. Ueberhaupt nicht immer schandbar finden, was die Anderen leisten. Wir waren dreiunddreißig Jahre nicht im Feuer. Wer weiß, wie der Hase jetzt liefe? Bleibt mir mit Europatkin und dem ganzen mandschurischen Quarl vom Hals, bis es da hinten mal ordentlich geknallt hat. Ich war in Berlin. Eine Stimme bei allen Karmesinenen: wenn Väterchen nicht nervds wird und Chamade schlägt, werden die Japaner zerquetscht. Man

redet kaum noch davon. Das Pferd ist näher als der Hock. Moltke Generalquartiermeister im Großen Generalstab! Das ist die letzte Stufe zum Chef. Gefürchtet hatte mans schon im Herbst, aber gebetet, der Reich möge vorübergehen. Sieht nicht danach aus. S. M. will einen Moltke. Runo, genannt Tütü, ist zwar ein großer Stratege, doch mehr in höfischen Internis. Bleibt Hellmuth. Die neun Zacken bekäme er natürlich frei ins Haus und wir hätten dann wieder einen Generalstabschef Grafen Hellmuth von Moltke. Nur davon wird noch geredet. Wenn in der Beletage der Armee abgestimmt würde, kriegte, bei geheimer Wahl, der Mann nicht einen Zettel. So beliebt und charmant er ist. Kreuzbrav, alter Stil und bescheiden. Die ihn lieben, sagten auch, er traue sich selbst nicht zu und werde schließlich ablehnen. Auf ich erleben, ums zu glauben. S. M. wird ihn beim Porteepee packen und vor die Frage stellen: Chef oder Pension. Da bleibt das Nein hübsch in der Kehle. Warum nahm er denn sonst auch den Quartiermeister an?“

„Pardon, Herr Generalmajor . . . Ist die Chose denn so wichtig? Wenn wir wirklich noch mal los schlagen, übernimmt S. M. ja doch die Führung der Armee. Das weiß jedes Kind. Ob der Generalstabschef dann Müller oder Schulze heißt, ist Jacke wie Hose. Schlieffen ist auch nicht Nummer Eins. Seit er am Königsplatz sitzt, scheint der Posten abgeschafft. Nichts zu hören und nichts zu sehen. Thränen wird ihm das Offiziercorps nicht nachweinen, wenn er im Sommer geht. In Sachen Landesvertheidigung, Kommission, Außenrayons etcetera pp. hat er nicht Stange gehalten. Als ist er über die Siebenzig. Warum nicht Moltke? Er ist jung, hat das Ohr des Monarchen und wird sich Mühe geben, seinem Namen Ehre zu machen. Neuer Besen. Und Tradition ist immer was werth. Daß die Berliner keinen Appetit drauf haben, beweist noch lange nichts gegen die Wahl. Diesen allerfeinsten Hunden soll täglich eine Extrawurst gebraten werden.“

„Stimmt meinetwegen. Aber, Herrschaften, in welcher Welt lebt Ihr eigentlich? Ich klebe auch nicht am berliner Asphalt. Wo ich aber hingehört habe: überall hat die Nachricht wie eine Bombe eingeschlagen. Und hier wird gezweifelt, ob die Sache wichtig ist! Geradezu höllisch ernst, meine Herren. Was man so Lebensfrage nennt. Schlieffen gebe ich billig. Immerhin ist er secundum ordinem aufgerückt. Kind des Großen Generalstabes. Unter dem Marschall Chef der dritten Abtheilung. Schon 70 so weit, daß er was lernen konnte. Als Alfred Waldersee sacht an die Wasserkannte befördert wurde, wäre wohl ein besserer Erbe zu finden gewesen. Schlieffen hieß auch Alfred und hielt sich stiller. Mäuschenstill. Konduite tadellos. Doch ich käme in

Verlegenheit; wenn ich ihm den Nekrolog schreiben sollte. Die Uniformgeschichten gehören ja nicht auf sein Konto. Na, er ruhe in Frieden. Denn daß er geht, ist sicher; nicht im April, wie verabredet, aber bestimmt nicht lange danach. Mund heraus — mein Herz war unter Kameraden nie 'ne Mördergrube —: wir hatten uns auf diesen Abschied gefreut. Alle. Hofften Alle auf Goltz. Der könnte das Lied blasen. Wäre auch der Mann, sich endgiltig mit der verkürzten Dienstzeit einzurichten, an der jetzt noch Alles laborirt. Schon '77 sprach er für die zwei Jahre. Und hat den Magen, jede Suppe auszuessen, die er sich eingebracht hat. Goltz Chef und Einem Minister: Das wäre ein Staat geworden. Auch andere Namen konnte man schließlich nennen; einen besseren findest Du nicht. Und nun Moltke! Jünger ist er als Colmar Goltz. Das mit der Jugend ist aber auch nur 'ne Buschel. Fritz war Sechshundsechzig, als er für die bayerische Erbfolge vom Leder zog, und Blücher anno 13 noch älter. Der König, Moltke, Roon, Blumenhal haben ihre Sache doch leidlich gemacht. Und was bringt der neue Mann außer seiner Jugend ins Amt mit? Den mit Recht so geschätzten guten Willen, noblen Charakter und konziliantes Wesen; vielleicht zu konziliantes. Daß er Haare auf den Zähnen hat, habe ich nie gehört. In der Front aufgewachsen. Das Bischofs Adjutantur beim Marschall macht den Kohl nicht fett. Und soll nun auf den Posten, von dem Alles abhängt! Abhängen sollte. Müßte. Bis in die aschgraue Ewigkeit hinein. Anders gehts gar nicht. Ob S.M. wirklich daran denkt, die Truppen selbst ins Feld zu führen, zugleich Strategie und Oberfeldherr zu sein, weiß ich nicht. Ein halb Abgesägter ist in die Allerhöchsten Intentionen nicht eingeweiht. Bedenklich wäre es. Ein Genie sogar braucht Kriegserfahrung; und was im Manövergelände vertuscht werden kann, könnte im Ernstfall böse ausgehen. Doch darüber zerbreche ich mir heute nicht den Kopf. Wir haben Frieden und scheinen ihn um jeden Preis behalten zu wollen; obwohl jetzt die Gelegenheit wäre, sich einen ordentlichen Felsen aus unserem Planeten herauszuschneiden und den Degenerirten mal wieder zu beweisen, was sie an der verlästerten Armee haben. Einerlei. Ich rechne mit dem Frieden. Ist da etwa am Königsplatz nichts zu thun? Wollen wir warten, bis wir überholt sind? Danke ergebenst; ich passe. Der beste Mann ist für dieses Amt gerade gut genug. Fassade zeigen kann Jeder. Caprivi hat ja auch Kanzler gespielt; nur wars danach. Und im Heer sind gewisse Fehler nicht zu repariren. Seit wir den langen Degen tragen, haben wir uns über die Generalstrebbarkeit lustig gemacht. Ganz schön; aber der Segen muß doch von da kommen. Wer da vornan sitzt, muß Gedanken haben, alle Armeen aus dem F F kennen und für

den richtigen Geist sorgen. Bloße Routine thut's nicht: siehe Schlieffen. Ohne Routine geht's noch weniger: Das wird uns Moltke der Zweite lehren.“

„Wenn er kommt. Die Ernennung ist ja noch nicht 'raus.“

„Er kommt. Wenn nicht vorher Alarm geblasen wird. Die Leute, die am Nächsten dran sind, zweifeln nicht mehr. Hatten auf ihn gehofft. Der thut's nicht, hieß es. Der hat den Muth, offen zu sagen: Ich kann's nicht. Auf die Gefahr, in Pension zu gehen und eines Tages vielleicht die alte Scholle zu beerben, die jetzt mit der Puderperücke und Portiergalons den Schloßkrüppeln befiehlt. Prosit Mahlzeit! Nur die Freunde glauben es heute noch. Alle Anderen sehen sich schon nach Trauerflören um. Mir geht's nicht in den Schädel, wie Jemand sich entschließen kann, diese Rieserverantwortung auf sich zu nehmen, wenn er seiner Fähigkeit nicht bombensicher ist. Passe aber längst nicht mehr in die Welt. Die Kommandirenden halten den Schnabel. Niemand rührt sich. Statt S. M. die einfache Wahrheit zu sagen: daß schon der bloße Gedanke die Armee nervös gemacht hat. Hülsen schweigt auch. Für die Zeitungen schreiben über solche Dinge fast nur Offiziere a. D., denen neuerlich erst die Zügel fester gezogen wurden. Die werden sich hüten, ins Fettnäpfchen zu treten. Wer soll aber den Aufklärungsdienst leisten? Das verehrliche Parlament könnte es thun. Vierter Artikel der Reichsverfassung, Nummer 14, wenn ich nicht irre; Reich und Gesetzgebung haben das Militärwesen zu beaufsichtigen. Mit dem Gerede über die unumschränkte Kommandogewalt käme man da nicht aus. Und wer an der Stelle steht, wo alle Fäden zusammenlaufen und Alles zu organisiren ist, welche Qualitäten der Mann aufweisen kann, der uns die Generalstabsoffiziere der Zukunft erziehen soll: Das ist doch, scheint mir, noch einen guten Happen wichtiger als der öde Tratsch über Mißhandlungen, Duelle, Luxuslieutenants und Kummerfalten. Unsere samose Friedensliebe in Ehren: die ultima ratio regum kann uns aber eines schönen Tages aufgezwungen werden. Und dann könnte das Stück mit dem Lustspieltitel ‚Der Nefse als Onkel‘ als Tragoedie enden. Dazu geben wir das viele Geld wahrhaftig nicht aus. Mir kann's Salami sein; bis es so weit ist, sitze ich ohne Ordonnanz am Neroberg oder in Roschwig. Wünsche mich aber nicht in die Haut der Kameraden, die ein geschlagenes Heer in die Fabrikstädte zurückführen müßten. . . Unsinn. Der reine Beherlein schon, nicht wahr? Wegen Raisonnirens schleunig zu verabschieden. Eine Kunde nur noch. Und nur noch über ernsthaftige Dinge geredet; über Kuropatkin und den Seeheldenkampf unserer japanischen Brüder.“

Psychologie der Kaserne.

Ein Feldwebel spricht zu den Rekruten: „Merkt, merkt Euch den Unterschied zwischen Civil und Militär. Im Civil ist Alles erlaubt, was nicht verboten ist, und beim Militär Alles verboten, was nicht erlaubt ist.“ Diese Kasernenhofblüthe fand ich in einem Witzblatt. Der Feldwebel sagte nicht die ganze Wahrheit. Die wäre gewesen: Beim Militär ist Alles geboten, was nicht verboten ist. So sprach wenigstens das Gefühl, das sich mir beklemmend auf die Seele legte, als ich den ersten Tag meines Dienstjahres hinter mir hatte und ganz erschöpft in der Kantine lauerte. Hier Gebot, dort Verbot. Das ganze riesengroße Mittelgebiet, auf dem wir leben, Personen, Menschen sind, das Gebiet der Wahl, der Willkür, der Freiheit ist abgesperrt. Später freilich merkte ich, daß ich nur das Stoppelfeld der Theorie vor mir gesehen hatte und daß nirgends der Weg von der Theorie zur Praxis so weit ist wie im Heer. Für den Bereich der Theorie gilt aber die strenge Scheidung. Nur einen kurzen Bruchtheil seines Lebens braucht der Bürger heute dem Dienst zu opfern; deshalb soll er ihm ganz und gar, mit jeder Faser seiner Persönlichkeit gehören. Ein Jahr, zwei, drei Jahre ist Dienst, nur Dienst. Nicht nur Marschiren, Reiten, Schießen: auch Essen, Schlafen, Ausgehen, Baden ist Dienst. Der Befriedigung dieser Bedürfnisse ist ja nur das Minimum an Zeit und Kapital gewidmet, das erforderlich ist, um den Soldaten bei voller Diensttauglichkeit zu erhalten. Wer also von der Vergünstigung, schlafen, essen, baden zu dürfen, nicht genügenden Gebrauch macht, schädigt seine Diensttauglichkeit. Deshalb muß der Soldat zum Mittagsmahl antreten, muß um Neun oder Zehn im Bett liegen; wer sich weigert, wird bestraft. Nur Pflichten giebt es hier, keine Rechte; denn Rechte, zu deren Wahrnehmung man gezwungen wird, empfindet man nicht mehr als Rechte. Die Theorie, die alle soziale Würde des Menschen aufheben müßte, kann nie völlig durchgeführt werden und so muß immer wieder irgend ein Kompromiß den Sachverhalt verschleiern. Das führt manchmal zu komischen Zuständen. So wurde bei unserem — süddeutschen — Truppentheil der mit den Pferden beschäftigten Mannschaft aus der Kantine stets ein Korb mit Wurst, Brot und Bier in den Stall geschickt. Da nun ein zweites Frühstück nicht zur Menage gehört, auch Niemand gezwungen werden konnte, für sein Geld Etwas zu kaufen, so hätte eine Pause in der Arbeit für die Leute, die essen wollten, das militärische Grundgebot verletzt, das keine Willkür kennt. Niemand durfte daher das Striegeln, das Auskragen der Hufe unterbrechen; die rechte Hand mußte weiterarbeiten, während die linke die Speisen aus dem Hausch der Schürze in den Mund führte. Das war frei-

lich nicht nur unappetitlich, sondern kostete auch mehr Zeit als eine kurze Frühstückspause, — aber der Schein war gerettet.

Diese Frühstücksmöglichkeit hatten wir unseren Pferden zu verdanken: schon die Vorstellung, Infanteristen könnten auf dem Kasernenhof oder am Schießstand frühstücken, müßte Sachkundige heiter stimmen. Im Leben des Infanteristen giebt es kein Analogon zu dem täglich mehrstündigen Dienst in dem halbdunklen Stall, wo die großen Leiber der Pferde Manches verdecken. Das weist schon auf den Hauptunterschied zurück. Der Gegenstand infanteristischer Thätigkeit ist ein Mechanismus: das Gewehr; der kavalleristische ein Organismus: das Pferd. Daher sind hier fast alle Arbeiten komplizirt, von Fall zu Fall veränderlich und schwer kontrolirbar, dort bis ins Kleinste geregelt und immer gleichartig; hier ist viel, dort fast nichts zu verheimlichen. Diesen Gegensatz finden wir, aus den selben Gründen und mit sehr weiten Konsequenzen, übrigens in dem Unterschied landwirthschaftlicher und industrieller Betriebstechnik wieder. Hat der Gewehrlauf Kostflecke, so ist der Mann verantwortlich; hat mein Pferd Läuse, so ist's eine berechtigte Eigenthümlichkeit des guten Thieres. Ohne Verantwortlichkeit, als eine unvernünftige Macht, die dennoch so oft störend in die Geschäfte eingreift, daß auch keinem Anderen billiger Weise die ganze Verantwortung aufgebürdet werden kann: so steht das Pferd zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; ungefähr wie mancher Monarch zwischen Volksvertretung und Ministerium. Darunter leidet natürlich die Disziplin, die bei einer reitenden Truppe nicht annähernd so straff sein kann wie bei einer Fußtruppe. Bei der Infanterie heißt's: „Krrt!“, bei der Kavallerie „Re—eh—rt!“; denn die Bewegung ist viel umständlicher. Dort der Einzelne nur winziges, gleichgiltiges Glied, Jeder gleich lang, gleich breit, gleich dick; hier immerhin etwas Individualität, Persönlichkeit, dank der Persönlichkeit des Pferdes. Ueberhaupt kommt durch das Thier, so paradox es klingt, etwas Menschliches in die Sache. Der Kavallerist hat in seinem Gaul ein Wesen, das er liebt, achtet, verehrt; der Infanterist hat die Vorgesetzten. Ich werde nie eine Szene vergessen, die sich während der ersten Rekrutenzeit im Stall abspielte. Nachdem wir den ganzen Tag mit Freiübungen, Strammstehen und ähnlichem Vergnügen abgerackert worden und an jede Arbeit nur beklommen, mit innerem Widerstreben und scheuem Haß herangetreten waren, sollten wir abends die Pferde füttern. Wie da Alle nach den Beuteln griffen und sich um den Futterkasten drängten! Sie balgten sich förmlich um die Reihenfolge und eilten hastig in die Ställe zurück; sie fühlten sich wieder, denn sie hatten nun Etwas, wofür sie sorgen konnten. Neigung und Pflicht waren zum ersten Mal wieder in Einklang.

Das System höchster Zweckmäßigkeit, in das man sich plötzlich eingereicht sieht, hat in guten Stunden, wenn man nicht aufgelegt ist, bis an

Endziel dieses Systems weiterzudenken, etwas ästhetisch Befriedigendes. Wenn ich einsam und frierend in bitterkalter Schneenacht am Pulvermagazin Posten stand, hatte ich die tröstende Gewißheit: genau zum Glodenschlag, nicht früher und nicht später, würde die Ablösung kommen. Der Befreite voran, drei Schritte hinter ihm, nicht mehr und nicht weniger, der neue Posten. Der Befreite würde brüllen: „Ablösung vor!“ Ich würde brüllen: „Auf Posten nichts Neues!“ Und der Andere würde brüllen: „Posten richtig übernommen!“ Das wußte ich so sicher vorher wie der Astronom die Sonnenfinsterniß.

Wenn ich von meinem Fenster aus die riesigen Thürme meiner Kaserne ragen sah, beschlich mich oft das Gefühl: hier ist die Quelle aller Macht. Warum bezahlt mich dieser Lump, der mein Schuldner ist? Meine Mahnung kann er verlachen, den Spruch des Richters mißachten, den Gerichtsvollzieher die Treppe hinunterwerfen, gegen die Polizei sich verrammeln. Dann aber kommt das Militär und es ist aus. Deshalb bezahlt er lieber gleich. Und weshalb gehorche ich diesem Kerl von Unteroffizier? Weshalb gehorche ich blitzschnell und immer wieder wie ein sorgsam dressirter Affe, wenn er schnarrt: „Anie — beugt! Bein — schwingt!“, obwohl mir alle Glieder vor Ermüdung zittern? Ich bin stärker als er. Aber ich bin nur ich und er ist die Armee. Daß hier die Rechtsnorm und die Macht, auf der schließlich ihre Autorität beruht, nicht, wie sonst, durch viele Zwischenstufen getrennt sind, sondern sinnfällig unmittelbar zusammenliegen: Das giebt der militärischen Autorität ihre von jeder anderen spezifisch verschiedene, überwältigende Eindringlichkeit. Und doch: wer ist diese Autorität? Sind ihre Träger nicht Menschen wie ich? Gehorchen nicht auch sie fast sämmtlich nur widerwillig? Und giebt es in der ganzen Welt einen Soldaten, der nicht tagaus, tagein, „Parole“ — die Tage bis zur Entlassung — zählt?*) Wenn all diese Leute sich einmal verabredeten, eines schönen Morgens durchs Kasernenthor hinaus zu spaziren, in die Heimath, statt in den Hof: wer könnte sie hindern, wer ihrem Glück im Wege stehen? Niemand natürlich, denn außer ihnen ist ja Niemand da. Aber sie können sich eben nicht verabreden. Nicht die Massen entscheiden in der Welt, sondern ein Geistiges, die Organisation; und die beherrscht ihre eigenen Träger. Alle gegen Jeden: so heißt die Lösung der organisirten Macht, Alle für Jeden die des organisirten Rechtes. Wird diese suggestive Gewalt der Organisation aber auch die Probe bestehen, auf die heute Alles zugespitzt scheint? Werden die Helme auf die Hüte schießen? Das kann Niemand sagen. Freilich: wenn drüben geschossen würde, bliebe

*) „Unteroffizier N. zählt Parole“ heißt: er dient im letzten Jahr. Die deutschen Soldaten zählen meist nur das letzte Jahr, die französischen von Anfang an.

die Antwort nicht aus. Das löst ja das Räthsel des Krieges, der höflich Herren in würgende Teufel verwandelt. Ich töte Dich nicht, weil ich Du töten will, sondern, weil Du mich töten willst.

Alle gegen Jeden. Von dieser Machtformel militärischer Ordnung hört der Soldat nichts; um so mehr, von der ersten Ansprache bis zu letzten Instruktionstunde, von der anderen: Jeder für Alle, Alle für Jeden. Zwar denkt Niemand daran, Alle zu belohnen, wenn Einer sich ausgezeichnet hat; wohl aber haben viele Vorgesetzte die Gewohnheit, Alle zu bestrafen, wenn Einer gefehlt hat. Ueberschreitet Einer den Urlaub, so wird er Allen entzogen; kann Einer die Griffe nicht, so müssen Alle weiter üben. Man will dadurch erreichen, daß Alle an dem Verhalten jedes Einzelnen interessiert sind und ihren kameradschaftlichen Einfluß benutzen, um ihn zu besserer Leistung zu erziehen. Diese Psychologie ist sehr falsch. Keinem Soldaten liegt daran, daß nach der Vorschrift gehandelt wird, jedem ist's beinahe Ehrensache, den Vorgesetzten zu täuschen, und das Solidaritätgefühl regt sich nur, wenn sich Einer ertappen läßt. Der Arme, der durch seine Missethat Allen den Urlaub „verschertzt“ hat (mit diesem neckischen Wort pflegt der Compagniechef sein Prinzip, die Schuldlosen büßen zu lassen, zu bezeichnen), wird „gewidelt“. Sechs oder Acht aus der Schaar der Geschädigten schleichen nachts in das Zimmer des Sünders; von rechts und von links ziehen zwei Mann ihn plötzlich die Decke über den Kopf, so daß er weder sehen noch schreien kann und dem Ersticken nah ist; andere Leute halten ihn fest und wieder andere bearbeiten seinen nackten Körper unbarmherzig mit den Stöcken, die zum Reinigen der Gewehre oder der Kleider dienen. Wenn ihre Rachsucht gekühlt ist und das Opfer aus zwanzig tiefen Striemen blutet, verschwinden sie eben so lautlos, wie sie gekommen sind; Niemand hat von dem ganzen Vorgang Etwas gesehen oder gehört, und wer zufällig wach war, darf nicht sagen, da es ihm sonst wohl noch schlimmer ginge. Die Widler werden selten entdeckt; und der eigentlich schuldige Compagniechef, der die Leute zur Mißhandlung aufstachelte, braucht keine Strafe zu fürchten. Die Compagniechefs tragen, nebenbei sei's bemerkt, die volle Verantwortung für alle Mißhandlungen, die in ihrem Truppentheile vorkommen. Sie brauchten nur die Leute von Zeit zu Zeit in Abwesenheit der Unteroffiziere energisch anzufragen und die Missethäter streng zu bestrafen: dann würden alle Uebergriffe schnell verschwinden. So that unser Rittmeister, mit dem Erfolg, daß bei uns Mißhandlungen undenkbar und selbst Schimpfwörter selten waren.

Die Kollektivverantwortlichkeit, ein sicheres Kennzeichen barbarischer Rechtszustände, ist nur ein Symptom des Systems, das die Schuld noch nicht zur wesentlichen Voraussetzung der Bestrafung, wenigstens der disziplinarischen, gemacht hat. Der Soldat, der einen Seiner Majestät vorge-

fährten Parademarsch „umwirft“, wird streng bestraft, auch wenn er ganz schuldlos dazu gekommen ist. Eine stramme Disziplin kann sich ja nicht erst mit subtilen Untersuchungen der Schuldfrage, die eine ausgiebige Bertheidigung voraussetzt, abgeben; sie muß sich an das Sinnfällige, Neuzerliche halten. So zeigt sich auch hier, daß rohe Sitte sich recht gut mit einer Form höchster technischer Civilisation verträgt.

Die stramme Haltung, die der Soldat anzunehmen hat, wenn ein Vorgesetzter mit ihm spricht, ist ein raffiniert ausgedachtes Mittel, um den Mann keinen Augenblick vergessen zu lassen, daß er in solchen Momenten willenlos ist. Sie ist in jeder Beziehung das Gegentheil der Haltung, die man freiwillig annehmen würde, und es wirkt wie Ironie, wenn man im Exerzirreglement die Vorschrift „zwangloser“ Haltung liest. Jeder Stellung eines Gliedes wird durch eine andere entgegengewirkt; die Schultern zurückgenommen, aber die Ellbogen herausgelehrt; den Hals gerade, aber das Kinn eingezogen; die Brust heraus, aber den Leib herein. Besonders schlau ist, daß man den schweren Pallasch mit drei Fingern ein paar Zoll über dem Erdboden halten muß, so daß man immer in Versuchung kommt, ihn strafbarer Weise ganz auf den Boden zu setzen. Dazu denke man sich die absichtlich nonchalante Haltung des etwa einen Bericht entgegennehmenden Vorgesetzten. Welche Mühe kostet es, bis ein Bauernschädel begreift, daß direkte Vorgesetzte durch Frontmachen, andere durch Handaufheben zu grüßen sind, und bis er dann auch für die komplizirtesten Fälle mit einer unfehlbaren Regel ausgestattet ist! So heißt es in einem halboffiziellen Leitfaden: „Das Frontmachen hat vor unmittelbaren Vorgesetzten auch dann stattzufinden, wenn Diese in Gesellschaft eines höheren Offiziers sich befinden, vor denen der Soldat nicht Front zu machen hätte. Zum Beispiel: der Soldat begegnet dem Herrn Hauptmann oder einem Herrn Lieutenant seiner Compagnie, der sich in Gesellschaft eines Stabsoffiziers eines anderen Regimentes befindet. Er macht Front, sieht dabei aber den Stabsoffizier an“. Wäre das Gebiet nicht so unfruchtbar, dann könnte man sich darüber freuen, daß hier Mancher zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben feine begriffliche Distinktionen vornehmen lernt.

Zum Wesen militärischer Vorschriften gehört aber auch ihre Unausführbarkeit. Es giebt kaum eine einzige Bewegung, Haltung, Ehrenbezeugung, Formation, die buchstäblich in der bis ins kleinste Detail in Druckvorschriften angegebenen Weise ausgeführt werden könnte. Daher schiebt sich denn zwischen die Eiswüsten des Gebotes und des Verbotes eine grüne Matte des Geduldeten, auf der, ein tragikomisches Gewächs, die militärische Freiheit wuchert. Je nach der Witterung wird diese Matte breiter oder enger. Der Untergebene aber — dafür sorgt das System — kommt nie zur Ruhe und hat

immer ein böses Gewissen. Will ihn ein Vorgesetzter hineinlegen, so kann er stets, denn Jeder hat, da die Vorschriften Unmögliches verlangen, immer irgend Etwas auf dem Kerbholz. Darauf, daß solche Uebertretung bisher geduldet worden sei, darf sich natürlich Keiner berufen: die einzige Folge wäre, daß der Vorgesetzte einen Küffel bekommt und sich mit den geschädigten Kameraden des Denunzianten zur Rache vereint. Hier öffnet sich nun für die unteren Chargen eine reiche Quelle der Ausbeutung, zumal der Einjährigen. Angewiesen ist Jeder auf die Duldung der Uebertretung, aber einen Anspruch darauf hat er nicht und ist deshalb genöthigt, seine Unteroffiziere in eine Stimmung zu versetzen, die sie von einer Anzeige abhält. Mit welchen Mitteln man auf die Stimmung zu wirken versucht, ist leicht zu errathen. Ein sehr wichtiges Kapitel, das hierher gehört, ist das der Kleidung. Wenn man nach einiger Zeit die Ausgehmontur eines Einjährigen mustert, wird man schwerlich noch ein Stück finden, das der Vorschrift genügt. Die Kragen zu hoch, die Achselklappen zu schmal, das Auszeichnungstuch zu hell, die Sporen zu elegant, der Säbel zu leicht, die Koppel zu fein. Anfangs mag der Einjährige nicht, sich in diesem Aufzuge auf der Straße sehen zu lassen; am Schluß des Jahres kommt er unbeanstandet in ihm zum Appell.

Ein friedliches Eiland in einem empörten Ozean scheint Manchem das Lazareth mit seinem Hafen, dem Revier. Wie die Erinnern von ihrem Opfer lassen mußten, wenn es die geweihte Stelle betrat, so hört alle Qual auf, wenn der Soldat sich krank gemeldet hat. Das bleibt denn auch immer das letzte Rettungsmittel. Wie erlöst schien ich mir, als ich gleich in den ersten Wochen, ohne die Kaserne vorher verlassen zu haben, auf kurze Zeit ins Lazareth hinüber wanderte. Statt des Schmutzes und der Häßlichkeit, auf dem es in der Kaserne kein Entrinnen giebt, saubere, freundliche, lichte Säle, statt der Strohsäcke gute Betten. Endlich konnte ich doch wieder zur Besinnung kommen, lesen, schreiben, denken und ausschlafen, — besonders ausschlafen. Statt wüthender Kommandorufe ein freundliches: „Wie gehts Ihnen?“ Statt des Hohnes Theilnahme und eine fast so sorgsame Behandlung, als wäre ich kein Soldat, sondern ein Pferd. Vor allen Dingen aber: keine Disziplin. Auf dem Papier ist's freilich das Selbe. Eine ärztliche Hierarchie, die Stufe für Stufe der militärischen entspricht, und unbedingter Gehorsam hier wie dort. Nun aber sehe man, was daraus in der Wirklichkeit wird. Zunächst die Kranken selbst: Unteroffiziere, Einjährige und andere Gemeine liegen zusammen; die militärischen Unterschiede sind gänzlich verwischt. Der Ankömmling, der sich in der neuen Umgebung nicht zurechtfindet, ist im Theil gegen die älteren Kranken, einerlei, welcher Charge, ist auf ihre Unterstützung durch Rath und That angewiesen und läßt sich von ihnen über

Krankheit sachmännisch belehren. Dazu kommt, daß Alle einen gemeinsamen Gegner haben: das Lazarethpersonal, das Allen übergeordnet ist. Und im selben Sinn wirkt die Gemeinsamkeit des ganzen Lebens, des Schlafens, Essens und namentlich des Simulirens. Jedes Militär-lazareth wimmelt von Simulanten, die hineingehen, um sich einmal auszuschlafen, einen Arrest zu unterbrechen oder eine größere Uebung zu verpassen. Im Dienst beruht die ganze Strenge der Disziplin darauf, daß Jeder nicht nur Vorgesetzter, sondern auch Untergebener ist und daß jede Schicht den Druck ihrer Verantwortlichkeit auf die unteren überträgt. Hier aber schwindet plötzlich der Druck, der auf dem Unteroffizier liegt — denn er ist ja nicht für Das verantwortlich, was die Gemeinen in seinem Zimmer thun —, und sofort hört er auf, den Vorgesetzten herauszulehren, und ist froh, einmal Mensch unter Menschen zu sein. Nach ein paar Tagen schon spielen Unteroffiziere und Gemeine in munterer Kameradschaftlichkeit Karten oder balgen sich; und wer plötzlich zu befehlen anfängt, wird wie ein Witzbold belacht. Auch mit den neuen Vorgesetzten ist es nicht weit her. Zunächst muß man bedenken, daß das ganze Detail des Dienstes, Alles, was die tägliche unmittelbare Berührung ausmacht, also besonders das Vertheilen der Kost und der Medicamente, in der Hand der Sanitätsmannschaften, also gemeiner Soldaten liegt: Natürlich denken sie nicht daran, ihre Kameraden (wozu sie auf dem Papier freilich das Recht und sogar die Pflicht haben) oder gar die kranken Unteroffiziere als Untergebene zu behandeln. Vielmehr stehen sie von vorn herein in einem cordialen Verhältniß zu ihnen, das sie zu erhalten suchen; denn die Kranken nehmen ihnen aus Langeweile einen großen Theil der Hausarbeit ab und zahlen für eingeschmuggelte Eßwaaren ansehnliche Trinkgelder. Die nächsten Vorgesetzten, die Oberwärter, haben Unteroffiziersrang, können also die kranken Korporale nicht schuhriegeln und, da gleichmäßige Behandlung aller Leute vorgeschrieben ist, auch den Gemeinen das Lazarethleben nicht sauer machen. Die Militärärzte selbst haben selten Lust, den Vorgesetzten zu spielen. Sie stehen, schon wegen ihrer bürgerlichen Praxis, nur mit einem Fuß im militärischen Leben, haben als Aerzte an den Kranken ein sachmännisches Interesse und ihre wissenschaftliche Bildung stumpft sie gegen den Reiz des Kommandirens ab, zu dem sie ohnehin so wenig Gelegenheit haben: hat doch der Patient nicht einmal eine Hosennaht, an die er die Hand legen könnte. Auch sind sie ihrer Bestimmung gemäß eigentlich die Diener des gemeinen Soldaten. Der hat Respekt vor dem Unteroffizier, auf dessen Befehl er sich in den Noth werfen muß; vor dem Stabsarzt, der ihm ein Aplystier giebt, fürchtet er sich trotz dem Hauptmanns-rang nicht. So wirkt denn Alles zusammen, um die Disziplin zu lockern, die eigentlich nur innerhalb des Arztespersonals fortlebt, freilich auch da durch das „Herr Kollege“ hier, „Herr Kollege“ dort

sehr gemildert wird. Nur da ist Arbeit und Verantwortlichkeit. Allerdings gedeiht — der traurige Zustand der Militärmedizin beweist es — die Kultur der wissenschaftlichen Persönlichkeit nur kümmerlich in einem Milieu, wo Fortschritt Umsturz bedeutet und eigene Meinung Insubordination. Uebrigens wird auch das idyllische Leben im Lazareth auf die Dauer unerträglich langweilig; man lernt die schlappe Anstaltskleidung hassen und sehnt sich, trotz dem Erstickung drohenden Kragen, nach der männlichen Uniform zurück, die man beim Eintritt felig in die Ecke warf. Mancher hat, wenn die Erinnerung an dienstliche Pein verblaßt war, Heilung simulirt, um nur aus dem Eimer endlich herauszukommen, in das er sich als Simulant gerettet hatte.

Wie groß der Unterschied zwischen Theorie und Praxis, Rechtsatz und Ausführung im Heer ist, lernt besonders deutlich der Einjährige erkennen. Eigentlich ist ihm nur in ganz bestimmten Grenzen eine Vorzugsstellung eingeräumt. Wenn man's bei Licht beseht, sind ihm nur Rechte entzogen. Er hat keinen Anspruch auf eine Wohnung in der Kaserne, auf Löhnung, Kost, Kleidung. Er muß und darf selbst für sich sorgen. Und da sichert seine ökonomische Ueberlegenheit ihm allerlei nicht verbriefte Privilegien. Schon vor Beginn des Dienstes ist ihm der Regimentschneider, eine wichtige Person, gewogen, da er bei ihm arbeiten läßt. Dann verpflichtet er sich viele Soldaten durch Bezahlung kleiner Dienstleistungen und Arbeiten, durch den „Verkauf“ periodisch wiederkehrender Obliegenheiten (Stallwachen u. s. w.), durch Bewirthung auf Wachen und Märschen, durch Anstellung als Putzer und Pferdewärter. Die Unteroffiziere, bei deren Frauen er waschen und ausbessern läßt, begönnern ihn und seine zu allen passenden und unpassenden Gelegenheiten paraten Geschenke finden meist auch bei der Frau — oder dem Herrn — Feldwebel ein offenes Thürchen. Die Hauptsache aber bleibt die eigene Wohnung. Wer nicht in der Kaserne wohnt, gehört nicht mit Haut und Haar dem System (das solchen Verstoß gegen den Grundsatz der rechtlosen Gleichheit eigentlich nicht dulden dürfte) und bleibt immer in Zusammenhang mit der bürgerlichen Welt. In ihr verbringt der Einjährige einen so großen Theil des Tages, daß viele Seiten seiner Persönlichkeit dem Zugriff der Disziplin entzogen bleiben. In ihr bewahrt er die Tarnklappe auf, die ihn auf verbotenen Wegen, zumal denen der Liebe, beschützt: das Civil. Aus ihr holt er die Salbe, mit der er den Unteroffizier „schmiert“. Uebrigens kann man auch feinere Mittel anwenden, um den Vorgesetzten geschneidig zu machen. Ich bemühe mich um die Gunst der feschen Kellnerin im Restaurant: „Zum lustigen Dreiundzwanziger“, auf die der Herr Vice schon lange ein Auge geworfen hat. Da haben wir gleich einen Berührungspunkt und die Würde der Ehrenbezeugung auf dem Kasernengang mildert oft ein vertrauliches

Schmunzeln. Im entscheidenden Augenblick überlasse ich ihm dann respektvoll das Feld und der Sieger behandelt mich mit großmüthiger Gewogenheit. Sehr zu empfehlen sind auch gebildete Unterhaltungen, zum Beispiel: über Religion; der schlichte Mann aus der Kaserne merkt gleich, daß der Herr Doktor etwas Besseres, Gleichberechtigtes in ihm sieht, und freut sich, wenn seine Antworten mit Beifall aufgenommen werden. So ließ ich mich einmal in einer dienstfreien Stunde im Stall mit einem gelehrten Buch ertappen. „Nun, was lesen Sie denn da Schönes, Einjähriger?“ fragte der Futtermeister leutsälig, indem er mir die rechte Hand mit dem „weißen“ Handschuh auf die Schulter legte. „Ach, bloß Algebra der Logik, Herr Sergeant“, erwidere ich eben so zutraulich. „So, so; na, lassen Sie sich nicht stören.“ Der Mann bleibt für den Rest der Dienstzeit mein Freund.

Eine Lehre habe ich aus meiner Militärzeit mitgenommen und mit ihr das Jahr kaum zu theuer bezahlt. Bisher hatte ich immer gethan, was ich wollte; nun mußte ich immer thun, was ich gerade nicht wollte. Da ging mir auf, daß Freiheit das höchste Gut ist, und zwar gleich in der ersten Stunde meines Dienstes. Wir Einjährigen standen noch in Civil in der Kanzlei, um unsere Personalien aufzugeben. Ich ging, in großer Bewegung ob des neuen, mir so unbekanntem Lebensabschnittes, an das Fenster und blickte in den öden Kasernenhof hinab. So bemerkte ich gar nicht, daß der Kanzlei-Unteroffizier mich schon lange mit empörten Blicken angesehen hatte; plötzlich traf mich ein Hagel von Flöchen in den Rücken. Wer wagte, so mit mir zu reden? Aber sofort fiel mir ein, daß ich aufgehört hatte, ein freier Mensch zu sein; vor Wuth bebend, aber stumm und schleunig ging ich in die Ecke zu den Uebrigen, wo ich in tiefster Niedergeschlagenheit das Weitere abwartete. Nun lernte ich bald die Weltgeschichte besser verstehen, die ich jetzt erst mitfühlend nacherleben konnte. Ich begriff, warum die Völker so oft lieber auf Schlachtfeldern und Barricaden verbluten als in der Knechtschaft weiterleben wollten.

Karl Lindenberg.



Die Poesie der Dinge.

Jeder kennt die wunderlichen Bierstücke, womit geschmacklose Philister ihre Gärtlein verschönen: thönerne Häslein, Rehlein, Wichtelmännlein von himmlischer Roheit der Ausführung; eine sogenannte Grotte aus Schlacken (und wer weiß, was noch) schließt dann oft das Panorama ab. Hier in meinem Wohnort, dem idyllischen Waidmannslust an der Nordbahn, bietet sich ein ausgiebiges Studienmaterial an solchen thönernen Gräueln. Was wollen die guten Leute wohl damit sagen? Sie hörten offenbar mal Etwas läuten von der „Poesie der Dinge“, der Poesie solcher Stätten, wo Natur allein das Wort führt; dies flüchtig-geistige Etwas, über dessen Art und Wesen sie sich natürlich nicht klar

sind, da, wo es heimisch ist, zu wittern und wahrzunehmen: dazu fehlt ihnen erstens an der gehörigen Feinheit der Sinne und zweitens . . . ja, so „man die Poesie“ kann man nicht in Hauschuhen schlurfen; dazu muß man sich ja erst die Stiefel anziehen, — und man ist doch froh, sie los zu sein. Mein Gott, Wertheim, Tiez, jedes anständige Geschäft schickt Einem ja heute Alles ins Haus; warum soll man sich nicht auch die Poesie, die „Romantik“ — was der Philister so nennt — „ins Haus liefern“ lassen? So wird der „Poesie“ ihres eigenen werthen Dunstkreises, der Romantik der Dertchen, allwo Papa „seinen“ Lokalanzeiger liest und Mama Strümpfe stopft, durch „poetische“, poetelnde Attrappen, durch Erinnerungen an Waldeinsamkeiten mit ihrem Zauber ungestörten Thierlebens, märchenhafter Bewohner, hübsch auf die Beine geholfen. Ein klobiger rothmütziger Pilz, eine „Grotte“ (sprich: „Frotte“) und

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Alles auf vier Quadratmetern, zwei Schritte vom gedeckten Kaffeetisch, für ein paar Mark bei Tiez zu haben. Habeant sibi; in der Beurtheilung dieser Lächerlichkeiten sind wohl alle Menschen von einigermaßen geklärtem Geschmack einig. Was aber geht es uns an? Was lehrt es uns? Mit Verlaub: unendlich viel über den Geist unserer Zeit. Wir werden diesem Philisterunfug sogleich in der Oeffentlichkeit unseres Kunst- und Kulturlebens begegnen; wenn ich gewisse Erscheinungen, deren erschreckende Bedeutung man sich gemeiniglich gar nicht klar macht, neben die eben geschilderte Spießerei stelle, wird man vielleicht erkennen, daß Das und Jenes identisch, Ausfluß des selben Geistes ist, ja, daß die Dinge, von denen ich sprechen will, denen man bisher mit ahnungslosem Respekt begegnet, im Grunde noch schlimmere Sünden der Philisterei, der „Bildungsphilisterei“ bedeuten als die Häslein, Rehlein, Wichtel und Grotten. Verweilen wir bei dieser Lächerlichkeit, die uns als Schulbeispiel und Prototyp gelten soll, erst noch einmal: spricht nicht auch da schon, schüchtern und verschämt, der „Bildungsphilister“, ist es nicht „Bildung“, Bildungsgut in der Diaspora sozusagen, was da zu uns redet? Zwischen die Natur und den betrachtenden Menschen ist ein Medium gerathen; ihr Wischen Bildung hatte ihnen von der Poesie der Dinge erzählt. Nicht aus erster Hand ward ihnen solche sentimentale Romantik gegeben; denn selbsterlebte Poesie wird nie auf thönerne Substrate, Attrappen verfallen; da spukt also bereits Etwas wie Bildung, wie Erinnerung an Gedrucktes. In Gigantische aber reckt sich allsogleich die Philisterbildung auf dem Gebiete, das wir nun betreten, und gegen die hier verübten Unthaten sind die im Gärtchen von Lehmann und Krause gesehenen zum Nühren harmlos. Dort ward die „Poesie“ zur Ergänzung der Prosa ihres Lebens herbeigezerrt, hier haben wirs mit einem aufdringlichen, taktilosen Pleonasmus zu thun, hier addirt der Bildungsphilister in all seiner Plumpheit zur echten, durch Jahrhunderte geweihten Poesie der Dinge seine Attrappe, seinen poetischen Exponenten, sein stoffliches Substrat. Warum? Weil er die vorhandene Poesie, die zahllose Geschlechter gefühlt haben, nicht mehr fühlt. Was erreicht er? Die alteingesessene Naturpoesie ist ab vor solcher Bildungsbarbarei zum Teufel fahren, der Genius loci auf Rimini

wiederschen entweichen. Das ist der Humor davon, ist die Tragik dabei. Ob sich ein einigermaßen ehrliebendes Heinzelmännchen die Fopperei gefallen ließe, daß man ihm da, wo es geheimnißvoll sein Wesen hat, sein gesudeltes Konterfei hinpflanze? Es ist ein Jammer und Glend, wie unsere Bildung gegen alle altheilige Poesie der Dinge wüthet. Wir habens mit Schaudern gelesen, daß man in Sankt Goarshausen allen Ernstes ein Lorelei-Denkmal vorbereitete: da oben, wo bisher nur die Phantastie das Bild der schönen Lorin geträumt, sollte sie nun — für Minderbegabte offenbar! — in esfigie sitzen. So ziemt es einer Zeit, da die Minderbegabten, die alles inneren Eigenlebens, aller Poesie Baren, die Nichtsalsgebildeten, auf allen Gebieten maßgebend wurden. So räumt man hübsch auf mit allem „imaginären“ Gut, allem Mythengut unseres Volkes und packt dafür ein handfestes Stück Kunstmöbel hin. Wo bleibt die Prinzessin Ilse? Ich erwarte die Gründung eines Vereines, der zum alten Ilsestein seine monumentale Anmerkung macht. Wie „stimmungvoll“, wenn erst jedes Fleckchen, das einmal Frau Sage mit einem Gastgeschenk begabte, sein Denkmal hat, in jedem Fluß eine beinahe „richtige Nixe“ sitzt: „Aha! Das ist Die! Sehr poetisch, sehr echt!“ Nein, mit Verlaub: nicht poetischer als die „Grotte“ und das Thongezwerg in Krauses Garten, nicht echter als die „echte“ Spindel im Salon der Frau Kommerzienrath Cohn. Gleich dem legendären „Kiesel“, der überall seine Spur hinterlassen muß: „Dagewesen!“, muß Frau Bildung, die öde, dürre Schachtel mit dem Kneifer auf der spizen Nase, den grauen, illusionlosen Augen, mit Bädeler und photographischem Apparat die ganze schöne Welt durchreisen und überall, wo über Sichtbarem, wie flimmernde Sonnenluft, Unsichtbares schwebt, wo die Erinnerung an Das, was frühere Menschen hier empfanden und erlebten, die Stätte weiht und reine Poesie zum stillen Wanderer sprechen will, ihre Koprolithen, ihr Monumentchen hinpflanzen, da muß sie zeigen, daß sie „gelernt hat“, muß sie phantasielosen Reisenden ein Stündchen Anschauungunterricht geben.

„Walpurgishalle!“ Auch Rübezahl hat daran glauben müssen. Wundersam, welchen dringenden Bedürfnissen unsere Zeit abhelfen muß, zu wie viel Unfug sie Mühe hat! Man frage doch bei Psychologen der Menschheit nach, was es bedeute, wenn eine Zeit, eine Nation zu spielen anfängt wie ein unnützer Schuljunge. Es war zu Walpurgis. Sie kamen auf ihren erstaunlichen Behikeln dahergefahren, Besensstielen und Badtrögen, eben schwebte der Schwarm der Hexenheit über der angestammten Stätte, — da: ein Schrei der Empörung und Rehrts Marsch! Sie waren überflüssig geworden! Besetzt, von der naseweisen Bildung! Heimathlos sind nun die Hexen im Harz, heimathlos wird bald alle Lokalpoesie in Deutschland sein. Der Mythos ging uns verloren; seis drum! Wenn wir nur nicht diese spielerisch täppische Art hätten, uns gnädig zum Mythos, zum Volksthümlichen herabzulassen; und was soll man denken, wenn es gar harmlose Gemüther giebt, die da im Ernst wähen, durch Kunstgemächt von Bildung wegen ließe sich der Sinn für den Mythos, die zeugungsfähige, volksthümliche Anschauungskraft, das ewig verlorene Deutschthum neu beleben? Sie schelten auf Bildung und Unnatur und treiben selbst schaurigste Bildungsgräuel. Der Sinn für das Echte, Bodenständige, Gewordene ist so gründlich ausgerodet, daß Keiner lacht, wenn unsere Bildung, in ihrer siechen Sehnsucht nach dem

Land der Kindheit, die grotesksten Wurzelbäume schlägt. Wer sich in unsrer Zeit umschaut, wird so Manches sehen, was mir hier vorschwebt, wovon ich aber schweige; oft müßte ich ehrliches, treues Wollen lächerlich machen. In dieser Zeit der Begriffsverworrenheit verüben leider gerade Solche, die ernsthaft Schäden zu heilen gedenken, in aller Treuherzigkeit gröblichen Schwindel. Den selben Schwindel, den unsere Bildung verübt, wenn sie mit Walpurgishallen, Rüberrahltempeln, Voreleidendmalern etwas recht Volksthümliches, Echtes, Poesievolles zu schaffen vermeint.

Wenn Ihr denn einmal unmythische Menschen geworden seid, so habt wenigstens Respekt vor den großen Konzeptionen stärker und größer fühlender Vorzeitmenschen! Selbst über das Kyffhäuserdenkmal mußte man schon den Kopf schütteln. Gewiß: hier liegt das Ungehörliche nicht so auf der Hand; das Denkmal hat uns gerade an dieser Stelle ja wirklich Großes zu sagen, aber eben uns, unserer Zeit, unserem Geschlecht und den nächsten Enkelgeschlechtern. Ist nicht hier dem Guten das Bessere, dem Heiligen das Hochheilige zum Opfer gefallen? Der Kyffhäuser stand, ehe ein Mensch an ein Deutsches Reich dachte, wird stehen, wenn in fernen Jahrhunderten das Bild der Welt, darin unser Geschlecht zur Miethe wohnt, ein ganz, ganz anderes sein wird. Diesen jenen deutschen Zeiten vererben wir dann den altheiligen Berg nicht mehr, wie wir ihn überkamen; Gelehrte und Forscher jener Tage werden von uns sagen: Wie eilig hatte es doch jenes Geschlecht, wie unbescheiden war es! Denn auf des Berges Scheitel ruhte die Silberwolke des Traumes von einer Erfüllung, der Sage von einer goldenen Zeit. Enger Sinn mochte in Barbarossa den Walter eines besseren Deutschlands erkennen; aber er ist der schlummernde Gott, der die Welt noch nicht erfüllen darf mit der Wonne der Erneuerung, weil die Raben noch fliegen; er ist der höhere, ungenannte Gott, dessen Namen Odin dem toten Balder ins Ohr geflüstert hat, er, der nach dem Regiment der Asen die Welt erbauen wird, aber jetzt noch nicht, — ewig noch nicht: so lange die Gemeinheit in der Welt lebt und mit ihr die Noth, so lange das Niederträchtige das Mächtige ist, so lange die Raben der Trübsal um den Berg kreisen. Kreisen sie nicht mehr? Wer weiß uns Besseres als die ewige, unerschöpflich zeugende Sehnsucht, die von diesem Berg zu den Menschen spricht? Jede Dichtung vom Kyffhäuser ward nun zum Anachronismus. Auf seinem Gipfel thront jetzt das Bild, darinnen sich die Traumerfüllung unseres Volkes erkennt; aber darunter sitzt noch immer der schlummernde Gott, ob Ihr Gegenwartsfreudigen es glaubt oder nicht, und die Raben fliegen noch immer, noch immer. Weh der Zeit, die sich im Bollendungsdüffel gefällt, die ihren Sehnsuchtstraum zu Ende geträumt hat, die da vergißt, weil ein Hoffen einiger Jahrhunderte in Erfüllung ging, daß die Menschheit höhere, stolzere Gedanken denkt, größere Bilder schon sah; armselig die Zeit, die nicht mehr mit den Augen der Menschheit schauen, mit dem heißschlagenden Herzen der Menschheit fühlen kann, die die dummen Mythen in die Kumpelkammer wirft, sie der Bildung als Wissensstoff überliefert!

Waidmannslust.

Eberhard König.



Der Herr Theaterdirektor.

Die Erde ist nach ihrem Entstehen einer reisenden Schauspielertruppe, bestehend aus einem Theaterdirektor, einigen guten Solisten, die leider sehr selten auftreten, ziemlich vielen Chargenspielern, die meist erste Rollen mimen, und zahllosen Statisten übergeben worden. Die reisende Truppe wurde dabei stehend und hat seitdem eine Reihe chronologisch — wenn auch gelegentlich stilllos — geordneter Trauerspiele und Komödien aufzuführen, die sogenannte Weltgeschichte, die, wie Shakespeares Königsdramen, in einem ununterbrochenen, doch dramatisch manchmal nur ungenügend herausgearbeiteten Zusammenhange stehen.“ Dieser stereotype Lehrsatz, in den der Herr Theaterdirektor seine Weltanschauung einzukleiden pflegte, hatte zwei Schlüsse. War der Direktor mit seinem Beruf unzufrieden, was sehr häufig geschah, so fügte er sarkastisch hinzu: „Zur Strafe für ihr höchst miserables Spiel hat diese Schauspieler schon a priori der Fluch getroffen, daß sie einander die einzigen Zuschauer sind und also eigentlich für Niemand spielen.“ War er hingegen einmal mit seinem Beruf zufrieden, so sagte er wissenschaftlich heiter: „Das ist wirklich meine Meinung. Ehrenwort! Es sind immer die selben Kerle, die agiren, die selbe Masse, die nachläuft. Die neue Rolle bringt jedesmal neue Worte und bedingt einige Modifikationen im Spiel. Was ist Das groß? Man hört doch gleich den alten Komödianten heraus. Die Leute haben wirklich nicht mehr als den ganz allgemeinen Chargincharakter, es sind immer die Selben; das Wischen Individualität, Persönlichkeit liegt bloß in der Rolle, — ich versichere Sie: bloß in der Rolle!“

Ein kleinstädtisches Theater hat von je her den größten Reiz auf mich geübt. Nur dort finde ich den ganzen unwiderstehlichen Zauber der Bühne. Dort bedeuten alle Dinge noch Das, was sie vorstellen; sie sind es noch nicht, wie an unseren großen Bühnen, wo Alles so gegenständlich geworden ist, so sehr der leichten, lustigen, mit dem Wort verwandelbaren Zauber- und Traum-Sphäre, die das Wesen des Theaters ausmacht, entzogen scheint. Das Leben einer kleinen Bühne hat Sinn und Bedeutung über die Stücke hinaus, die man giebt. Kolophoniumblitze, die uns nicht schrecken, dürstige Coulissen, die uns nicht täuschen, und das ganze armselige und doch liebe, auf den Schein und nur auf den Schein bedachte Völkchen eines Thespiskarrens gehört dazu, wenn die Dramen wirkliche Symbole des Lebens werden sollen. Das ergibt die herrliche Mischung, wie sie das Leben bietet: Geist, Gedanke, Größe, Gefühl, zum kleinlichen Spiel geworden, mißverstanden, in halbkomischen Formen sich auslebend und doch Alles beseelend und oft diesem kleinen Coulissenreich des Scheines, wie mit einem Zauber- schlage, die ganze Bedeutung der Welt gebend. Und gar Shakespeare auf solcher Bühne! Das ist Gott in der irdischen Tragikomoedie, aus der es manchmal wie sein Auge aufleuchtet, — so, wenn ein pathetischer Komödiant ins Parterre ruft: Rett sein, ist Alles.

Die reale Unterlage der Weltanschauung des Herrn Theaterdirektors war solche kleinstädtische Bühne, die er — wie der pantheistische Gott das All — bis in den letzten Winkel mit Leben durchdrang. Ich verkehrte einen Winter lang mit ihm; meist abends nach dem Theater in einer Weinstube. Es war ihm, wenn er gespielt hatte, Bedürfnis, seine Erregung allmählich ausströmen

zu lassen und nicht ohne Uebergang allein zu sein. Denn er lebte ganz zurückgezogen in einem alten Gasthof. Er war in dies Städtchen verschlagen worden, weil er als Kollege unverträglich war und, so lange er an großen Bühnen wirkte, immer mit Direktor und Regisseur in Fehde lag; darum brauchte er einen ganz selbständigen Posten. Den hatte er hier als Direktor gefunden. Wenn die Schwalben gen Süden zogen, kam er mit seiner Truppe, und wenn sie wiederkehrten, verschwand er. Unter den Seinen fiel er auf. Er hatte Bewandlungsfähigkeit und lebte seine Rollen, so daß es fast immer ein Genuß war, ihn spielen zu sehen, zumal er die großen Shakespeare-Rollen bevorzugte. Er nahm es in seiner Leidenschaft für Shakespeare sogar hin, daß der Kassenertrag geringer war, wenn er in einem Winter zu viele der Gewaltigen über die Bretter führte. Aber er rechnete doch auch hier. Ich fand seinen Shylock nicht jüdisch genug; da dankte er mir gerührt und sagte: „Sie geben mir eine werthvolle Bestätigung; es ist also gelungen.“ Wieso? „Nun, ich darf doch mein besetztes Abonnentenpublikum nicht vor den Kopf stoßen!“

... Die Hamlet-Vorstellung war zu Ende. Ich war in dem dichtgedrängten Publikum einer der Vielen geworden. Deutlich ging der dunkle Strom von Spannung, Ergriffenheit, Staunen durch mich dahin und erfüllte mich mit einer allgemeinen Grundstimmung, über der ich klar meine ganz persönlichen Eindrücke wahrnehmen konnte, selbst da, wo sie mit der Grundstimmung in Fehde lagen und mich im Augenblick nicht zu überzeugen vermochten. So fühlte ich aus der Menge heraus ein Befremden, das ich gar nicht theilte und das mir dennoch unabweisbar vorhanden blieb. Der lang anhaltende Beifall hatte etwas Zweifelndes. Mit unklaren Empfindungen verließ ich das Theater. Auf dem Weg nach der Weinstube individualisirte ich mich mehr und mehr und konnte einzelne meiner Eindrücke deutlich herauslösen. Dann aber gauste mich der Wind am Mantel, wollte mir den Hut entführen und erreichte jedenfalls das Eine, daß die Bilder der Aufführung, die ich innerlich zurückrief, durcheinander gerietzen und meinem Blick nicht mehr Stand hielten. In der alterthümlichen Weinstube setzte ich mich in eine halbdunkle Nische, um den Direktor zu erwarten. „Der Rest ist Schweigen“, umsummte es mich. Ich wurde das Wort nicht los. Ich stumpfte schon gegen seine Fülle ab; seine Aufdringlichkeit minderte sich nicht. Da gelang es mir endlich, ihm „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ an den Hals zu hezen. Und die Beiden taumelten, sich überkugeln, in den Schlund des Unbewußten hinab. Ich war die Quälgeister los. Da kam der Direktor.

„Waren Sie einverstanden?“

„Unbedingt. Das heißt: Einiges hat mich überrascht; aber auch überzeugt.“ Ich sprach dann davon, daß ich am Schluß des Stückes aus der Menge heraus das Gefühl erlebte, den Eindruck noch nicht umspannen zu können, das Gefühl von Widerstand gegen die Aufnahme und Angleichung des Gesehenen von einer gewissen klaren, aber harten und fremden Gegenständlichkeit.

„So Etwas wie ein neugestimmtes Klavier, in dem die Töne hart und rein neben einander stehen?“

„Ja.“

Der Direktor lachte. „Als ich früher in der Hauptstadt den Hamlet mehrmals dicht hintereinander spielte, war das Theater bei den Wiederholungen

leerer als in der Erstaufführung; von der dritten Vorstellung an stieg der Besuch wieder. Beim fünften, sechsten Mal war das Haus ausverkauft. Erst als ich später in Paris den älteren Coquelin als Tartufe sah, ist mir klar geworden, was damals geschah."

„Was war mit Coquelin?“

„Eben die Wirkung eines neugestimmten, hart, aber absolut rein gespielten Klaviers. Sein Tartufe befremdete mich zuerst. Er erschien mir nüchtern, trotz aller Wucht, psychologisch, aber poesielos. Nach ein paar Tagen empfand ich die außerordentliche Gegenständlichkeit seines Spieles: greifbar, drängend, wie ich die Erinnerungsbilder starker plastischer Werke erlebe. Ich konnte mir sofort jedes Detail seiner Darstellung zurückerufen. Coquelin hatte sein Publikum nicht fortgerissen; er hatte ihm so viel Besinnung gelassen, daß jede seiner Gesten und Uebergänge Zeit und Raum fand, sich einzuprägen. Er hämmerte uns den Tartufe ins Gedächtniß. Er ist ein Schauspieler für die Nachwirkung. Dem, glaube ich, ist meine Art verwandt.“

Wir saßen eine Weile schweigend, während sich weit von einander abstehende Szenenbilder zusammenschlossen, nach dunklen, inneren Bezügen, wie die Bilder in der Seele des Schaffenden. Der Direktor fühlte dies Arbeiten in mir und störte mich nicht. Mein Auge kehrte immer wieder auf Hamlets Tod zurück. Der Direktor hatte die letzte Szene unendlich gehoben durch eine überströmende Wärme, die er in das Verhältniß zu seiner Mutter legte. Die wenigen Worte, die Mutter und Sohn wechseln, waren wie ein stilles Ausruhen in einander bei einem Abschied für ewig, wie ein Kasten vor langer Reise. Ich wollte davon sprechen. Doch der Direktor, jetzt müde und in Gedanken versunken, ging nicht mehr darauf ein. In ein paar Wochen bringt er den Macbeth.

„Darf ich zu den Proben kommen?“

„Natürlich gern!“

Die Weinstube war schon fast leer. Der alte, rauchige Raum, den ein halbdunkles Deckengewölbe trug, wurde weiter und fühlbarer, je mehr er in die tiefen Schatten seiner Nischen und Ecken zurücklief. Die beiden Tische, auf denen in zimmernelem Leuchter noch Lichter brannten, standen jetzt schon ganz verloren darin. Unausstäbbar. Der Geist von Hamlets Vater hätte erscheinen können.

...Die Macbeth-Probe. Ich kam zu spät. Man war in der fünften Szene des ersten Actes; die Lady liest den Brief. Ich setze mich hinten ins dunkle Parquet; mich überströmt das Gefühl, diese seltsame Vorstellung des Macbeth — in modernem Kostüm vor alter Burgszenerie — sei allein für mich bestimmt. Ich wollte mich nicht fesseln lassen, sondern die Dichtung genießen wie eine schöne, weite Aussicht, die ich nicht mit einem Blick umspannen kann und vor der ich hinträume, ab und zu ein Stück der Ferne, einen Kirchturm, eine Wipfelgruppe oder eine Biegung des Weges zur Gestalt aufleben lassend in meinem Auge und dann mich wieder gleichmäßig lösend in dem Düst des Bildes, in Weite und Ferne. Ich glitt, frei vom Bann des Dramatikers, tief in die berauschte Großartigkeit seiner Worte, wie sie, in dem modernen Kostüm gesprochen, fast noch tiefer auf mich wirkten als sonst. Wandeln wir uns wieder in Menschen, die die Worte Shakespeares sagen können, ohne sich klein, hohl, erbärmlich zu fühlen? ... Ich trieb abseits von den Wellen des Stückes, zu-

mal mich die Darstellerin der Lady — die einstige Mutter Hamlets — in dem Monologe kalt ließ. Da erscheint Macbeth. Die kurze, gedrungene Gestalt des Direktors im Straßenanzug, einen Stock als Schwert in der Hand, — und doch, allein im Blick, die ganze Suggestion des Momentes. Er spielt wirklich; denn er will die Lady in seine Sphäre zwingen. Es ist eine Art Overture. Sein Gesicht ist düster, zusammengezogen, voll Energie. Er steht ganz deutlich einen Augenblick nicht in der Dichtung, sondern über ihr, wie das schaffende Schicksal. Er verkörpert in diesem Augenblick das Geschick Macbeths, das sich ihm, zusammengedrängt, in ein inneres Chaos verwandelt; alle Motive drängen ihn zur selben Zeit: man ahnt das prunkvolle Aufsteigen des mit der Krone Geschmückten und das innere Niedersinken des Vernichteten. Er ist bei dieser entscheidenden Begegnung der Macbeth aller Alte. Alle Züge und Blicke, die er heute noch annehmen soll, alle Schatten des Schicksals, in die er eintauchen wird, drängen sich auf seinem Gesicht. In der Nacht dieser Fülle nimmt er die Begrüßung der Lady entgegen. Das ist falsch, aber es bannt, es spannt mich. Ich bin an jedes Wort des Dichters gefettet. Die Lady wächst und wetteifert mit dem Willen, der ihr erliegen muß. „O großer Glamis, edler Camdor! Größer als Beides durch das künftige Heil! Dein Brief hat über dies armselige Heute mich weit verzückt und ich empfinde nun das Künftige im Jetzt.“

Aus Macbeth war wie mit einem Schlage das Künftige verschwunden; er war im Jetzt. Sein Ausdruck, seine Haltung waren einfach und verständlich: Furcht vor dem Willen dieses Weibes. Bei ihr sucht er hoffnungslos Hilfe vor seinen eigenen schwarzen Gedanken, vor denen er sich deshalb so machtlos fühlt, weil sie nicht ihm entstammen, weil sie ein Zufall nur, eine sonderbare Fügung der Umstände in ihm erzeugte; Gedanken, die nicht in ihm wurzelten, die er nur wie einen Verdacht aus einigen seltsamen Thatsachen herauslas. Das wars: er hatte gegen sich einen Verdacht, vor dem er Schutz suchte. Es klang bittend, wie er der Lady, die ihn so prunkhaft begrüßt hatte, sein ganzes Geheimnis, seine Furcht und seine düstere blutige Hoffnung in dem einen Satz sagte: „Mein theures Leben, Duncan kommt heut noch.“ Er steht unter ihrem Willen: ihr Spiel antwortet ihm wie Ruhe in den Bergen, fern und stark.

Ich bleibe auch in den Zwischenakten in meiner Dunkelheit. Jrgendwo, höre ich, setzt sich Jemand in meine Nähe. Wie fern von mir liegt der kleine helle Fleck dort vorn, in dem großen finstern Raum, der sich mir jetzt mit seltsamen Zuschauern bevölkert. Ein Wispern und Raunen in den Rängen, die, wie ich weiß, doch ganz leer sind. Es ist, als ob sich die Leute dort oben hinter der Brüstung duckten oder nur im tiefsten Dunkel der Logen stünden. Ein Glanzkopf, der aus dem schräg aufwärts fallenden Schlagschatten der Proszeniumlogenbrüstung ragt, wirkt fahl und abgelöst wie ein Totenschädel. Plötzlich hat sich mir das Theater zur Welt erweitert: die Toten sitzen in dem weiten Rund der Ränge und Galerien und schauen aus ihrer großen Dunkelheit auf den engen Fleck Licht, in dem die Lebenden durcheinanderlaufen, stehen bleiben und mit geblendeten, suchenden Augen von Zeit zu Zeit zu ihnen hinüberstarren, ohne je etwas Anderes zu sehen als das in ihren eigenen Augen noch versprengte Licht, während sie mit ihren ins Dunkel tastenden Händen doch einen weiten und begrenzten Raum fühlen. In der Dekoration des Bankettsaales

stimmt Etwas nicht. Man ändert ihn: eine ins Freie führende erhöhte Halle neben dem Thron. „Oben kälteres Licht!“ ruft der Direktor. Der eine Mörder muß in die Halle treten: er wirkt wie eine Silhouette, in einem Kontrast von Schatten und Plastik, gegen die Zehenden unten, die in warmem Licht stehen. Gut! Sehr gut! So muß das Furchtbare sich zu Macbeth schleichen. Die Szene geht groß vorüber. Macbeths Spiel lebt nur aus dem düsteren Inneren. So oft Banquos Stuhl wieder leer ist, irrt des Königs Blick in die Schattenhalle; er schrickt zusammen, als von dort einmal ein Diener kommt, der Wein bringt. Er greift nach der Hand der Lady, die sich ihm entziehen will. Ich erschrak fast über die Art, wie der Direktor den Schluß der Szene spielte: „Wahrlich, wir sind zu jung nur!“ Wie er Das sagt! Er bleibt auf dem Worte „jung“ stehen. Es suggerirt ihn. Innere Ruhe kann ihm sein Weib nicht mehr geben, vielleicht Vergessen, Mauth Er umarmt sie. Sie läßt es geschehen.

Mir fährt es durch den Kopf: liebt er diese Schauspielerin? Es kann nicht anders sein . . . Da höre ich schon, wie er ganz ruhig sagt: „Sie dürfen darauf nicht eingehen. Ihr Blick muß sorgenvoll bleiben und abgewandt, wie ins Gestaltlose. Sie dürfen es nur gerade eben geschehen lassen.“ Schon klatschte er in die Hände: „Schnell die Höhlendekoration!“

Wie ausgelöscht, wie nicht mehr bei sich spielte der Direktor von dem Augenblick an, wo er die Nachricht vom Tode der Königin empfängt. „Sie hätte später sterben sollen!“ Das Wort seines Schicksals. Birnams Eschenwald, Macduffs künstliche Geburt: Das wars nicht, was ihn stürzte. Ihn stürzte ihr Tod.

Bei dem allgemeinen Aufbruch begrüßte ich ihn. Wir gingen zusammen ein Stück Weges. Ich verhehlte nicht, daß seine Auffassung sehr gewagt sei.

„Vielleicht. In Shakespeare geht Alles hinein.“ Schweigen. Dann fuhr er fort: „Was heißt Auffassung! Ich fühle den Macbeth so, absolut so, im Moment, wo ich ihn spiele. Jetzt wenigstens. Früher habe ich vielleicht andere Seiten in ihm stärker herausleuchten sehen. Jetzt ist's so. Und dann sehen Sie diese Lady! Kann man ihn denn mit ihr anders spielen?“

„Die Lady ist in der That vorzüglich, obwohl sie mir in den Monologen mißfiel.“

„Vorzüglich?“ schrie er.

„Ja.“

„Dies Urtheil hätte ich von Ihnen nie erwartet. Ihr Spiel ist eine fortgesetzte Arbeit von mir. Ich kann keinen Schritt machen, ohne daran zu denken, daß ich sie mitziehen muß. Es ist möglich, daß sich daraus manchmal Wirkungen ergeben. Aber es strengt an, lieber Freund! Sehen Sie, wenn mir der Bote die Nachricht von ihrem Tode bringt, dann sage ich still für mich: ‚Gott sei Dank!‘ Aber dann bin ich müde, habe das Gefühl, daß Macbeth jetzt auch müde ist, und spiele ihn als zerschlagenen Menschen. Nein: haben Sie die Lady wirklich erträglich gefunden?“

„Es war eine völlige Einheit zwischen Ihnen. In der Mordszene waren Sie fast in einander verwachsen; so stieg die That, das Geschehniß zwischen Ihnen auf.“

Er besinnt sich und sagt dann: „Ja, wirklich; diese Szene ist mir selten so natürlich und nothwendig gewesen wie heute.“

Der Tag der Vorstellung ist da. Ich lese zu meinem Erstaunen in der Zeitung, daß die Heroine des Stadttheaters erkrankt ist. Ich gehe mich erkundigen, höre, das Stück werde dennoch gespielt, treffe auch schon den Direktor.

„Ja. Ich habe einen Gast für die Lady. Es scheint übrigens nicht Schlimmes zu sein. Ja . . . Ich habe einen Gast. Wundervoll, sage ich Ihnen. Wir haben ein paar Szenen probirt. Ich habe sie nirgends mitziehen müssen. Das ging Schlag auf Schlag. Vielleicht engagire ich sie fürs nächste Jahr. Na, Sie werden ja sehen!“

Das Haus war ziemlich voll. Auf den Stehplätzen drängten sich Schüler. Auch das Parquet war gut besetzt. Nur in den Logen war Alles verstreut. Dort eine Uniform. Drüben eine Frisur. Darunter ein starr glühendes Opernglas, ein langer Handschuh, schwarze Spitzen, die die rothe steigende Brüstungslinie überschneideten. Ein Theaterzettel wehte vom Balkon. Ein Glaskopf schaute hinauf und schien froh zu sein, daß der Dame, deren verkehrtem freundlichen Blick er in diesem Moment begegnete, nicht das Opernglas heruntergefallen war. Uebrigens schien der Theaterzettelfall den Anfang zu verkünden. Es wurde dunkel . . .

Ich warte auf die Lady . . .

Inverneß. Die Lady liest den Brief. Macbeth; ganz wie auf der Probe: die konzentrierte Gestalt, das Vollgefühl seines Schicksals. Sie stehen einander gegenüber, — zweifelnd, schwankend. Die Lady spricht die Begrüßung, als warte sie erst die Meinung des gnädigen Herrn ab. Und richtig: sie verfehlt die Wirkung auf ihn. Er scheint seiner Sache schon ganz sicher zu sein, zu wissen, was er will. Ihre Repliken sind ihm fast nichts als Zeit für stummes Spiel. Aus sich holt er den Fortgang der Handlung. Die Worte der Lady wirken nur wie ein unnöthiges, spielendes Echo der tiefsten Stimme in Macbeth, die der König schon deutlich genug in sich selbst hört. Als tränke ein Dichtergeist das Stück in sich zurück: schon ist eine Gestalt in die andere zerronnen, die der Dichter schwer zu Gegensätzen auseinanderschlug . . . Macbeth spielt sichtlich frei, leicht, ungehindert. Aber er spielt monologisch. Der Lady „Laß alles Andere mir!“ klingt fast lächerlich. In dem König allein vollzieht sich das Schicksal, die Königin heßt nur, bringt Gründe, hat keinen Willen. Das „Gebär mir Söhne nur!“ spricht er wie abwesend; dann plötzlich, sie ansehend, ihre Gestalt mit sinnlichem Blick prüfend, — dann wieder ins Leere. Auch in der großen Szene des Mordes ist er allein. An Allem, um dessen willen er den Mord unternahm, versinkt sein Interesse in dem Augenblick, da die That gethan ist. Das liegt in seiner Weigerung, wieder hineinzugehen. Es ist kein schwaches Grausen, wie es der Direktor spielt. Diese Psychologie ist packend; aber sie steht nicht im Gedicht.

Ich warte auf die Bankett-Szene. Wundervoll: der Mörder, der Geist, der Diener, vor dem er erschrickt. Aber die Königin? Macbeth beachtet sie nicht, greift nicht nach ihrer Hand. Er scheint es aber dennoch kurz mit ihr probirt zu haben; denn sie wartet sichtlich. Nein. Er taumelt auf seinen Thron zurück. Auch die Umarmung bleibt aus.

Der Beifall ist dröhnend. Diese Art, Alles aus sich allein, wie aus einem Sprudel, herauszugestalten, muß bei der Menge zünden, die reichere Zusammenhänge nur verwirren. Ich fühle: der Direktor sonnt sich in diesem Trium . . .

Der Macbeth der Probe, der gebrochene Macbeth, hatte keine Möglichkeit mehr zu der eminenten Schlußverwandlung aus dem vom Zauber geschützten, eigentlich furchtsamen Verbrecher durch die Verzweiflung zum Helden. Diesmal hatte Macbeth die Möglichkeit zu diesem Hinauswachsen aus der Enge seiner Tragik. Wie gleichgiltig kam die Antwort auf die Meldung vom Tode der Königin jetzt: „Es hätte Zeit sich für ein solches Wort gefunden!“ Er hörte ihren Tod nur wie eine Warnung für sich. „Aus! Kleines Licht!“ Wie eine Ahnung seines Unterganges, welcher der schon dunkel wiedererwachende Held in ihm trost. Versöhnung in der Stimme, wie er sagt: „Leben ist nur ein wandelnd Schattenbild!“ „Ein armer Komödiant“: Das fühlt er am Tiefsten. Er hat den ganzen Ekel in der Stimme, mit dem er manchmal über seinen Beruf spricht. Dies Wort reißt ihn ganz in die Situation und en’hebt ihn ihr weit, mitten hinein ins Herz der Dichtung. Und nun die Meldung vom wandelnden Wald. Sein Auge ist rund aufgerissen. Er versteht den Boten nicht, er starrt ihn an, er rinnt aus der Grenzenlosigkeit dieses Erstaunens zusammen und schreit: „Sklave, Du lügst!“ Er weiß nicht mehr, daß es eine Lady Macbeth gegeben hat. „Doch prüf’ ich noch das Letzte: vor die Brust werf’ ich den mächtigen Schild!“ Ein jubelnder Held, von dem alles Unehnte abgefallen ist: sein Weib, die trügerischen Prophezeiungen, seine ganze Vergangenheit, die wie ein fremder Athem ihn umhauchte, ein Held, wie am Anfang des Stückes, geht er in den Tod. Und es berührt fast peinlich, daß die Ueberwinder diesen Helden, der umnachtet furchtbarer Macht dienen mußte, nachträglich schmähren.

Brausender Beifall. Hervorruf auf Hervorruf.

An diesem Abend fragte mich der Direktor nicht erst nach meiner Meinung. Er strahlte. Vielleicht hatte er ein Gefühl davon, daß meine Eindrücke gemischt seien. Das hätte er nicht in lauter Aussprache ertragen. Er warf über die heutige Lady ein paar bewundernde Worte hin, die ich nicht aufnahm. Dann sagte er sehr ernst: „Das ist die ganze Geschichte. Es giebt ein paar ewige Schatten oder Masken oder wie Sie es nennen wollen. Die haben einige Schritte zu machen, wie in einem Reigen, sich nähernd, sich entfernend und zuletzt verschwindend. Diese Schatten wiederholen ihr in einer Anzahl von Worten festgelegtes Leben immer und immer wieder. Immer neue Träger und Kräfte treten hinein und tragen die Maske und können nicht anders; tanzen den Reigen, wie er vorgeschrieben ist. Ob sie die Worte so verstehen oder so: es ändert nichts, der Reigen wird getanzt und sie kommen immer zum selben Schluß.“

Da ich an jenem Abend auf dem rechten Ohr symbolisch hörte, fragte ich gleich: „Und wie stimmt diese Idee zu Ihrer Weltanschauung?“

Er entgegnete: „Sie einigt sich mit ihr sehr gut. Versteht sich: in einem höheren Sinn. Erstens — Sie wissen, daß ich einmal Philosophie studirt habe —: auf dem Weg in die Tiefe einer Sache begegnet uns mehrmaliger Gegensatz. Zweitens: bei Weltanschauungen von der Art muß man mindestens zwei, möglichst einander recht widersprechende haben, um überhaupt auszukommen. Drittens einigen sich mir diese beiden Weltanschauungen in einem sehr persönlichen Erlebnis. Lady Macbeth ist — was man hier nicht weiß — meine geschiedene Frau, Lady Macbeth wird meine Gemahlin werden. Auch die Komödie wird wohl mehr oder weniger die selbe sein! ... Nun rathen Sie!“

Selbstanzeigen.

Die Lebensgesetze der Kultur. Ein Beitrag zur dynamischen Weltanschauung. Halle 1904, Niemeyer.

Mein Buch wird keiner einzigen politischen, sozialen, nationalen, wissenschaftlichen oder religiösen Partei gefallen; sein Ausgangspunkt war ja weder irgend eine Parteiansicht noch erstrebt es etwas Anderes als: die großen Einheitlinien des Menschenwerkes, Rasse, Persönlichkeit, Religion, nachdrücklich ins Bewußtsein zu rücken. Dennoch, hoffe ich, wird es in allen Parteien einzelne Persönlichkeiten anzuregen vermögen: denn es ist ein erlebtes Werk und will für das „dritte Reich“, das der Persönlichkeit, werben. Als Ouverture meines philosophischen Hauptwerkes muß es manchmal nur andeuten, statt auszuführen; aber vielleicht spinnt jeder Leser selbst die Fäden weiter. Um so besser.

Florenz.

Dr. Eduard von Mayer.

Sehnen und Suchen. Verlag E. J. E. Boldmann, Kofod. 2,50 Mark.

Mit einfachen Mitteln schlichte Poesie zu geben und allmählich von der überkommenen metrischen Form zu innerem Rhythmus fortzuschreiten, war mein Ziel. Zwei Proben:

Roth in Blüten . .
 Roth in Blüten stand der Mohn . . .
 Licht und Duft bethörte mich,
 daß ich auf dem Feld Dich küßte . .
 und mir war, als hörte ich
 müdes Rauschen in den Stengeln
 und von ferne Sensendengeln . .
 und mir war, als ob ich wüßte,
 daß ich von Dir scheiden müßte,
 wenn der Sommer kaum entflohn . .
 Roth in Blüten stand der Mohn . . .

Glück
 Alle hat es uns genarrt,
 die wir mit verhängtem Bügel
 zogen aus, das Glück zu jagen . .
 Nun wir müde aus dem Bügel
 stiegen, müde und am Wege
 wunschlos in die Blumen glitten,
 kommt es leise hergeschritten,
 küßt uns auf den Mund und lacht . .

Hildesheim.

Albert Sergel.

Studentenherrlichkeit. Aphorismen. Verlag G. Birk in München.

Die Standesauffassung des deutschen Studenten — wie er heute typisch ist — nimmt Bezug auf die Sitten der herrschenden Klassen, deren gesellschaftliche Anschauungen er nachahmt; deshalb glaubt er, auch Anspruch auf ihre Privilegien zu besitzen. Dieser Rechtstitel für seine Besonderheiten in Moral und Gehaben wird recht ungenügend unterstützt durch seine oft geringen Gymnasial- oder Realschulkenntnisse. Den Beweis für seine Bornehmheit führt er manchmal nur durch Ausschweifungen in der Liebe und im Alkoholgenuß und durch ein in Mensurmaskeraden ausgedrücktes Ehrgefühl. Für ökumenische Ideale hat er wenig Verständniß, und bethätigt er sich politisch, dann läßt er sich willig

von den herrschenden Klassen für ihre Zwecke mißbrauchen. In meiner Schrift werden diese akademischen Verhältnisse ausführlich besprochen; auch wird gezeigt, inwiefern die Dozenten an ihnen mitschuldig sind. Am Schluß deute ich kurz die Möglichkeiten zu einer natürlicheren Lebenshaltung der Studenten an; der Weg zu diesem Ziel führt über die Erkenntnis, daß in einer sozial gerechteren Epoche die Fiktionen des modernen Studententhumes fallen müssen. Das scheinen mir die echten und edlen Interessen der wahrhaft Gebildeten zu fordern.

Braunschweig.

Hugo Egottus.



Totenspiele in Versen. Verlag von Axel Junfer in Stuttgart 1904. 3 Mark.

Prolog.

Mit ruhigen Geberden will ich Euch
 Vom Letzten sprechen, ohne Leidenschaft,
 In bunten Versen, die hinrieseln gleich
 Den Perlen eines schimmernden Colliers.
 Gebt Acht: Was ich erbau', ist nur ein Spiel
 Und nur ein Gleichniß künden meine Worte,
 Dem Wunder jener Nacht in nichts verwandt,
 Denn sie sind klein: und groß, groß ist der Tod.
 Ihr schaut durch einen Schleier, sanft gewirkt
 Von eines Dichters ahnungsvollen Händen
 Um Dunkelheiten, die wir gern mit Schweigen
 Oder mit einem Lächeln abthun. Ach:
 Sie bleiben unerbittlich tief wie sonst,
 Denn sie sind Schicksal, das die Welt erfüllt.

Es ist nur eine Aussicht aufgethan
 Auf abendliche Hügelketten, die
 Das Letzte noch verbergen. Fühlt mit Grauen,
 Das Auge lenkend durch der Landschaft Schimmer,
 Was sich auf trotzigen Hüh.n thürmt empor,
 Gleich schwarzen Burgen, räthselhaft verworren:
 Die dunkeln Möglichkeiten unseres Seins.

Steglitz.

Hans Bethge.



Erstklassige Menschen. Roman aus der Offizierkaste. Verlag Otto Janke.
 Preis 4 Mark.

Die Konflikte des Romans ergeben sich aus den Ansichten der „Erstklassigen Menschen“, der Offiziere, im Gegensatz zu denen des Bürgerstandes. Ich erhebe einen Vorwurf gegen die heutige Gesellschaft, die selbst diese erstklassigen Menschen züchtet und großzieht, da sie auch die jüngsten Lieutenants von vorn herein mit Verehrung behandelt und selbst die Schuld daran trägt, daß die Offiziere den richtigen Maßstab ihres Wesens verlieren. Den „Erstklassigen Menschen“ das Recht des Standesbewußtseins zurückzugeben, ihnen zu zeigen, daß ihre Ausnahmestellung sie zwingen muß, in allen Stücken untadelhaft rein zu leben: Das ist der Zweck meines Buches.

Freiherr von Schlicht.



Fastenzeit.

Der Bankerott im Freistaat Bremen. In einer Heilanstalt untergebracht. Die Flucht ins Ausland. Sind es nicht passende Titel für die „Bilder“ eines Vorstadtstückes? Wetter. Insolvenz in Hamburg. Unterschlagungen eines Prokuristen. Exekutionen für Großspekulanten in London und Paris. Widerruf einer Dividende. Verhaftung des Direktors, der als Vorbesitzer dem Unternehmen seinen Namen gegeben hat. Endlich ein Schuß aus dem Geschloß; das Blut rinnt über kostbare Seiden auf einen schweren Perser hernieder; erschreckt fahren bei Sankt Rochus vor der Brunwaldvilla die Kiefern zusammen: ein toter Meyer wird aufgehoben. Verbrechen, Schande, Elend. Nur noch ein Bißchen Liebe, ein Köllchen für den beliebten Komiker, dessen Späße den Thronbrüsten Ruhe gönnen: und fertig ist das Melodrama. D'Emery selbst hat nicht geschrieben, wonach ein Direktor des Ambigu sehnlicher alle zehn Finger leden konnte. Wie plötzlich das Alles kam! Fast zwei Jahre lang erzählt man uns ja von der allgemeinen Erholung. Sanden, Exner, Terlingen, Schudert sogar waren nur noch Namen, die dunkel an eine weit hinter uns liegende, märchenhaft ferne Vergangenheit erinnerten. Nie wieder würden wir solche Schreden erleben. Noth lehrt beten; und die guten Vorsätze, die eine schwere Krisis zeitig sind stets für die Ewigkeit gefaßt. Wunder über Wunder stellte sich ein und half dem Bekehrungeifer der Gläubigen zu immer neuen Siegen. Das größte der Wunder war: Amerika. Statt Europa mit Stahl zu bedrängen, überschwemmten die Vereinigten Staaten unsere Hochöfen mit Hoheisenordres. Wo man recht Bett fand, sich die Augen zu reiben, war nun der Umschwung da. Noth hatte die behäbige Justitia den alten Schutt nicht weggeräumt und schafften die ehernen Pfeiler des Neubaus mächtig empor. Die deutsche Montanindustrie, die Pacemacherin für alle anderen Gewerbe, schuf neue Records. Die stärkste Hoheisenerzeugung, die in Deutschland je gesehen ward; die größte Eisenausfuhr, die unsere Handelsstatistik bisher verzeichnet hatte; ein geradezu unvorstellbarer Kohlenverbrauch: diese Phrasen hörten wir früh und spät. Michel konnte sein Glück kaum begreifen. Was thun, um sich den neuen Verhältnissen anzupassen? Sehr einfach: Betriebserweiterungen, Syndikate, Fusionen. Die Hochöfen vermehrten sich wie die Kaninchen. Die Kohlenschächte nicht ganz so schnell, aber in ansehnlichem Umfang. Die großen Stahlwerke, für die man während der Krisis gefürchtet hatte, weil sie auf Verhältnisse eingerichtet schienen, die vielleicht erst in einem Jahrzehnt eintreten würden, wagten jetzt Neuanlagen. Statt der erwarteten Reduktionen gab es überall Vermehrungen des Kapitals. Die Serie der fetten Dividenden, die auf lange Jahre hinaus unterbrochen schien, begann wieder. Trotzdem das vielgeschmähte Börsengesetz noch galt, stiegen auf dem Effektenmarkt die Kurse beinahe so hoch wie im ersten Quartal des Heiljahres 1900, auf einzelnen Gebieten noch höher und man glaubte, wegen solcher unwichtigen Vorgänge nicht Lärm schlagen zu müssen. Und unsere Fusionen, Syndikate, Gruppen! Alles „erstklassig“, Alles würdig, auf Weltmessen als Musterleistung ausgestellt zu werden. Wir machten Epoche und merkten, daß die neue Zeit in ganz anderem Tempo vorwärtsschreitet als die alte. Eine tief philosophische Bemerkung, die sich durch den Vergleich zwischen 1873 und

und elektrischem Fernzug gar löblich auspußen ließ. Ein herrlicher Traum. Aber ein böses Erwachen. Ein Brett in der modischen Lagerstatt ist zerbrochen, der Träumer liegt auf der kalten Diele und spürt den Nagensjammer, die schmerzliche Folge des seligen Kausches. Die Krise ist noch nicht vorbei. In der gemeinen Wirklichkeit ist's nicht besser geworden. Ganz wie damals. Unterschleife, Verhaftungen, Dividendenausfall, Selbstmord. Auf allen Aktien ein angstvoll erzwungenes Lächeln. Man zittert, man fiebert, mißtraut dem besten Freund und der mächtigsten Bank und lernt wieder beten. Heiliger Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an! So treibt der Gott der Gelben, der mit den Japanern ins Feld gezogen ist, durch den Schrecken, den er verbreitet, dem Gotte der Weißen die entlaufene Heerde der frommen Schäflein zurück.

Ein anderes Bild. Herr Direktor Fürstenberg in der Hofuniform; seidene Aniehosen und Schnallenschuhe, in der Rechten einen Dreispiz; halb Grande, halb Senator. Wohin des Weges, schöne Maske? Herr Fürstenberg geht, „im Gefolge des Kaisers“, wie es in der Bossischen Zeitung hieß, zum Geheimrath Rathenau, wo das neueste Wunder der jungen Glanzepoche, in der wir zu leben glaubten, die Dampfturbine, von Seiner Majestät in Paradeaufstellung befohrt wird. Vortrag, kaltes Souper, Excellenzen, Generale und die Häupter der Handelsgesellschaft. Kein Nikton störte den schönen Abend. Dies Alles, mag der Geheime Baurath Emil Rathenau gesprochen haben, ist mir unterthänig; gestehe, daß ich glücklich bin. Den hohen Gast erfaßte ob des Glückes, das in den Räumen der A. G.-G. heimisch geworden ist, kein Grausen und beim Abschied sprach er ganz andere Worte als der Egypterkönig zum Beherrscher von Samos. Mich aber läßt der Schauer der Ballade nicht los, wenn ich an diese Festvorstellung denke. Das Märchenglück des Polykrates könnte sich in dem Turbinenglück der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft wiederholen. Schon als die Gesellschaft nur im Besitz der Patente von Niedler-Stumpf war, hielt sie den Erfolg für gesichert. Da hieß es plötzlich: Einer lebt noch. . . Das war der Amerikaner Curtis. Geheimrath Rathenau ging übers Wasser, um auch die Curtis-Patente für die A. G.-G. zu erwerben; leicht wars nicht, doch es gelang. Drüben waren verwickelte Rechtsverhältnisse zu entwirren und in der Heimath wehrten gekränkte Professoren sich heftig gegen den amerikanischen Eindringling. Aber es gelang; und der Erfolg wurde laut gepriesen, der Sieger nach seiner Heimkehr mit grünem Lorber gekrönt. Eine eigene Gesellschaft wurde gegründet, um die vereinigten deutsch-amerikanischen Patente auszubeuten, und an der Thatsache, daß Curtis und Niedler mit ihrer Turbine die Welt erobern würden, war kein Zweifel mehr möglich. An eine leistungsfähige Konkurrenz gar nicht zu denken. Groß war deshalb das Erstaunen, als sich nach wenigen Wochen die Nothwendigkeit ergab, noch Einen, einen Einzigen noch in die Kombination der A. G.-G. hineinanzuziehen. Dieser angeblich Einzige, auf den es noch ankam, war der Erfinder der ältesten Dampfturbine, der Engländer Parsons, dessen Patent die Elektrizität-Gesellschaft von Brown Boveri vertrat. War der Glaube an die Allgewalt der rathenauschen Kompromiß-Turbine durch das Eingeständniß, daß auch Brown Boveri gewonnen werden müsse, etwas erschüttert, so befriedigte wenigstens der glatte Abschluß; famos, wie schnell und geschickt der Generaldirektor die Einigung herbeigeführt hatte. Nun, glaube man, ist die

Sache definitiv erledigt. Da kam die Botschaft, Siemens-Schuckert habe sich zum Turbinenbau mit der essener Großmacht Krupp verbündet. Die Kompromiß-Turbine der A. E.-G. bedrohte ein ebenbürtiger Gegner: die Turbine des Schweizers Zoelly, die Siemens-Schuckert, Krupp und der Norddeutsche Lloyd von der Firma Escher, Wyß & Co. übernahmen. Hatte die A. E.-G. sich freiwillig zu einer Selbstbeschränkung entschlossen? Unwahrscheinlich. Wer schon drei Patente erworben hat, hätte, falls er die Nothwendigkeit rechtzeitig erkannte, auch noch ein viertes Patent gekauft. Die unsichere Hast, die im Ankauf der drei Patente sichtbar war, paßte ohnehin nicht recht in das Bild vom Wesen Mathenans, der mit nüchternster Ruhe und oft genialem Instinkt unter vielen Möglichkeiten sonst die nützlichsten zu finden weiß. Diesmal ging es so wild zu, daß man an Tagesordnung und Termin der Generalversammlung herumkorrigiren mußte wie an dem Programm eines Konzertes, das von der Laune und dem Befinden einiger Solisten abhängt. Der Art, wie die A. E.-G. zu ihrer Kompromiß-Turbine kam, erinnert an den Versuch, einen Corner zu erreichen, — doch an einen mißglückten Versuch: denn schließlich hat die Gegenpartei noch ein wichtiges Patent erjagt. Von einer Gegenpartei darf man wohl reden, ohne befürchten zu müssen, der nächste Tag werde, wie es jetzt üblich ist, eine Fusion der beiden Konkurrenten bringen. Manche Fusion ist noch möglich und ich halte sogar ein Bündniß Krupps mit der Rheinischen Metallwaarenfabrik nicht für ausgeschlossen, trotz den bössartigen Grobheiten, die sich von Essen nach Düsseldorf hinüberflogen. Auf eine Fusion von Siemens-Schuckert mit dem Concern A. E.-G.-Union wird man aber wohl noch nicht lange zu warten haben. Die Börse redet schon von einer christlichen und einer jüdischen Turbine. Uns sollen Beide willkommen sein, wenn sie einigermaßen halten, was sie versprechen. Der Kampf kann aber so hart werden wie der zwischen Rußland und Japan. Hoffentlich ruft man von Bremen oder Göttingen nicht zum Heiligen Krieg gegen den Uebermuth einer asiatischen Horde.

Die Kursverwüstung ist inzwischen weiter gediehen. Die Erholung, auf die man nach zwei schwarzen Börsentagen so stolz war, hat nicht lange gedauert. Fast noch schwärzer als der Wochenanfang des japanischen Schreckens sah der zwanzigste Februar in der Burgstraße aus. Ein Sonnabend. Schlechte Botschaft über das Schicksal des Börsengesetzes. Wenig Aussicht auf die Rückkehr des schmerzlich vermißten Terminhandels. Insolvenzen in Hamburg, Paris, Madrid. Der berliner Fondsmakler Max Meyer hat sich erschossen und seine Engagements belästigen die nervöse Börse. Keine Diskontermäßigung zu hoffen. Petersburg matt. Paris kopflos und nur bemüht, sich für die äußersten Nothfälle was ins Trockene zu bringen. Jammer ringsum. Und ein Blick auf die Häupter der Liebsten ist auch nicht tröstlich. Seit vierzehn Tagen hat die Deutsche Bank 14, Diskonto 12, Handelsgesellschaft 11, Dresdener Bank 13, Laurahütte, Gelsenkirchen, Harpener 20, A. E.-G. 19, Arenberg 30, Konsolidation 36 Prozent am Kurs verloren und unsere dreiprozentige Anleihe ist abermals um fast 3 Prozent zurückgegangen. „Am Wochenschluß, wenn Gott die Rechnung macht...“ Und dabei hat die asiatische Komplikation erst begonnen und Niemand weiß, was noch werden mag. Eines nur ist sicher: der Karneval ist für diesmal aus. Lebwohl, schöne Zeit fleischlicher Genüsse! Jetzt heißt's, in Saß und Asche die Sünden büßen, von denen wir doch nur den kleineren Theil selbst in Lüsten begangen haben. Dis.

Schwester Beatrix.

In Kloster bei Loewen; um die Zeit Johannis des Dritten und seines Tochtermannes, des harten Herrn Wenzel von Luxemburg. Noch leuchtet dem Herzogthum Brabant die Sonne und der Bürger von Loewen hebt stolz das Haupt, wenn er von der Mühsal anderer Niederlothringer hört. Sein Stadtwesen blüht. Wo König Arnulf einst die Normannen schlug, haufen nun hunderttausend Menschen in friedlicher Arbeit, wird auf viertausend Webstühlen Tag vor Tag der Reichthum, die Macht der Handelshauptstadt gemehrt. Schon sind die Hallen, die Waarenburg der Tuchmachergilde, gebaut, haben die Zünfte das Stadtrathsrecht erstritten, das früher nur den patrizischen Geschlechtern eingeräumt war; schon langen auch die Besitzlosen mit dreister Hand nach ihrem Menschentheil und unter der Spizendecke grollts wie von naher Empörung. Bis in den Klosterfrieden wirft das Stadtleben farbigen Abglanz. Armes Volk drängt ans Thor, bittet um Speise und Trank, um wärmende Hülle hastiger noch als um geistlichen Trost. Durch jedes Spältchen der Pforte späht ein gieriges Auge ins umneidete Gewölb und leis hebt manchmal die Mauer von Mammons schwerem Athem. Neuer Reichthum entstand, neue Lust ist draußen erwacht, neues Vergerniß kam in die Welt. Was gestern erworben ward, wird heute verpraßt; was den Vätern Todsünde schien, dünkt die Söhne lustige Kurzweil, die der Herr des Himmels den thätigen Zeugern lächelnd gewährt. Der beste Tropfen, das schönste Mädchen soll nach hartem Tagwerk den Müstigen laben; dem Preis, der Herkunft solcher süß duftenden Waare wird von durstiger Genußsucht nicht erst lange nachgefragt. Die Reichen knausern ja auch nicht, wenn es gilt, das Haus des Höchsten zu schmücken. Ihrer frommen Freigiebigkeit hat das Kloster die reichen Meßgewänder, die Bilder der Engel und Heiligen zu danken; ihr Eifer schuf ihm die höchste Zier: das weit in die Kunde berühmte Marienbild. Dicht am Thor steht die Heilige Jungfrau. Eine nach spanischer Sitte gepuzte Madonna. Ein funkelndes Diadem krönt das blonde Haupt, ein breiter Goldgurt umspannt den in Brokat und Sammet gekleideten Leib. Diese war nie eines Zimmermanns Eheweib, barg nie den von Wehen erschöpften Schoß unter niederem Stallgebälk. Einer Fürstin gleicht sie, die vom Himmel niederstieg und im Menschenland leiden lernte. Die ernste Inbrunst der düsteren Virgo Cimabues; und Etwas schon von der anmuthigen Mütterlichkeit, die Fra Filippo seiner Lieben Frau gab. Diese war Mutter und hat alle Wonnen der Empfängniß, allen Schmerz der

schweren Stunde gekannt. Dicht am Klosterthor steht sie, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.

Manches Jahr steht sie dort und sieht frommen Eifer geschäftig am Werk. Die Aebtissin hält die Schwesternschar in strenger Zucht. Wehe dem Nönnlein, das auch nur um Minuten die Pflicht versäumt! Fasten muß es, die Nacht im Gebet durchwachen; und nach schlimmerem Fehl striemt die Geißel den jungen Leib. So nur erwirbt man das Himmelreich. Lächelnd sieht es Maria; doch eine Zähre rinnt über die lächelnde Lippe. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Was ihnen Pflicht dünkt, thun sie, recht ungern oft und nur von der Furcht vor Strafe getrieben, und ahnen in ihrer Dürftigkeit nicht, welcher Macht ihr Leben geweiht sein sollte. Ihr Leben? Sie leben ja nicht, fühlen nichts vom Elend der Creatur. Allem Menschlichen sind sie entflohen und dünkeln sich hinter dicken Mauern nun hoch über die Sünderzunft erhaben, die draußen ächzt und leucht, Werthe schafft und Werthe vernichtet, Samen austreut und Saaten zerstampft. Nicht grausam sind sie, nur gerecht; uermüdhlich im Streben, die Spreu vom Weizen zu sondern. Sie geben Würdigen, weigern Unwürdigen die Gabe. Und sie wissen, was würdig, was unwürdig, gut und böß ist, was verboten und was erlaubt. Denn Jeder, hinter der sich das Klosterthor schließt, naht Jesus bald als Bräutigam und weist in die Klarheit. Aus dem Munde der Aebtissin spricht er und seines Geistes Hauch ist in dem harten Rückwort des Kaplans; und jedes schwarz verummte Jüngferchen, das fromm diesen Stimmen gehorcht, darf in fester Zuversicht des Hochzeiters harren. Er kommt; ein Leuchten ist vor ihm, weit vor ihm her. Er reckt die Hand, die noch die verharschte Narbe des Kreuzifixus trägt, und geleitet die Magd, die seinem Heilandswillen Verlobte, der auf dem Weg alle Engel den Brautchor singen, in die Stätte ewiger Seligkeit. Doch nur die Reinen ruft sein Wink, die flecklosen Herzen, die früh dem Leben entflohen und im Klosterfrieden den keuschen Schatz für den Tag der Weihe bewahrten. Hütet Euch drum, Ihr Nönnlein, vor der Welt da draußen und lauschet in Büchten der Rede Johannis, des Theologen, den der Herr sprechen hieß: „Draußen sind die Hunde und die Zauberer und die Hurer und die Totschläger und die Abgöttischen und Alle, die lieb haben und die Lüge.“ Dieser Johannes ward erwählt, die gewisse Freude des ewigen Lebens zu künden. Dieser war Jesu Bote und Werber. Lächelnd hörte die Jungfrau, die Mutter solche Botschaft; doch über die lächelnde Lippe eine Zähre. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Ihnen starb der Er-

Wünsche zuflüstern, die in der Geburtstunde schon Todsünde waren. Doch der Arm, der nach dem Marienlicht griffe, mußte vom Leibe weichen. Schwester Beatrix will stark sein, ohne Wank reblich vor der Einen; und so stößt sie ihr Leib in den Lampenschein empor. Vier Jahre ist sie nun im Kloster. Als ein Kind kam sie und blieb an Erfahrung ein Kind; denn nichts hat sie erlebt. Die Schwestern waren gütig, wenn sie ihr Amt mit Eifer betreute, und streng, wenn sie lässig schien. Nichts erlebt, außer läuternder Klosterpön nichts erlitten bis zu dem Tage... Er ist so schön, sein Lächeln so ernst und so feierlich seine Rede, als spräche er zu Gott; und spricht doch nur zu der einfältigsten Magd. Ein Prinz. Da Beide noch klein waren, kam er in ihres Vaters Garten und sie spielten mit einander. Dann war immer Sonntag. Kinder vergessen schnell. In der Stunde bangter Betrübniß aber, oft auch, wenn ihr Gebet den Himmel suchte, ging ein Erinnern an den feinen Knaben durch den unruhvollen Mädchen Sinn. Und plötzlich stand er im stillen Heiligthum, groß, prächtig, weise, und sah aus sanften Kinderaugen auf die Gespielin. Seine Hände zitterten. Warum wohl? Als flackerten alle Pulse in einer Sehnsucht. Wonach? Die Dämmerung löst ihm die Zunge. Beatrix soll ihm folgen, das Kloster verlassen, seine Prinzessin werden. Der fromme Einsiedler, dem der Herr Wunderkraft gab, segnet den Bund und aus seiner Hütte schreitet das Paar in die sonnige Welt. Das wäre schön. Und die Leute sagen ja, in geweihter Ehe sei die Liebe erlaubt. Der aber auch, die dem Gelübde entließ? Und ist die Welt wirklich sonnig? Nicht voll Wirrniss und böser Lust, der ein Widerschein vom Höllenfeuer das Himmelslicht vortäuscht? Lehre mich, Gnadenreiche! Heute will er mich holen. Ich bin einsam und mein armes Herz, das von keiner Mutter gehegt ward, weiß nicht den Weg. Deinem Winke gehorcht es blind. Schon pocht er ans Thor. Verbiете mir, zu gehen, und Deine Magd bleibt im Dienst. Starr steht die Jungfrau; kein Zeichen verräth, was sie sinnt. Bärtlich aber haucht von draußen der Mund des Liebsten: „Ich bins, Beatrix; öffne das Thor!“ Sie thut's. Das Land ruht im Mondglanz. Ein Greis hält zwei reich geschirrte Rosse am Zügel. Auf schwachen Armen trägt ein Kind Prunkgewänder und glitzernden Schmuck. Und auf der Schwelle kniet der Prinz und küßt, wie der andächtigste Pilger den Rock des Gekreuzigten, das Kleid der Nonne, die vor dem Blick der Reinsten nachts das Heiligste einem Räuber entriegelt hat. Nein: Dieser ist kein Räuber. Die Lippe, die in frommer Ehrfurcht eben sich auf den Saum der Kutte preßte, küßt nun zwar fast gierig den Mund; und ihr Athem ist Flamme. Die Hand, die sonst in scheuer Sehnsucht zitterte, erdreistet sich nun, das junge Haupt seines

Mädchens aus den Schleiern zu schälen. Und als das blonde Haar, das so lange im Dunkel gefesselt lag, aus dem Kerker hüpfst und die Stirn streichelt, wird der Werber noch ungestümer: den Mantel reißt er ihr vom erbebenden Leib, die düstere Tracht der dem Heiland Verlobten, und hüllt die zarten Glieder ins Fürstengewand. „Thus nicht!“ Ihr Ruf verhallt ins Weite. Vom Hals bis zu den Füßen knisterts von schwerer Seide, Gold gürtet die Brust und Perlenchnüre schimmern am Nieder. Sie soll lachen lernen; lachen und küssen und Königin sein. Noch aber trägt sie schlotternd all den Pomp und nur der Thränenstrom lehrt ihr zurück. Wieder liegt sie vor dem Marienbild und rüttelt das Gitter und fleht um Hilfe. Ein Zeichen gieb, allerbarmende Mutter; das winzigste soll mir genügen. Der leiseste Schatten auf Deiner Stirn, ein Aufzucken, ein Sinken der Leuchte: und ich bleibe noch jetzt. Kein Zeichen aber, kein Schatten. Ist irdische Liebe verflucht und niemals, in keiner Pein je zu büßen? Unbewegt wacht die Jungfrau und das Lämpchen zuckt nicht um Fingers Breite. Blau dämmt der Morgen und der Geliebte mahnt zum Ausbruch. Ein Räuber? Er giebt, statt zu nehmen. Der Versucher selbst in lockender Gestalt? Ein Wink der Lieben Frau stieße ihn in den Rachen der Hölle. Seine Rede klingt sanft und kost die Entschleierte wie warmer Lenzwind die Knospe, die sich des ersten Lebenstages schämt. Nur ihr Glück will er; eine befreite Königin krönen, nicht eine Sklavin rauben. Und mit frommem Schauer neigt er, in höchster Entzückung, sich vor dem Mädchen, das der Heiligen gleicht. „In ihrem Lächeln ist der Abglanz Deiner Thränen. Fleht sie zu Dir und ist Dein des Verzeihens Hochamt? Zwei Schwestern schaue ich; meinem Blick sind Eure Hände in der Glorie segnender Liebe vereint.“ So spricht nicht der Böse. Zum ersten Male erwidert Beatriz den Fuß Bellidors. Am Gitter hängt, vor dem stummen Bild, ihr Klosterkleid, Geißel, Rosenkranz, Schlüsselbund. Aus der Vermummung stieg Jugend ans Licht. Draußen leuchtet es, in der Menschenwelt. Hinaus! Ein starker Arm hebt sie aufs Pferd, der Greis hält den Bügel, ein seliges Paar sprengt ins Morgenroth. Das Klosterthor steht weit offen und im hohen Gewölb ist die Mutter Gottes allein.

Nicht lange. Auf ihr Geheiß schließt sich das Thor, thun sich die Fenster dem frischen Duft des Tages auf, ruft die Glocke zur ersten Hora; so hastig, als hätte Todesangst sich an den Strang geklammert. Die Stunde des Wunders schlug und die Jungfrau bereitet sich, die gläubig Irrenden zu empfangen. Das Steinbild erwacht zum Leben. Von ihrer hohen Nische schreitet Maria herab. Kleidet sich ins schlechte Gewand der Pfortnerin, nimmt den

Schleier, den Rosenkranz, Geißel und Schlüsselbund. Da pocht auch schon ein schüchternes Häustchen ans Thor. Die Jungfrau schiebt den Kiegel weg und durch die Oeffnung lugt gar furchtsam ein Kinderkopf. In Lumpen ein Englein; und schöner fast als die selige Schaar, die keine Thränen hat. Die armen Leute, die um die zweite Stunde schon den Bettelgang antraten, sahen nach langem Harren Schwester Beatrix auf dem Roß des Prinzen ins Stadtgebiet jagen; sie schauten das Vergerniß und schickten, da der Hunger von längerem Zaudern abrieth, die Kleine als Vorhut ins entheiligte Haus. Mählich schleichen sie nun herbei, reißen die Augen auf und können nicht fassen. Schwester Beatrix, die sie mit dem Buhlen davonsprengen sahen, steht lebhaftig vor ihnen! Schwester Beatrix, die Jeder kennt. Nur das Kind fühlt, daß nicht Alltägliches hier geschah. Das Kleid der Pförtnerin leuchtet, in ihrem Auge ist Sternenglanz und die Handfläche strahlt. Die Anderen ahnen nichts. Sie wurden sie so reich beschenkt. Die kostbarsten Stoffe, funkelndes Geschmeide: für Fürsten, nicht für Bettler eine Bescherung. In Wonne heult Mancher auf, ein Schluchzen geht durch die Reihe der Siechen und Viele sinken ins Knie, als zwinge die selbst in Träumen nicht erhoffte Herrlichkeit sie zur Anbetung. Die Nähe der Gottheit empfinden sie nicht und ihr ekstatischer Jubel gilt dem unermesslichen Besitz, nicht dem Wunder. Wenige Minuten ist's her, seit sie draußen Beatrix sahen, seit die Schwester mit vertrauter Stimme ihnen den Scheidegruß zurief. Vor ihren Augen entfloh sie dem Kloster. Nun aber ist sie wieder da und ihre Spende ist tausendfach reicher als jemals an einem anderen Morgen. Soll der Arme sich mit der Frage, wie solcher Segen möglich ward, die Freude an einem Fest trüben, das ihm nie vielleicht wiederkehrt? Er nimmt, er dankt und geht, seinen Schatz vor Neidern zu bergen.

Jetzt aber nahen die Klosterfrauen, die im Glauben an Wunder erwachsen, deren ganzes Sinnen ins Reich der Mirakel langt. Vier Jahre hat Beatrix unter ihnen gelebt, keine Minute sich von den Schwestern entfernt; und länger noch, viel länger stand die Madonna vor ihrem Auge. Nun ist sie fort, die Nische leer, die Pförtnerin, unter der Kutte, mit den Hoheitszeichen der Himmelskönigin geschmückt. Darf wahre Frömmigkeit auch nur eine Sekunde zweifeln? Die Jungfrau vermag, die Allvermögende, sich selbst wohl vor Raub und Schändung zu schützen. Uebel wäre es dem Abm ergangen, daß gestern die Lästerung gewagt hätte, Maria sei auf Mensi schutz angewiesen, könne in ihrer ruhigen Majestät von klügelndem Mensi witz Heil und Unbill erwarten. Die Geißel hätte der Kegerin die rechte eingebraunt. Jetzt, in der Stunde ernster Fährniß, scheint jedes Erinner

die reine Lehre aus diesen Hirnen geflohen. Ein Angstschrei: Uns wurde die Mutter geraubt! Ein Wuthgebrüll: Schwester Beatrix hat die Tempelschändung begünstigt und Marien das Kleid, den Schmuck, die Krone gestohlen! Kein noch so leises Bedenken kriecht hervor. Diese Frauen sind gut und fromm, wissen die Spreu vom Weizen zu sondern und richten von erhabenem Sitz die sündige Creatur. Vor ihnen steht, ohne eine Regung, lautlos, die herrlichste Frau, deren Glorie sich dem tastenden Sinn eines Bettelkindes offenbarte: und die stolze Schwesternschaft schilt sie Diebin, Fehlerin, Teufelsbuhle. Sie haben an jedem Morgen, Mittag und Abend die Allmacht der Jungfrau gesungen: und sind nun gewiß, daß es nur der Arglist eines Mädchens bedurfte, um der Heiligsten den härtesten Schimpf anzuthun. Dieß die angebetete Wunderthäterin sich berauben, von Erdengekrüppel überwältigen, dann litt sie, wie am Kreuz der göttliche Sohn, weil sie für ihr tiefes Planen just dieses Leid brauchte, und der Räuber war, wenn er auch nicht ahnte, nur das Werkzeug ihres Willens. Fromme Frauen sind freilich zwiefach entschuldigt, wenn ihr Denken aller Gesetze spottet. Priesterschlaubeit kommt ihnen zu Hilfe. Der Kaplan hebt die Stimme und wie Donner hallt sein Ruf über die weggekürmten Würmer hin: Der Fürst der Finsterniß siegte hier, der Vater hochmüthigen Vermessens! Siegte, Pfaff, über die Keinste der Keinen? Ist Deine Sanctissima Virgo so schwach, daß Satanas, sobald es ihm beliebt, über sie Herr werden kann? Mann und Weib finden einander in dem selben Wahn. Schwester Beatrix hatte das Bild zu hüten. Das Bild ist fort und das Wesen, das da in Mariens Gewanden prangt, kann nur Schwester Beatrix sein, die über Nacht zur Diebin, zur ruchlosesten Verbrecherin wurde. Mit wehem Lächeln sieht es, hörte es die Jungfrau. Die guten Seelen, die blinden Herzen! Die Schwester war ihnen fremd und kein Erschauern lehrt sie die Nähe der Gottheit fühlen. Für diese stumpfen Sinne ist des Wunders noch nicht genug. Der Priester muß, so will es Maria, zum Rächeramt rufen. Vor die Altäre mit der Frevlerin! Herunter die gestohlene Pracht, das Gold und Edelgestein und peitscht ihr mit grausamem Arm, mit unbarmherzigen Händen das Fleisch, bis es in blutigen Fetzen hängt. Menschenschwachheit darf sich nicht anmaßen, nach himmlischem Muster mit Liebe zu heilen. Gesegnet die Hand, die dem Sünderleib Wunden schlug! Mit diesem Christensprüchlein entläßt er die Nonnen. Sie schürzen sich flink, schwingen die Geißeln, schleppen ihr Opfer in die Kapelle und stacheln einander zu härtestem Streich. Jetzt ist die Zeit erfüllt. Aus der Höhe klingt ein Engelchor ins Gewölb. Die steinernen Heiligen steigen von den Pfeilern und knien vor der Sünderin. Strahlen schießen aus allen

Winkeln, wie von einer neuen, gewaltigeren Sonne leuchtet durch den Raum und aus allen Fugen des Gefäßes quillt ein Blumenregen, wie kein Menschenauge einen sah. „Ein Wunder!“ „Das größte der Wunder!“ . . . Fällt nun endlich die Binde, sinken die vom Irrwahn gewebten Schleier? Nein. Was zu greifen, zu hören, zu riechen ist, läßt sich nicht leugnen. Der Himmel will nicht, daß Beatrix gestraft wird. Neben dem Kaplan kniet die Aebtissin. „Wir haben gesündigt. Unerforschlich sind die Wege des Herrn. Schwester Beatrix ist eine Heilige!“ Als waltete über ihnen ein launischer Göze der Wilden, der, wenn ihn die Lust reizt, sakrilegische Schandthat mit der Glorie belohnt. Schwester Beatrix hat dem Räuber die Pforte geöffnet, der Jungfrau Kleid und Zierrath gestohlen. Das bleibt gewiß. Doch der unerforschliche Rathschluß des Weltenrichters reicht der Diebin den Strahlenkranz.

*

*

•

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
 Der mich macht' zu einer Nonnen
 Und mir den schwarzen Mantel gab,
 Den weißen Rock darunter.
 Soll ich ein Mönchchen werden
 Dann wider meinen Willen,
 So will ich auch einem Knaben jung
 Seinen Kummer stillen.
 Und stillt er mir den meinen nicht,
 So sollt' es mich verdrießen.

„In selbiger Zeit“, so lesen wir in der Limburger Chronik, „sang und pfiß man dieses Lied.“ Um die Zeit, da Herr Wenzel von Luxemburg über Brabant herrschte. Beatrix mag den Lästervers mitgesungen haben. Die entlaufene Nonne hatte den Kummer manches jungen Knaben gestillt. Der schöne Prinz hielt sie unter drei Monden im Arm; dann fing er sich ein neues Liebchen. Und die Verlassene wühlte sich mit einer Wonne in den Schmutz, als müsse sie geschwind alle Scham verlernen und dürfe auf ihrer Haut kein sauberes Blondhärchen dulden. Für Jeden ist sie, bietet sich Jedem an und sinkt mit verbrauchtem Leib in die lichtscheue Zunft der Winkeldirnen hinab. Die Kinder, die die Kunde einer Nacht in ihrem Schoß zeugte, sterben ihr; das letzte, das sein Hunger der Mutter ins Ohr kreischt, tötet sie selbst. Die Mutter mordet ihr Kind. Und die Sonne scheint, die Sterne kehren ruhig von ihrer Wanderung heim, die Gerechtigkeit schläft und die Allerschlechtesten nur wohnen in stolze

Glück. „Die Allerschlechtesten? Beatrix, die sich den Reinen nicht gesellen darf, lebt im Elend; fünfundzwanzig Jahre lang. Dann kriecht sie, todwund, mit greisem dem Haar, den Weg zurück, den sie auf hohem Roß einst durchjagte. Damals war Sommer. Jetzt wirbeln Flocken im Sturm. Wie ein kranker Hund scharrt sie an der Klosterpforte; die thut sich ohne Hilfe von Menschenhand auf und siehe: Alles ist, wie es in der Scheidestunde war. Die Madonna in hoher Nische. Da hängen Schleier und Mantel, Schlüsselbund, Geißel und Rosenkranz. Die Kraft reicht noch, ins alte Gewand zu schlüpfen; dann sinkt Beatrix zusammen und erwacht nur, um zu sterben. Liebe bettet sie und fromme Ehrfurcht beugt sich über ihr Lager. Die Aebtissin, all die weltlichen Frauen glauben kein Wort von der hastig, mit fliegendem Puls gebeichteten Schmach. In stinkenden Lumpen liegt die Schwester vor ihnen, an den schwieligen Füßen den Straßenkoth: sie sehen und hören, — und glauben nicht. Diese war nie in der Welt der Sünder. Tag vor Tag that sie im Kloster den Dienst, wirkte sie, seit ihr die Jungfrau das heilige Kleid und den Schmutz der Himmelskönigin ließ, vor verzückt stannenden Augen immer erneute Wunder. Keine gleicht ihr, die der Herr selbst heilig sprach. Und wenn sie jetzt sich der Todsünde zeigt, so röchelt aus ihrem Munde der Versucher, der den letzten Sturm auf die reinste Seele wagt. „Furchtbar lastet die göttliche Liebe auf Menschenseelen“, spricht die Aebtissin und ladet die Schwestern zum Gebet. Beatrix begreift nicht, was um sie geschieht. Nicht einen Tag war sie fort, nicht eine einzige Stunde vermißt, wurde nie durch den Schlamm des Lebens geschleift? Sie möchte sich sträuben und schwärzt noch, als wärs ihr höchster Stolz, die eigene Schmach. „Ihr hocht hier im Warmen, betet und fastet und wähnt, zu büßen. Doch wir nur, ich und all meine ruhlosen Schwestern da draußen, gehen den schweren Büsserweg bis ans Ende.“ Umsonst. Nirgends weckt sie Glauben. Sie ist heilig, an Seele und Leib ohne dunkles Mal. „Früher verzieh man hier nicht. Wenn Gott allwissend wäre, würde er niemals strafen. Im Elend stammelte ichs. Wie aber lerntet Ihrs, die im Glück wohnen durftet?“ Eine Heilige stirbt; und wird im Gedächtniß der Frommen ewiglich leben.

Noch immer lächelt die Jungfrau; lächelt wie der indische Gott, der „siehet mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“. Auch sie stieg herab, Lust und Qual mitzufühlen. Um einer armen Seele das Plätzchen zu wärmen, verband sie sich als Magd und diente fünfundzwanzig Jahre lang; um einer Seele willen, die im Trieb brünstiger Weibheit den Muth zum Erleben gefunden hatte. Maria war Pfortnerin, zehn Jahre, zwanzig und fünf; und kein Auge erkannte sie. Was vermag gegen die Legende die Gottheit selbst?

Die Madonna ging und ließ der Schwester Beatriz; lehrte dem Kloster erst wieder, als der erschöpfteste Wintertagssonne schien. So steht in der Ordenenkeln so eingepägt. Die Mutter des Herrn hat Creatur zu krönen, den Dirnenleib, das verlorene heben. Die aber, denen es Zeichen und Warnung sein sollte, fassen es nicht, ahnen nicht das Entsetzliche: daß ihre Ehrbarkeit sich hier vor einer verdächtigten Mörderin brüht. Kein Wunder befreit von dem Wahn. Statt der alten webt geschäftig die Menschheit sich neue Schleier. Nie mehr wagt die jungfräuliche Gebärerin, das Werk zu vollenden, das dem Sohn nicht gelang; lockert Keinem je mehr die Binde. Dicht am Klosterthor steht sie wieder, all in ihrer Pracht demüthigen Blickes, wacht einsam in hoher Nische und fleht mit erhobenen Händen himmlischen Segen ins Reich der Menschenschwachheit herab.

„Schwester Beatriz“ ist ein Mysterienspiel, das uns Maurice Maeterlinck gab. Die uralte Legende, in der nun aber Etwas vom Geist Neu lächelt und schluchzt; des Mannes, der nie ganz glauben konnte, nie ganz zweifeln lernte. Mit feinsten Kunst, mit einem inbrünstigen Artistentakt, ich nicht oft auf deutschen Brettergerüsten fand, wird es im Neuen Theater aufgeführt. Frau Sorma, die der jungen Nonne einen bleicheren Mädchenton geben sollte, ist die holdeste Jungfrau, in Gang und Geberde, im Harthlang unirdisch schwingender Rede ein Schmerzenskind aus Genieland, also gottähnlich. Sehet hin und genießet! Auf all Euren Bühnen findet Schöneres nicht. Nehmt Andacht mit ins Haus und lernet erkennen, wie Mensch unserer Tage, ohne der Vernunft abzuschwören, Mirakel schaut.

W. S.



Berlin, den 5. März 1904.

Meyers.

Max S. Meyer hatte sein Maklerkontor dicht neben der Börse. Keine große Firma und keine Leuchte in Israel. Ein Bischen Bohème; doch in gutem Geruch. Der Patriyat nahm den Mann, der eine Tänzerin geheiratet, keine Mitgift bekommen und von den Kognaten der Frau keine Erbschaft zu hoffen hatte, nicht für voll. Aber er wurde auf zwei Millionen geschätzt; ob er sich selbst so hoch einschätzte, weiß die Vermögenssteuerliste, die im Amtshaus der Gemeinde Grunewald liegt. Da wohnte er; neben den Mendelssohn, Fürstenberg, Roland-Lücke, Bernhard Dernburg, Wertheim, Neuburger ein kleiner Mann. An der Ecke der Hubertusbader- und Dunckerstraße; in einem für das Bedürfnis kinderloser Leute fast allzu großen Brunnsteinkasten. Ein von tüchtiger Handwerkskunst gemeyter Keiler mit mächtigen Gewehren ruht vor dem Haus, allerlei wunderliche Arabesken puzen die Front und bis hinauf zur Glaskuppel des Oberlichtsaales wiederholt sich die Schrulle eines Regelornameutes. Ein Haus, das jedem Wanderer auffällt, jedem wohl auffallen sollte. Und im Regelpalast eine Pracht, als hätte der Besitzer täglich alle Neun umgeworfen. Im Sommer die theuersten Pflanzen an der Straße, im Winter Geselligkeit in westöstlich-berlinischem Stil. Vor der Thür Hoftraiteurwagen; in den Sälen mittlere Industrie, mittlere Literatur, Börse, Barreau, Theater, Presse, als Tafelauffatz ein blinkendes Stüchken dellaisierten Adels; im Gedes hoß wahrscheinlich eine Perfekte Köchin mit Landgerichtsdirektorengelalt. Gesamteindruck von draußen: modisch lackirte Unkultur wurzelloser Menschen. Warum sezt ein berliner

Fondsmafler, der auf Creditaktien, Unifizierte Türken oder Rio Tinto birich, sich vor's Haus eine Grobe Sau, die ihm doch nicht als Wappenthier verliehen ward? Warum baut er sich zwischen Kiefern, in den märkisch dürftigen Wald eine Kiesenkegelbude, die mit ihrem unorganischen Steingeschubel dem Betrachter ein Feudalherrnschloß vortäuschen möchte? Weil ihn die Wirkung auf die Gaffer wichtiger dünkt als das eigene Behagen; weil ihm die Persönlichkeit fehlt, auch die Krücke der Tradition und er in Verlegenheit käme, wenn er sich nach individuellem Bedürfniß einrichten sollte; weil er selbst nur Fassad ist, nur nachmachen kann, was, in ganz anderen Verhältnissen, reiche Leute gemacht haben. Ein massiger Bau, Steinmehenarbeit, die den Blick anlockt, der Garten zur Tropencoulisse gekünstelt, auf dem Tisch Alles, was die Jahreszeit gerade nicht bietet; spielt zwischen schlecht prozenden Renaissancemöbeln gar noch eine Zigeunerklapelle, preist nach den Trüffeln ein ins Schreiberproletariat verschlagener Junker die holde Würde der von Gros dem Reich Terpsichorens entführten Hausfrau, dann ist's fabelhaft fein. Wenn am unteren Ende Einer fragt, welcher Concern denn Gros emittirt habe, so schadets nicht: Professor Grünfeld feilt's zum Dinerwitz für die etwas höheren Stände. Der kultivirte Mensch will nie, der Ganzberliner stets mehr scheinen, als er ist: sitzt er mit geschorenem Haupt auf einem trakehnisch frisirten Gaul, so rüstet er sich an dem Wahn, von den Vorüberwandelnden für einen Leibgardehusaren in Civil gehalten zu werden; räfelt die traute Gattin sich mit runder Ausschnitt in der Fremdenloge, so glaubt der Parquetpöbel sicher, sie gehet zur Hofgesellschaft. Kein Broker, auch kein an England akklimatisirter Sohn Sems hätte sich Meyers Eberburg gebaut; er wäre sonst ausgelacht worden. Doch so schöne Häuser wie im berliner Westen giebt es eben nirgendwo in der Welt; nirgendwo Menschen, die hinter solchen Schwindelfassaden wohnen, solch in billigem Stuck nachgestammelte Florentinerherrlichkeit Tag vor Tag ertragen möchten. Meyers blähten sich übrigens nicht etwa in der Gemeinde; ruhige Leute, die man nur auf dem Rad oder in der Elektrischen sah. Und von dem Manne sagten Dienstboten und Subalterne, er sei „eine Seele von einem Menschen“. Als Einzelwesen vielleicht recht gut zu leiden; nur der Typus ist unerfreulich. Heute noch; die Auslese wird ihn bald läutern.

Max H. Meyer galt für reich, Fritz Meyer für fein. Er selbst gehört zu der vornehmen Sippe, die der Thiergarten als „die Große Meyerei“ von dem allfarbigen Gemeyer ringsum unterscheidet, und ist guten berliner und wiener Häusern verschwägert. Er hieß der schöne Meyer. Höher aufgeschossen als sonst Abrahams Same; der Kopf eines hübschen Makkabäerlieutenants.

Überall gern gesehen, doch nicht über den Durchschnitt geschätzt; weder als Intelligenz noch als Kapitalist. Man wußte, daß seine Frau ein ansehnliches Stück Geld in die Ehe gebracht und neulich sechshunderttausend Mark geerbt hatte, kannte ihn als pfliffigen Spekulanten und war gewiß, daß die Verwandtschaft ihm helfen würde, wenn die Bitterung ihn einmal trug. Diesem Fritz würde es nicht ergehen wie weiland dem Infelix Sommerfeld, der vor dem viele Millionen schweren Schwiegervater vergebens flehend die Hände rang. Er lebte auch nicht wie dieser Depoträuberhauptmann, dem die Hinterbliebenen in seinem Börsencourier damals nachflennten, er sei „durch Selbsttäuschung und Optimismus“ ins Unglück gerathen. Fritz Meyer saß in der stillen Corneliusstraße, fiel nie durch besonderen Luxus auf und wurde nicht zu den wilden Waghälsen vom Stamm der Borchardt, Kirchheim, Hanau gezählt. Ein gutes Geschäft und gute Verbindungen. Fritzens Hauptstärke war die Stellage, die double option, das put and call der londoner Börse. Das ist eine solide, saubere Sache. Der Stellagekäufer hat das Recht, am vereinbarten Termin einen bestimmten Betrag entweder zum verabredeten höheren Kurs zu fordern oder zum verabredeten niedrigeren Kurs zu liefern, und verdient, wenn am Erfüllungstag die Kursnotiz über den höheren Terminkurs gestiegen oder unter den niedrigeren gesunken ist. Ein harmloses Prämiengeschäft, das — nicht wahr? — nur den Zweck hat, das Risiko einzuschränken, die Gefahr für den Spekulanten zu schwälern. Wer zum Stellagenbau nicht schlechtes Material verwendet, braucht eigentlich nur vor plötzlichen Kursschwankungen zu zittern. Fritz Meyer zitterte nicht. Was sollte, konnte denn schließlich geschehen? Politil wirkt auf die Börse bekanntlich schon lange nicht mehr. Die Tage der Trübsal nahen dem Ende. England erholt sich vom Burenkrieg, Amerika ist noch nicht so gefährlich, wie man gefürchtet hatte; sind erst die Handelsverträge unter Dach und die Börsenchicanen beseitigt, dann kommt ein Aufschwung, daß allen Fixern der Athem vergeht. Mit Bolldampf also in die Hauffe; Russen, Türken und Reichsanleihe müssen steigen, spätestens, wenn an der Spree die Bäume grün werden. Die Kühnheit des Mannes wuchs. Unter Schlotternden stand er erhobenen Hauptes, rief mit einem Siegerlächeln auf noch steilere Höhen und riß im Advent die Führung der Hauffepartei an sich. Nur keine Schwarzseherei, sagte er; wir machen das Rennen. Und Alles war ihm unterthänig. Der Einzige, der Leben in die Bude bringt, flüsteren die Mackler; und bei seinen Beziehungen kann er nicht auf falscher Fährte sein. Der Einzige, hieß es im Kreis der bei Hupka frühstüchenden Bankdirektoren, der noch auf die Börse wirkt, zum Kauf unserer

Renten ermuntert und die Flaumacher mattsetzt; den Mann müssen wir warm halten. Sie hielten ihn sich warm. Die Mächtigen, die ihre Staatsrenten vor der Bilanzzeit noch gern zu höherem Werth gesteigert sehen wollten, boten ihm jede erdenkliche Unterstützung an. Die Waller, die Riesencurtagn an ihm verdienten, scharmenzelten vor ihrem Fritz. Und wahrscheinlich ist selbst der Börsenkommissar schmunzelnd auf den schönen Rittermann, der dem Fiskus so stattliche Stempelgebühren einbrachte. Max H. Meyer macht das übliche Wallergeschäft. Fritz Meyer wollte, daß Hausse sei, und Hauss war in Allddeutschland. Er reckte den Arm: und die Sonne stand mitten am Himmel über Sibeon und verzog, unterzugehen, beinahe einen ganzen Tag. Jeder weiß es jetzt, Jeder erzählt laut, er habe den Regisseur der Herrlichkeiten immer gekannt. In der Boissischen Zeitung wurde der ehrbaren Bürgerkrieg ausgeplaudert: „Die beinahe ununterbrochene Aufwärtsbewegung der Kurs auf fast allen Hauptgebieten war häufig gerade Meyers Werk und täuschte den Optimismus der großen Menge über die Verhältnisse des Effektenmarktes.“ Sehr nett. Wer aber hatte die Pflicht, die große Menge zu warnen, zu wecken, zu lehren? Und wer hat ihr täglich gekündet, der Kurs spiegle nur greifbare Wirklichkeit und die Sonne müsse morgen noch höher steigen?

Der Januar brachte Gewitterwolken. Schwarz zog es von Osten her auf. Scharfe Ohren hörten schon in weihnächtiger Stille das ferne Grollen. Japan kaufte Kreuzer, Kohlen, Proviant. Rußland ließ die Befestigungen und Eisenbahnen inspizieren und verfrachtete in kleinen Portionen neue *chasse à canon* für Port Arthur und Wladiwostok. In den ersten Februartagen mußte der Mikado mit seinen Vorbereitungen fertig sein; und der blödeste Börsier ahnte, was ein Krieg zwischen Rußland und Japan für die Weltwirthschaft bedeuten würde. Noch aber blieb Alles ruhig... Krieg? Unsinn! Wenn wir uns von solchem Gerede jedesmal schrecken ließen, wären wir längst im Wurstkessel. Die gelben Bengel riskiren einen bluff, werden sich aber hüten, im Ernst mit den Moskowitern anzubinden. Dringendere Drohnoten kamen aus Tokio. Doch die Weisen aus dem berliner Westen zogen die Schultern hoch, lächelten verächtlich und sprachen: Spaß; sie rüsten zum Spaß; wir bekommen den Stahlwerkverband, langfristige Handelsverträge, starke Syndikate, den Turbinenprofit; wir behalten gutes Wetter. Herr von Mendelssohn hat die intimsten Mittheilungen aus Petersburg; der Zar führe unter keinen Umständen Krieg, habe vorgestern erst einem Großfürsten seine Freude über den friedfertigen Ton der Verhandlungen ausgedrückt und weigere sich, auch die ersten Schritte zur Mobilmachung zu befehlen. Herr Fürstenberg

die Aengstlichen und bürgt für die Balkanruhe. Das Auswärtige Amt läßt in seinen Blättern das Kriegsgeschrei als Karnevalsult verspotten. Die angeblich unabhängige Presse schilt die Briten arge Hezer und weiß ganz genau, daß die englischen Depeschen, die den Krieg als unvermeidlich schildern, gefälscht oder wenigstens ins Rothschwarze gefärbt sind. Soll der schlichte Differenzgeschäftsmann klüger sein als sämtliche Großmächte im Reich? Sagte Direktor Manliewiz nicht Jedem, der's hören wollte, nur Narren könnten die Kriegsfurie fürchten? Max S. Meyer blieb in der Hauffeposition. Und Fritz Meyer war so felsenfest von der lange währenden Leuchtkraft seiner Josuasonne überzeugt, daß er seine Engagements nicht mit großem Profit löste, sondern die fetten Stellgeldgewinne auf dem Papier stehen ließ und fröhlich aufwärts schritt. Wenn Alle untreu würden, so bliebe er doch treu; muß es auch. Verdienen ist gut; doch wenn er jetzt von den Kunden Erfüllung fordert, werden die Anderen nervös, die Kurse gerathen ins Schwanken und der stolze Stellagenbau stürzt zusammen. Nur heran, meine Herren! Russen, Unifizierte Türken, Reichsanleihe, — was Ihr Herz nur begehrt. Gerüchte sind für die Dummen, die dran glauben; sind sie diesmal erst verhallt, dann werdet Ihr sehen, wie heiter der Himmel ist. Nur heran also! Er konnte nicht anders handeln. Ein Windstoß: und er hatte Differenzen zu zahlen, die auch die begüterte Schwiegerfamilie ihm nicht vorstrecken würde. Hatte er nicht so lange die Hauffe gemacht? Er wird sie noch weiter halten; nur heran. Sie kamen, stürmten ihm hastig das Haus. Der Mann, der vor ein paar Monaten ein Durchschnittsmakler gewesen war, häufte Effekten im Werth von siebenundzwanzig Millionen Mark. Den Bürger überläuft's, wenn er diese Ziffer liest. Fritz Meyer trug lächelnd die Last, plauderte mit hellem Auge über den Aufschwung, den der Sommer der deutschen Börse bringen müsse, und klagte höchstens über die allzu große Zahl der Diners, denen er seine Hochgestalt nicht entziehen könne.

Da kam die Hiobspost übers Gelbe Meer. Mit jähem Ruck hat Japan die diplomatischen Beziehungen zu Rußland gelöst. Friedlich, wie er war gesonnen, saß Herr Nikolai Alexandrowitsch im Opernhaus; er wurde schneebleich, als er's erfuhr. Das hatte er nicht gewollt, nicht erwartet. Immerhin ist der Krieg nicht erklärt und man kann noch hoffen. Mit dem Selbstherrscher aller Reußen hoffte im Westen eine unübersehbare Spekulantenschaar. Nicht lange. Vor Port Arthur krachten Schiffsgeschütze: und der Krach wirkte bis nach Paris, Berlin, Petersburg, Madrid fort. Nicht Japaner und Russen nur: auch Chinesen, Türken, Argentinier, Spanier, Oesterreicher, Serben, Rumänen, deutsche und französische Rente, fast alle Bankaktien und Industriepapierrefielen, —

fielen nun gleich so klastertief, wie selbst der düsterste Baissier nicht vermuthet hatte. Die Wuth der Enttäuschten mehrte die Wirrnis. Millionen wären zu verdienen gewesen, wenn man nur einen leisen Wink bekommen hätte. Wir sind systematisch belogen und betrogen worden. Diese Regierung! Nicht zu Sechzig nehme ich Bülow. Dieser Fürstenberg! Geht jetzt mit Philosophenmiene herum und murmelt Worte sinniger Weisheit. „Das Glas der Spekulation war eben längst voll und mußte bei der allergeringsten Schwankung überschwippen; wie viel dann herausläuft, kann Niemand im Voraus ermessen.“ Und so weiter. Wird nächstens, Gott soll hüten, am Ende auch noch „Impressionen“ von sich geben. Wer aber bezahlt unsere Ultimodifferenzen? Bis dahin kann die Welt in Flammen stehen, zwischen England und Frankreich der Krieg ausgebrochen, Franz Joseph nach Saloniki marschirt, der Zar in die Luft gesprengt sein, — und wir können sehen, wo wir bleiben. Unsere Helden machten das Gewinsel nicht mit. Max H. Meyer erschoss sich. Niemand weiß, warum. Er hatte viel Geld verloren und Spieler von fast noch feuchtem Adel sollen ihm mit dem Differenzeinwand gedroht haben. Doch die wichtigsten Kunden waren ihm sicher und in den drei Wochen bis zum Ultimotermi ließ Manches sich arrangiren. Er erschoss sich in seinem Regelpalast. Vielleicht war er des Spieles müde geworden und hoffte nicht mehr, jemals wieder alle Neun umzuwerfen. Vielleicht scheuchte ihn die Furcht weg, noch einmal von vorn anfangen und da dienern zu müssen, wo er befohlen hatte. Ded liegt nun das Haus; kein Leben regt sich hinter den verhängten Fenstern, von den Frontarabesken tropft schmelzender Schnee und der graue steinerne Reiler am Thor gleicht, mit der wie gedunsen erscheinenden Schwarte, dem japanischen Faltenjchwein (*Suspliciceps Gray*), das mit scharfen Hauern den ersten westeuropäischen Toten des Asienkrieges bewacht. Fritz Meyer lief, sieben Tage vor Ultimo, davon; Niemand wußte, wohin, Jeder, warum. Er hätte mindestens zwei Millionen an Differenzen zu zahlen gehabt. Als das Schlimmste abgewandt war, kam er, noch vor dem Zahltag, aus seinem Schlupswinkel in den Gerichtsberreich zurück.

Fast zwei Jahrhunderte vorher war John Law, der Erfinder des Prämiengeschäftes und Ahn aller Meyer, aus Paris nach Venedig geflohen. Die Börsier könnten jetzt ein kleines Jubiläum feiern. Nach Laws Zusammenbruch wurden alle Zeitgeschäfte in Fonds den Franzosen verboten; 1724. Im Prairialgesetz vom Jahr X erneute Bonaparte das Verbot. Und just vor zwei Jahrzehnten schrieb, nach dem Bontouxtrach, die dritte Republik in ihr Gesetzbuch den strengen Satz: Nul ne peut, pour se soustraire aux obligations qui en résultent, se prévaloir de l'article 1965 du Code

civil (Einwand von Spiel und Wette) lors même qu'elles se résoudraient par le paiement d'une simple différence. In jeglichem Land hat man auf jegliche Weise versucht, das Heer der Dummen vor Ueberrumpelung zu schützen; immer vergebens. Seit Mirabeau gegen die Agiotage wettete, hat sich Europens Antlitz gefurcht; seit in Berlin Herr Albert Borchardt mit riesigen Posten Lombarden, Franzosen und Laurahütte zu Fall kam, sind der Spekulation engere Grenzen gesetzt worden. Dennoch wird munter fortgespielt. Und noch leben Leute, die wähnen, mit Börsengesetzen sei mehr zu erreichen als eine Aenderung der Machtverhältnisse und eine Modernisirung der Taktik.

Meyers konnten gerettet werden. So gut wie, durch die Bank, andere Makler, denen die Allumfasser der Behrenstraße jetzt Subventionen zahlen; die Generalversammlung merkt wohl nichts, man macht ihr auch was vor und Wechselpapier hält lange. Meyers wären sicher gerettet worden. Die Banken konnten neuen Schrecken nicht brauchen; sie mußten helfen. Und wenn Manikewitz und Genossen die Konsols, Russen und Türken aus Meyers Stellagen bis zur Erholung in ihr Portefeuille legen, nennt's die liebe Presse obendrein noch „Opferwilligkeit“. Wirkliche Opfer werden erst zu bringen sein, wenns auf dem Balkan zu bliken anfängt und nach den ersten Ruffenschlappen, die unvermeidlich scheinen, die Franzosen ihre russische Rente schamhaft auf den berliner Markt schmuggeln. Wird Port Arthur gestürmt, irgendwo in der Mandchurei eine Gleisstrecke zerstört, dann werden wir andere Erdstöße erleben. Warten wirs ab . . . Meyers waren eigentlich nobel. Der Eine greift so ruhig nach der Kugel, als gelte es einen Regelschub. Der Andere geht stramm ins Gefängniß. Kommt ein neuer Adel herauf? Starke Gehirne haben die Leute, die mit zwanzig, dreißig Millionen operiren und nachts ohne Trionalsanftentschlummern. Unsere Minister, Staatssekretäre und Hofgranden machen es ihnen nicht nach. Jeden Posten im Kopf haben, jeden Wechsel der internationalen Diskontpolitik, jede Coulissenstimmung vorausberechnen, animiren, pariren, schieben, — mag man solches Beginnen löblich nun oder widrig heißen: als Hirnleistung ist's der Rede werth. Und diese flinken Eroberer können sogar schon Fußball spielen, Staenthaler von Forster unterscheiden und ihrem Liebchen ein anständiges Korset aussuchen. Nur ein Bißchen lächerlich war noch ihr Luxusleben. Wenn sie jetzt die schwere Kunst gelernt haben, geräuschlos und würdig vom Licht zu scheiden, dann wird kein Bauernbund ihre flügge Brut hindern, die Erbschaft der Quizow und Bizewitz anzutreten.





Keramika.

Dem Menschen, der die heutige Kultur besitzt, gefallen Gebrauchsgegenstände aus Glas. Porzellan, Majolika und Steingut am Besten, wenn sie undekoriert sind. Aus dem Trinkglas will ich trinken. Ob Wasser oder Wein, Bier oder Schnaps: das Glas sei so beschaffen, daß mir das Getränk am Besten schmeckt. Das ist die Hauptsache. Und aus diesem Grunde opfere ich gern alle altdeutschen Sprüche oder sezessionistischen Ornamente. Wohl gibt es Mittel, das Glas so zu behandeln, daß die Farbe des Getränkes erhöht, verschönert wird. Das selbe Wasser kann in einem Glase schal und matt, in einem anderen frisch wie aus der Bergquelle aussehen. Das kann man durch gutes Material und durch den Schliff erreichen. Beim Gläserlaufen läßt man sich daher die vorgelegten Gläser mit Wasser füllen und wählt nun das beste aus. Deshalb blieben die Gläser, die so dekoriert sind, als schwämmen grüne Blutegel drin herum, unverkauft.

Aber das Getränk soll nicht nur gut aussehen: es soll auch gut getrunken werden. Die Gläser, die in den letzten drei Jahrhunderten angefertigt wurden, erfüllen diese Forderungen fast immer. Unserer Zeit — nein, ich will unsere Zeit nicht schmähen —: unseren Künstlern war es vorbehalten, außer unappetitlichem Dekor auch noch Glasformen zu erfinden, aus denen man nicht trinken kann. Es gibt Wassergläser, aus denen Einem das Wasser rechts und links bei den Mundwinkeln herausrinnt. Es gibt Liqueurgläser, die nur zur Hälfte geleert werden können.*) Bei neuen Formen sei man daher vorsichtig und wähle lieber die alten.

Genau so ist es beim Teller. Wir fühlen feiner als die Menschen der Renaissance, die noch ihr Fleisch auf mythologischen T
schneiden konnten. Wir fühlen auch feiner als die Menschen
die sich nichts daraus machten, wenn die Suppe durch das bla
muster eine unappetitliche grüngraue Farbe bekam. Wir essen am Liebsten
von weißem Grunde. Wir. Die Künstler denken darüber anders.

Aber die Objekte der Keramik dienen nicht nur zum Kochen, Essen und Trinken. Das Glas dient uns als Fensterscheibe, Thonwaaren als Fliesen, Wand und Tischplattenverkleidung, als Ofen oder Kamin, als Blumen:

*) Für Liqueurgläser haben die Schnapskundigen Holländer eine
Form gefunden: eine Wundenblütenform. Da kann der schwerfl
leichter herausfließen. Es war daher selbstverständlich, daß die wi
das umgekehrte Prinzip für Liqueurgläser beschloß: die Mandarin
Schlangenmenschen, die sich so weit zurückbeugen können, daß sie
die Erde berühren, können ein solches Glas leeren.

vase oder Schirmständer. Und endlich kann sich der Künstler des Thons bedienen, um ihn zu formen, zu glasieren und zu brennen, weil er den Drang in sich fühlt, Menschen und Thiere, Pflanzen und Steine so darzustellen, wie er sie sieht.

Einmal saß ich mit einigen „angewandten Künstlern“ im Kaffeehause. Man sprach davon, eine keramische Versuchsanstalt in der Kunstgewerbeschule zu gründen. Ich war gegen Alles, was die Herren vorbrachten, und Alle waren gegen mich. Ich vertrat den Standpunkt des Meisters, des einfachen Arbeiters. Und sie vertraten den Standpunkt des Künstlers.

Jemand hatte eine wunderbare rothe Blüthe mit sammtenen Blättern mitgebracht. Die stand in einem Wasserglas auf dem Tisch. Und Einer sagte: Sehen Sie, Herr Loos, Sie verlangen nur, daß man Töpfe macht. Wir aber wollen versuchen, eine Glasur zu erzeugen, die die selbe Farbe hat wie diese Blume hier. Man war Feuer und Flamme für diese Idee. Ja, alle Blüthen der Welt sollten ihre Farbe für neue Glasuren hergeben. Man sprach und sprach

Nun hat mich aber die Natur mit einer kostbaren Gabe beschenkt. Sie hat mich schwerhörig gemacht. Und so kann ich denn unter laut streitenden und debattirenden Menschen sitzen, ohne verurtheilt zu sein, das Blech zu hören. Dann hänge ich meinen Gedanken nach. Damals fiel mir mein Meister ein. Kein Künstler. Ein Arbeiter. Blumen sieht er nicht. Er liebt sie auch nicht. Er kennt ihre Farben nicht. Aber seine Seele ist von Farben erfüllt, die sich nur in Glasur auf Thon darstellen ließen. Ich sehe den Meister vor mir. Er sitzt vor dem Brennofen und wartet. Farben hat er geträumt, die der Schöpfer zu träumen vergessen hat. Keine Blume, keine Perle, kein Erz hat eine ähnliche Farbe. Und die sollen nun Wirklichkeit werden, sollen funkeln und strahlen, die Menschen mit Lust oder Melancholie erfüllen.

Das Feuer brennt. Brennt es für mich oder brennt es gegen mich? Giebt es meinen Träumen feste Formen oder frißt es meine Träume auf? Ich kenne Jahrtausende von Werkstatt-Traditionen. Was irgend dem Töpfer frommt: ich weiß es, ich habe es angewandt. Aber wir sind noch nicht am Ende. Der Geist der Materie ist noch nicht überwunden.

Möge er es nie werden. Mögen die Geheimnisse der Materie immer für uns Mysterien bleiben. Sonst säße nicht der Meister in qualvollem Glück vor dem Brennofen, harrend, hoffend, träumend von neuen Farben und Tönen, die Gott in seiner Weisheit zu erschaffen vergaß, um den Menschen an der herrlichen Lust des Schöpfers theilnehmen zu lassen.

„Also was meinen Sie dazu, Herr Loos?“ fragte der Eine.

Ich meinte nichts.

Unsere Künstler sitzen am Reißbrett und machen Entwürfe für die

Keramik. Sie theilen sich in zwei Lager. Die Einen entwerfen in allen Stilarten, die Anderen nur „modern“. Beide Lager verachten einander gründlich. Aber auch die modernen Künstler haben sich gespalten. Die Einen verlangen, daß das Ornament der Natur entnommen werde, die Anderen, daß das Ornament nur der Phantasie entspringe. Aber alle Drei verachten den Meister. Warum? Weil er nicht zeichnen kann. Das schadet dem Meister aber nicht. Nacheln, die Bigot in Paris vor zehn Jahren geschaffen hat, haben noch nichts von ihrem Zauber eingebüßt. Aber die Muster, die die Künstler vor fünf Jahren auf den Markt brachten, bereiten selbst ihnen heute schon Nervenschmerzen. Das gilt natürlich von allen Entwürfen dieser Richtung.

Wer keramische Produkte kauft, möge sich Das stets vor Augen halten. Man giebt doch nicht sein Geld aus, um sich in drei Jahren darüber zu ärgern. Gegenstände, die das meisterliche, schöpferische Gepräge tragen, werden ihren Werth stets behalten. Gegenstände, die mit secessionistischem Ornament versehen sind, sollen, wenn sie Einem auch gefallen, zurückgewiesen werden. Sie gefallen Einem, nicht, weil sie schön sind oder unserem Empfinden entsprechen, sondern, weil man versucht hat, uns diese Richtung aufzudrängen. Man verlasse sich auf sein Empfinden, das man besaß, bevor Hermann Bahr über diese Dinge schrieb.

Reißbrett und Brennofen! Eine Welt scheidet sie. Hier die Exaktheit des Zirkelschlages, dort die Unbestimmtheit des Zufalles, des Feuers, der Menschträume und das Mysterium des Werdens.

Ich schreibe nur für Menschen, die modernes Empfinden besitzen. Für Menschen, die der Weltordnung dankbar sind, daß sie heute und nicht in früheren Jahrhunderten zu leben haben. Für Menschen, die sich in Sehnsucht nach der Renaissance oder nach dem Kokoto verzehren, schreibe ich nicht. Es giebt solche Menschen. Sie weisen immer auf die vergangenen Jahrhunderte, in denen Maler und Bildhauer Entwürfe für den Handwerker geliefert haben. Sie weisen auf die Renaissance, in der die Menschen aus Krügen tranken, in die eine ganze Amazonenschlacht modellirt oder geschnitten war. Sie weisen auf Salzfässer, die wie ein Schiff ausfahen, das von Tritonen gehalten und wo das Ruder als Salzlöffel verwendet wurde. Unmoderne Menschen. Und sie liefern Entwürfe für das Handwerk. Oder sie modelliren, wenn sie zufällig von ihren Eltern auf die Bildhauerschule geschickt wurden, gleich Alles selber.

Wollt Ihr einen Spiegel? Hier ist er: ein nacktes Frauenzimmer ist ihn. Wollt Ihr ein Tintenfaß? Hier ist es: Najaden baden um die Felsenriffe. In einem ist Tinte, in dem anderen Streusand. Wollt Ihr eine Aschenschale? Hier ist sie: eine Serpentin tänzerin liegt vor Euch gebreitet und an ihrer Nasenspitze könnt Ihr Euch die Cigarrenasche rauchen.

Ich fand Das nicht gut. Und da sagten die Künstler: Seht, er ist ein Feind der Kunst. Aber nicht, weil ich ein Feind der Kunst bin, fand ich es nicht gut, sondern, weil ich die Kunst gegen ihre Bedränger in Schutz nehmen wollte. Man hat mich aufgefordert, in der Sezession auszustellen. Ich werde es thun, wenn die Händler aus dem Tempel vertrieben sind. Händler? Nein. Die Prostituirer der Kunst.

Wendet Euch von den Propheten der Renaissance. Liebt Eure modernen Gegenstände. Seht den herrlichen Spiegel! Konnte die Renaissance ein Glas hervorbringen, das ein weißes Taschentuch mit der selben Reinheit und Frische reflektirt? Seht das herrliche Tintenfaß! Wie der große geschliffene Kristallglaswürfel funkelt und gleißt. Es kann nicht umfallen; es kann nicht. So schwer, so fest steht es auf dem Tisch. Wie sicher man sich fühlt! Es kann nicht umfallen. Seht die herrliche Aschenschale! Eine große Glasschale, mit Silber montirt. Wasser ist darin, um die glühenden Cigarrenreste sofort auszulöschen. Die silberne Montirung hat Einbuchtungen, in die man die brennende Cigarre legen kann. Hat die Renaissance so herrliche Dinge aufzuweisen? Freut Euch, freut Euch, Ihr Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts!

In den Auslagen sieht man Thiere aus weißem Porzellan. Gelbe oder blaue Flecke unter der Glasur geben ihnen einen charakteristischen „Chic“. Sie sind hübsch, diese kopenhagener Arbeiten. Die eingerollte Katze. Oder die beiden Hündchen, die sich an einander drücken. Mir gefallen sie ungemeyn, — in den Auslagen. Denn — wie merkwürdig! — ich wäre in Verlegenheit, wenn mir eins davon geschenkt würde. Ich würde es in meiner Wohnung nicht zur Schau stellen. Gewiß, die Besucher kommen und sagen: Ah! Kopenhagen! Das macht Einem Freude. Wie es Einem Freude macht, wenn man eine Cigarre anbietet und den Ruf vernimmt: *Bock Imperiales!* Zwei Kronen das Stück! Denn diese Freude ist theuer erkauft. Den ganzen Tag muß ich mich von dem Vieh anglozen lassen. In seiner perfiden, humoristischen Weise. Dazu bin ich nicht immer zu haben. Dafür bin ich nicht immer gestimmt. Indifferente oder große Dinge will ich in meinem Zimmer sehen. Korbsauteuils oder Reproduktionen Klinger's. Oder die witzigen Erzeugnisse früherer Jahrhunderte. *Vieux Saxe*. Die greifen nicht mehr in mein Leben. Die sind durch ein Jahrhundert von mir geschieden.

Die altdeutschen Sprüche an den Wänden sind wir jetzt glücklich los. Aber wenn nun die „angewandten Künstler“ kämen und sagten: Schafft moderne Sprüche! Ich sage: Nein, gar keine Sprüche! Mit Witzblättern werde ich mir nicht mein Zimmer austapeziren. Dafür weiß ich mir einen anderen Ort.

Kopenhagen macht auch Vasen. Vasen ist nicht das reifende Wort. Basen ist vielleicht richtiger gesagt. Denn diese Basen wären besser, wenn keine Blumen darin sind. Blumen will ich im Zimmer haben. Aber mit den raffinierten Kunstzeugnissen dieser Richtung können sie nicht konkurriren. In bunzlauer Geschirr kommen sie besser zur Geltung. Das fühlt Jeder. Und daher sieht man die kopenhagener Basen immer leer.

Ich glaube, die Zeit wäre nun glücklich vorbei, wo sich das Stürmen und Drängen der Menschen in Gebrauchsgegenstände verlor, die unbenutzbar waren, in Bierkrügel, aus denen man nicht trinken, in Schusterhämmer, an denen man nicht Stifte einschlagen konnte. Der moderne Mensch hat andere Mittel, seine Ueberschüssigkeiten loszuwerden. Einmal wachte ich fröhlich auf. Mir hatte geträumt, das ganze kopenhagener Gethier sei toll geworden und müsse dem kopenhagener Basenmeister übergeben werden.

Manche Leute sagen mir nach, daß ich Geschmacd besitze. Wenn man einmal in diesen Ruf kommt, wird man von den Leuten gern bei ihren Einkäufen mitgenommen. So bat mich eine Dame, mit ihr in die Sezession zu gehen, um ihr beim Einkauf zu helfen. Zimmerschmuck. Geld spielt keine Rolle. Aber groß durfte es nicht sein. Ich rieth ihr zu einem kleinen Marmorblock von Rodin. Ein herrliches Antlitz entrang sich mühsam dem Stein. Die Dame besah das Stück von allen Seiten. Sie wurde verlegen. Dann sagte sie: Wozu dient Das? Nun war es an mir, verlegen zu werden. Das merkte sie. Und sie sagte: Sehen Sie, Herr Loos! Sie sind immer so gegen Gurschner und die Anderen. Aber bei denen weiß ich doch, was sie wollen. Kann ich an diesem Stein Streichhölzer anzünden? Und wenn schon! Wo soll ich sie hinlegen? Kann ich eine Kerze dranstecken? Wo ist die Vorrichtung dafür? Kann ich Asche abstreifen?

Wie sagte ich doch vorhin? Prostituirer der Kunst!

Wien.

Adolf Loos.



Verse.

Chevallier errant.

Ich ritt durch die Wälder hin auf manchem verwachsenen Pfad,
Wach lag ich im thanigen Gras, wenn die Nacht genacht,
Der Nachtwind kam und ging durch die Birken am Haidegrab
Und mein Sehnen glitt mit dem Mond hinter fernen Hügeln hinab.

Meine Arme streckte ich aus, dumpf klorrte der Rüstung Stahl.
Wo liegst Du, hinter den Bergen, Heiliger Gral?

Gelbhaarig ritt ich einst aus, ein Knabe, zum Waffenspiel,
Grau ward mein Haar, zerstoßen mein Schild und ferne mein Ziel.

Ein Abend kam wie kein anderer: schwül war die Luft,
Verwirrend unter den Buchen trieb es wie Rosenduft,
Ein junger Mond stand am Himmel silbern und schmal
Und aus brauendem Nebel rührten die Hirsche im Thal.

Und ich wußte, nah war die Stunde, — unter dem Panzererz
Zuckte und bebte es wieder, wie einst des Knaben Herz.
Ein zaubergetroffener Mann, so ritt ich langsam dahin
Und vergessne Minnelieder kamen in meinen Sinn.

Es steht eine Buche am Felshang nach Süden zu,
Da lag eine Hinde gebunden, — die Hinde bist Du.
Mein Schwert zerschnitt Deine Bande; o Mondlicht so traurig und blan!
Ich ging, den Gral zu suchen, und fand eine nackte Fran.

Clifton.

Agnes Miegel.



Gebet.

Rette mich, Herr, Du Gott der Stärke,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Löse die Seele mir aus den Banden,
Die das Herz mir umstricken,
Die den Sinn mir bethören, —
Aus den Banden der Liebe
Rette mich, Herr!

Neige Dich mir, Du Gott der Gnade,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Leite die Seele hinab zu den Tiefen,
Da Du gewandelt in Deiner Hoheit,
Da Du gelitten in Deiner Liebe, —
Zu den Tiefen der Sühne
Leite mich, Herr!

Doch dann erhebe mich, Gott der Liebe,
Der nimmer ruht, der nimmer rastet!
Trage die Seele mir fort von der Erde,
Trag' sie auf Sturmeschwingen von dannen,
Dahin, wo schöner die Liebe blüht,
Dahin, wo reiner die Herzen schlagen, —
Zu den Höhen der Himmel,
Trage mich, Herr!

München.

Irene Renata.



Industrielle Demokratie.

„Unser ganzer Volkskörper ist krank!“ So lautet die nichtsfagende Diagnose, die unsere gutbürgerlichen Volksgenossen mit Kopfschütteln aussprechen, wenn die Wunden der wirthschaftlichen Kämpfe vor ihren entsetzten Blicken erschauert werden. Manche denken wohl auch darüber nach, wie die große Krankheit geheilt werden könnte, und die Einen schlagen Polizeirepressalien, die Andern versöhnende Akte der Wohlthätigkeit vor.

Heiße Kämpfe auf gewerblichem Gebiete hat das vorige Jahr gebracht. Konflikte zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, die das wirthschaftliche Gleichgewicht bedenklich störten und Tausende von Arbeitern aus den Bahnen der geordneten Lebenshaltung rissen. Das Waffengeklirr des trimmitschauer Fackelstrikes klang schrill in unsere Weihnachtsglocken, begleitet vom Hornruf des Buntartratismus und vom Wimmern der Sentimentalität. Das alte Jahr nahm die Fäden der unveröhnten Parteien mit ins Grab der Vergangenheit und überließ seinen Nachfolgern die Lösung des vielverschlungenen Knotens der wirthschaftlichen Konflikte.

Rühn erhebt sich der Prachtbau unserer Arbeiterversicherung; aber er ist kein Tempel des gewerblichen Friedens und der Geist der Humanität, der unter Arbeiterschutzes durchweht, bürgt noch lange nicht für die Respektirung der staatsbürgerlichen Würde des Arbeiters in der Werkstatt. Denn die gesetzgeberischen Zugeständnisse an den gedrückten Arbeiterstand bieten keine ausreichende Garantie für die Berücksichtigung und Sicherstellung der gerechten und erfüllbaren Forderungen der Arbeiterschaft und die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Proletarier, die Verfassung, Bürgerliches Gesetzbuch und Gewerbeordnung zum Ausdruck bringen, hat nur in den wenigsten Gewerben im privaten Arbeitverhältniß Wurzel geschlagen. Vorläufig leben wir noch in einem Staate des politischen Konstitutionalismus und des wirthschaftlichen Absolutismus. Die Gewählten unserer Arbeiterschaft sind längst in die Parlamente eingezogen und arbeiten am Werke der Gesetzgebung mit, aber ihre Mandatgeber im Fabrik- und Gewerbebetrieb haben in den meisten Fällen kein Mitbestimmungsrecht über ihr berufliches Wohl und Weh. Sie sind beim Abschluß des individuellen Arbeitvertrages der schwächeren Kontrahent und müssen sich einem verflavenden wirthschaftlichen Druck unterwerfen, der nagendes Mißtrauen, bittere Unzufriedenheit und schließlich gewaltigen impulsiven Gegendruck erzeugt. So selbstverständlich wie die revolutionären Volksausbrüche in absolutistischen Staaten sind daher die verzweifelten Befreiungsversuche im kleinen Reich der Werkstatt. Aber in der Politik und im Gewerbeleben siegt schließlich der Gesamtwille über den Terrorismus des Einzelnen. Die Kämpfe um die Konstitution sind noch nicht ausgesochten. Der wildromantische Volkskrieg von 1848 übt seine Fernwirkung auf unser heutiges Wirthschaftsleben; der Liberalismus ringt aber nicht mehr auf den Barikaden mit dem Absoluten; und der Kampf um die wirthschaftliche Demokratisirung unseres Volkslebens wird in den Sitzungszimmern der paritätischen Lohnkommissionen und vor den Eingangs der einigenden Gewerbegerichte geführt.

Unser Volk krankt an seiner wirthschaftlichen Rechtlosigkeit und die Folgen der erschütternden gewerblichen Kämpfe sind fast immer in der

samen Unterdrückung des erwachenden Rechtsbewußtseins unserer Arbeiterschaft zu suchen. Die akuten Anfälle von ordnungswidrigen Ausschreitungen auf beiden Seiten lassen sich daher nur verhüten, wenn man das chronische Grundleiden heilt; die gewerbliche Ordnung wird also nur da dauernd gesichert sein, wo Arbeitgeber und Arbeitnehmer als gleich starke und gleichberechtigte Parteien über die Gestaltung der Arbeitsbedingungen berathen und die Resultate ihres Abkommens im Vertrag festlegen. Das alte individuelle Arbeitsverhältniß, das der persönlichen Gnade oder Willkür des allein herrschenden Unternehmers preisgegeben war, muß dem modernen Korporativvertrag der beiden organisirten Parteien weichen, der dem gewerblichen Zusammenarbeiten von Arbeiter und Arbeitgeber den Stempel der Gesetzmäßigkeit ausdrückt. Wer daher, wie ich, in den Arbeitskonflikten eine nationale Gefahr und eine dauernde Bedrohung des Volkswohlfandes erkennt, der kämpfe um die wirtschaftliche Gleichberechtigung des Arbeiterstandes, schütze das Koalitionsrecht und achte auf die Tarifgemeinschaften, die Vorposten einer gesunden Entwicklung unseres Wirtschaftslebens.

Der sichtbarste Unterschied zwischen dem kollektiven und dem individuellen Arbeitsvertrag liegt in dem korporativen Charakter des ersten. Die Tarifgemeinschaft verdrängt die zahllosen Einzelabmachungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Sie schafft eine allgemein gültige Norm, die das lohndrückende Unterbieten der Arbeiter unter einander unmöglich macht, und zwingt zugleich den schmutzkonkurirenden Unternehmern die Anpassung ihrer Arbeitslöhne an die der soliden Konkurrenten auf. So übt der Tarifvertrag eine reinigende Wirkung auf die Gewerbe aus, indem er die natürliche Auslese zwischen brauchbaren und unfähigen Elementen beschleunigt, er ist also, ohne Vorurtheil betrachtet, für beide Kontrahenten von gleichem Nutzen. Trotz dieser unbestrittenen Thatsache sträuben sich aber die meisten Arbeitgeber mit aller Macht gegen die korporativen Abmachungen. Sie thun es in der theils instinktiven, theils bewußten Erkenntniß, daß mit dem alten persönlichen Arbeitsvertrag auch ihre Einzelherrschaft im Betriebe fällt und jene patriarchalische Unordnung in die Brüche geht, die ein Menschenalter hindurch der Nährboden ihres Absolutismus war. Die Abneigung so vieler Arbeitgeber gegen jedes korporative Unterhandeln und ihre hartnäckige Verweigerung aller Zugeständnisse, die nicht ihren eigenen Arbeitern, sondern der Organisation sämmtlicher unselbständigen Gewerbegenossen gemacht werden, ist daher mehr als erklärlich. Es hieße, ideelle Faktoren in ungerechter Weise unterschätzen, führten wir die Feindseligkeit so mancher Arbeitgeber gegen die Gewerkschaften nur auf Profitinteressen zurück. Oft dulden die humansten Unternehmer keine Organisation in ihren Betrieben, obgleich sie vielfach freiwillig mehr gewähren, als diese voraussichtlich fordern würden, und obgleich ihnen die Aufrechterhaltung ihrer fortschrittlichen Einrichtungen einer preisdrückenden Konkurrenz gegenüber mehr Opfer auferlegt als die Einhaltung eines allgemeinen Lohntarifes, für dessen Durchführung im ganzen Gewerbe oder doch am ganzen Ort die Arbeiterorganisation die Bürgschaft übernimmt. Hier steht eben mehr auf dem Spiel als ausschließliche Geldinteressen: hier kämpft das Mittelalter mit der Neuzeit seinen letzten, erbitterten Kampf.

Durch den Tarifvertrag erkaufte sich der Arbeitgeber die Ruhe und Ordnung in seinem Betrieb auf eine bestimmte Zeit durch die unterschriftliche An-

erkenntnis der mit den organisierten Arbeitern vereinbarten Lohn- und Arbeitsbedingungen. An die Stelle des mündlichen Versprechens auf unbegrenzte Zeit tritt der schriftliche Pakt mit festgesetzter Gültigkeitsdauer. Das Verhältnis von Herren und Knechten, das die Gefindeordnung in den modernen Fabrikbetrieb einschmuggelte, wandelt sich also in ein auf die freie Koalition beider Parteien begründetes bürgerliches Rechtsverhältnis um. Das ist die soziale Form des korporativen Arbeitsvertrages; sein wirtschaftlicher Inhalt besteht darin, daß sich beide Parteien verpflichten, bis zu einem bestimmten Termin auf irgendwelche Aenderung der Arbeitsbedingungen zu verzichten. Die allgemeinen Normen über Lohn, Arbeitszeit u. s. w. werden von Arbeitgebern und Arbeitern zum gewerblichen Gesetz erhoben, das als der Willensausdruck beider Kontrahenten mit vereinten Kräften aufrecht erhalten wird.

Nicht nur vom Absolutismus bekämpft, sondern auch vom Anarchismus unterwühlt, rang der gewerbliche — gleich dem politischen — Konstitutionalismus um seine Existenzberechtigung. Zu der Gegnerschaft rückschrittlicher Arbeitgeber gesellte sich Jahre lang das zerschende Mißtrauen revolutionärer Arbeiter gegen jedes Paktieren mit dem Unternehmertum und gegen jede langfristige Festlegung der Arbeitsverhältnisse. Der Unternehmerterrorismus fand sein getreues Spiegelbild im Individualismus der für ihre Klasse kämpfenden Arbeiter, die ihre Bewegungsfreiheit nicht durch die beengenden Schranken eines dauernden Kompromißverhältnisses lähmen wollten. Das Schlagwort vom „Herrn im eigenen Hause“ wurde mit der Phrase von der „Autonomie des Proletariates“ beantwortet. Die Arbeitgeber schwangen in Zeiten der Krise die Hungerpeitsche, die Arbeiter ließen ihre Unterdrücker, von der gewerblichen Hochkonjunktur ermutigt, ihre Unentbehrlichkeit dadurch fühlen, daß sie die Arbeitgeber mit planlosen Forderungen in die Enge trieben. Doch sie entsagten bald der rücksichtslosen Aunutzung der Konjunktur, weil sie ihnen selbst tiefere und unheilbarere Wunden geschlagen hatte als denen, die sie tödlich treffen sollte. Heute bringen unsere Gewerkschaften die Sehnsucht des Proletariates nach paritätisch geregelten Arbeitsbedingungen, nach einer langsamen, aber friedlichen Vorwärtsentwicklung durch die nicht mehr verstummende Forderung von Tarifverträgen zum Ausdruck.

Ein wunderbares, aber nicht unerklärliches Zusammentreffen ist es, daß das selbe Buchdruckgewerbe, das die intellektuelle Aristokratie des Mittelalters stürzte und die Verbreitung von Wissen und Kunst technisch ermöglichte, auch seine Verfassung zuerst im demokratischen Sinne umwandelte. Schon im Jahr 1848 trat die organisierte Gehilfenschaft im Vertrauen auf ihre fachliche Geschicklichkeit und gewerbliche Unerseßlichkeit mit den fast ausschließlich liberal gesinnten Prinzipalen zu den ersten Tarifverhandlungen zusammen. Von dieser Zeit ab ist der Geist der Freiheit nie ganz aus dem Gewerbe gewichen. Zu festfügten, dauerhaften Vertragsabmachungen konnte es natürlich erst kommen, als sich die Einzelwillen zur gemeinsamen Interessenvertretung geeinigt und die Kontrahenten ihre systematische Rechtsvertretung in der Organisation gefunden hatten. Kurz nach Gründung des Gehilfenverbandes und der Prinzipalsvereinigung kam im Jahr 1873 der erste nationale Buchdruckertarif zu Stande, der aber im Ganzen eine papierne Verfassung war. Erst als die beiden Parteien in zwanzigjährigen, offenen und versteckten Gefechten einander als gleich starke Machtfaktoren

kennen gelernt hatten, erst nachdem das Unternehmertum seinen Uebermuth durch eine mißglückte Aussperrung und die Arbeiterschaft ihren Radikalismus durch einen verlorenen Strike gebüßt hatte, löste sich die gewerbliche Dissonanz in eine Tarifharmonie auf. 1895 kam mit fünfjähriger Giltigkeit der 1901 revidirte und verbesserte Vertrag zum Abschluß, der in guter und schlechter Zeit einen gerechten Ausgleich zwischen der Ertragsfähigkeit des Gewerbes und den mit der Kulturentwicklung steigenden Forderungen der Arbeiterschaft bot. Bei der letzten Tariferneuerung, die in eine Zeit der Krise fiel, haben die Prinzipale im Hinblick auf die Steigerung der Lebensmittelpreise eine Lohnerhöhung bewilligt, die hart die Grenze des Möglichen streifte; und die Gehilfen haben in fast heldenmüthiger Selbstüberwindung all ihre heute noch unerfüllbaren Forderungen der Aufrechterhaltung der tariflichen Ordnung zum Opfer gebracht. Demnach ist der Buchdruckertarif ein Volksgesetz im besten Sinn des Wortes; er ist so zu sagen mit dem Blute der Kontrahenten geschrieben. Kein Wunder daher, daß er sich im Auf und Nieder des Konjunkturreichthums sieghaft behauptet. Gegen Lohnrückeret und Schmutzkonkurrenz schützt ihn die mächtige Miliz der beiden Organisationen und vor dem inneren Feind der Gesetzübertretung bewahrt ihn ein wohlausgebauter Verwaltungapparat, der vom Vertrauen der Masse getragen ist, als ein Werk freier Selbstbestimmung. Revidirende, also gesetzgebende Körperschaft ist der Tarifausschuß, der sich aus den Prinzipal- und Gehilfenabgeordneten der Tarifkreise zusammensetzt. Die Exekutivgewalt liegt in den Händen des von einem Arbeitgeber- und einem Arbeiterbeamten geleiteten Tarifamtes. Diese Behörde wirkt für die Verallgemeinerung des Vertrages und sichert die Einhaltung der vereinbarten Arbeitbedingungen durch Herausgabe eines Verzeichnisses der tariftreuen Firmen. Sie vermittelt den Verkehr zwischen den Tarifinstanzen und der Regierung, den Staats- und Gemeindeverwaltungen, um eine behördliche Anerkennung des Korporativvertrages bei Vergebung amtlicher Drucksachen zu erwirken.

Neben den Funktionen einer Centralregierungsinstanz fallen dem Tarifamt aber auch noch die eines höchsten Berufungsgerichtes zu. Differenzen wegen Uebertretung des Vertrages, gegen deren Erledigung durch die örtlichen Schiedsgerichte von den Klägern oder Beklagten Rekurs eingelegt wurde, werden vom Tarifamt nachgeprüft und, so weit sie nicht grundsätzlicher Natur sind, endgiltig erledigt. Vor das Forum des Tarifausschusses können dagegen alle Streitfragen gebracht werden, deren Entscheidung von grundsätzlicher Bedeutung ist; für sie entscheidet in letzter Instanz das Volksgericht. Sind die Tarifkreise mit unseren politischen Landestheilen zu vergleichen, so kann man die an ihrer Spitze stehenden Kreisämter als einzelstaatliche Regierungen bezeichnen. Diese Institutionen sind erst nach der letzten Revision eingeführt worden, als man dem Bedürfniß nach einer Decentralisirung der Tarifverfassung und nach einer besseren Anpassung der örtlichen Verwaltungsgeschäfte an die lokalen Eigenthümlichkeiten Rechnung trug. Ihre Hauptaufgabe ist die Festsetzung der nach den örtlichen Löhnerverhältnissen geregelten Lokalzuschläge auf den allgemeinen Mindestlohn und die Vorbereitung der den Tarifausschuß beschäftigenden Abänderungsanträge zum Vertrag. Die wichtigsten Stützen der vertraglichen Ordnung sind unstreitig die Tariffchiedsgerichte, eine Art von beruflichen Gewerbegerichten, die

unter paritätischer Vertretung der Parteien, aber ohne unparteiischen Vorsitzenden ihre Urtheile fällen. Sie sind die stillen Mitarbeiter am Werk der Tarifgebung; ihnen fällt, gleich den bürgerlichen Gerichten, die schwierige Aufgabe zu, den toten Buchstaben des Gesetzes der mannichfachen Praxis des Lebens anzupassen. So sieht der stolze Bau der Verfassung im Buchdruckgewerbe aus, es demokratisches Gemeinwesen mitten unter gewerblichen Despoten.

Geradezu überraschend schnell geht bei uns in Deutschland die Tarifentwicklung vorwärts. Der unter Vermittlung des Buchdruckerarifamtes im Jahre 1900 entstandene Dreistädtearif der Buchbinder, der sich bis 1903 in ganz primitiver Verwaltung über die Städte Berlin, Leipzig und Stuttgart erstreckte, nähert sich allmählich dem buchdruckerlichen Verfassungsideal. Bei der letzten dreijährigen Festlegung des Vertrages im Herbst 1903 wurde ein Tarifar eingesezt, dessen Thätigkeit eine „vermittelnde, verbende und rechtsprechende“ sein soll. Dieser Körperschaft ist die viel Takt und noch mehr Sachkenntniß erfordernde Aufgabe geworden, die verschiedenen zersplitterten Lohnbewegungen zu ein einheitliches System zu bringen, um so eine nationale Ausdehnung des Korporativvertrages unter Festsetzung eines allgemeinen Minimallohnes zu eines gleichartigen Akkordtarifes anzubahnen. Die Geschäftsordnungen der örtlichen Schiedsgerichte sollen vereinheitlicht werden und die Einführung paritätischer Arbeitsnachweise für dem Vertrag treue Prinzipale und Gehilfen ist vorgezeichnet. Wenn nicht heute schon ein nationaler Tarifvertrag das Buchbindergewerbe regelt, so liegt der Grund sicher nicht in der Eigenthümlichkeit des Berufes, sondern in Allem in den zerfahrenen Verhältnissen der Organisation. Die Arbeitgeber verfügen überhaupt noch über keine ordentliche Centralverbindung; ihre örtlichen Innungen umschließt nur der lose Verband und die Arbeitergewerkschaft vertritt einen sehr niedrigen Prozentsatz der Beschäftigten. Bedenkt man, daß im Gewerbe die Entwicklung vom Kleinhandwerklichen zum Fabrikbetrieb mit Rückschritten vorwärts ging und die Frauennarbeit die der gelernten Gehilfen zu beängstigender Schnelligkeit verdrängte, so wird diese Schwäche der Organisation verständlich. Schon ist dem Verband aber gelungen, unter allen deutschen Gewerkschaften den relativ höchsten Prozentsatz der weiblichen Mitglieder zu erreichen, und die organisatorische Arbeit wird dem Verbande durch den Nachweis seiner bisherigen Tarifierfolge wesentlich erleichtert.

Auch im Lithographen- und Chemigraphengewerbe kam es gegen Ende des vergangenen Jahres zum Abschluß zweier über das ganze Reich gültigen korporativen Arbeitsverträge. Beide sind eine verwaltungstechnische Kopie des Buchdruckerarifamtes und unterscheiden sich von ihm nur dadurch, daß sie nicht von der Gesamtheit der Gewerbsgenossen beider Parteien, sondern von Organisation zu Organisation abgeschlossen sind. Praktisch bedeutet diese Verschiedenheit insofern recht wenig, als natürlich auch bei den Buchdruckern beide Verbände einen nennenswerthen Widerspruch die Tarifagitationen und Verwaltungarbeiten übernommen haben. Das wäre angesichts des hohen Prozentsatzes der Organisirten in beiden Lagern auch hier eingetreten, wenn man auch auf die vertikale Boykottirung der Unorganisirten verzichtet hätte; aber diese unverhohlene Anerkennung der Berufsvereine bleibt immerhin bedeutsam, so lange die Mitglieder unserer Arbeiter ihre Verbandsmitgliedschaft noch sorgfältig vor dem Arbeitgeber

verheimlichen muß und so lange die meisten Arbeiterorganisationen noch mit bangen Befürchtungen von der Gegenkoalition im Unternehmerlager Kenntnis nehmen müssen. Diese Vertragsbestimmungen liefern auch einen nicht zu übersehenden Beitrag zum langen Kapitel der gesetzlichen Anerkennung der Berufsvereine und der Reinigung der Koalitionsgesetze von allen mittelalterlichen Schlacken der Ausnahmeparagraphen. In nächster Zeit werden auch die Steindrucker und Ktlographen ihre Arbeitsbedingungen für das Reichsgebiet tariflich regeln und um das buchdruckerliche Mutterland wird sich bald ein Kranz von kleineren Tarifrepubliken gruppieren.

Der Tarifverfassung im Baugewerbe fehlt vorläufig noch die Einheitlichkeit; obgleich diese Berufsgruppe die meisten Kollektivabmachungen aufweist, ist es doch in keiner Branche zu Vereinbarungen gekommen, die sich über kleine Bezirke hinaus erstrecken. Ansätze zu einer provinziellen Ausdehnung und Verallgemeinerung der Verträge sind allerdings im Töpfer- und Steinsetzergewerbe zu beobachten, doch handelt es sich auch dort fast ausschließlich um eine bloße Vereinheitlichung der Arbeitsbedingungen und nicht zugleich um die Schaffung einer verfassungsmäßigen Einheit, die die örtlichen Abmachungen einer landes- oder reichscentralen Kontrollinstanz unterstellt. Die tarifliche Rechtspflege dieser Berufe kennt denn auch kein Rekursverfahren; endgiltig entscheiden die lokalen Schiedsgerichte, wo solche überhaupt bestehen. Der einzige ungeschriebene Kommentar ist die praktische Erfahrung; das vertragliche Gewohnheitsrecht giebt den Ausschlag.

Im Allgemeinen werden die Verträge gewissenhaft gehalten und ihre sanirende Wirkung wird auch von den Arbeitgebern schon empfunden. So wurde auf dem letzten Verbandstag der Baugewerksinnungen der ordnenden Bedeutung der Korporativverträge mit einer objektiven Anerkennung gedacht, die in Erstaunen setzen muß, wenn man bedenkt, daß gerade im Baugewerbe oft rücksichtsloser Unternehmerterrorismus mit ernsthaft revolutionär gesinnten Arbeitern ringt. Und doch liegt in dem Zusammentreffen dieser Extreme die logische Erklärung für den raschen Fortschritt der Tarifbewegung im Baugewerbe; denn wenn in einem Beruf Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch fruchtlose Kämpfe bis zur Ermattung gekehrt wurden, wenn sich irgendwo die Zweiseitigkeit von Waffen wie Aussperrung und Strike fühlbar gemacht hat, so ist es hier geschehen. Wenige Bauberufe werden allerdings in der nächsten Zeit zum Abschluß eines Reichstarifs schreiten können, obgleich sich die Tarifgemeinschaft erst im nationalen Rahmen zu ihrer ganzen Wirksamkeit entfalten kann. Außer dem Mangel an einer einheitlichen Centralorganisation der Unternehmer erschweren noch die abweichenden Eigenarten des Gewerbes an den einzelnen Orten, die Verschiedenheit des verarbeiteten Rohmaterials und die klimatischen Unterschiede die Schaffung eines allgemeinen Korporativvertrages. Wenn es aber doch im Lauf der Zeit auch in den Bauberufen zu Verträgen kommen wird, so müssen sie den einzelnen Orten und Bezirken weitgehende föderalistische Rechte einräumen.

Bereinzelte örtliche Korporativverträge kennt außer dem tarifreichen Baugewerbe heute fast jede Berufsgruppe. Zur Charakterisierung des biologischen Verdeganges der Tarifgemeinschaft sei noch mitgeteilt, daß an sehr vielen Orten und in zahllosen Berufen partielle Vereinbarungen bestehen, die zwar von Organisation zu Organisation abgeschlossen sind und zu deren Aufrechterhaltung

auf eine bestimmte Zeit sich auch beide Kontrahenten schriftlich verpflichtet haben, denen aber noch jeder Verwaltungapparat und damit auch jede konstitutionale Grundlage fehlt. Sie sind wohl Verträge im landläufigen Sinne des Wortes, dürfen aber keinen Anspruch auf die Bezeichnung Tarifgemeinschaft machen. In solchen Vereinbarungen, die gewöhnlich noch nicht allzu lange in Kraft sind, haben wir aber immerhin die Form des Konstitutionalismus, wenn auch ohne den Inhalt der demokratischen Verwaltung zu begrüßen; sie sind also die erste Stufe zu richtigen Tarifgemeinschaften. Sehr häufig sind aber auch Lohnvereinbarungen, denen noch das wichtigste Charakteristikum des Vertrages, die Festsetzung der Giltigkeitsdauer, fehlt; viele Gewerbe, namentlich diejenigen der Bekleidungsindustrie, haben noch mehr unterschriebene Akkordtabellen als Korporativverträge. Allerdings zeigen sie den ersten Ansatz zu einer vertraglichen Regelung der Arbeitsbedingungen, denn ihnen ist wenigstens durch die Verbindlichkeit der Unterschrift eine — wenn auch zeitlich unbegrenzte — Gesetzmäßigkeit verliehen.

Um den Werth der Korporativverträge zu erkennen, müssen wir betrachten über welche Gebiete des Arbeitsverhältnisses oder Gewerbes sich die Bestimmungen erstrecken. Die primitivsten Verträge bleiben natürlich bei der Festsetzung des Mindestlohnes, der Arbeitszeit, der Zuschläge auf Ueber- und Extraarbeit, der Kündigungsfrist u. s. w. stehen. Wo Akkordarbeit vorherrscht, enthalten sie oft sogar recht viele Positionen, die die Preise für einzelne Arbeitsleistungen regeln. In Tarifverträgen der Lebensmittelindustrie treffen auch Vorkehrungen gegen die Ausnutzung der in Kost und Logis stehenden Arbeiter oder beseitigen diese patriarchalische Einrichtung ganz. So haben wir im Braugewerbe, das nach den Berufen wohl die meisten Tarife besitzt, genaue Vorschriften über Menge, Qualität und Verwendung des Freibieres, über Abschaffung des Schlafzwanges in den Brauereien und über Beseitigung der obligatorischen Benutzung der Hauskantine. Eine große Rolle spielt in den Korporativverträgen des Baugewerbes die Einhaltung der Arbeiterschutzgesetze und die Einrichtung sanitärer Unterkunftsstätten, Baubuden, Werkzeugschränke, Aufbewahrungsorte für Kleider u. s. w. So arbeiten die Tarifgemeinschaften dem Ausbau der sozialen Gesetzgebung vor; manche geben sogar den unklaren Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches vorbildliche Deutung. Zur direkten und gemeinsamen Regulirung der gewerblichen Verhältnisse vereinigen Arbeitgeber und Arbeiter nur die Tarifverträge der Buchdrucker, Buchbinder, Lithographen, Chemigraphen und die der verschiedenen Schlägerbranchen der Metallindustrie. Sie unterwerfen das Lehrlingswesen vertraglichen Vorschriften. Neben der Festsetzung der Lehrzeit haben sie auch Lehrlingskale, die die Zahl der einzustellenden jugendlichen Arbeitskräfte in ein richtiges Verhältnis zu derjenigen der Ausgelernten bringen und dadurch den Beruf vor Ueberfüllung, Lohndrückerei und Stümperei schützen. Das Mitbestimmungsrecht der Arbeiterschaft geht in unserem aristokratischen Deutschland schon viel weiter, als der oberflächliche Beobachter weiß und die Bureaukraten ahnen. In das für den Proletarier vornehm verschlossene „eigene Haus“ des Unternehmertums der Metallindustrie sind die Arbeiter stolzen Schrittes eingezogen; und zwar folgten sie der Einladung bedrängter Arbeitgeber. Während die Rühnemänner die Gewerkschaften vernichten und die Korporativverträge in Fetzen reißen wollten, wandten sich die Prinzipale des Gold- und Silberschlägergewerbes, als Alles

versagte, vertrauensvoll an die organisierte Gehilfenschaft mit der Bitte, ihnen durch eine Arbeitseinstellung die Räumung der Lager zu ermöglichen und der Ueberproduktion durch eine Arbeitszeitverkürzung zu steuern. Unter der Bedingung einer Lohnerhöhung und der Schaffung eines Korporativvertrages, der die Beschäftigung von Ungelernten verbietet und das Lehrlingswesen regelt, erklärten sich die Arbeiter im Jahr 1902 zur Mithilfe bei der gewerblichen Sanierungsarbeit bereit. Daß sich dieser Arbeitsvertrag nicht in materiellen Zugeständnissen an die Arbeiterschaft erschöpfen konnte, sondern daß sein Hauptzweck die Aufrechterhaltung eines dauernden Zusammenarbeitens von Prinzipalen und Gehilfen auf dem Gebiete der gewerblichen Reform war, ist nach diesen Vorgängen selbstverständlich. Wir finden daher in diesen äußerst interessanten Vereinbarungen keine schematische Festsetzung der Arbeitszeit, sondern die den zerrütteten Verhältnissen Rechnung tragende Bestimmung, daß das paritätische Tarifamt die Zahl der Arbeitsstunden und der zu schlagenden Formen jeweilig den Bedürfnissen entsprechend regelt. Aber nicht nur über Arbeitszeit und Produktionshöhe berathen in diesen Berufen die Arbeiter gleichberechtigt mit: sie sind den Prinzipalen auch bei der Aufrechterhaltung der mit den abnehmenden Exportfirmen eingegangenen Preisconvention behilflich. Die Arbeiterorganisationen boykottiren die Firmen, die eine Preisvereinbarung brechen. Im vergangenen Jahr setzte auch die Tarifbewegung im Metallschlägergewerbe ein und aus den örtlichen Ansätzen bildete sich allmählich ein allgemeiner Vertrag für die wichtigsten Produktionsorte heraus. Zu einer systematischen Verwaltung ist es allerdings noch nicht gekommen; aber wenn die Schlägertarifgemeinschaften auch noch manche innere Krise überwinden müssen, so stehen sie doch in Deutschland einzig und vorbildlich da. Sie sind ein in ernster Zeit errichteter Wegweiser für unsere Industrie, den sie am Scheidewege zwischen Despotismus und Konstitutionalismus nicht übersehen darf.

Düsseldorf.

Fanny Jule.



Die beiden Meyer.

Tief in der Nacht. In den Häusern ringsum sind die Fensterladen geschlossen. Selbst das große Hotel auf der anderen Seite der Straße liegt schon in dunklem Schlummer. An der Ecke schlafen die Droschken: Wagen, Kasse und Lenker. Drähte und Schienen, die vorüberziehen, blinken und schweigen. Auf das Kirchlein mit dem morschen Borhof und dem Trümmergrün, das hier am Tage sein welkes Alter fristet, senkt sich ein Traumschleier, der nach Sagen duftet. Mitten in der Großstadtwüste eine Oase der Romantik, eine Zufluchtsstätte reinerer Empfindungen. Hier laßt uns einen Augenblick verweilen . . . Ein greller Lichtschein. Hinter erhellten Scheiben huschen Schatten auf und ab. Verwirrung, Aufgeregtheit, unterdrückter Zorn. Man fühlt's von außen, obwohl kein Laut auf die Straße bringt. Was geht da vor? Ein Klub wird's sein, in dem plötzlich die Polizei erschienen oder ein Falschspieler entlarvt worden ist. Ein Haus der Freude, wo die geschätzten Kunden rebellisch wurden, weil die

Bewohnerschaft in der Lizenz, sich selbst bezahlt zu machen, etwas zu weit gegangen ist. Nein. Direktor Mankiewitz von der Deutschen Bank ist in das Bureau des Maklers Fritz Meyer gekommen, um noch vor dem Morgenrauen den Stand des Geschäftes zu prüfen. Vor jedem neuen Blatt, das er in den Büchern des plötzlich Verschwundenen umschlägt, wächst seine Bestürzung, seine Empörung. Wieder werden Bücher herangeschleppt. Er will immer mehr sehen. Endlich ist das Maß seiner Geduld erschöpft. Vom Stuhl springt er auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch und ruft: „Das ist noch nicht dagewesen!“... Armer Rabbi Akiba! Vor wenigen Tagen noch in allen Zeitungen berühmt und nun mit Deiner öden Weisheit letztem Schluß zum Kinderspott geworden. Versuche nicht erst, Dich reinzuwaschen. Solches Beginnen wäre vergebens. Der gegen Dich zeugt, weiß genau, was er spricht. Alle Hochachtung vor Deinen Erfahrungen in der Seelsorge. Die Bezirke der Börse und Spekulation kennt Herr Direktor Mankiewitz besser als Du und die Ereignisse haben ihn nicht etwa zu einer Uebertreibung verleitet. Eine Woche vorher schon hatte die selbe Baiffe, die Herru Fritz Meyer in die Enge trieb, einem seiner Namensvettern und Berufskollegen, dem Börsenmakler Max Meyer, den Revolver in die Hand gedrückt; dieser Meyer hatte bis zu seiner letzten Stunde als Millionär gegolten und gelebt, Kredit genossen und operirt. Die Meyers mögen in deutschen Landen so zahlreich sein wie die Sandkörner am Meer: wenn ein reicher Börsen-Meyer sich erschießt, weil er plötzlich verarmt ist, dann wenden sich die Gedanken unwillkürlich gleich auch den anderen Meyers zu. Herr Fritz Meyer war ein Liebling der Börse; er ließ nicht nur seine stattliche Erscheinung, sondern auch reichlich gespendete Courtagen so wirksam für sich sprechen, daß er mit dem selben Prädikat in die Geschichte kam wie Philipp der Schöne. Uebrigens hat wohl nicht Herru Fritz Meyers Zusammenbruch dem Direktor Mankiewitz das rasch geflügelte Wort entlockt. Wenn man, wie dieser Mitregent der Deutschen Bank, die denkwürdige Schwänze in den Stammaktien der Northern Pacific-Bahn, deren Kurs binnen wenigen Tagen auf das Zehnfache stieg, nicht nur miterlebt, sondern auch miterlitten hat, ist man gegen Lappalien wie Selbstmord und Verlust eines kleinen Millionenvermögens fürs ganze Leben abgestumpft. Ist man obendrein durch ein älteres Ereigniß der selben Art und durch die allgemeine Lage vorbereitet, so wäre es ein Zeichen schlechten Geschmacks, wenn man sich überhaupt noch zu wilden Reden hinreißen ließe. Gerade ein Bankdirektor, der die Beziehungen seines Institutes zur Börse vermittelt und für die Burgstraße ein Barometer ist, weiß sehr genau, daß Alles schon dagewesen ist. Trotz Alledem scheint der Direktor zum ersten Mal die Fassung verloren zu haben. Er hatte Herrn Felix Meyer Alles zugetraut, auch, trotz scheinbarem Wohlstand und nobler Verwandtschaft, eine Insolvenz. Das Ueberraschende und selbst einen Kenner von mankiewitziger Erfahrung Erschreckende war nur, daß dieser Meyer im Augenblick des Krachs Engagements in der Höhe von 27 Millionen Mark laufen hatte.

Wo dem Munde des erfahrenen Bankdirektors nur ein kurzer Ausruf des Schreckens entfährt, ist das Staunen des Laien natürlich hundertfach größer; es fängt auch schon früher an und dauert viel länger. So lange die großen Herren, die Könige des Marktes, Gleichmuth zur Schau tragen und nicht merken lassen, daß sie im Innern bewegt sind, folgt ihnen die Menge urtheillos; verlieren

ne aber selbst die männliche Fassung, dann kommt auch in der Menge der Glaube an ihre Autorität ins Wanken und ängstliche Zweifel tauchen auf, die nicht so leicht wieder zu beseitigen sind. Blindes Vertrauen ist eben die Grundlage der öffentlichen Ordnung auf finanziellem Gebiet. In Tagen internationaler Verwickelungen nahm einmal die Regierung von Venedig alles vorhandene Edelmetall aus der Staatsbank, um die Kosten der Rüstungen zu bestreiten. Wäre die That ruchbar geworden, so hätte eine schwere Finanzkrisis die Republik dem Ruin entgegengeführt. Weil aber Niemand davon erfuhr, blieb das Vertrauen in die Zahlungsfähigkeit der Bank und mit dem Vertrauen der Staat unerschüttert. Das Vertrauen wog in diesem Fall buchstäblich Gold und Silber auf. Jetzt aber ist's geschwunden, obwohl vielleicht Gold und andere Barbestände in Hülle und Fülle vorhanden sind. Herr Manikewitz ist überrascht: und plötzlich löst sich das Urtheil des Publikums von der Leine, an der es sich sonst so willig führen läßt. Laienhaft vielleicht, aber eindringlich und mit dem Verlangen, eine klare Antwort zu erhalten, fragt das Publikum, wie es möglich war, daß der Malter Meyer zum Selbstmord getrieben wurde, trotzdem nur die Ausflüchte reicher Lebemänner ihm das Gespenst des Bankrottes vors innere Auge führten. Welche Norm des gesellschaftlichen oder des Börsen-Kodex gestattet diesen Lebemännern, ungestraft weiter unter uns zu wandeln, da sie doch das Leben eines Menschen auf dem Gewissen haben, mit dem sie an einem Strang zogen? Trifft die Schmach, die am Spieltisch jede Einwendung nach verlorener Partie straft, nur die Kleinen, die oft wirklich nur aus Verzweiflung zu diesem häßlichsten aller Mittel greifen, um sich selbst auf Kosten des Anderen zu retten? Und wo blieb denn im Fall Max Meyer das vielgerühmte Solidaritätgefühl, mit dem die Börse so gern proßt, wenn sie gegen einen gemeinsamen Feind mit Wort oder Feder ins Feld rückt? Die Nekrologe, die man dem Toten nachsandte, waren rührend. Sogar mit der Thatsache, daß er eine Villa im Grunewald und eine Remise mit hübschem Gespann besaß, versöhnte sein Tod die gütige Kollegenschaft. Aber nur sein Tod. Um die Erhaltung seines Lebens hätte sich Keiner bemüht; und der Mann war doch leicht zu retten. Die Großen besonders, die das Wetter machen, hätten nicht einen Finger für ihn gerührt. Ein Himmelsstürmer weniger, hätten sie gesagt. Um so besser. Warum strebte er so hoch hinauf? Die Hand der Vorsehung traf ihn. Du sollst keine anderen Götter haben.

Das aber soll die Börse mit sich selbst abmachen. Bei dem zweiten Meyer, der sich der Polizei gestellt hat, fehlt die Tragik des blutigen Endes; aber sein Fall ist viel interessanter und viel schlimmer. Bei einem Meyer, den nur die Börse kennt, findet man, als er vom Schauplatz verschwunden ist. Engagements in der Höhe von 27 Millionen; wohlaffortirt: in Renten à la hausse, in Bank- und Montanaktien, als Assurance, nach unten. Wäre bekannt geworden, daß eine von den großen Banken eine solche Position auf sich lasten hatte, als die Verhandlungen zwischen Rußland und Japan ins kritische Stadium traten, dann hätte jeder Börsenfachmann die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und eine Deroute wäre unausbleiblich gewesen, auch wenn die Bilanz der Bank die herrlichste Liquidität gezeigt hätte. Und nun entpuppt sich ein Menschenkind, das in seinen besten Tagen auf ein Vermögen von ungefähr 800 000 Mark geschätzt wurde, noch neben der kleinsten Aktienbank also ein Zwerg war, als diesen

Herkules. Sonderbar, sehr sonderbar. Als Direktor Mankiewitz in die Akerstädtische Kirchstraße pilgerte, um bei nächst stiller Weile Meyers Bücher zu prüfen, ahnte er die Riesenziffer von 27 Millionen sicher noch nicht; sonst war nachher der Schreckensruf nicht seinen Lippen entföhren. Was aber trieb ihn dann, so eilig in die Geschäftsräume des Entflohenen einzudringen und dem Vor der Prüfung seine werthe Nachtruhe zu opfern? In wessen Auftrag handelte er? Eine Berathung aller betheiligten Faktoren ist wohl kaum vorangegangen. wenigstens hat man bisher nichts davon gehört. Daß Meyer die Engagements nicht erst im Februar auf sich nahm, ergab sich schon aus der Kursentwicklung dieses Monats. Wer aber hat ihm die Positionen älteren Datums prolongirt? In dem herzlichen Einvernehmen, das bekanntlich unter den großen Finanzinstituten herrscht — man hört ja immer von der Haute Banque als von einer Einheit sprechen — mußte eigentlich das eine stets ungefähr wissen, was das andere that; und selbst ohne solche Kenntniß mußte jedem einzelnen von ihnen bei der Verbindung mit Meyer der Gedanke kommen, der Mann thue des Guten zu viel. Sind aber solche Bedenken aufgetaucht: welchen Ursachen ist es dann zuzuschreiben, daß Meyer trotzdem bei seinen Engagements die Gelder der Banken benutzen durfte? Dieses Entgegenkommen der Hochfinanz stimmt schlecht zu der unfreundlichen Behandlung, mit der sie gleich nach der Insolvenz Meyers die Börse überraschte. Selbst für ganz kleine Positionen — und in Aktien, die sie selbst früher eifrig possen hatte — wurde die Schiebung rundweg abgeschlagen. Weil die Hochfinanz durch unüberzeihliche Lüge es dahin gebracht hatte, daß der Stellagenbauer Herr Meyer zu einer Riesengefahr für die Börse wurde, hieb sie nach der Entdeckung ihrer eigenen Sünden mit der Peitsche auf das Marktgewimmel ein, das doch an dem ganzen Glend unschuldig war; denn die Kleinen konnten nicht in Meyers Karten sehen. Doch ich will den Spitzen der Bankwelt nicht Unrecht thun: die Schiebung wäre zu haben gewesen, wenn die „kleinen Leute“ sich dazu verstanden hätten, durchs laudinische Joch des Terminregisters zu gehen. Das war die Bedingung, die ihnen gestellt und die, wenns jetzt auch bestritten wird, bis zum Schluß aufrechterhalten wurde. Man mache sich einmal klar, was diese Forderung bedeutete. Eben erst hatte die Regierung den Entwurf der Börsengesetznovelle eingebracht, eben erst hatten sich aus der Mitte der Hochfinanz Stimmen erhoben, die jammerten, weil die Novelle nicht auch das abscheuliche Terminregister beseitige. eben erst war ins Horn gestoßen worden, um den Deutschen Bankiertag einzuberufen, der seine Mehrforderungen dem bedauerlichen „Minimum“ der Novelle entgegenstellen sollte: und just diese Stunde sucht sich die so sehr ums Wohl der Börse besorgte Hochfinanz aus, um dem Terminregister zu neuer Ehre zu helfen. Wer sich unter solchen Umständen ins Terminregister eintragen ließ, gab damit fast schon zu, daß er keinen Kredit mehr verdiene und der Insolvenz bedenklich nah sei. Die „Kleinen“, die durch dieses Vorgehen der Hochfinanz in vielen Fällen gezwungen wurden, ihre Positionen gegen die Kundschaft zu realisiren, sehen sich für solchen Spartanermuth zwiefach belohnt: von ängstlichen Kunden, die in der Noth sich lieber am Busen der Mächtigen wärmen, werden ihnen Guthaben und Depots entzogen und sie sind gezwungen, für den Märzultimo ihre realisirten Positionen wiederherzustellen. Dieser Zwang führt mit automatischer Sicherheit eine Steigerung der Kurse herbei und die den Kleinen ent-

tehende Verlustdifferenz fließt natürlich in die Rassen der Großen, die wieder genau die Stücke herausgeben, die sie am Februarultimo den Kleinen abgenommen haben. Kommt dann die Steigerung, so läßt die Hochfinanz in die weite Welt hinausposaunen: Seht, Das ist unser Werk! Wir sind und bleiben die Stützen des Marktes, der nationalen Wirthschaft, des Deutschen Reiches!

Man hat geflüstert, der ungeheure Umfang des Engagements Meyers sei aus Mächenschaften der Hochfinanz zu erklären, die den Mann benutzt habe, um gewissen Spezialwerthen auf die Beine zu helfen. Diese Vermuthung hat wenig für sich. Jedes größere Institut kann heute durch direkten Verkehr mit seinen Einlegern am Schalter oder brieflich viel mehr erreichen als indirekt an der Börse. Wahrscheinlicher klingt eine andere Hypothese, für die der nicht im Dunstkreis der Großbanken Lebende freilich keinen Beweis herbeischaffen kann. Nach allerlei peinlichen Vorfällen, mit denen sich die Gerichte zu beschäftigen hatten, sollen im vorigen Herbst die berliner Bankdirektoren in feierlichen Berathungen Mittel gesucht haben, die geeignet wären, Spekulationen von Angestellten unmöglich zu machen. Damals hieß es, die Berathungen seien abgebrochen worden, als der Vorschlag auftauchte, unter den Begriff „Angestellte“ auch Bankdirektoren zu subsumiren. Das Scheitern dieser Verhandlungen könnte die mannichfachen Gerüchte erklären, die in den letzten zwei Wochen die Burgstraße durchschwirrten. Der Wunsch, im Fall Fritz Meyer ganz klar zu sehen, wird in der Gerichtsverhandlung hoffentlich erfüllt werden. Und vielleicht liefern schon vorher einzelne Personalveränderungen den Schlüssel zu Räthseln, die heute noch ungelöst sind. Schade nur, daß man vermuthlich niemals ganz genau erfahren wird, wer bei Meyers Baisspositionen Gevatter stand.

Der erste Meyer erschöpfte sich, weil er lieber als Billenbesitzer sterben als bei Gnadenbrot leben wollte. Den zweiten Meyer scheint sein geschäftlicher Verkehr einigermassen zum Weltverächter gemacht zu haben und gerade aus dieser Verachtung entspringt wohl seine Liebe zum Leben, die ihn aufs Polizeibureau trieb. Der erste mag vor der Lebewelt seiner Kunden so großen Respekt gehabt haben, daß ihn das Dasein ohne die Mittel eines reichen Mannes werthlos dünkte. Beide aber finden ihre Meister in den Herren der Hochfinanz, denen Erfolg und Mittel nie fehlen können, — selbst wenn sie Verluste erleiden, selbst wenn sie Schuld auf sich häufen. Diese neidenswerthe Lage verdanken sie zum größten Theil dem Börsengesetz, das ihnen die Allmacht über das Gehudel da unten verlieh. Um so rührender ist das Schauspiel, das wir jetzt erleben. Mit einer Miene, in der Wehmuth und Born sich wundervoll mischen, schelten die Großwürdenträger der Finanz die Regierung, weil sie der Börse noch immer nicht freundlich genug gesinnt sei. Nachgerade müßten die Kleinen doch einsehen, wie unklug sie waren, als sie sich von den Großen ins Schlepptau nehmen ließen. Solidarität! Hecht und Karpfen: Beide brauchen freilich Wasser zum Leben; von einer Solidarität ihrer Bedürfnisse darf man darum aber im Ernst nicht sprechen. Und genau so ist's mit der Solidarität der großen und der kleinen Finanzleute. Der neue Entwurf ändert an diesem Zustande der Dinge nichts. Das Börsengesetz hat die Großen auf den Thron erhoben. Die Novelle bringt jetzt, allzu spät, Salben für die Armen, denen von großen Schneidern schon irgend ein für die Lebensfunktionen unentbehrliches Glied amputirt worden ist. Dis.

Selbst

Der Mann mit dem Spiegel. I

In der That gehörte ich unter nisse noch Widersprüche, am Wenigsten erklären sie nicht nehmen zu wollen, in gehen vorsichtig mittendurch; gegen künstlicher Abhärtung oder wirklicher U sich in den Mantel stoischen Gleichm mit dem Steinklopferhans: es kann A Naturen durch Verletzung ganz unvorg Schwierigkeiten kommen, die sie aus be kurzweg hinaus schleudern? Dann blittert und beschämt über die Beleid lieber zu Grunde, als daß sie opportu nähmen. Denn sie sagen sich: „Ich — und Paukenkrach — ich hätte nicht fallen da ich unerhörter Weise gefallen bin Geberde untergehen, denn Geschäfte mit Orgelbegleitung — kann ich mir doch Tragische solcher Nieder- und Untergang die zwar des Uebermenschen Uebermuth, und so recht das Uebermenschenthum I weisen sich als kleiner und schwächer b sobald ihr Leben nicht etwa unglücklich, um etwas Weniges unangenehmer, p Zeiten ihrer kampflosen Unbesiegbarkeit in höchst reale Tiefen: auf den Gipfeln z sondern stolperten über Geröll und Di nicht in Felschluchten und Meeresgrü Strahengraben, wo sie gleich Betrunk Schicksal ist die Tragik des Lächerlic Ritters, der auszog, mit Felden und Weinschläuche und Windmühlen zu bel im Wahn handelte, da stehen sie offen Weinschläuchen und Windmühlen gegen gleich noch lächerlicher, diese bebauern wissenden und doch so hilflosen Art... verblendeten, im Gegenheil hyperopti seines stahlklaren Spiegeleinblickes in d mit edler Geberde“ untergeht, versucht durch alle Straßen und Winkel einer eine Opfergabe zu bringen, war mir die Linie; in erster handelte sich mir, der wenn man will: zu fröhnen. (Ich sch der Kunst mitunter sogar die Wahrh

wie so oft auch hier, die Kunstwahrheit sich nicht gar zu rückhaltlos auf dem Rücken der gebeugten Kunstschönheit ausgetobt habe, ist die Frage, mit der nach meinem Empfinden dieser „Mann mit dem Spiegel“ steht oder fällt.

Wien.

Hermann Bessmer.

Die letzte Hand. Hugo Steiniz, Berlin.

Vor zwei Jahren fand ich an einem verregneten Junitage in der Rue Congue in Ostende bei einem jovialen Antiquar einen französischen Band über Gefängnisse. Ich verkehrte eine Woche nur mit Verbrechern und lernte eine erkleckliche Anzahl Leute kennen, die sich durch Uebelthaten außerhalb des Gesetzes gestellt hatten. Ohne an Rasolnikow oder Dostojewskij zu denken, erfand ich in einer Nacht, als der Weststurm im Hôtel de Prusse et de Grande-Bretagne an den Eisenstäben der Balkons knirschte und rasselte, einen Helden, der sich durch die Geseze der Statistik gezwungen glaubt, der Eine zu sein, der unter hundert Sterblichen zum Mörder wird. Ich umgab ihn mit meinen Erinnerungen und Erlebnissen und ließ ihn sich in freier Liebe einem treuen, anmuthigen Weib verbinden. Ich ließ Beide den Einsturz des Campanile in Venedig und eine Eisenbahnkatastrophe auf der Gotthardbahn erleben. Später fand ich bei Lombroso genau den Typus meines Mörders aus Bahnvorstellung wieder; und ein Freund bewies in einer großen Zeitung, daß ich ein recht schlechter Dichter sei, denn auf der Gotthardbahn sei nie ein Unfall vorgekommen. Ich führte meinen Verbrecher nach München und schilderte einen dort möglichen Literaturkreis. Trotz allen alten und neuen Schlüsselromanen, von Werther bis zu Bille, hat man mir zum Vorwurf gemacht, daß ich lebende Personen auf meine kleine Bühne geführt habe. Andere wurden dafür gelobt. Was er am Züricher See gesündigt hat, sühnt mein Held im Wasser des Starnberger Sees.

Dr. Alfred Friedmann.

Was wissen wir von Jesus? Gebauer-Schwetschke in Halle a/S. 1 Mark.

Diese Schrift ist ein um ein Weniges erweiterter Vortrag, der im bremer Protestantenverein gehalten ward. Wenn die Schriften des Herrn Pastor Kalthoff, „Das Christusproblem“ und „Die Entstehung des Christenthumes“, dazu die Veranlassung gaben, so betone ich noch einmal, daß ich mir nicht das Ziel setzte, in allem Einzelnen Kalthoffs Gedanken zu widerlegen. Mir kam es besonders darauf an, dem Laien einen (so weit die Kürze es erlaubte) klaren Ueberblick über den Stand der wissenschaftlichen Arbeit an der Evangelienkritik zu geben und nur an entscheidenden Punkten zu zeigen, daß die Fundamente des hier aufgeführten Baues durch die Angriffe Kalthoffs unerschüttert bleiben. Bei solcher Anlage darf ich immerhin glauben, daß die Schrift auch für weitere Kreise ihren Werth bewahren wird. Bei dem Versuch, in den Anmerkungen die auf diesem Gebiete den Laien zugängliche Literatur zusammenzustellen, ist mir zu meinem Schrecken klar geworden, wie selten die wissenschaftliche Theologie bis jetzt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, sich die Aufgabe gestellt hat, die Früchte ihrer Arbeit zum Allgemeingut zu machen, und wie rathlos sie den Laien vor Büchern wie denen Kalthoffs stehen läßt. Bis Besseres und

Ausführlicheres geleistet ist, kann vielleicht dieses Schriftchen hier eine Lücke ausfüllen helfen.

Göttingen.

Professor Dr. Wilhelm Bouffet

Von seltsamen Leuten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese seltsamen Leute begegneten mir auf meinem nicht minder seltsamen Lebensweg. Und Alle wurzeln im Boden meiner heffischen Heimath. Wenn es mir gelungen wäre, zum Ausdruck zu bringen, was ich von ihnen erlernt wäre mein Zweck erreicht. Sie lehrten mich, daß Geduld eine schwerere Tugend ist als Tapferkeit und daß Keiner ein Himmelreich gleich einem Raub zu reißen kann.

Otto Guballe.

Sector Berlioz. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1904. 3 Mark.

Man betrachtet einen großen Mann entweder aus dem Gesichtspunkt seiner geschichtlichen Stellung und Aufgabe oder im Licht einer eigenen Persönlichkeit. Thut man das Erste, so enthüllt sich uns die historische Bedeutung des Genies; wir erfahren, was er für seine Zeit war, was er in ihr gewirkt und in welchen Stücken er die Entwicklung seines Schaffensgebietes weitergefördert hat. In zweiter Betrachtungsweise offenbart sich der ewige Werth des Mannes; das was ganz einzig an ihm und darum auch unsterblich ist. Die Würdigung Hector Berlioz hat — zumal bei uns in Deutschland — stets unter der Vernachlässigung dieser die Künstlerindividualität an und für sich ins Auge fassenden Beurteilung gelitten. Deshalb war mein Hauptbestreben darauf gerichtet, eine möglichst erschöpfende Analyse des künstlerischen und menschlichen Charakters meines Helden zu geben. Die kleine Schrift hätte ihren Zweck erreicht, wenn man ihr als Seelenstudie, als einem Stück angewandter „Charakterologie“ und als Beitrag zur Psychologie des Romantikers einigen Werth zuerkennen dürfte.

München.

Rudolf Louis

Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem. Alexander Dunder. Berlin, 1904.

In unseren Vorfahren hat er ein naiv komisches Lachen ausgelöst, der buntschedige, aalglatte Wildfang in der geheimnißvollen schwarzen Maske. Wir stehen Harlekins Räthselhaftigkeit kritisch gegenüber. Aber er weiß sich interessant zu legitimiren. Das moderne Lustspiel nebst Pantomime und Puppen-theater, die improvisirte „Kunstkomödie“ der Italiener des sechzehnten Jahrhunderts läßt er schnell hinter sich und verführt uns, über die altfranzösische „Teufelei“ des religiösen Theaters und die gräuliche pariser Volksmaske (charivari) hinweg, bis auf uralte gallische Festesbräuche, auf Hexenzauber und unausrottbare kelto-germanische Glaubensvorstellungen ihm zu folgen. Und am Ende entpuppt er sich als einen Teufel „Harlekin“ des Wilden Heeres. Aus Italien stammt er also nicht. So vielseitige Unterhaltung Harlekins Weg bietet: vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahrhundert kann man ihm folgen, ohne den festen Boden der Wissenschaft je zu verlassen.

Charlottenburg.

Dr. Otto Driesen.

Notizbuch.

Saint Louis im Reichstag. Der Tragikomödie zweiter und leider auch letzter Akt. Vor fünf Wochen sagte ich hier, der Abgeordnete, der über die Kunstpolitik der Berliner Regierung endlich ein offenes Wort wage, könne ein Rühmchen erwerben. Es wurde ein Ruhm. Was der Reichsgerichtsrath Peter Dr. Spahn in den letzten Tagen gesündigt haben, was er ferner noch sündigen mag: nie soll, nie darf ihm die Rede vergessen werden, mit der er am fünfzehnten Februar 1904 den Reichstag überraschte. Seit Jahrzehnten ward in dem Hohen Hause nicht so klug und so fein über Kunst gesprochen. Ein Abgeordneter, ein Centrumsmann gar, der Manet verstehen gelernt und dem Grundgedanken des Impressionismus nachgedacht hat: wer's nicht im Stenogramm las, wird der Botschaft nicht glauben. Und das große Muster weckte Neid. Ich will ein paar Stellen nach dem amtlichen Bericht citiren. Herr Spahn: „Wir haben durch Manet gelernt, daß es nicht mehr darauf ankommt, die feststehende Form zur Darstellung zu bringen, sondern darauf, die Gegenstände der Natur so darzustellen, wie sie, von Licht und Luft umgeben und unter den Einwirkungen von Licht und Luft gestaltet, auf uns wirken, so daß also der Maler auf uns genau so einwirken will, wie der Gegenstand unter Berücksichtigung von Licht und Luft in der Natur auf unseren Geist einwirkt. Das ist das Problem, das Manet uns durch die neue Art seines Sehens und Denkens gestellt hat, und die Lösung dieses Problems ist der Kernpunkt Dessen, was wir unter Sezession verstehen. Es ist nicht richtig, den Impressionismus oder die Sezession als solche in der Art an den Pranger zu stellen, als ob das Ziel, das sie verfolgt, die Kunst abwärts führe.“ Herr Singer: „Der Zwang des persönlichen Regiments hat verhindert, daß die deutsche Malkunst in Saint Louis eine angemessene und würdige Repräsentation findet. Allen Ernstes wird die Meinung vertreten, die Kunst könne durch persönliches Regiment regulirt werden und es sei möglich, die Künstler allesammt nach der Richtung zu schieben, die der Auffassung eines Einzelnen entspricht.“ Graf Oriola: „So wenig es möglich ist, irgend eine große geistige Bewegung im Volke künstlich niederzudrücken, so wenig wird es irgend Jemandem, und stünde er noch so hoch im Reich, möglich sein, der Kunst zu gebieten, andere Wege zu wandeln, als die Kunst für richtig hält. Der Export deutscher Kunstwerke nach Amerika ist in bedauerlicher Weise zurückgegangen. Das erkannte der deutsche Consul in Chicago und deshalb wandte er sich an Herrn Professor Arthur Kampf. Der entwarf eine Liste der Künstler, die dort ausstellen sollten, beging aber einen großen Fehler: er schrieb auf die Liste auch ein paar Sezessionisten; und da theilte ihm das Auswärtige Amt — nach anderer Besart der preußische Kultusminister — mit: Die Leute passen nicht und müssen gestrichen werden. Warum hat die Sezession sich nicht an der Kunstausstellung in Saint Louis betheiligt? Weil sie das Vertrauen nicht mehr hatte, daß die moderne Richtung auch zu ihrer wirklichen Bedeutung und Geltung kommen würde. Kann man ihr Das nach dem Vorgehen von Berlin verdenken? Zur ersten Kommission waren zwei erfahrene Kunsthändler hinzugezogen. Das habe ich für sehr praktisch gehalten; denn damals hatten wir noch die Absicht, unseren Künstlern einen Kunstmarkt zu schaffen. Heute freilich scheint fast das Hauptbestreben zu sein, in Saint Louis eine retrospektive Ausstellung zu eröffnen. Da werden wir ans Verkaufen wenig zu denken haben. Durch diese Ausstellung werden wir den amerikanischen Markt nicht erobern. Ich fürchte, daß der Leipziger Juror

Recht behält, der eine Blamage voraussetzt dreißig Jahr alten Silber hinschicken und modernen Meßier dazu thun, wenigstens einigen Werke solcher Meister ausstellen, die bezweifeln; aber es ist ja auch möglich. Einseitig eine Kunstrichtung zu unterstützen Hofästhetik erhalten, die das sic volo, sic Man beklagt sich in den weitesten Kreisen, da die leider den Monarchen umgeben, nicht an Kabinetkunst hintreiben. Was leistet bei wozu wir sehen. Wir haben ja Manches und wenig Kunst nach der Anschauung viele Menschen giebt es, die den ornamenteinbruch hier vor dem Siegesthor überk Man will eine königlich preussische Kunst auf das ganze Reich übertragen werden so in Süddeutschland herrschenden Stimmung Hofästhetik einen geharnischten Prot Deutschland der Ueberzeugung, daß die die in der Kunst die Wahrheit sucht, sich n lassen darf wie ein Regiment Gardegren Staatssekretär kann mit Engelszungen red wie korrekt die Regierung verfahren ist: ich daß alle Parteien das Vorgehen der Regi sekretär des Innern sagt, an einem gewis treten. Ja, eine höhere Macht trat ein und Kunstgenossenschaft soll wieder regiren. So landschaft von Teiskow, ein ganz harmlos Galeriedirektoren in Berlin zum Ankauf e Das Bild darf nicht gekauft werden, denn hier nicht in einem absoluten Staat und r tiven Staatenbund; hier kann doch der V richtung des Einzelnen nicht so maßgebend richtung, die jetzt in Preußen maßgebend ich doch sagen, daß ich ein ängstliches Gefü Kunstwerken Neues hinzugekommen, von d Herr Amtsgerichtsrath Kirsch: „Wenn u ungen für die Kunst ausgegangen sind, f fahren für die Ausbildung einer unabhä letzten Zeit vor dem Brandenburger The Wenigen von uns Beifall finden können.“ lung der deutschen Künstler dokumentirt sie Arbeit, der an gewissen Stellen des Reiches ein überwuchernder Diletantismus, der si biete des öffentlichen und geistigen Lebens hier beschäftigt, läßt sich durch Folgendes

Künstler ist hochgradig byzantinisch und ein anderer Theil, wenigstens nicht byzantinisch; der wird dafür gestraft. Die Gefahr, die es hier zu bekämpfen gilt, ist der Kunstabsolutismus.“ Jubilate! Alle Stimmen sprachen für die junge Kunst; nicht, weil sie absolut Besseres kiste als die ältere, der heute Lenbach und Menzel, Begas und Knauts noch leben, sondern, weil sie offiziell mißhandelt und hinter Erbärmlichkeiten zurückgesetzt wird. Alle Stimmen außer der des braven Deutsch-Konservativen Wilhelm Adolf Henning, der ein höchsten Lobes würdiger Patriot, allem Kunstempfinden aber so fest verriegelt ist, daß er bei Tante Boß den Professor Ludwig Pietzsch beerben könnte. Und selbst dieser wadere teutsche Mann, früher Rittergutsbesitzer, jetzt Rentier und Mitglied des Vorstandes der Inneren Mission, tadelte sänftiglich die Kunstpolitik der Regierenden und „gibt zu, daß die Siegesallee die Kritik herausfordert.“ Sobald das Wort Siegesallee ausgesprochen wurde, weckte es „stürmische Heiterkeit“; im zahmen Deutschen Reichstag. Und von dieser Puppenreihe hat der Kaiser gesagt, sie „mache auf den Fremden einen ganz überwältigenden Eindruck“; „überall macht sich ein ungeheurer Respekt für die deutsche Bildhauerei bemerkbar“; „die berliner Bildhauerschule steht auf einer Höhe, wie sie wohl kaum je in der Renaissancezeit schöner hätte sein können.“ So breit ist der Graben geworden, der den durch Erbfolge zur Repräsentation deutscher Kultur Berufenen von den erwählten Vertretern des Volkes trennt. Das ist den Lesern der „Zukunft“ nicht neu. Als vor neun Jahren der Plan zur Puppenallee auftauchte, sagte ich hier: „Da die Standbilder nicht im Weißen Saal errichtet werden sollen, sondern im Thiergarten, wo Jeder sie sehen, sie beurtheilen und bespötteln kann, wäre es vielleicht ganz gut, wenn statt des Flüsterns und Tuschelns eine offene Aussprache sich hervormagte. In Kunstfragen gilt das Urtheil eines Monarchen nicht mehr als das jedes anderen gebildeten Vaten, der in den Künsten ein Bischen dilettirt, und selbst Napoleon, der von dem eigenen Werth doch keine geringe Meinung hatte, hat einem Höfling einmal zugerufen: *Monsieur de Fontanes, laissez-nous au moins la république des lettres!* Es ist sehr bedenklich, daß zwischen dem Urtheil des Kaisers und dem der von Berufes wegen Sachverständigen so selten ein Einvernehmen herzustellen ist. Der freie Denker und Künstler aber erwartet von anderen Richtern den Spruch; er braucht sich nicht darum zu bekümmern, ob ein gnädiger Zufall ihm einen hohen, höchsten und allerhöchsten Gunstbeweis einträgt, und er hat um sein Lebensrecht erst zu zittern, wenn die herrschenden Gewalten sich vermessen, ihm die zum Athmen nöthige Luft abzusperren.“ Dieser Versuch wird schon lange gemacht. Graf Posadowsky mag noch so redlich an die edle Unparteilichkeit seiner Richter und Vewald glauben und Herr von Werner, den im Kunsthandwerk tüchtigen, aber amüsischen und unerträglich hochmüthigen Kommissionaler, für einen Belazquez und priesterlich reinen Allumfasser deutscher Kunstkultur halten: wahr bleibt, erweislich wahr dennoch, daß in Preußen und leider nun auch im Reich die Kunst, die dem Kaiser nicht gefällt, nicht ans Licht gelassen wird. Dieser Zustand wäre uns erspart worden, wenn Parlament und Presse vor zehn Jahren offen geredet hätten. Dann hätten wir hinterm Brandenburger Thor jetzt nicht den weißen Schreden, nicht die lächerlichen Bänke und Ballustraden, nicht das skandalöse Denkmal des Kaisers Friedrich; Herr Gerth, bei dem die Kaiserin Friedrich gern Portraitbüsten aus Porzellan bestellte, hätte nicht den Auftrag zu einem Monumentalwerk erhalten und Herr Eberlein, der mit Olympiermiene in berliner Salons Meister vom Range Lenbachs und Hildebrands herunterpußt, wäre mit seiner Wagner-Karikatur, deren

Provinztheaterplunder jetzt die Thiergartenstraße schimpfirt, ins Panoptikum gewiesen worden. Für all diese Leistungen ist kein Hohnwort zu grell. Daß uns solches Zeug zugemuthet wurde, war nur möglich, weil fast Niemand den Mund aufthat. Jubilats! Der Reichstag hat endlich die Zähne gezeigt und die marmorne Nichtigkeit ist von den Treusten der Treuen ausgelacht worden. Schade nur, daß die Erwählten der Nation sich wieder nicht zur That aufraffen konnten. Sie mußten das Geld verweigern, das „zur Unterstützung für die Betheiligung der deutschen Kunst an internationalen Ausstellungen des Auslandes“ gefordert wurde. Die Behauptung, für Saint Louis sei es doch nun einmal zu spät geworden, ist falsch; jeder flinke Kunsthändler brächte bis zum Eröffnungstage noch eine Ausstellung fertig, mit der Deutschland sich sehen lassen könnte. Immerhin: das Reichsparlament hat diesmal wenigstens gesagt, was gesagt werden mußte. Kein Gouvernentaler und kein Staatssekretär trat für die kaiserliche Kunst auf den Plan; keine Excellenz lobte den Herrn in der Höhe. Und der ungemein moderne Kanzler, den Rüge und Spott aus dem Bersted zu locken suchten, war, als vorsichtiger Mann, diesmal fein zu Haus geblieben.

Um die selbe Zeit hat sich die Regierung noch eine andere Schlappe geholt. In der Budgetkommission des Reichstages wurde ihr der ostasiatische Militäretat förmlich zerfezt. Der Centrumsabgeordnete Müller Fulda wüthete wie der Pelide vor Troja. Er hat erkannt, daß der Kreuzzug nach China weder dem Christenthum noch dem Geldschrank Etwas einzubringen vermag, und streicht, in lagenjämmerlicher Verstimmung, was irgend zu streichen ist. „Das Oberkommando kostet 170 000 Mark jährlich und ist im Grunde ganz überflüssig. Für Kleidung und Ausrüstung sind bis heute schon siebenzehn Millionen ausgegeben worden und der Transport der Pferde ist unerhört theuer.“ Auf seinen Antrag wurden viele Hunderttausende gestrichen; beim Titel 19 (Tagegelber, Transport- und Vorspannkosten) allein 500 000 Mark. Und die Verbündeten Regirungen wehrten sich kaum; der preußische Kriegsminister gab sogar zu, daß anfangs „aus dem Vollen gewirthschaftet worden“ sei. Doux pays. Früher wäre es nach solchen Abstrichen zu offenem Konflikt gekommen. Jetzt bittet man die Nachrichtenjäger der Presse, ja nicht viel über die Sache zu schreiben. Das genügt. Begreifst Du nun, liebe Volksseele, warum Du über Saint Louis und über den ostasiatischen Militäretat in Deinem Blättchen so wenig gelesen hast?

Herr Dr. Fünemann weist noch auf ein paar Stellen hin, an denen Kant über politische Dinge spricht. Man denke an vielbesprochene Militaria der letzten Zeit: „Es würde sehr verderblich sein, wenn ein Offizier, dem von seinem Oberen Etwas anbefohlen wird, im Dienst über die Zweckmäßigkeit oder Nützlichkeit dieses Befehles laut vernünfteln wollte; er muß gehorchen. Es kann ihm aber billigermaßen nicht verwehrt werden, als Gelehrter [Militärschriftsteller] über die Fehler im Kriege Anmerkungen zu machen und diese seinem Publikum zur Beurtheilung vorzuliegen“ (Was ist Aufklärung? 1784). Ueber die fortwährenden Rüstungen und Heeresverstärkungen, die schon damals drückend empfunden wurden, sagt Kant: „Man muß zugeben, daß die größten Uebel, welche gesittete Völker drücken, uns vom Kriege, und zwar nicht so sehr von dem, der wirklich oder gewesen ist, als von der nie nachlassenden und sogar unaufhörlich vermehrten Zurüstung zum künftigen gezogen werden. Hierzu werden alle Kräfte des Staates, alle Früchte seiner Kultur, die zu

einer noch größeren Kultur gebraucht werden könnten, verwandt; der Freiheit wird an so vielen Orten mächtiger Abbruch gethan und die mütterliche Vorsorge des Staates für einzelne Glieder in eine unerbittliche Härte der Forderungen verwandelt . . .“ (Ruthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte, 1786). Mit dem nüchternen Blick des Realpolitikers fährt er aber fort: „Würde wohl diese Kultur, würde die enge Verbindung der Stände des gemeinen Wesens zur wechselseitigen Beförderung des Wohlstandes, würde die Bevölkerung, ja, sogar der Grad der Freiheit, der, obgleich unter sehr einschränkenden Gesezen, noch übrig ist, wohl angetroffen werden, wenn jener immer gefürchtete Krieg selbst den Oberhäuptern der Staaten diese Achtung für die Menschheit nicht abnöthigte? . . . Auf der Stufe der Kultur also, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur nach einer (Gott weiß, wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein. Also sind wir, was diesen Punkt betrifft, an den Uebeln doch wohl selbst schuld, über die wir so bittere Klagen erheben; und die heilige Urkunde hat ganz Recht, die Zusammenschmelzung der Völker in eine Gesellschaft und ihre völlige Befreiung von äußerer Gefahr, da ihre Kultur kaum angefangen hatte, als eine Hemmung aller ferneren Kultur und eine Versenkung in unheilbares Verderbniß vorzustellen.“ Mit diesen Worten, die sich wohl auf die Geschichte vom Thurmbau zu Babel beziehen, deutet Kant schon an, was er bald darauf kurz, aber meisterhaft begründet: seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des absolut vollkommenen Zukunftsstaates. Nachdem verschiedene unrealisirbare und unlogische Wünsche des Menschengeschlechtes besprochen sind, heißt es (zunächst und in erster Linie wahrscheinlich gegenüber den Ideen Rousseaus): „Der dritte Wunsch oder vielmehr die leere Sehnsucht (denn man ist sich bewußt, daß das Gewünschte uns niemals zu Theil werden kann) ist das Schattenbild des von Dichtern so geriefenen Goldenen Zeitalters; wo eine Entledigung von allem eingebildetem Bedürfniß, das uns die Ueppigkeit aufladet, sein soll, eine Genügsamkeit mit dem bloßen Bedarf der Natur, eine durchgängige Gleichheit der Menschen, ein immerwährender Friede unter ihnen, mit einem Wort: der reine Genuß eines sorgenfreien, in Faulheit verträumten oder mit kindischem Spiel verändelten Lebens; eine Sehnsucht, die die Robinsone und die Reisen nach den Südseeinseln so reizend macht, überhaupt aber den Ueberdruß beweiset, den der denkende Mensch am civilisirten Leben fühlt, wenn er dessen Werth lediglich im Genuß sucht und das Gegengewicht der Faulheit dabei in Anschlag bringt, wenn etwa die Vernunft ihn erinnert, dem Leben durch Handlungen einen Werth zu geben.“ Wer möchte aber glauben, daß Kant selbst zum „aktuellsten“ Problem der Weltpolitik, zur ostasiatischen Frage, schon Stellung genommen hat? Wir hörten eben, daß die großen Rüstungen auf der heutigen Entwicklungsstufe der Menschheit nothwendig und relativ nützlich seien, um Kultur und Freiheit, so weit sie überhaupt bestehen, zu sichern. Als gegenheiliges Beispiel nennt der Philosoph das chinesische Reich. Er sagt: „Man sehe nur Sina an, welches seiner Lage nach wohl etwa einmal einen undorhergehehenen Ueberfall, aber keinen mächtigen Feind zu fürchten hat und in welchem daher alle Spur von Freiheit vertilgt ist.“ Das trifft noch heute insofern zu, als China der Zankapfel aller Parteien und daher vor jeder gesichert ist.

Sehr geehrter Herr Harden, im Anschluß an die Mittheilungen des Herrn Dr. Jünemann (in No. 21 der „Zukunft“) möchte ich Sie und die Leser Ihrer Zeitschrift auf ein im Jahr 1901 bei Rosenbaum & Hart in Berlin erschienenenes Buch aufmerksam machen: „Theodor von Bernhardt und Theodor Goldstücker. Idolatrie und Idealismus. Betrachtungen eines Achtundvierzigers von Wilhelm Tobias.“ Das schwere, aber faßlich geschriebene Werk greift, wie schon der Untertitel andeutet, weit über Das hinaus, was der Haupttitel verspricht. Dr. Tobias behandelt, insbesondere in den ausgezeichneten Exkursen, politische Fragen von einem allgemein philosophischen Standpunkt aus, der heute, so weit ich sehen kann, sehr selten gewählt wird. Und da Tobias Kantianer (wenn auch nicht strengster Observanz) ist, erfahren gerade die vom Herrn Dr. Jünemann herausgegriffenen Ideen eindringende Behandlung. Auch wird der in Folge der Königsberger Kantfeier wieder vielgenannte hochverdiente Kantforscher Emil Arnoldt sehr hübsch charakterisirt. Das ganze Buch mit seiner unerbittlichen Logik wirkt wie ein Stahlbad und kann nicht warm genug selbst Denen empfohlen werden, die, wie ich, weder streng philosophisch gebildet noch mit dem Verfasser überall einer Meinung sind.

In ausgezeichnetester Hochachtung

Hamburg.

Ihr verbindlich grüßender
Dr. Heinrich Spiers.

* * *

Eine Errungenschaft und ein neuer Versuch, die Sozialdemokratie zu vernichten: „Deutscher Ordensalmanach. Handbuch der Ordensritter deutscher Staatsangehörigkeit. Herausgegeben mit amtlicher Förderung und nach amtlichen Quellen.“ Aus dem Prospekt: „Das Werk soll den Ordensrittern zum Bewußtsein bringen, daß sie mit der Dekoration monarchische und staaterhaltende Pflichten übernehmen; es soll das Interesse am Ordenswesen vertiefen, in breite Schichten tragen und versuchen, das Fundament zu legen für einen Bund monarchisch Denkender, aus dem heraus sich, wie wir hoffen, eine Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie entwickeln soll.“ Wer ins Handbuch aufgenommen sein will, muß natürlich den Almanach kaufen; Subskriptionspreis zehn Mark. Ein Beutezug auf den Jahrmart der Eitelkeit? Nein. Eine That, die den Staat retten kann. Ein Markstein.

* * *

Sehr geehrter Herr Harden,

Die folgenden Bemerkungen dürften vielleicht von Interesse für Sie sein; wenn ich mir auch nicht einbilde, daß sie besonders Neues enthalten, so ist der Gegenstand doch zu wichtig, als daß man nicht versuchen müßte, ihn dem denkenden Publikum — wenn ein solches in Europa überhaupt noch existirt — noch einmal im rechten Licht zu zeigen. Es ist mir ganz verständlich, daß sich, bei Ihnen wie bei uns, vielfach Sympathien für die Japaner bemerkbar machen. Wie Sie aber ganz richtig sagen, ist es sehr nöthig, dieses Gefühl in die richtigen Schranken zurückzuweisen denn man mag über Rußland denken wie man will — und ich selbst bin gewiß kein Freund russischer oder eigentlich der monarchischen Regierungsform — : in diesem Fall darf eben nicht vergessen werden, daß Rußland für die europäische Kultur kämpft. Wer nicht heucheln will, muß ja zugeben, daß es für England und auch wohl für Deutschland sehr angenehm wäre, wenn die Russen einmal ordentlich Prügel bekäme

und für zehn bis zwanzig Jahre geschwächt und aus dem Vordergrunde der Weltbühne verdrängt würden. Wie verhängnisvoll aber ein Sieg Japans wäre, ein Sieg, dessen Wirkung Dauer hätte: Das scheint einstweilen nur Wenigen zu klarer Erkenntnis gekommen zu sein. Was wäre denn die Folge solchen Sieges? Schon heute sagen die japanischen Zeitungblätter: Nach Rußland kommt England und die übrigen europäischen Staaten an die Reihe. Sogar in Indien fängt die Presse der Eingeborenen bereits an, laut von den „großartigen Erfolgen der Asiaten“ zu sprechen, „die beweisen, daß die Europäer mit ihrer Ueberlegenheit nicht mehr prahlen dürfen.“ Nehmen wir also an, Japan hätte einen dauernden Erfolg. Die nächste Folge wäre ein Anschluß an China; und wer oder was könnte Japan dann hindern, fünf, zehn oder gar zwanzig Millionen Chinesen mit den neuesten Waffen auszurüsten und einen Massenkrieg gegen die Europäer zu beginnen? Darauf erwidert man mir, erstens sei es nicht möglich, fünf, noch weniger, zehn Millionen Soldaten zu ernähren; ich antworte: Das ist auch nicht nöthig, denn diese Horden ernähren sich selbst auf Kosten der Bewohner der Länder, in denen sie als Feind hausen. Der Chineser braucht übrigens nur ungefähr ein Sechstel Dessen, was unserem Landmann zur Lebensnothdurft unentbehrlich ist. Strupel kennen die Leute nicht, brauchen sie auch nicht zu kennen. Haben nicht Weiße, hochkultivirte Briten im Transvaal mehr als dreißigtausend Bauerngüter verbrannt? Und ist in Asien die Rede etwa vergessen, in der ein Kaiser seinen Truppen befahl, auf ihrem Kriegszug so zu handeln, daß noch nach hundert Jahren der Chineser sich ihrer Invasion mit Schrecken erinnere? Wir haben der Welt gezeigt, wie man Massenkriege führt, und würden im Lande der Gelben gelehrige Schüler finden. Wie ein Heuschreckenichwarm würden sie über uns herfallen, dreimal, viermal vielleicht zurückgeschlagen werden, endlich aber durch „sheer number“ jeden Widerstand erdrücken; und moderne Feuerwaffen gleichen die taktische Ueberlegenheit der organisirten Heere ja bis zu einem gewissen Grade aus. Das nöthige Geld? Sollte es diesseits und jenseits vom Atlantischen Ozean nicht kosmopolitische Bankiers geben, die, um ein Profitchen zu machen, das verlangte Kapital liefern, nicht Werften und Waffenfabriken, die gern nach so großen und lohnenden Aufträgen griffen? Amerika hätte übrigens von solchem Plan ja nichts zu fürchten und könnte, um sich einen großen Markt zu sichern, alles Nöthige zur Verfügung stellen. Das klingt Manchem heute wie wildeste Phantasie, kann in zehn Jahren aber Wirklichkeit sein. Und was wäre vorbeugend dagegen zu thun? Wirksam scheint mir nur ein Mittel. Nach einem schnellen Friedensschluß, der den Japanern vielleicht die Herrschaft über Korea, den Russen natürlich die Mandchurei läßt, müßte China unter die Großmächte vertheilt werden. Grundbedingung wäre: sorgsamste Schonung aller chinesischen Tradition und Gewohnheit. Das Riesenreich müßte endlich einmal vernünftig kolonisirt und verwaltet werden. Muster: das System, das der Kaufmann Lord Cromer in Egypten angewandt hat. Wenn die Lebenshaltung der Chinesen sich höbe, die Sicherheit ihrer Existenz wüchse und sie, so weit es mit den neuen Verhältnissen irgend vereinbar ist, ihre alte Sitte bewahren dürften, wären sie ganz zufrieden, nicht mehr der Willkür eines diskreditirten Hofes und einer Mandarinschaar ausgeliefert zu sein, denen man ja ruhig den Schein ihrer Würde lassen könnte. Und wir hätten eine Periode wirklichen, nicht künstlich vorgetäuschten Aufschwunges zu erwarten; für lange Jahre hinaus hätten alle europäischen — und auch die amerikanischen — Industrien Beschäftigung, die soziale

Spannung würde gemildert und fürs nächste Jahrhundert brauchen wir vor der gelben Gefahr nicht zu zittern. Was dann käme: darüber mögen unsere Entel sich die Köpfe zerbrechen. Die Ausführung dieses Planes wäre freilich nicht leicht. Das erste Hinderniß wäre die unter den Großmächten herrschende Eifersucht, das zweite die Unfähigkeit unserer Diplomatie. Beide sind aber nicht unüberwindlich. Die Aussicht auf Riesengewinne, die Hoffnung, zu innerer Ruhe zu kommen, würde die Großmächte am Ende doch antreiben, auch dem Nachbar einen Vortheil zu gönnen und sich in den Gedanken an die Kultureinheit und Interessengemeinschaft der weißen Menschheit zu gewöhnen. Mit den Junstdiplomaten wäre allerdings nichts zu machen. Man muß diese Leute kennen, um zu wissen, wie lächerlich wenig sie leisten. Schwabroneure und Feuilletonredner aller Sorten haben wir, aber keinen Mann, der den Muth und die poigns hat, eine große Sache, auch eine zunächst unpopuläre, in großem Stil durchzuführen. Das Elend solcher Zustände ist auf diesen Blättern ja oft geschildert und oft ist hier die Methode moderner Geschäftsleute statt der rüch-kändigen Mittelchen sogenannter Diplomatie empfohlen worden. Ich gehe noch einen Schritt weiter. Das alte Personal leistet nichts, muß also abgeschafft werden. Man entschließe sich endlich, die Staatsangelegenheiten nach vernünftigen Geschäftsprinzipien von Kaufleuten besorgen zu lassen. Jeder Monat fast bringt uns jetzt die Gründung internationaler Syndikate. Wir brauchen ein solches Syndikat für hohe Politik. Nur durch die Größe des Objectes würde es sich von anderen Syndikaten unterscheiden; und selbst der stümpernde Neuling weiß schon, daß eine Einigung im Geschäftsleben um so leichter zu erreichen ist, je größer der Gegenstand und die aufzuwendenden Mittel, also auch die zu erhoffenden Profite sind. Heutzutage können die Regirenden und die Diplomaten die größten Dummheiten machen: persönlichen Schaden haben sie nicht davon. Die Syndikatsleiter trügen ihre eigene Haut zu Markt und müßten sichs dreimal überlegen, ehe sie Beschlüsse fassen, von denen auch ihr materielles Wohl und Behänge. Laßt doch mal die Großkaufleute der verschiedenen Nationen die Köpfe zusammenstecken — sich beriechen, nannte es Bismarck —: ich bin überzeugt, daß sie sich bald einigen und einen ganz vernünftigen Plan für die Zukunft Ostasiens entwerfen würden. Das Publikum, the man in the street, fängt hier in England nachgerade zu begreifen an, daß es seine Geschäfte selbst am Besten besorgt, ohne den ganzen feierlich umständlichen offiziellen Apparat; und wenn die Dynastien den Zopf nicht entbehren können: um so schlimmer für sie, die schließlich ja nicht Selbstzweck sind. Ein Präzedenzfall ist in der Geschichte zu finden. Hat The Old East India Company mit ihrer rein kaufmännischen Verwaltung eines ungeheuren Reiches nicht recht Anständiges geleistet? Und schlägt Amerika, das so oft Geschäftsleute in die höchsten Staatsämter befördert, uns nicht auf allzu vielen Gebieten? Wie die Würdenträger heute rechnen, lehrt uns ja jeder Tag. Selbst Mr. Chamberlain, der in seinen Privatgeschäften tüchtig gewesen sein soll, ist durch die Politisirerei so verborben worden, daß er die grotesksten Irrthümer nicht mehr vermeiden kann. Siehe den Transvaalkrieg. Mr. Chamberlain sagte: Die Buren werden entweder überhaupt nicht fechten oder sie sind, mit einem Kostenaufwand von zehn Millionen Pfund, in drei Monaten niedergeworfen. Also ein glänzendes Geschäft. Der Krieg hat aber mehr als zwei Jahre gedauert und fast dreihundert Millionen Pfund gekostet. Die Preise der Pferde, des Proviantfleisches: Alles war falsch angelegt. Wie würde man über einen Kaufmann urtheilen, der mit so ungenauen Berechnungen wirthschaftet und sich bei einer „Grün-

„bung“ so ungeheuerlich irrt? Mr. Chamberlain aber gilt als ein großer Staatsmann und der wichtigste Theil der Presse jubelt ihm zu: wird freilich Jedem zujubeln, der in der Macht sitzt. Während ich diesen Brief schreibe, höre ich, daß unser Kriegsministerium ein paar Millionen zum Fenster hinausgeworfen hat. Ein Käsetram, der mit solcher Unfähigkeit geleitet würde, stünde nach drei Monaten vor dem Bankrott. Und ich könnte hundert andere Beispiele aus allen Ländern anführen. So gehts nicht weiter. Warum bildet man jetzt nicht Komitees, in denen Kaufleute mit einem sogenannten Politiker zusammensitzen und die wenigstens den geschäftlichen Theil der den Armee- und Marinebehörden zugewiesenen Aufgaben bearbeiten? Glaubt man im Ernst, daß erfahrene Kaufleute, die mit ihrem Vermögen, Ruf, Kredit für ihre Entschlüsse eintreten müßten und die gewohnt sind, die Folgen ihres Handelns zu tragen, so leichtfertig und unsinnig vorgehen würden, wie wirs von den Politikern alle Tage erleben? Ich glaube es nicht und fordere deshalb, daß man die Beantwortung der großen Weltwirthschaftsfragen endlich Denen überlasse, die in Geschäften aufgewachsen und von all dem Arinskrans des Diplomatenspiels frei geblieben sind. Vielleicht wird man mich auslachen. Das schadet mir nicht. Auch nicht der Sache. In zwanzig Jahren spätestens wird man einsehen, daß ich Nothwendiges rechtzeitig erkannt habe. Leider wirds dann schon ein Bischen spät geworden sein.

In ausgezeichnete Hochachtung

London.

Ihr ergebener S. G. Win.

In den Großen Generalstab ist die Hoffnung zurückgekehrt. Der Generalquartiermeister Herr von Moltke soll zum zweiten Mal den Kaiser gebeten haben, ihm die Nachfolge Schlieffens nicht zuzumuthen. Man sieht wieder heitere Soldatengesichter über den Karmesinragen. Jetzt, heißt es, so lange der Erdball im Osten nach Pulver riecht, wird man den Personalwechsel meiden, wird man sich hüten, einen Neuling an die wichtigste Stelle zu setzen. Graf Schlieffen, der einundsiebzig Jahre alt wurde und seit einem halben Jahrhundert den Offiziersbegen trägt, soll vom Kaiser ein Handschreiben erhalten haben, das den Wunsch ausspricht, ihn noch lange als Generalstabschef wirken zu sehen. Bis 1905 mindestens sitzt er fest, sagt man am Königsplatz; und er war doch für den ersten April 1904 für die Absägemaschine vorgemerkt. Ob Moltke II. dennoch kommt? Jedenfalls ist's hübsch und löblich von ihm, daß er für sich selbst und für die Armee einstweilen Schonzeit erbeten hat.

Italien hat mit dem Deutschen Reich einen Handelsvertrag abgeschlossen, der in der italienischen Presse so laut gelobt wird, daß die deutschen Interessenten unruhig werden. Für die Ausfuhr Oesterreichs und Ungarns wird der kluge Herr von Szögyenyi sorgen, mit dem Bismarck einst über die Möglichkeit eines deutsch-österreichischen Handelsvertrages gar nicht erst reden wollte. Von Rußland aber muß, all in seinen Nöthen, jetzt doch jedes handelspolitische Zugeständniß bequem zu haben sein. Der Kanal ist auch ziemlich gesichert und die Börsengeschnovelle lobt ihren Dichter. Nun kann der Kanzler und Ministerpräsident wieder mal auf Urlaub gehen. Will er auch. Vor Ostern. Nach einer Schöpferarbeit, die Bewunderung verdient und, dem Himmel und der demokratischen Presse sei Dank, auch findet. In der Bossischen Zeitung las ich: „Morgens dem Kaiser Vortrag gehalten und Bericht erstattet, während des Tages heiße Arbeit; dann das Diner bei dem österreichischen Botschafter mitgemacht und

schließlich abends ein solches Heer vieler hundert Gäste empfangen und, unermüdet stehend, sich mit Duzenden von ihnen in ernste politische Gespräche vertiefen, ohne sich bis Mitternacht eine Ruhepause zu gönnen, dabei immer verbindlich, liebenswürdig und in vollendeter Form sich jedem kommenden und jedem sich verabschiedenden Gast gegenüber bezeigen: Welch eine gute Natur, feste Nerven, immer klarer, durchbringender, elastischer Geist gehören dazu, um ein solches Tagwerk so fertig zu bringen wie gestern Graf Bülow!" Verfasser: Professor Pietsch; im nächsten Absatz erzählt er, daß es bei der Journalistenfütterung im Reichskanzlerhaus Bier, Wein, Sekt und „mit kalten Speisen von mannichfachster Art in größter Fülle besetzte Buffets" gab.

„Erst gegen Mitternacht“, pietscht es weiter, „begann sich die Menge allmählich zu lichten und dem liebenswürdigen Gastgeber endlich die verdiente Ruhe gönnen zu wollen.“ Nach ungeheurem Vollbringen. Die erste Stunde des fünfundzwanzigsten Februartages schlug. Am sechsundzwanzigsten lasen wir, Graf Bülow sei erkrankt. Kein Wunder, wenn man den „Chefredakteuren und einzelnen Redaktionsmitgliedern der größeren berliner und anderer deutschen Zeitungen, den Korrespondenten englischer, amerikanischer, russischer und italienischer Journale“ die Hand geschüttelt und Bazillen sämtlicher Sorten eingeschluckt hat. Schon am neunundzwanzigsten Februar aber war er wieder im Reichstag. Do you want a hero? „Vor zwei Stunden wurde mir telephonirt, daß der Abgeordnete Bebel eine donnernde Rede halten wird. Darum habe ich das Krankenzimmer verlassen, an das ich in den letzten Tagen gefesselt war, und ich bitte Sie um Nachsicht, wenn ich heute mit belegter Stimme zu Ihnen spreche.“ Die Stimme klang nicht anders als sonst. Doch ein rührendes Schauspiel: der höchste Reichsbeamte, den das Pflichtgebot vom Krankenbette treibt und der ins Parlament stürmt, um Rede zu stehen. Merkwürdig: in der Eile hatte er ganze Aktenstöße zusammengerafft und verlas nun allerlei Erlasse und Marginalien des Mannes, der das Glück hatte, sein „großer Vorgänger“ zu sein. Merkwürdig? Seit drei Tagen wußte Jeder, wann und worüber Herr Bebel reden würde; zweiunddreißig Stunden vor dem Telephonruf, der den Patienten aufscheuchte, hatte es in allen Zeitungen gestanden. Wiederum kein Wunder, daß der Hero gerüstet war. Russenrede; ob das Auswärtige Amt und die preußische Justiz dem Zaren Bütteldienste leiste, Deutsche von russischen Spiegeln bewachen lasse, Gesetz und Recht breche. Unsere Sozialdemokraten sind ungemein sentimental; sie präsentiren Anderen stets die ideale Forderung, sind empört, wenn sie nicht honorirt wird, und glauben sich nur zu der Raiphasmoral berechtigt, die dem Wohl der Gesamtheit den Einzelnen opfert. Die in Deutschland Regierenden wollen erstens in Petersburg beliebt sein und haben zweitens, ganz wie der „verruchte Zarismus“ und der Vorstand der sozialdemokratischen Partei, ein wesentliches Interesse daran, Maulhelden und Terroristen zu kirren. Von moralischer Politik träumt man noch immer nur in Bezirksvereinen und Kaffeekränzchen. Als die Schlacht für die Regierung schon gewonnen war, eilte der Kanzler herb die Ehren des Tages einzuheimen. Nichts Sachliches mehr; doch so viele Brillanz, daß Schmod neidisch werden konnte. Zehnmal Weiterleit: „große“, „stürmische“, „erhaltende“. Ein Kranker, Unvorbereiteter, dem die Stimme belegt ist. Ohne Apparat. Ein grollendes Höflinghäuflein, das statt spaßhafter Rede ernste Uf sehen möchte, hat ihm nicht ohne Fuga den Titel des Witzkanzlers verliehen.

Berlin, den 12. März 1904.

Ist das Paradies gefunden?

Im Lande des einstigen biblischen Paradieses behauptet Herr Friedrich Delitsch einige Wochen sich aufgehalten zu haben; und er giebt uns einige Aufschlüsse über diese Gegend, die ihm keineswegs allzu paradiesisch erschienen ist. Er ist nicht im Paradies geblieben, obgleich kein Mensch, nicht einmal ein Gott, ihn daraus vertrieben hatte; kein himmlischer Gendarm (hebräisch: Cherub) hatte ihm seine Pässe abverlangt. Den Titel meiner Betrachtung entnahm ich einem gelehrten Buch, auf dessen Umschlag zu lesen war: „Wo lag das Paradies?“ Auf diese etwas indiscrete Frage antworteten manche Gelehrte: „Das weiß ich nicht.“ Andere sagten „In Utopien“. Seit Jahrhunderten haben es viele Leute gesucht und nie gefunden. Einzelne wollten das irdische Paradies sogar zwischen Himmel und Erde suchen. Herr Delitsch war viel rascher am Ziel als Milton einst: für ihn war das Paradies auf Erden. Der Garten Eden, der Lustgarten (nicht der berliner), Mesopotamien, das Land der zwei Ströme Euphrat und Tigris. Denn hebräisch heißt dieser Ort Gan Eden und in Keilschriften des unteren Mesopotamien Kar Dunyas, ein elamitisches Wort, welches „Graben des Herrn der Erde“ bedeutet. Wenn man nun, was graphisch möglich, aber falsch war, Gan-Dunyas las, so konnte man mit einem mehr oder minder passenden Kalauer darin die biblische Bezeichnung des „einstigen“ Paradieses erblicken, wo Adam und Eva das große Unrecht begingen, in eine Frucht zu beißen, die weder ein Apfel noch sauer war. So wurde die Erbsünde geschaffen und dadurch die etwas späte Erlösung vorbereitet. Daß nun in der Genesis, die vom „Lustgarten“ spricht, nicht allein der Euphrat und der Tigris ge-

nannt werden — die allerdings auf das Zwischenstromland schließen lassen —, sondern daß dieser Text noch von Pison und von Sihon redet, berührt Herr Delitzsch nicht. Allerdings hat man von je her in diesen beiden Strömen den afrikanischen Nil und den asiatischen Drus erblickt, worauf auch die von diesen fernen Strömen herkommenden Gegenstände sprechen; aber wozu giebt es denn Etymologen? In ganz kleinen Flüssen Mesopotamiens sind Pison und Sihon zu suchen. Sie findet denn auch Herr Delitzsch; und so geht er getrost nach dem einstigen Paradies, verläßt es wieder und trifft glücklich mit direkter Fahrkarte vom Paradies her auf dem Anhalter Bahnhof ein.

Im Paradies giebt es ja keine Namen mehr; jede Persönlichkeit ist abgestreift und von Plagiaten erster, zweiter und dritter Klasse kann deshalb nicht mehr die Rede sein. Diese Klassen sind anderer Ordnung als die auf Eisenbahnfahrkarten angegebenen. Ein Plagiat erster Klasse begeht, wer einfach die Entdeckungen Anderer weiterverbreitet, ohne die Urheber zu nennen; in die zweite Klasse gehört, wer den Autor nur nennt, wenn er ihn im Irrthum glaubt; die dritte ist denen eingeräumt, die sich der ganzen Sache bemächtigen — die sie selbst niemals gefunden hätten — und nun das gerade Gegentheil von den Errungenschaften des Anderen zu beweisen suchen. Alle drei Klassen sind in dem Aufsatz des Herrn Delitzsch vertreten.

Mir wirft Herr Delitzsch vor, ich hätte mich von Herodot in die Irre leiten lassen. Ich bin sehr stolz auf die Ehre dieser Erwähnung und sehr glücklich, daß ich nicht beschuldigt ward, Herodot in die Irre geleitet zu haben. Es handelt sich um die Ausdehnung Babylons; die deutsche Expedition, die ohne genügende klassische Vorbereitung Europa verließ und, ohne die richtigen Quellen zu kennen, nur Mauern suchte und auch fand, sah in einem Bezirk der ungeheuren Stadt das ganze Babel. Diesen unverzeihlichen Irrthum vertheidigt Herr Delitzsch, ohne einen Grund für die von allen Augenzeugen verurtheilten Behauptungen anzugeben. Er sagt:

„Wir halten es jetzt für kaum mehr begreiflich, daß wir uns von Herodot Jahrhunderte hindurch einreden ließen, Babylon habe einen Umfang von neunzig Kilometern gehabt, also einen Raum bedeckt, auf dem London und Paris neben einander Platz hätten, und sei rings umschlossen gewesen von einer Mauer von der Dicke der Front eines zehn- bis zwölffensterigen Hauses und einer Höhe, die dem Thurme der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin entsprechen würde. Aber wir mußten es um so sicherer glauben, als Jules Oppert von der französischen Expedition (1851 bis 1854) einen Plan Babylons heimge-
achte hatte, der durch allerlei kleine, drüben vorgefundene und vermeintlich Thore und Thürme bezeichnende Hügel die Angaben Herodots durchweg bestätigte. Wir wissen jetzt endgiltig, was längst vermuthet worden war, daß auch Oppert sich Herodot hat täuschen lassen. Denn die erhaltenen Ueberreste Babylons bezeugen handgreiflich, daß der Umfang der babylonischen Hauptstadt nur fünf Kilometer betrug, Babylon also so groß war wie etwa München oder
n;
n;

eine für eine orientalische Stadt immerhin sehr bedeutende Größe, zumal wenn wir bedenken, daß an die eigentliche Stadt sich noch Vorstädte und ausgedehnte Pflanzungen anschlossen. Dank den deutschen Grabungen kennen wir die Topographie Babylons bereits ziemlich genau.“

Aber noch lange nicht genau genug. Es ist kaum möglich, etwas Schülerhafteres zu lesen als diese Sätze des Paradiesreisenden. Es ist die selbe Unkenntniß der klassischen Autoren, die sich überall in den Schriften des Herrn Delitzsch zeigt und von der ich, wenn ich Herodots, des Irrleiters, Wahrheitliebe beweise, einige Proben geben werde. Ist es denn Herodot allein, der von der Größe Babylons redet? Alle Autoren stimmen mit dem Vater der Geschichte überein. Ktesias, alle Geschichtschreiber Alexanders, unter denen ich Ksitarch, und alle späteren wie Diodor, Strabo, Josephus, Eusebius, die Berosus und Abydenus citire, der ernste Strabo, Dio Cassius, der Trajans Zug beschrieb, Drosius, Philostratus und viele Andere, die sämmtlich Herodots Angaben bestätigen, da sie den Umfang der Stadt auf 400, 385, 365, 360 Stadien schätzen. Doch vor Allen gehört zu Denen, die sich unbegreiflicher Weise täuschen ließen, auch der große Aristoteles. In einem der bedeutendsten Bücher, die je geschrieben worden sind, der „Politik“ (II, 1), sagt dieser große Denker: „Augenscheinlich macht man mit Mauern noch keine Stadt: wir brauchten dann ja nur den Peloponnes mit einer Mauer zu umgeben. Einer solchen Stadt ähnelt wohl Babylon und jede andere von einem Umkreis, der eher ein Volk als eine Stadt umfaßt.“ So urtheilte Aristoteles, der doch wohl Etwas von der Residenz seines Schülers wissen konnte. Dieses Zeugniß ist wichtiger als alle anderen und wiegt selbst schwerer als die Darstellung in den Schriften über die sieben Wunderwerke der Welt, zu denen die Griechen die Mauern und die hängenden Gärten Babylons rechneten. Mit großem Selbstbewußtsein erklärt freilich Herr Delitzsch, wir wäßen jetzt endgiltig das Gegentheil. Man kann darauf einfach erwidern: Die deutsche Expedition hat bis jetzt gar nichts gefunden, was die einstimmige Aussage aller antiken Zeugen entkräften oder auch nur erschüttern könnte. Sollte sie wirklich noch bedeutsame Entdeckungen machen, was ihr bis jetzt (wir dürfen sie dafür nicht tabeln) nicht geglückt ist, so können diese Entdeckungen nur die Richtigkeit der antiken Angaben bekräftigen und des Reisenden Pausanias Worte bestätigen, daß Babylon die größte Stadt sei, die jemals die Sonne in ihrem Lauf beschien.

Die Aussagen der Römer stimmen mit denen der Griechen überein. Wir wollen uns hier nicht mit Quintus Curtius, Plinius, Solinus, Trogus Pompejus und Drosius beschäftigen, dem Leser aber den Wortlaut der Stelle des Vaters der Geschichte vorsehen. Herodot sagt:

„In Assyrien giebt es viele große Städte: die berühmteste und die stärkste aber und die Stadt der Könige war, nach der Zerstörung von Ninive, Babylon.“

Diese Stadt liegt in einer weiten Ebene und bildet ein Viereck, von dessen Seite jede 120 Stadien lang ist (23 km), so daß der Umfang der Stadt sich auf 480 Stadien (92 km) beläuft. Das ist die Größe der babylonischen Stadt, die geschmückt war wie keine andere Stadt, von der wir Kenntniß haben. Erstes umgiebt sie ein tiefer und breiter, mit Wasser gefüllter Graben; dann ist sie von einer Mauer umringt, die 50 Königsellen breit und 200 hoch ist. Die Königselle ist um drei Finger größer als die gewöhnliche Elle. Man muß dann zählen, wie die Erde des Grabens verwendet und wie die Mauer gebaut wurde. Indem man den Graben schaufelte, formte man zu gleicher Zeit die Ziegel aus der so gewonnenen Erde; wenn man eine hinreichende Anzahl Ziegel hatte, brannte man sie in Oefen. Dann benutzte man das heiße Erdpech als Cement und sobald man je dreißig Ziegelschichten aufgehäuft hatte, verband man sie mit einer Rohrschicht; so baute man zuerst die Mauerwand, den Rand des Grabens und dann die Mauer in der selben Weise. Oben auf der Mauer erbaute man Häuser von einem Stockwerk, deren Ausgänge einander gegenüber lagen. Zwischen diesen Bauwerken ließ man so viel Platz, daß ein Biergespann sich drehen konnte. Rings um die Mauer sind hundert Pforten, alle aus Bronze, und Pfosten und Oberschwelle aus dem selben Metall . . . Der Fluß, der sie durchfließt, theilt die Stadt in zwei Theile . . . Es sind zwei Hälften; denn der Strom, der Euphrat heißt, fließt gerade in der Mitte. Er kommt aus Armenien, ist breit, groß, rasch und mündet in das erythräische Meer. Die beiden Winkel der Mauer sind bis an den Fluß fortgeführt. Die Biegungen dieses Flusses sind zu beiden Seiten durch einen Quai gebrannter Ziegel eingedämmt. Diese Stadt, in der viele drei- und vierstöckige Häuser zu sehen sind, wird von geraden und einander kreuzenden Straßen durchschnitten, die auf den Fluß münden . . . Die Mauer ist gewissermaßen ein Panzer. Innerhalb läuft eine andere Ringmauer, die nicht viel schwächer, aber schmaler ist. In der einen der durch den Fluß getheilten Hälften erhebt sich die Königsburg; eine große und starke Umwallung schützt sie. In der anderen Hälfte bestand zu meiner Zeit noch das Heiligthum des Zeus Belus; es ist vierseitig und umschließt zwei Stadien. In der Mitte dieses Heiligthumes ist ein massiver Thurm gebaut, ein Stadium lang und breit; auf diesem Thurm steht ein anderer, auf diesem wieder einer: im Ganzen sind acht Thürme. Außen ist ein alle Thürme umkreisender Aufgang; in dessen Mitte ein Platz mit Sitzen zum Ausruhen, auf denen die Hinansteigenden rasten können. In dem letzten Thurm ist ein nicht großer Tempel; darin steht ein großes, breites Bett und daneben ein goldener Tisch; eine Statue ist dort nicht zu finden. In der Nacht verweilt hier kein Mensch außer einer Frau, die der Gott aus der Bevölkerung erwählt hat; so behaupten die Choldäer, die Priester dieses Heiligthumes sind. Diese Leute sagen — was mir nicht glaubwürdig scheint —, daß der Gott selbst diesen Tempel besucht und auf diesem Bette ausruht; Aehnliches hört man ja in Theben, in Egypten. Auch in dem Heiligthum des Zeus von Theben weilt eine Frau; und beide Frauen dürfen keine Gemeinschaft mit Männern haben. So soll es auch in Patara in Lykien zu gehen, wo eine Seherin des Gottes weilt, wenn er naht; denn sonst wäre dort kein Orakel zu finden. Auch diese Frau wird nachts in den Tempel eingeschlossen. In dem babylonischen Heiligthum ist aber noch unten ein Tempel mit einem

großen goldenen Bilde des sitzenden Zeus; daneben steht ein großer, goldener Tisch, ein Schemel und ein Sessel aus Gold; das Alles, sagen die Chaldäischen Priester, ist aus 800 Talenten Gold gemacht. Außerhalb des Tempels ist ein goldener Altar, auf dem nur Milchthiere geopfert werden dürfen; für die Schafopfer ist ein anderer großer Altar errichtet. Auf dem größeren Altar bringen die Chaldäer alljährlich, wenn sie das Fest dieses Gottes feiern, Weihrauchopfer im Werth von tausend Talenten. In diesem Bezirk gab es damals noch eine zwölf Ellen große, massiv goldene Bildsäule. Ich habe sie nicht gesehen und berichte nur, was die Chaldäer sagen. Diese Statue wagte Darius, des Hystaspes Sohn, nicht zu nehmen, obgleich er es darauf abgesehen hatte. Xerxes, des Darius Sohn, raubte sie aber und tötete den Priester, der ihm verboten hatte, sie wegzunehmen. In solcher Art ist dieses Heiligthum geschmückt; es giebt aber noch viele andere Weihgeschenke.“

Ich ließ Herodot selbst reden, um zu zeigen, wie wahrhaftig der Bericht dieses Augen- und Ohrenzeugen klingt. Auch bestätigt Nebuladnezar selbst (und was will man mehr?) die Aussagen des Hellenen. Nach den Keilschriften dieses Königs betrug der Umfang 490 Stadien (ammatgagar; 93 Kilometer) und der Flächenraum 4000 große Morgen zu dreizehn Hektaren. Das sind gerade 520 Quadratkilometer; ungefähr die Ausdehnung des Seine-departements. Die Rechnung stimmt. Nach dem Aberglauben des Orientalen, der kein Quadrat zuläßt, sondern es stets in quadratähnliche Rektangel umwandelt, bildete Babylon ein Rektangel von 120 Stadien Breite und 125 Stadien Länge. Herodots kleiner Irrthum ist sehr verzeihlich, denn auch Nebuladnezar giebt für den Flächenraum nur 4000 (statt $4166\frac{2}{3}$) große Morgen an. Jedenfalls bestätigt der Erbauer der Mauer selbst die Angabe Herodots unzweideutig.

Von den hängenden Gärten, einem Wunderwerk der Welt, von den anderen Tempeln, dem Grab des Belus, den übrigen Königsburgen spricht Herodot nicht. Ihn bestach der Thurm mit den acht Stockwerken, das Heiligthum Ezida, der große Tempel von Borsippa, heute die gewaltige Ruine Birs Nimrod. Die Ausgrabungen des Sir Henry Rawlinson beweisen, daß sie einst der Stagenthurm war, der auf der anderen — Das heißt: der rechten, arabischen — Seite des Euphrat von Herodot beschrieben ist. Dagegen sprechen Strabo, Diodor und der Verfasser der sieben Wunder über die hängenden Gärten, die einen Wald auf einer Terrasse bildeten und zu denen das Wasser durch Turbinen hinaufgepumpt wurde. Er lag nach Strabo am Ufer des Flusses und ist in einem Theil des Trümmerhaufens Amran ibn Ali zu suchen, an dem einst der Euphrat vorbeifloß. Das Grab des Belus, von dem Strabo spricht und das er als eine Pyramide bezeichnet, ist die heutige Babil; Xerxes zerstörte sie, als er von Griechenland zurückkehrte, um sich an den Chaldäern zu rächen, die sich während seiner Ab-

wesenheit unter einem gewissen Samas-Erba von dem persischen Joch unabhängig gemacht hatten. Alexander ließ zwei Monate lang zehntausend Mann an dem Begräumen des Schuttes arbeiten; seine Krankheit und sein Tod verhinderten den Wiederaufbau des großen Denkmals. Daß dieses Grab der Tempel Esaggil war, ist höchst wahrscheinlich; auf keinen Fall birgt es die Ruine der hängenden Gärten, da Babil niemals vom Euphrat berührt war.

Herodot spricht aber noch von Brücken, die beide Stadthälften verbanden und die auch Philostratus erwähnt. Auch in den Inschriften Nebukadnezars findet man eine Erwähnung dieser Bauwerke, die die beiden Ufer aber wohl nicht allein in der Königsburg, der Akropolis, verbanden. Denn neben der Königsburg, den angrenzenden Gärten, dem Tempel Merodachs, den hängenden Gärten, dem Grab des Belus und den anderen Tempeln in der Umgebung blieb fast gar kein Platz für die gewaltige Bevölkerung. Wo sollen denn die Straßen gewesen sein, die parallel und direkt auf den Strom zuliefen, wo die Brücken, die einen regen Volksverkehr vermittelten? Die eigentliche Stadt Babylon war südlich von der Königsburg, an der Stelle des heutigen Hillah.

Alle Zeugnisse beweisen endgiltig, daß es unmöglich ist, die ganze Stadt Babylon in die fünf Kilometer der Akropolis einzuzwängen. Sie ist nur eins der beiden Forts, von denen Plutarch im Leben des Demetrius redet. Die äußere Mauer wurde von mir nur tracirt, nachdem ich 1500 Quadratkilometer durch 3000 Triangel trigonometrisch aufgenommen hatte. Ich habe die Details in meiner Expédition en Mésopotamie besprochen, die Winkel und Seiten mitgetheilt und all diese Einzelheiten wärd zu widerlegen, ehe man daran denken könnte, die Vermuthungen der deutschen Expedition als richtig anzunehmen.

Man wird mir verzeihen, wenn ich, ehe ich aufhöre, von mir selbst zu sprechen, in meinem eigenen Namen und in dem meiner Fachgenossen, mich gegen die bescheidene Zurückhaltung verwahre, die Herr Delizsch zeigt, wenn er von den Verdiensten Anderer spricht. Unter der Rubrik „Assyriologen“ werden sorgfältig die Namen all Derer verschwiegen, die Herrn Delizsch zur Entzifferung seiner Keilinschriften verholfen. Herr Professor Karl Bezold hat in einem Vortrag über „Die babylonischen Keilinschriften“ ehrlich Jedem gegeben, was ihm gebührt. Das ist auch gescheiter. Alle verständigen Leute werden sagen: „Herr Karl Bezold ist ein ehrenwerther Mann“.

Nun wird man mir erlauben, dem Beispiel des Herrn Delizsch folgen und von mir zu schweigen. Kehren wir zu Herodot, meinem Irrsül zurück. Wir dürfen es um so eher, als die Beweise für die wirkliche ? dehnung des alten Babylon in meiner Expédition en Mésopotamie mehr als hundert Quartseiten mit allen Citaten, Berechnungen und

nahmen verzeichnet sind. Dort mögen Alle, die sich für topographische Fragen interessieren, es nachlesen; ich irre wohl nicht in der Annahme, daß es nur wenige hierfür Interessirte giebt. Die Darstellung örtlicher Verhältnisse pflegt nur Den zu fesseln, der diese Orte selbst besucht hat; für alle Anderen haben solche Diskussionen ein sehr geringes Interesse.

Zurück also zu Herodot. Er wird angeschuldigt, die Einnahme Babylons durch Cyrus unrichtig dargestellt zu haben; denn der Perserkönig sei unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt eingezogen. Das soll aus Stellen einer Thongefäßinschrift bewiesen werden, die aber zerbröckelt und sehr schwer zu entziffern ist. Davon, daß die Bevölkerung bei der Einnahme Babels gejubelt habe, sagt die Inschrift gar nichts. Die babylonische Chronik dagegen berichtet, daß am dritten Marcheswan, dem einunddreißigsten Oktober 539 vor Christus, die Wege schwarz gewesen seien. Cyrus war nämlich, nach Herodots sehr wahrscheinlicher Erzählung, in dem Bette des abgeleiteten Euphrat in die Stadt gedrungen, und zwar so überraschend, daß ein Theil der großen Stadt, der südliche natürlich, Feste feierte, während der nördliche schon genommen war. Da Herodot die Vertlichkeit genau kannte, hätte ihm Solches Niemand aufzubinden vermocht, wenn die Stadt so klein gewesen wäre, wie jetzt „endgiltig“ behauptet wird. Um die ganze Darstellung Herodots zu würdigen, muß man noch bedenken, daß er, als er den letzten Zug des Cyrus erzählt, hinzufügt, von all den sehr verschiedenen Berichten über den Tod des Perserkönigs scheine ihm dieser der glaubwürdigste.

Die Geschichte des Kambyfes wird von Herodot so erzählt, wie die Dokumente, namentlich die große Felseninschrift des Darius zu Behistun, sie darstellen. Nun werden gegen die Art, wie Darius Babylon erobert haben soll, Einwände erhoben; nur sechs Tage, nicht zwanzig Monate lang, wie Herodot berichtet, habe er die Stadt belagert. Auch diese Behauptung des Herrn Delizsch ist falsch und man muß über seine Unkenntniß der altperischen und babylonischen Berichte staunen, die das gerade Gegentheil beweisen. Wir kennen von den vielen datirten Thontafeln her diese ganze Zeit chronologisch so genau, daß hier ein Irrthum gar nicht möglich ist. Die Inschrift des Darius in Behistun bestätigt alle aus anderen Quellen bekannten Angaben.

Die Forschung nach dem altperischen Kalender, den genauen Daten der Inschriften von Behistun und den Daten der babylonischen Kontrakte hat mir die folgenden Angaben gesichert. Am neunten März 521 vor Christus hatte sich der Magier Gaumates, der falsche Smerdis, in Pasargada erhoben, am dritten April war er König. Am siebenten Oktober wurde der Magier in Sikkiachatis in Nicaea in Medien ermordet und Darius, Sohn des Hystaspes, ward König. Vorher schon hatte sich ein gewisser Midintabel für Nebukad-

nezar, Sohn des von Cyrus beseitigten Nabonid, in Babylon zum König erklärt, die persische Herrschaft abgeschüttelt und sich zum Widerstand gegen sie gerüstet. Sehr bald danach zog Darius gegen den Usurpator, schlug ihn am sechszwanzigsten Dezember 521 am Tigris und sechs Tage später bei Bazana am Euphrat. Sidintabel schloß sich in Babylon ein, das Darius belagerte, und ein Dokument von Nebuladnezar, König von Babylon, vom sechzehnten Tisri (fünfundzwanzigsten Oktober 520) bezeugt, daß zu dieser Zeit, also zehn Monate nach der Schlacht bei Bazana, die Stadt noch nicht im Besitz der Perser war, die sich allerdings, wie ein Dokument vom achten Abar (dreißigsten März) 519 bezeugt, im Anfang des Jahres 519 der großen Stadt bemächtigt hatten. Das wäre fünfzehn Monate nach der Einschließung Babylons geschehen; wahrscheinlich aber war die Stadt schon früher in die Gewalt des Großkönigs gekommen, da die persischen Gewährsmänner Herodots zwanzig Monate vor der Herrschaft des Usurpators Pseudosmerdis rechnen. Also hat die Belagerung wirklich sehr lange gedauert, Herodot ist gerechtfertigt und der Angriff des Herrn Delisch absolut unentschuldig.

Der griechische Geschichtschreiber gab die Erzählung seiner Gewährsmänner einfach wieder; war sie unrichtig, so litt unter solcher Ungenauigkeit natürlich auch seine Darstellung. Daß der Perser Zopyrus sich Nase und Ohren abgeschnitten habe, um dadurch die Babylonier zu bewegen, ihm einen Posten bei der Vertheidigung der Stadt anzuvertrauen, mag übertrieben sein und erinnert nur zu sehr an die Geschichte vom Verhalten Sinons den Trojanern gegenüber. Aber etwas Wahres ist wohl daran; denn ohne Verrath konnte Babylon überhaupt nicht genommen werden. Die weiten Kornfelder innerhalb der Umwallung schützten vor Hungersnoth und Wasser gab es im Euphrat und in dessen Nebenflüssen genug. Auch in diesem Fall enthält Herodots Bericht einen Kern von Wahrheit. Zu dieser Annahme berechtigt uns die Richtigkeit anderer Angaben Herodots, die mit Absicht ignorirt werden. Der Grieche giebt die Namen der sechs Verschwörer, die dem Darius bei der Ermordung des Magiers Hilfe leisteten: Intaphernes, Otanes, Megabyzus, Gobryas, Hydarnes und Aspathines. Darius nennt die selben Namen, nur statt des letzten Ardynanes, Sohn des Dhus. Aber auch hier zeigt sich, trotz dem unrichtigen Detail, die Wahrheitliebe Herodots: denn Aspathines war allerdings eine dem Darius nahstehende Persönlichkeit; sein Bildniß sieht man auf dem Grabmal des Darius in Nassch-i-Rustam. Der Irrthum ist dem Gewährsmann Herodots zuzuschreiben. Der Historiker Atesias gab ganz andere Namen. Daß Herodot Recht hatte, bezeugt der am Morde Betheiligte selbst. So sagt Xerxes bei Herodot (VII,1), als man ihm abrathen will, gegen Hellas zu ziehen: „Ich müßte ja nicht von Darius abstammen, des Hytaspes Sohn, des Arjames, d. s. Ariaramnes, des Teispes, und von der

Tochter des Cyrus, des Cambyses, des Cyrus, des Teispes, des Achaemenes Sohn.“ Beide Genealogien sind die von Darius und Cyrus selbst angegebenen. Wo wir ihn kontroliren können, stimmen Herodots Angaben in der überwiegenden Mehrheit aller Fälle mit den Originalangaben überein.

Freilich verwechselt Herodot nicht das Kulturvoll des elamitischen Rissien mit dem räuberischen Bergvolf der Kossäer. Wie Aeschylus, giebt auch Herodot den assyrischen Namen Rassu durch Rissia wieder; und er hat kein Buch über „die Sprache der Kossäer“ geschrieben. Herodot hat auch nicht Hammurabi, König von Babylon, den Elamiten, mit dem sumerischen König Amarpal, König von Sinear oder Sumer, dem Amraphel der Genesis, verwechselt. Dieser gehörte zur Dynastie von Ur, unter der Abraham Chaldaeä verließ. Daher kann Abraham, der drei Jahrhunderte später, als Zeitgenosse Amraphels, lebte, wohl schwerlich der Freund des Patriarchen Israels gewesen sein. Also wäre Herodot doch nicht der Einzige, der irren konnte und geirrt hat. *Niacos muros intra peccatur et extra.* In den Angaben über die Ausdehnung Babylons, das er aus persönlicher Anschauung kannte, hat er sich aber nicht getäuscht und Andere haben sich von ihm nicht „Jahrhunderte lang“ täuschen lassen.

Als Herr Delizsch die Glaubwürdigkeit Herodots anzweifelte, scheint er, wie dem Sachkenner sofort auffällt, nicht das Geringste von den Kritikern gewußt zu haben, denen der Vater der Geschichte schon im Alterthum ausgesetzt war. Freilich wird ihm nicht, wie dem Atesias und Anderen, Lügenhaftigkeit vorgeworfen; aber wir besitzen eine dreiundvierzig Kapitel umfassende Abhandlung Plutarchs, die den Titel trägt: „Ueber die Böswilligkeit Herodots“ (*Περὶ τῆς Ἡροδότου κακονοΐας*). In dieser Schrift wirft Plutarch dem Geschichtschreiber namentlich Mangel an Wohlwollen für die Athener, Lakädämonier, Korinther, Nazier vor; er kommt auch mehrmals auf Leonidas und die Thermopylen zurück, spricht flüchtig von Cyrus, Krösus und Dejoces, erwähnt aber Babylon mit keiner Silbe. Auch in seinen übrigen Schriften spricht Plutarch nicht von Herodots Schilderung der Riesenstadt, woraus doch wohl hervorgeht, daß der gelehrte Grieche nichts gegen die Aussagen des Augenzeugen einzuwenden hatte.

Ich komme zum Schluß. Babylons Umwallung schloß wirklich einen Flächenraum von mehr als fünfhundert Quadratkilometern ein; und zwar nicht nur Stadttheile mit Straßen und drei- und vierstöckigen Häusern, sondern gerade zum größten Theil auch Kornfelder und Haine, die für damalige Verhältnisse die Stadt uneinnehmbar machten. Die Thore ließ der perüische Eroberer herausnehmen und die äußere Mauer niederreißen. Dieses Mauerwerk wurde bei der Eroberung der Städte Seleucia, Atesiphon und Bagdad benutzt und ist, einst eins der Weltwunder, unserem Auge entschwunden. Auch die

Römer staunten über die Ausdehnung der Stadt, sie sei eher ein Land als eine Stadt zu nennen. Der Euphrat bespült, erlaubte solche Ausdehnung der vielbeneideten, geschmähten großen babylonischen Thore. Die Bauten von Babel hatten kein so günstiges Schicksal wie die in ihrer Art noch gigantischeren Bauwerke Egyptens; sie sind nicht auf unsere Zeit gekommen. Das beweist natürlich nichts gegen ihre einst gewaltige Größe. Wer sich nun von Herodot und Aristoteles nicht täuschen lassen will, Der muß sich freilich dazu verstehen, mit hohl und hohler tönenden Worten, mit hoch und höher strebenden Phrasen fromme Seelen zufrieden zu stellen. Das ganz unhistorische, seine eigenen, alle biblischen und profanen Zeugnisse widerlegende Buch Daniel bietet dazu den besten Anlaß. Dann aber müssen wir auch verlangen, daß man uns „endgiltig“ die Stelle der Grube zeige, in der Daniel mit dem lebenswürdigen Hwan eine überaus herzliche Zusammenkunft hatte; daß man die Reste des feurigen Ofens auffinde, in dem die drei Männer sangen und den Wächter bitten mußten, doch die Thüren zu schließen, um sich nicht durch die störende Zugluft einen Schnupfen zu holen; endlich, daß man den Platz angebe, wo einst der hochmüthige Nebuladnezar in seinem Wahnsinn sieben Jahre lang wie ein Ochse Gras fraß.

Paris.

Professor Dr. Julius
Mitglied des Institutes von Frankreich
Akademie der Wissenschaften



Nachtgespräch im Park von

Der Wipfelpark von Weimar troff unter der schwer Regentages. Durch das Weinen des abendlichen wiegt von dunkler Melodie der Schwermuth, schritt ich zu Bäumen hin. Ich war traurig in meiner Seele, wie ich Weimar! Eine Klangfülle, eine Akkorden- und Gefür den phantasiereichen Geist zusammen in ein einziges Wort sagt man, daß er sein Leben bis in alle Einzelheiten übersehe; in einem minutenkurzen Traum erlebst Du für die Pythagoräer und andere Mystiker, etwa die Sehnsucht eine unständige Anzahl von Dingen, Werthen und Wesen zusammenfassen in eine Zahl, in ein Wort; die Urzeiten eins. Im Tode, sagt die Seherin, steht, nach Kontraktion und Division, das bleibend Werthvolle in einer Zahl als Resultat Deines Lebens vor dem erhellten inneren Aug

die ihr Kind verlor, was sich in ein Wort kristallisiren kann: nenne ihr den kurzen Namen des Kindes, — und eine Summe voll Freud und Leid, wird lebendig! So gehen die großen Geister der Menschen in Form eines Namens auf die Nachwelt über; dieser Name ist eine Zahl, ist eine Summe von Werthen. Wie in einem Thautropfen spiegelt sich darin eine vergeistigte Landschaft. Unsere Seele ist ein Brennspiegel: das Weltall ist in uns. Eine große Persönlichkeit ist besonders reine, tiefe, vergeistigte Widerspiegelung des Weltalls, ist eine Zusammenfassung der Schöpfung in einen unendlich kleinen und unendlich großen Menschen-Thautropfen. Der geistreiche Verstandesmensch Laine sagt es einmal, über den kühlen Balzac sprechend, und er formt damit einen deutschen Gemüths-Gedanken, einen Gedanken aus dem Bereich der germanischen Mystik; er sagt: „Unsere Seele ist eine Kristalllinse, die in ihrem Brennpunkt all die glänzenden Strahlen sammelt, die das grenzenlose Universum aussendet, um sie wieder, wie strahlende Fächer entfaltet, in den unendlichen Raum hinauszuschicken. Das ist die Ursache, warum jeder Mensch ein Wesen für sich ist, vollständig abgesondert, unendlich zusammengesetzt, sozusagen ein Abgrund, dessen Tiefe nur der seherische Blick des Genies oder eine außerordentliche Bildung in ihrem wahren Wesen begreifen können.“

Solch ein Thautropfen ist für den schauenden Menschen das Wort „Weimar“. Mir erweiterte sich plötzlich, als ich in die Thore dieser Welt eintrat, persönliches Hetzeleid, das mich aus der Ferne treulich begleitet hatte, zu einer heroischen und seherischen Weltbetrachtung. Das Jdyl, das mich in diesen Tagen im Ilmenauer Kinderland leidvoll beglückt hatte, versank nun in eine majestätische Nacht.

Vergeistert schauten aus der Dunkelheit des wunderbar durchwisperten Regenparkes, mehr geahnt als deutlich gesehen, der kleine Tempel, die Felsen des Ilmufers, das Rindenhäuschen. Das wasserschwere Wipfelwerk stand als bewegungslose, stumm-lebendige Masse mir zu Häupten. Ohne Ufer, ohne Ende umwogte mich eine Meerfluth von Klagen. „Was willst Du auf diesem verstoßenen Stern? Kehre heim zu Deinen besseren Inseln! Willst Du dem göttlichen Licht zurückerobern solch Sternchen des Unrathes, an dem die Menschheit stärker hängt als Prometheus an seinem Felsen? Willst Du in wimmelnden Rärnerseelen anfachen die leuchtende Ruhe großer Herzen? Wagtest Du, zu hoffen, ein Flammenbündel erobeter Men'chenherzen mit heimzuschleppen in Reichthüm des Geistes? Siehs auf, Lehr heim!“

Mancher von uns kennt solche Anfechtungen. Sie sind ein Zusammenfluß von Tiefstimmungen, die man im Einzelnen nicht aufzählen kann. Bei uns Geistesmenschen ist es zumal die Ueberfülle von unnütz und häßlich beschriebnem Papier rund um uns her, die uns oft so muthlos macht. Wir haben das Gefühl, Flammen in uns zu tragen, lichtkräftiger als aller Zeitgeist, schroff andersgeartet als alle Schriftstellerei der Umwelt: und wir sind dennoch genöthigt, in abgegriffenen Worten der Zeit, in der Presse der Zeit einzugehen auf die Kleinlichkeiten der Zeit und neue Aufsätze und Bücher auf die viel zu vielen alten zu häufen. Worte sind unser Werkzeug, Papier unser Mittel: wir müssen hantiren mit Dingen, die uns durch ihren Mißbrauch bis zum Grunde der Seele verleidet sind. Ich hasse die Literatur, wie nichts auf der Welt. Und ich liebe sie mit der Leidenschaft eines Liebenden. Denn sie ist unsere Möglich-

Zeit, mit vortrefflichen Köpfen und Herzen in elektrische Verbindung zu treten, Funken der Kraft auszutauschen, die Menschheit zu bereichern und aus der Wiederhall für uns selber wieder Kräfte einzufangen. Das ist unsere tiefe Freude und Das — heute sicherlich — unser viel tieferes Leid. Denn die fröhlichen Herzen und Thatmenschen lesen uns nicht und kennen uns nicht, haben keine Zeit für Papier, lieben und leben, leiden, siegen oder vergehen außerhalb der Literatur, fern von uns. Und wenn sie mit uns — Das heißt: unserer Quintessenz, unseres Wesens Duft: einem Buch von uns — zusammenkommen, so verstehen sie vielleicht unsere Sprache nicht. Worte sind trostlos arm, sind trostlos abgeblaßtes Allgemeingut!

Fast frierend schritt ich im Sommermantel menschenleere Pfade hin. In uralten stattlichen und erfahrenen Bäume der Hauptallee ließen die segnende Fluth mit erhabenem Verständniß über sich ergehen. Die kurzlebigen Palmen der Wiesen senkten niedergeschlagen die Köpfe; es ist ihr erster und einziger Sommer; sie sind rasch geknickt, rasch freilich auch wieder ermuntert. In den Büschen und Stauden ist eine zauberhafte Melodie von huschenden Füßchen und greifenden Armen, ein Springen und Fallen, ein Richern und Seufzen, ein Hüpfen unsichtbarer Tropfen von Blatt zu Blatt, ein feines Aufklappen an die Wasserfläche der kleinen Flur, — und manchmal, dumpf wie ein Trommetschlag in diese Gespenstermusik, ein Tropfenausschlag auf meinen Schirm.

Fahl und erblichen schimmert Goethes weißgetünchtes Gartenhäuschen zu dem nächtlichen Wanderer herüber. Seine Fenster sind tot und erloschen. Das Haus still; alles Lachen und Plaudern von ehemals verfliegen. Mancher schöne Klang verzitterte dort in der Goldluft des Abends, wenn der kleine Fuß von Stein den großen Kinderfreund umsprang, wenn die edle Anmuth einer Corona Schröter oder der Herzensreichthum einer erfahrenen Frau von Stern und so manche Spielgesellschaft des heiteren Hofes den Park belebte oder Goethe zu Gast war. Heute ist Alles in Nacht verschlungen. Goethe ist tot. Alle, die damals lebten, sind tot.

Goethe „tot“? Ich erschrak fast, daß ich in die Sprache des Welttoers einen Augenblick entglitten war. Hier athmete freilich jener Menschen Körper, ja, mit allen Wunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten der Spezies Mensch behaftet, hier schrieben und wirkten ihre Hände und Begabungen, hier sprach und hustete und lachte ihre Kehle, hier traten ihre Schuhe und Stiefel auf, — ja, auf eben dem selben Erdreich, auf dem ich jetzt, abseits von den Lebenden, in eine geheimnißvolle Nacht hinaushorche. Seit meinen Anabentagen im Grenzgebirge sind sie mir ungestorben und lebendig, die Großen von Weimar. Schillers tapfere Lebensführung und, in späteren Jahren, Goethes breit-ruhige Weltanschauung waren der Traum meiner Jugend. Sind sie jemals für mich „tot“ gewesen? Die Worte „lebendig“ und „tot“ reichen da gar nicht mehr: sie sind in mir. Was sind für Den, der geistig schaut, Nähe und Ferne, und Zeit, Leben und Tod? Nichts! Alles aber ist Dein Zustand. Sorge Du in den selben Zustand wie jene Großen eintrittst, und Du bist bei ihnen, Du bist ihr Freund und Bruder, sie sind in Dir und Du bist in ihnen. Und seid Ihr in Gott, im Geist. Jahrhunderte sind ausgewischt: Ihr unter Euch — nach einem Wort Schopenhauers — über die Thäler hinüber vor

zu Berg. Aeschylus ist nah; Du erlebst mit ihm die Läuterung des Orest, die seine eigene Läuterung war, dem Wesen nach nicht unterschieden von Dantes männlicher Läuterung durch Hölle und Purgatorio. Er hatte die Kraft, im Spiegel einer Dichtung festzuhalten sein Schauen in Welt und Seele; schau auch Du in den Spiegel: und der selbe Zustand überkommt Dich, die selbe Hoheit rauscht in Dich ein! So haben sich Goethe und Schiller erziehen lassen vom Lebensstolz und Allvertrauen der großen Griechen oder eines Shakespeare, Spinoza, Kant. So sind sie selbst zu Führern gereift und richten nun uns wieder auf. So reichen starke Herzen und Geister schwachgläubigen Zeitaltern mächtig die Hand; so lernt die leicht verzagende und umsinkende Menschheit immer wiederum schreiten, bergan schreiten, immerzu bergan! Reihe Dich ein in die Kette: und die Kraft aller Großen durchströmt auch Dich! . . .

Ich athmete freier auf. Und nun löste sich in der Nähe des Borlenhäuschens aus dem Dunkel der Nacht eine männliche Gestalt. Der schattenhafte Gast ließ den Regen achtlos auf den Hut und den umgehängten Mantel fallen. Ohne Umstände gesellte er sich an meine Seite.

„Ihr Selbstgespräch“, so begann eine leise Stimme, „hat mich angezogen und reizt mich zur Antheilnahme. Zwar weiß ich das Angenehme eines nachdenklichen Ganges recht wohl zu schätzen; aber erquicklicher sogar als das nährende Licht ist doch wohl mitunter ein ermunterndes Gespräch.“

„Gern zugegeben,“ erwiderte ich, mit unschlüssiger Allgemeinheit, „nur kommt es darauf an, mit wem und worüber man sich unterhält.“

„Das ‚worüber‘ scheint mir weniger wichtig“, erwiderte mein Gefährte. „Ich meine, man kann jedes Ding zweckmäßig betrachten, wenn man die rechte, freundliche Ruhe des Beschauens und etliche Vernunft und Kenntnisse mitbringt.“

„Es kommt also auf die Menschen an, die sich mit einander unterhalten.“

„Und Diese sind auch wieder ein gar verwickelt Ding und manchen Zufällen, Launen und Witterungen unterthan. Es kommt auf den günstigen Augenblick an. Lassen Sie uns ohne weitere Einleitungen die Gunst des Augenblickes ergreifen und Ihrem stillen Gedanken gemeinsam weiter nachdenken.“

Mich schauerte ein Wenig. Woher kennt dieser sonderbare Nachtwandler meine stillen Gedanken? Hatte ich laut gesprochen, wie es mir manchmal in erregten Augenblicken geschieht? Aber ich war in einer ungewöhnlichen Traumstimmung befangen und ich hing daher nüchternen Einwendungen nicht weiter nach.

„Halten Sie sich auch heute gegenwärtig,“ sprach mein Begleiter, „daß des Geistes Wesen stete Bewegung ist, daß ein milliardenhafter Schwarm von Gedanken und Gesichten unablässig durch uns hinströmt, wovon wir nur ein winzig Theilchen in unser Bewußtsein auffangen. Nun liegt es an unserem reinen und beharrlichen Willen, daß wir nur bedeutende und förderliche Stimmen aus der Unendlichkeit in unsere Endlichkeit einlassen. Wir kleiden sie dann in Worte, wir setzen sie in Thaten um, — und lassen die also Geformten wieder hinaus unter die Menschheit. Glauben Sie meiner Erfahrung und Beobachtung: man thut gut daran, das Minderwerthige nicht in die Phantasie einzulassen, denn Das beschwert nur und verdrängt Besseres vom Platz. Es müßte denn sein, daß wir Alles, auch das Häßliche, in Gold zu verwandeln die kraftvolle Gabe besitzen, was aber nicht Jedermanns Sache ist. Ihr habt ein grundver-

kehrtes Wort in Eurer neugierigen und lüsternen Zeit: man müsse ‚Alles sehen‘ haben, um sich ein eigenes Urtheil zu bilden. Unter dem ‚Alles‘ versteht Ihr das Unnütze. Das Leben muß Euch gewaltig lang scheinen, daß Ihr das Zeit zu haben glaubt.“

„Wir verstehen uns bereits vortrefflich“, unterbrach ich, angenehm berührt. „Unsere Zeit hat weder Aufmerksamkeit noch Stille genug für die inneren Sphären der Schönheit, von denen Sie sprechen.“

„Aber Das ist sehr schade“, fuhr er fort. „Ihr ahnt nicht, wie reich Euer Leben sein könnte. Wenn Ihr willige Gastherren seid, so werden sich jene Himmlischen immer williger einstellen. Euer Organismus wird von ihnen geläutert, gebildet, bereichert. Hättet Ihr Menschen die Augen, diese ewige Arbeit unsichtbarer Besucher und Freunde zu schauen — möget Ihr sie Götter oder Elfen, Heilige oder Engel nennen —: Ihr würdet erstaunen, wie leicht ein wohlgebildeter Geist anzuschauen ist.“

Das Alles klang so ruhig und so beruhigend, so fest und einfach, daß ich stehen blieb und meinem Begleiter ins Gesicht zu schauen versuchte. Aber die zwiefache Hülle der Nacht und des beschattenden Wipfelwerkes gönnte mir keine nähere Aufklärung. Ich sah nur die zerfließenden Umrisse einer Gestalt lautlos neben mir wandeln; ich hörte nur den Wohlklang einer nahen, leisen und doch wunderbar wohlverständlichen Stimme.

„Das liebe ich an Goethe“, fuhr ich endlich fort, „eben so wie an den Großen der Griechen oder an Shakespeare, daß er, aus Anlage und Grundtrieb heraus, so gern das Lebendige und Fördernde überall anzog, mit feinem Bestreben, mit magnetischer Selbstverständlichkeit. Gutes ist wohl auch noch unter Abfällen und Lumpen, in Nachtsylen und unreinlicher Umgebung zu finden. behaupten freilich die Neueren; und sie haben hierin wohl nicht Unrecht, sie glauben sogar, hiermit ein neues Gebiet der Poesie hinzuerobert zu haben ...“

„Wozu denn aber in verzerrten Menschenbildern suchen, wenn mir so viele schöne Landschaften und gut gewachsene Menschenpflanzen zur Verfügung stehen? Kann ich an ihnen nicht reinlicher und plastischer deuten, was ich deuten will?“

„Nun, wir dürfen uns doch der Wirklichkeit nicht verschließen? Mir fällt dabei ein, daß allerdings Goethe weder Witzblätter noch Karikaturen lieben mochte: er wollte sich sein Weltbild nicht verzerren lassen; aber mir fällt auch ein, daß er zur Franzosenzeit, nach der Schlacht bei Jena, im Zimmer lag und sein ‚Innerstes bedachte‘. Für uns moderne Menschen ist dies Verhalten etwas ganz Undenkbares.“

„Gestatten Sie mir eine Frage, mein Bester: ist Ihnen aus Goethes ‚Italienischer Reise‘ bekannt, daß er auf der Seefahrt nach Palermo einen Sturm bestand? Ist Ihnen weiter bekannt, was er während dieses nicht unbedenklichen Wetters getrieben hat? Ließ er auf dem Verdeck umher und versperrte dem arbeitenden Schiffsvolk den Weg? Saß er in seiner Kajüte und jammerte laut? Nichts von Allem. In seinem Tagebuch von Sonntag, dem ersten April 1787 steht zu lesen: ‚Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. In

Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Pläne fort, indessen auf dem Berdeck große Bewegung war.' Er that also — und hier erst recht —, was seines Amtes und was seinem Wesen und Naturell gemäß war. Er bewies mithin ‚Thatsachensinn‘, er erwies sich als ‚Realpolitiker‘, so lauten ja wohl bei Euch die neusten Ehrenworte, bei Euch, die ihr in wissenschaftlichen Vermuthungen fast verworrene und verwegene Phantasten geworden seid. Denn Ihr habt ja wohl dabei gesehen, als sich das Weltall aus dem Nichts entwickelte, und Ihr wißt ja wieder einmal genau — was übrigens gewandte Geschäftsreisende und ähnliches Volk schon immer verfochten haben —, daß mit dem Tode ‚Alles aus‘ sei. Forscher sind bescheiden, Seher sind ehrfürchtig: Ihr seid weder Dies noch Jenes. Ihr vorlauten Aufgeregten laßt Euch von tausend Dingen der Umwelt beherrschen. Ihr also habt keinen Thatsachensinn für Eure persönliche Pflicht, Ihr!“

„Das ist zwar für unsere Zeit ein erstaunlicher Vorwurf, aber ich verstehe Sie. Ich selbst leide darunter, daß unsere Zeit die höchsten und innersten Menschenwerthe blindlings mit Füßen tritt. Zumal die verwirrte Dichtung...“

„Auch Dichtung ist That. Aber da bekunde sich ein viel feinerer Thatsachensinn, als er Eurem Geschlecht innewohnt! Eure Journale und Tagesblätter fälschen ja das Weltbild; denn sie bringen meist oder fast nur gemeine Dinge, die für die breite Oeffentlichkeit ‚Interesse haben‘, wie man zu sagen pflegt: also Prozesse, Verbrechen, Unfälle, öffentliche Ehrungen, Paraden, Politik und Gehader, irgendwie also Dinge, die sich von außen her, vom platten Verstande Vieler betrachten lassen, menschlich also nicht die höchsten und nicht die feinsten Dinge. Das stille Walten im warmen Hause, die reichen und tiefen Empfindungen der Güte, das Leid in einsamen, frommen und tapferen Seelen, die Stunden unscheinbaren und doch so wichtigen Glücks, das von heiteren Naturen ausgeht, alles Lachende in jungen Herzen und alles Still-Gute der gereiften Weisheit —: wo sind denn diese Borräthe an inneren Gütern in Euren Zeitungen? Abgekehrte Arbeitnaturen tragen Euch den Stoff zusammen und ein Wesen der Unruhe und Herzenskälte strömt aus ihrem Werk, der Tageszeitung, in Euch Leser über. Wenn Ihr Thatsachensinn hättet, würdet Ihr diese Thatsache zu allererst erkennen und danach thun.“

„Aber unsere Literatur selber ist ja von diesem Geist unterjocht!“ fiel ich ein. „Das ist ja das Furchtbare!“

„Dichtung ist That nur dann, wenn sie Herzblut ist“, fuhr er fort. „Nur wenn eine Persönlichkeit jedes Wort mit Gehalt füllt und darin widerschimmern läßt ihre eigene hohe Entwicklung. Seid doch ‚praktisch‘ und gestaltet Euch selbst und Euer Leben zu einem Kunstwerk! Stellt Euch als Marmorbilder von Schönheit und Hoheit in den heiligen Hain deutscher und menschheilicher Dichtung! Sucht Euch Menschen und Ereignisse, an denen Ihr licht und deutlich zeigen könnt, was Menschen und was Unmenschen sind! Ihr könnt ja so bunt und farbig reden, wie Ihr nur Lust habt; aber bleibt immer auf dem Grunde der Harmonie! Mein Freund: so beweist Ihr Sinn für Realität. So seid Ihr Nachgestalter der Schöpfung und Gehilfen Gottes, denn Ihr formt nach seinem Ebenbilde; Ihr seid gute Gärtner, denn Ihr sorgt für mannichfaltigen und tüchtigen Pflanzenwuchs. Könnt Ihr

Das nicht, weil Ihr zu unkräftig oder zu kurzfristig seid, nun wohl: so bescheidet Euch und mißbraucht nicht die Formen der Dichtung zu schädlichen Verzerrungen! Geht hinaus, werdet Diakonissinnen und macht Menschen heil, werdet Lehrer und erzieht Menschen von Fleisch und Blut zu edlen Erscheinungen, werdet Beamte und helft regsam mitgestalten an der Harmonie des staatlichen Lebens, — kurz, Ihr unpraktischen Leute, beweist fördernden und ordnenden Thatsachensinn, statt das Unnütze zu vermehren!“

„Haben Sie Dank für diese Worte! O, wenn heute Schiller und Goethe durch unser Geistesleben gingen, mit wie viel rascherem und stärkerem Tonfall würden sie Worte der Klage und Mahnung finden! Meinen Sie nicht?“

„Was der Gescheite weiß, ist schwer zu wissen.“

„Hier wandeln wir in klärender Zwiesprache unter majestätischen Regentbäumen, in Deutschlands Herzensgau und geweihter Stadt. Ich horche zwar hinaus in die Gegenwart, aber — ach! — ich spüre nichts, was sich mit hartem Persönlichkeitstolz bemüht, streng und einsam das hoheitvolle Werk Goethes und Schillers fortzusetzen. Und fortsetzen müssen wirs doch! Denn wir bedauern Schiller und Goethe keinen Abschluß: wir werden in religiösen, nationalen und kosmopolitischen Dingen noch weiterhin Tiefes und Feines, Starres und Zartes, Charaktervolles und Weitichtiges zu sagen haben, mehr als die flachere Zeit jener beiden großen Bergwanderer, wenn wir nur erst nach so vielen achtbaren Errungenschaften der Außenwelt auch der Innenwelt wiederum Aufmerksamkeit gönnen. Sind Sie nicht auch der Meinung?“

„Das ‚Wenn‘ und ‚Ob‘ hat mich nie sonderlich beschäftigt. Thue jeder das Seine und man wird ja sehen.“

„Was thun? Ich bin heute so von Herzen muthlos . . .“

„Mein Herr Begleiter, ich kenne das Possenspiel der Literatur in- und auswendig; es muß nur fortgespielt werden, weiter ist dabei nichts zu sagen. Die Fähigkeit, die innere Welt zu bedenken und mit der äußeren in Einklang zu bringen, ist heute wahrlich recht klein geworden. Aber setzen Sie tapfer Ihr Werk fort, nicht muthlos, nicht bitter, denn Das wäre ja wiederum nur unschöne Verzerrung und Sie würden eben dem Geiste unterthan, den Sie bekämpfen. Halten Sie eine große Herzensruhe fest, die eben dadurch, daß sie sich in schmerzhaften Gleichnissen, in heiteren Bildern und buntartigen Worten, Gestalten und Erfindungen ausstrahlt, feststeht im Wandel der Jahrhunderte. So werden sich die besten Geister daraus Helligkeit und Stetigkeit holen. Auf diese Weise wird das Feuer, das Prometheus der Erde gebracht, ein ‚ewiges Lämpchen‘, das nie ausgeht, weil immer neue Hüter dem Lichtlein Nahrung geben. Nicht die Lauten sind die Herren der Welt, sondern die geistig Stillen und Stillen. Leben Sie wohl, mein Freund. Kleinmuth verträgt sich nicht mit Ihrem Muth. Sage Dein Wort und lehre zu uns heim! Es ist ja bald gesagt. Auf Wiedersehen!“

Die Gestalt war in das nasse Dämmerdunkel entschwunden. Im Lichte wunderbar bewegt, ging ich zurück in meinen Gasthof.

Fritz Lienhard



Selbstanzeigen.

Lebensgeschichte der Erde. Eugen Diederichs, Leipzig 1903.

Die Astronomie verzeichnet eine Reihe von „Entwicklungsphasen“, die jeder einzelne Stern am Himmelsgewölbe durchmache, und erklärt diese Phasen als die Folgen einer abnehmenden Wärme; die organische Weltanschauung, deren Grundsätze der Philosoph Fechner zuerst zu klarer Darstellung brachte, nennt diese Entwicklungsphasen Metamorphosen und erklärt sie als die Folgen eines organischen inneren Werdens. Bei einem Stern am Himmel, den wir gemeinlich „Erde“ nennen, sind wir in der glücklichen Lage, eine ganze Reihe aufeinanderfolgender Metamorphosen bis in Einzelheiten hinein verfolgen zu können. Und an diesem Erdenstern wird die Probe aufs Exempel in meinem Buch gemacht.

Wilmersdorf.

Willy Pastor.



Wörterbuch der philosophischen Begriffe. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. In zwei Bänden à Mark 12,50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Die zweite Auflage ist quantitativ bedeutend erweitert und auch qualitativ verbessert worden. Das Buch giebt eine Geschichte der verschiedenen philosophischen Begriffe vom Alterthum bis zur Gegenwart, möglichst mit Anführung der Definitionen der Autoren selbst. Es enthält ein geordnetes Quellenmaterial für vergleichend-kritische Untersuchungen, will auch das Studium und die Lecture der philosophischen Schriften erleichtern. Es will dem Laien wie dem Fachmann, dem Studirenden wie dem Schriftsteller und Lehrer Dienste leisten. Die zweite Auflage bringt eine bedeutende Vermehrung der Schlagwörter und Citate; eine übersichtliche, systematische Anordnung; genauere und ausführlichere Begriffsbestimmungen; umfassendere Behandlung der Ethik, Aesthetik, Religion-, Rechts-, Sozialphilosophie; eingehendere Berücksichtigung der neueren ausländischen Autoren.

Wien.

Dr. Rudolf Eisler.



Das fröhliche Thierbuch. Illustriert von Karl Hall. München, bei Koch.

Nichts lag uns ferner als die Absicht, ein Buch zu schreiben, das nur Eitte, Anstand und Würde predigen soll; mit anderen Worten: ein Buch, das danach trachtet, von den Moralfürsten mit der Note I ausgezeichnet zu werden. Wir gingen von der Ansicht aus, daß Thiergeschichten mit tief-belehrenden Pointen entweder auf wenig Verständniß bei unserer Jugend stoßen oder dieser Jugend einfach zu langweilig werden. Diese Thatsache wird durch die Wahrnehmung bestätigt, daß solche Bücher fast stets nur zur Hälfte aufgeschnitten werden. Heiteres, Fröhliches wollen wir bringen und waren nicht so engherzig, nur die Spießbürger unter den Zwei- und Mehrbeinern herauszugreifen. Wie der dummen Gans und dem noch dümmereu Esel, so wahrten wir dem vielbegehrten Schwein, dem Kameel, den lästigen Flöhen und den Exotischen, dem Vogel Strauß, dem Paradiesvogel, den Affen und Genossen, ihre Existenzberechtigung. Leben und Treiben der Tropenbewohner können die Phantasie der „Jungen“ wohl besser und schöner befruchten als Räuber- und Indianergeschichten aus Kalifornien.

Egon S. Strasburger. Theodor Esel.



Militärkritik.

Nur in wenigen Punkten weichen die in meinem bei Heinrich Winter in Dresden erschienenen Buch „Sine ira et studio, Militärische Betrachtungen des Freiherrn von Gahlen“ ausgesprochenen Ansichten von denen des Grafen Ernst zu Reventlow ab, der in der „Zukunft“ vom sechzehnten Januar 1904 mein Buch kritisiert hat. Zu einer Entgegnung lag also ein zwingender Anlaß nicht vor. Da ging fast zu der selben Zeit, wo ich von der Besprechung Kenntniß erhielt, durch die Tagespresse die Nachricht, daß sämtlichen inaktiven Offizieren, also nicht nur den zur Disposition gestellten, sondern auch den ganz aus dem Dienst geschiedenen, die öffentliche Erörterung militärischer Fragen untersagt worden sei. Diese Nachricht konnte nur begründet sein, so weit es sich um die zur Disposition gestellten Offiziere handelt. Allen übrigen inaktiven Offizieren können nur Wünsche ausgesprochen, aber keine Befehle erteilt werden. Zum Gehorsam sind sie nur gegen das Gesetz verpflichtet. Wer aber weiß Das? Sogar viele inaktive Offiziere nicht. Nun legte mir Graf Ernst zu Reventlow indirekt eine Begründung der Wahl des Pseudonyms, unter dem ich die militärischen Betrachtungen herausgegeben hatte, recht nah; mehr als einmal sprach er sein Bedauern darüber aus, daß ich mich nicht als Verfasser genannt habe. Denn ohne Maske, als Offizier, hätte ich stärker auf den Leser gewirkt. Beide Momente, das nach Zeitungberichten an die inaktiven Offiziere erlassene Verbot und das Bedauern des Grafen Reventlow, könnten den Glauben wecken, mir fehle nun zu einer Entgegnung der Muth. Um mich gegen solchen Verdacht zu wahren, will ich meinem Kritiker hier antworten.

In einem vor wenigen Wochen in der „Zukunft“ veröffentlichten Aufsatz trat eine geistreiche Dichterin für die Anonymität der Schriftsteller ein. Diese allein ermögliche, daß lediglich die Gedanken des Verfassers bei der Lectüre beachtet werden. Die selbe Erwägung trieb mich, den Freiherrn von Gahlen vorzuschieben. Der wirkliche Name wirkt wie eine Vorrede, die den Leser von vorn herein in eine bestimmte Richtung drängt. Bekennt sich, zum Beispiel, ein verabschiedeter Lieutenant als Verfasser einer militärischen Schrift, so begegnet sie sicher manchem Mißtrauen. „Wo nimmt“, heißt es dann wohl, „ein Lieutenant das Maß dienstlicher Erfahrung her, das erforderlich ist, um Anderen auf militärischem Gebiete die Augen zu öffnen?“ Und steht unter einem militärischen Aufsatz der Name eines Generals, so sind in unserem militärisch geschulten Staatswesen viele Leser nur zu oft geneigt, seinen Worten ein größeres Gewicht beizulegen, als sie vielleicht verdienen. Unbefangen bleibt der Leser nur, wenn er sich von dem Verfasser keine Vorstellung machen kann. Nur deshalb habe ich mich hinter den Freiherrn versteckt. Jetzt hat er seine Schuldigkeit gethan und kann gehen.

Graf Reventlow meint, der Titel meines Buches decke sich nicht ganz mit seinem Inhalt. Sine ira hätte ich wohl schreiben wollen, zweifelhaft sei aber, ob es mir überall, geglückt ist. Möglich, daß auch hier das Wollen wieder einmal größer war als das Können. Wer vermag aber die Enttäuschung zu meistern, wenn er mit seinem ganzen Empfinden am deutschen Heer hängt und fast täglich mit ansehen muß, wie an dem festen Gefüge dieses Heeres gerüttelt wird, ohne daß Verurtheile dagegen Einspruch erheben? Ab irato mag ich daher auch die verabschiedeten Offiziere vor falsch verstandener Loyalität warnen und aufgefordert haben, durch Betheiligung am politischen Leben, durch offenes Aussprechen ihres sachkundigen Urtheils die Unfehlbarkeit zu erschüttern, die bis heute die Heeresverwaltung im Reichstag unangefochten für sich in Anspruch nimmt. Sind darum aber Warnung und Aufforderung weniger berechtigt? Graf Reventlow verspricht sich keine Wirkung davon. Nach der Verabschiedung könne kein Offizier mehr aus seiner Haut heraus. Zu lange habe er ausschließlich unter dem Einfluß militärischer Anschauungen gestanden, als daß er sich nach der Verabschiedung noch im politischen Leben zurechtzufinden vermöchte. Auch seien die Offiziere, die es in der Armee zu Etwas gebracht hätten, im Lebensalter schon zu weit vorgeschritten und auch geistig zu sehr verbraucht, um sich noch mit Erfolg auf einem ihnen bisher völlig fremden Gebiet zu bethätigen, während die in jüngeren Jahren verabschiedeten wirthschaftlich in der Regel so schlecht gestellt seien, daß sie auf Broterwerb ausgehen müßten und dadurch politisch unfrei würden. Der verabschiedete Offizier, der unter die Politiker geht, verfallt rettungslos einer Partei. Unbedingt hat Graf Reventlow Recht, wenn er an die breite Mehrheit der verabschiedeten Offiziere denkt; ich dachte nur an die Offiziere, die stärker als das militärische Milieu ihrer dienstlichen Vergangenheit waren und auch schon als aktive Offiziere den politischen Vorgängen und Erscheinungen mit klarem, sicherem Blick folgen konnten. Ihre Zahl ist freilich klein, reicht aber aus, um die deutsche Nation über militärische Dinge in verbürgt objektiver Weise zu berathen und so ein Gegengewicht gegen die von der Heeresverwaltung für sich beanspruchte Unfehlbarkeit zu bieten. Und selbst wenn von diesen Wenigen noch Manche „rettungslos einer Partei verfielen“: wäre es gar so schlimm? So weit geht die Selbstsucht unserer Politiker in den sogenannten staaterhaltenden Parteien denn doch noch nicht, daß sie sich aller Rücksichten auf die Interessen der Allgemeinheit entschließen. Der vornehmste Grundsatz der Konservativen im Reichstag lautet freilich: „Mit den jeweiligen Machthabern durch Dick und Dünn“. Ihr Führer, Herr von Normann, meldet sich nur noch zum Wort, um seine und seiner Parteigenossen Zustimmung zu der Haltung der Verbündeten Regierungen auszusprechen. Hat nicht aber auch diese Partei in der Debatte über die Kunst recht energisch gegen die Machthaber Front

gemacht? Protestirte nicht am Lautesten Herr von Kardorff, der kaum minder konservativ gesinnt ist als Herr von Normann? Den Muth zu seiner Philippika hatte er aber von seinem Sohn bezogen, der als Künstler dem Vater über die der Kunst im Staate gebührende Stellung die Augen geöffnet hatte. Was Kardorff Sohn für Kardorff Vater in Kunstfragen that, müßten die verabschiedeten Offiziere in militärischen Fragen für ihre Parteigenossen thun. Das wäre schon der Rede werth. Die Vertreter der Heeresverwaltung würden sich dann wohl hüten, im Plenum und in der Budgetkommission des Reichstages künftig abermals zu behaupten, daß die Armee der — von allen unabhängigen militärischen Sachverständigen schroff verurtheilten — gewaltigen Kavallerie-Attaken, die seit fünfzehn Jahren in jedem Kaisermandöver wiederkehren, zu ihrer Ausbildung für den Krieg dringend bedürfe; daß Gardelizen an einzelne Regimenter der Linie nur verliehen werden, um die Uniform des deutschen Heeres einheitlich zu gestalten; oder gar, daß sich die zweijährige Dienstzeit bewährt habe, trotzdem alle Voraussetzungen hierzu, also auch die über das zweite Dienstjahr hinaus bei der Waffe bleibenden siebenzig Mann gefehlt haben, die der vorige Kriegsminister, Herr von Gofler, für jede Compagnie verlangen wollte, um das für die Unterweisung der Rekruten erforderliche Lehrpersonal aufzubringen. Die Heeresverwaltung muß erkennen lernen, daß hinter den Bergen auch noch Leute wohnen und daß sie das in militärischen Fragen zutreffende Urtheil nicht in Erbpacht genommen hat.

Im Leben der konstitutionellen Monarchien sehen wir ein ununterbrochenes Ringen ums Uebergewicht; und der im Ringkampf Schwächere liegt sehr bald am Boden. Damit der Stärkere aber nicht übermüthig werde und darunter nicht das allgemeine Wohl leide, ist es die Aufgabe des uneigennütigen Politikers, den Schwachen zu stärken. König Wilhelm der Erste zeigte sich der Situation, die er beim Antritt der Regierung vorfand, nicht gewachsen. Die Krone schien vor dem übermüthigen Parlament kapituliren zu wollen. Da griff im entscheidenden Augenblick Bismarck ein und hob das Prestige der Krone wieder hoch empor, — so über alles Erwarten hoch, daß später, als der alte Kaiser gestorben, der alte Kanzler entlassen war, viele einsichtige Politiker bedenkliche Spuren eines persönlichen Regimentes zu sehen glaubten. Der selbe Bismarck, der, nach seinem eigenen Wort, seinen königlichen Herrn am Porteépée gepackt hatte, auf daß er nicht vor dem Abgeordnetenentwurf zurückweiche, suchte nun dem geschwächten Parlament wieder zu Kräften verhelfen. Vor fast sechs Jahren schied der Begründer des Reiches aus dem Leben; und sein mahnendes Wort hatte er recht lange vorher gesprochen. Bis heute aber ist noch nicht einmal der Versuch gemacht worden, dem Reichstag und dem preußischen Landtag die ihnen in der konstitutionellen Monarchie zukommende Stellung zurückzuerobern. Bismarcks Rath ist ins Leere

hält. Graf Reventlow sieht die Ursache in der Gesinnungslosigkeit und im Byzantinismus, in denen die Nation ersticke. Ich meine, daß nur die Führer zum Kampf ums Recht fehlen. Was das Volk zu denken und zu empfinden hat, muß es von seinen stärksten Köpfen erfahren. Die giebt es aber kaum mehr. Das Institut des Reserveoffiziers hat sie bis auf wenige ausgeschaltet. Jeder wehrfähige, nur leidlich gebildete Deutsche muß mit allen Mitteln trachten, Reserveoffizier zu werden, wenn er nicht über die Achsel angesehen werden, wenn er im Staat vorwärts kommen will. Erreicht er aber dieses Ziel, so ist es mit seiner politischen Unabhängigkeit aus. Vom Offizier wird loyales Verhalten und royalistische Gesinnung erwartet; für die unzähligen Gedankenlosen zeigen sich diese Eigenschaften darin, daß man zu Allem Ja sagt, was die Regierung verlangt, ohne ihren Tendenzen erst lange nachzufragen. Sagt aber ein Reserveoffizier Loyalität und Royalismus einmal anders auf, so braucht er nicht lange auf Belehrung von „autoritativer Seite“ oder durch Kameraden zu warten. Daher erscheint ihm nicht nur Opposition in militärischen Dingen, sondern auch politische mit seinem Charakter als Offizier unvereinbar. Kann er die Wege der Regierenden nicht loben, so hüllt er sich allenfalls noch in Schweigen; niemals aber wird er wagen, sie offen zu bekämpfen. Und hat er endlich seine Beziehungen zur Armee gelöst und so eigentlich die politische Unabhängigkeit wieder erlangt: was ist in den meisten Fällen damit gewonnen? Inzwischen ist ja der Sohn herangewachsen, der auch Reserveoffizier werden muß, und ein Opposition machender Vater darf ihm nicht den Weg sperren. Gerade die Schichten, die durch körperliche und geistige Kraft geeignet wären, die Führung der urtheillosen Menge zu übernehmen, werden durch die Sehnsucht nach dem Reserveoffizierstitel in Botmäßigkeit gebracht. Das tiefe Bedauern, womit ich diese Thatsache in meinem Buch feststellen mußte, ist sehr weit von dem Wunsch nach einer Wiederholung des Konfliktes entfernt, der vor vierzig Jahren Preußen in gefährliche Krämpfe riß. Hier hat Graf Reventlow mich völlig mißverstanden.

In dem Kapitel „Auf dem Wege nach Kapua“ zeigte ich Symptome, die beweisen, wie groß im deutschen Offiziercorps die Vorliebe für materielle Genüsse geworden ist. In den meisten Offiziercorps bilden heute die Wohlhabenden die Mehrheit; und Genußsucht und Freude am Luxus regen sich natürlich da besonders leicht, wo reiche Mittel vorhanden sind. Ein anderes Symptom ist die Pflege des Bier-Comments, der mit den akademisch gebildeten Reserveoffizieren eingezogen ist. Recht fühlbar sind auch die Nachwirkungen der viel zu häufig wiederkehrenden glänzenden offiziellen Festlichkeiten, bei denen die Offiziercorps namentlich dann glauben, alle Wasser springen lassen zu müssen, wenn es gilt, im Kasino einen erlauchten Gast mit seinem meist sehr zahlreichen Gefolge zu bewirthen. Graf Reventlow

meint, nur in wenigen Offiziercorps sei übertriebene Genußsucht zu finden und will den übermäßigen offiziellen Aufwand von persönlichem Luxus getrennt wissen. Hier steht eine Ueberzeugung gegen die andere. Ich behaupte, daß die von mir aufgezählten Symptome fast ausnahmslos überall zu finden sind. Und die Scheidung von offiziellem Aufwand und persönlichem Luxus scheint mir schon deshalb unmöglich, weil keine feste Grenze zu ziehen ist. Auch im Offiziercorps sind starke Charaktere sehr selten. Diese Starken, die entweder keine Mittel haben oder wissen, wie sehr eine üppige Lebensweise ihnen schadet, führen meist in ihren vier Wänden ein spartanisches Leben. Und von den weniger starken wird Keiner der Versuchung widerstehen, auch privatim Luxus zu treiben.

Die Thatsache, daß es in den deutschen Offiziercorps jetzt mehr Bemittelte als Unbemittelte giebt, ist aber auch noch aus einem anderen Grund zu beklagen. Nach meinen in einem vollen Menschenalter gewonnenen Erfahrungen versteht der unbemittelte Offizier mit größerer Hingabe als der bemittelte seinen Dienst. Das ist leicht begreiflich. Unzulängliche Pflichterfüllung würde den Armen brotlos machen; der Wohlhabende könnte auch nach plötzlicher Verabschiedung sorgenlos weiter leben. Gewiß: der deutsche Offizier erwirbt nicht, sondern dient nur; von diesem Gefühl sind zum Glück auch noch all unsere Offiziere durchdrungen. Aber auch bei ihnen wird die Noth zur Tugend. Graf Reventlow hält den bemittelten und den unbemittelten Offizier für gleichwerthig. Erlauben aber dem Einen seine Mittel nicht, sehr häufig auf Urlaub zu gehen, und führt er diese Möglichkeit nicht meist auch recht oft herbei? Wie oft geht er alljährlich allein auf die Jagd, die bekanntlich ein sehr theures Vergnügen ist? Und wer vertritt ihn, wer sieht während seiner Abwesenheit nach dem Rechten? Der unbemittelte Kamerad, dem kostspielige Freuden überhaupt versagt sind. Die wiederholte Abwesenheit schwächt aber auch das Interesse an der Truppe. Dem Grafen Reventlow sind die wohlhabenden Offiziere sympathisch, weil ihnen die wirthschaftliche Unabhängigkeit das wünschenswerthe Rückgrat verleihe. Ich sage offen heraus, daß ich dieses Rückgrat nie bemerkt habe. Oft aber sah ich, daß die bemittelten Offiziere von ihren Vorgesetzten besser behandelt wurden. Vielleicht werden die wohlhabenden Offiziere künftig ein stärkeres Rückgrat zeigen. Sie sind dazu mittelbar ja von dem Kriegsminister aufgefordert worden, der in der Budgetkommission sagte, den bemittelten Offizieren könne man nicht so leicht Vorschriften machen wie unbemittelten. Diese Offenbarung dürfte in den Annalen des preussischen Kriegsministeriums wohl einzig in ihrer Art sein.

Graf Reventlow wünschte, daß ich mich in meinem Buch auch über die Geldheirathen geäußert hätte, die in den letzten Jahrzehnten die Entwicklung des deutschen Offiziercorps wesentlich beeinflusst haben. Wies ich

aber nicht wenigstens indirekt darauf hin, als ich wiederholt hervorhob, daß die Bemittelten die Mehrheit in den Offiziercorps bilden? Wer stellt zu dieser Mehrheit das stärkste Contingent? Nur zu oft Herren, die durch eine Heirath ihrer wirthschaftlichen Noth ein Ende machen wollten und auch gemacht haben. Und wissen nicht gerade die Konvertiten am Wenigsten Maß zu halten? Warum sollte der gestern durch Heirath reich Gewordene so weiter largen, wie er unter dem Druck der Noth thun mußte? Die Geldheirathen sind ein Krebschaden für die Arnee; nicht nur, weil sie das Leben luxuriöser gestalten: sie nehmen auch der Truppe den strengen, ernstesten, schon durch den Selbsterhaltungstrieb an sie gefesselten Dienstthuer. Wie Graf Reventlow, so meine auch ich, das Reich müsse die unteren Chargen des deutschen Offiziercorps wirthschaftlich besser stellen; nur dadurch wäre das ungesunde Streben nach Geldheirathen einzuschränken.

Müßte ich nicht befürchten, den mir hier gütig gewährten Raum über Gebühr in Anspruch zu nehmen, so würde ich gern noch manchen anderen Punkt berühren; nicht aber, um meine abweichende Ansicht, sondern um meine Zustimmung zu den übrigen Worten des Herrn Kritikers auszusprechen. So kann ich mich nur noch darauf beschränken, ihm für die Besprechung meines Buches aufrichtig zu danken. Zu Dank hat Graf Reventlow mich doppelt verpflichtet: erstens durch sein nachsichtiges Urtheil, zweitens durch die Unterstützung, die er mir in dem Bemühen geleistet hat, unsere bürgerlichen Politiker über wichtige militärische Fragen aufzuklären und gegenüber offizieller Darstellung und Beleuchtung selbständiger zu machen. Wie ich selbst auf ein solches Bemühen verfiel? Ich saß mit einem hochangesehenen Parlamentarier, dem Führer einer sehr einflußreichen Partei des Reichstages, und mit mehreren, zum Theil noch aktiven, zum Theil erst vor Kurzem verabschiedeten Offizieren zusammen am Mittagstisch. Es war um die Zeit, wo im Reichshaus gerade der Militäretat auf der Tagesordnung stand. Natürlich war unser Gespräch bald bei militärischen Fragen angelangt. Und sofort stellte sich heraus, daß der Herr Reichstagsabgeordnete vom hellen, lichten Tage keine Ahnung hatte, trotzdem er ein Mann von außergewöhnlich scharfem Verstande ist. „Unmöglich!“ rief er immer wieder, wenn meine Kameraden und ich ihm Thatsachen erzählten. Und als er nicht mehr ein noch aus wußte, rang er die Hände und rief über die ganze Tafel hinüber: „Ja, warum sagt man uns denn nicht, daß die Dinge so liegen?“ . . . Ergab sich da nicht die Pflicht, nach Maßgabe meines Könnens für Aufklärung zu sorgen? Und muß ich nicht mit freudiger Dankbarkeit Jeden begrüßen, der, wie Graf Reventlow, unsere bürgerlichen Politiker auch über militärische Fragen aufklären hilft?

Weißer Hirsch.

Oberstlieutenant a. D. Karl von Wartenberg.

Sozialphilosophie.

Professor Dr. Ludwig Stein in Bern hat 1897 unter dem Titel „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ (bei Ferdinand Enke in Stuttgart) ein aus Vorlesungen erwachsenes Werk herausgegeben, das als ein brauchbares Handbuch der Soziologie bezeichnet werden kann. Es zwingt den Leser nicht gleich manchen anderen soziologischen Büchern, etwa denen von Simmel und Max Weber, mit dem Seelenmikroskop dem feinsten Geäder gesellschaftlicher Strukturen nachzuspüren, sondern zeichnet die hauptsächlichsten Gebilde der Vergangenheit und der Gegenwart mit deutlich wahrnehmbaren, kräftigen Strichen. Es ist denn auch in fremde Sprachen übersetzt und schnell vergriffen worden, so daß der Verfasser im vorigen Jahr eine neue Ausgabe veranstalten mußte, in der er mancherlei Ergänzungen und Verbesserungen angebracht hat.

Der zweiten Auflage dieses größeren Wertes ließ er, unter dem Titel „Der Sinn des Lebens“ (bei J. C. B. Mohr in Tübingen), eine Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen folgen. Es sind „Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart“. Stein gliedert die Sammlung in vier Gruppen, in deren jeder er dem Sinne des Daseins auf einem anderen Wege beizukommen sucht: auf dem metaphysischen, dem erkenntnistheoretischen, dem ethischen und dem soziologischen Wege. In den beiden ersten Abtheilungen wird gezeigt, wie sich die Philosophie unter der Führung von Biologen wie Driesch und Haeckel und mit Hilfe der zur Zeit von Ostwald und Mach vertretenen energistischen Physik vom mechanistischen Materialismus abwendet. Nur aus dem zweiten, kleineren Buch will ich ein paar von den vielen Themen nennen, über die ich mit dem Verfasser debattiren würde, wenn Zeit und Gelegenheit dazu wäre.

In der Gegnerschaft gegen den Pessimismus, den Stein beschreibt, weiß ich mich mit ihm einig; er bekämpft mit Entrüstung den Pessimismus, der aus krankhaften Stimmungen und aus dem großen menschlichen Erbäbel, Faulheit oder euphemistisch Ruhebedürfnis genannt, hervorgeht und Unzählige krank macht, die es von Hause aus nicht sind. Es giebt aber noch einen anderen Pessimismus, sogar mehrere Arten von Pessimismus, die durchaus nicht die Thatkraft lähmen, so daß also der Schluß des Verfassers, jeder gesunde und darum energische Mensch müsse Optimist sein, nicht zutrifft, obwohl thatsächlich die Gesunden und Energetischen meist Optimisten sind.

Sehr schön ist die Gruppierung der Philosophen, die Stein vornimmt, in Mathematiker und Biologen, Erkennenner und Bekennenner, in solche, bei denen die Kausalität, und solche, bei denen die Teleologie vorherrscht. Das giebt zu einem nicht nur geistreichen, sondern auch vielfach tiefere Einsicht erschließenden Antithesen- und Synthesenspiel Anlaß. Doch sind die Ergebnisse dieses Spiels nicht durchweg richtig ausgefallen. So soll das Gebiet der Kausalität das der sichereren, das der Finalität, der Motive, das Gebiet des menschlichen Thuns und Treibens das unsichereren Vorausberechnung sein. In Wirklichkeit hat die Teleologie mit der Vorausberechnung überhaupt nichts zu schaffen. Motive, sagt Stein selbst, kommen in Berechnungen nur so weit in Ansatz, wie sie als Ursachen fungiren. Die Rechenbarkeit hängt ganz allein davon ab, ob die Ursachen bekannt sind oder nicht und in welchem Maße von Vollständigkeit sie bekannt sind. Daß aber die Me-

ursachen, die seelischen Ursachen, unbekannter wären als die mechanischen, trifft keineswegs allgemein zu. Wie ein Mann von Charakter, und zwar von diesem bestimmten Charakter in dieser genau umschriebenen Lage handeln wird, läßt sich mit beinahe mathematischer Sicherheit vorausberechnen. Spekulationen auf die mit Leichtfinn und Dummheit verbündete Habsucht, auf die Nachahmungssucht, auf die Modenarrheit gelingen fast immer. Vor jeder Landtags- oder Reichstagswahl kann man die Wahlbündnisse, die geschlossen werden, mit Sicherheit voraussagen; ein geschickter Journalist könnte die Wahlausrufe sämtlicher Parteien im Voraus schreiben, ohne die Parteihäuptlinge zu befragen; und sogar die morgige Politik unseres Reichskanzlers vorauszusagen, ist noch leichter, als das Wetter des morgigen Tages vorauszuverkünden; natürlich ist gemeint: so vorauszuverkünden, daß die Prognose eintrifft, obwohl keines Menschen und keiner Menschenmasse Wünschen und Handeln auf das Wetter Einfluß hat. Die Meteorologie gehört ganz und gar dem Gebiete der Naturkausalität an, schließt aber trotzdem jede Möglichkeit der Berechnung aus, weil das Wetter des jetzigen Augenblickes, aus dem das des nächstfolgenden mit Nothwendigkeit hervorgeht, ein Kompositum von, praktisch genommen, unendlich vielen Komponenten ist, die alle zu ermitteln auch eine wohlorganisirte Gesellschaft von Meteorologen niemals im Stande sein wird. Die Komponenten sind die Temperaturen und Feuchtigkeitmengen aller Punkte der Erdoberfläche und des sie umfluthenden Luftmeeres und die Windrichtungen aller Theile dieses Luftmeeres.

Die Neo Romantiker charakterisirt Stein als Reaktionäre. „Brunetiére möchte uns nach Rom, Tolstoi nach Bethlehem, Nietzsche in den Urwald der blonden Bestie, Schopenhauer gar ins süße Nichts zurücklenken.“ Den „Irrwisch“ Nietzsche liebe ich so wenig wie Stein, aber den Reaktionären darf man ihn doch wohl nicht zuzählen. Die prachtvolle blonde Bestie hat nur sein ästhetisches Wohlgefallen erregt — und welchem gesunden Menschen würde sie nicht gefallen? —, aber Das, wofür auch er schwärmte, war doch „ein höherer Typus Mensch“, unter dem er sich natürlich eben so wenig Etwas zu denken vermochte wie alle übrigen Schwärmer für dieses Ideal. Uebrigens legt Stein einen Immortellenkranz auf das Grab des unglücklichen Grüblers, weil Nietzsches Aristokratismus einen gesunden Gedankenkeim enthalte, die Gefahr aber, seine Irrwischnatur könne durch Irreführung großer Massen Unheil stiften, vorüber sei.

Auch in der Werthschätzung der Illusionen und der Illusionsfähigkeit bin ich mit Stein einverstanden; und auch mir ist ein Don Quixote immer noch lieber als ein Peter Schlemihl. Den folgenden Satz aber unterschreibe ich nicht: „Was dem einzelnen Kuderer (dem sein illusorisches Ziel Straft verleiht) die augenblickliche Illusion, Das sind ganzen Völkern ihre Ideale.“ Ich unterscheide scharf zwischen Illusion und Ideal und glaube fest mit Plato und der Christenheit, daß die Ideale des Schönen, Wahren und Guten keine Illusionen sind, daß vielmehr ihre zwar rasch vorübergehende, aber unbestreitbare Verwirklichung in einzelnen Menschen ihre jenseitige Realität verbürgt.

Den vergangenen Geschlechtern soll der soziale Entwicklungsprozeß als ein Naturprozeß erschienen sein, in den künstlich nachschaffende und nachbessernde Menschenhand gar nicht einzugreifen vermöchte; die Soziologie aber habe uns gelehrt, daß wir kein Polypenstamm sind, sondern unsere Beziehungen zu ein-

ander nach unserer jeweiligen Einsicht regeln können. Ich habe immer gemeint, die Sache verhalte sich gerade umgekehrt; Christen und Rationalisten hätten jede Partei freilich in anderem Sinn, für Freiheit geschwärmt und erst die moderne Soziologie habe uns belehrt, daß wir nichts als ein Polypenstamm sind und daß die selbe unverbrüchliche mechanische Kausalität vom Urnebel durch alle unorganischen, organischen und sozialen Gebilde hindurch bis in die Forscher- und Schöpferthätigkeit der erhabensten Menschengeister hineinwaltet. Zufällig lese ich eben im dritten Band der Soziologie Herbert Spencers, der die Billigung von Steins Sozialphilosophie angenommen hat, die Philippika des größten Soziologen gegen die dummen Minister, Parlamentarier und Parteimenschen, die sich in Folge uralten, unausrottbaren Vorurtheils immer noch einbilden, mit ihren dummen Gesetzen und Maßregeln den natürlichen Lauf der Dinge zum Besseren umlenken zu können.

In dem Dia- oder eigentlich Trialog eines Vergangenheitmenschen, eines Gegenwartmenschen und einer Zukunftmenschen geräth diese Dame, Frau Olga Heingerling aus Berlin, einigermaßen in Verlegenheit, weil sie nicht weiß, woher der Spruch stammt: „Wer nicht arbeiten soll, Der soll auch nicht essen.“ Er steht 2. Thessalonicher 3, 10. Beim Lesen dieses Dialoges ist mir wieder der Gedanke gekommen, der mir jedesmal kommt, wenn ich eine wissenschaftliche oder philosophische Erörterung in Dialogform lese: daß doch hinter der Vollendung, die diese Darstellungsform in den platonischen Dialogen erreicht hat, alle neueren Versuche sehr weit zurückbleiben. Der Typus Dichterphilosoph hat also in bes seitdem verfloffenen 2250 Jahren das Gegentheil von Erhöhung erfahren. Wie es um die übrigen Typen steht (der Typus Mensch ist ein Un Ding, denn es gibt ein paar Duzend verschiedener menschlichen Typen, die so wenig in eine Klasse mit einander gebracht werden können wie Biene, Kanarienvogel, Pfau, Löwe und Zugoß): Das kann nicht so gelegentlich und nebenbei untersucht werden.

Die Sozialphilosophie Steins wird als Einführung in die Soziologie und die ersten beiden Abschnitte des kleineren Buches werden durch Orientierung über die neueren Strömungen in der Philosophie vielen gute Dienste leisten.

Reiße.

Karl Jentsch.



Der Hochzeitmarsch.

Nun will ich eine schöne Geschichte erzählen.

Vor vielen Jahren sollte im Kirchspiel Svartsjö in Värmland eine sehr große Hochzeit gefeiert werden. Zuerst die kirchliche Trauung, nachher drei Tage lang eine große Gasterei. Und an jedem der drei Tage sollte man vom frühen Abend bis tief in die Nacht hinein tanzen.

Da es so viel Tanz geben sollte, war es natürlich sehr wichtig, einen guten Spielmann herbeizuschaffen. Darüber machte sich der Großbauer Nils Olfsson, der die Hochzeit ausrichtete, fast mehr Sorge als über irgend etwas Anderes. Den Spielmann, den sie in Svartsjö hatten, wollte er nämlich nicht

rufen. Der hieß Jan Dester und der Großbauer wußte wohl, daß Jan in großem Ruf stand; doch der Musikant war so arm, daß er manchmal in zer-rissenem Wams und barfuß zum Hochzeitfest kam. Und einen solchen zerlumpten Kerl wollte der Großbauer nicht an der Spitze des Brautzeuges sehen.

Endlich entschloß er sich, einen Boten zu einem Burschen im Jöfjesprengel zu schicken, der gewöhnlich Spiel-Martin genannt wurde, und ihn zu fragen, ob er kommen und bei der Hochzeit aufspielen wolle. Spiel-Martin bedachte sich keinen Augenblick, sondern antwortete sogleich, daß er nicht nach Svartsjö fahren und dort spielen wolle, weil in diesem Kirchspiel ein Spielmann wohne, der tüchtiger sei als alle anderen in ganz Wärmland. So lange sie Den hätten, brauchten sie keinen Anderen zu rufen.

Als Niels Oloffson diesen Bescheid erhielt, ließ er sich wieder ein paar Tage Bedenkzeit. Dann schickte er einen Boten zu einem Spielmann, der im Storakilskirchspiel wohnte und Olle aus Säby hieß, und fragte, ob er kommen und zur Hochzeit seiner Tochter aufspielen wolle. Aber Olle aus Säby antwortete das Selbe wie Spiel-Martin. Er bat, Niels Oloffson zu sagen, so lange es in Svartsjö einen so vortrefflichen Spielmann gebe wie Jan Dester, werde er dort nicht spielen.

Niels Oloffson paßte es nun gar nicht, daß ihm die Spielleute Den aufzwingen wollten, den er nicht haben mochte. Er fand, gerade jetzt sei es eine Ehrensache für ihn, einen anderen Spielmann zu bekommen. Ein paar Tage, nachdem er die Antwort von Olle aus Säby erhalten hatte, sandte er seinen Knecht zu dem Spielmann Lars Larson, der auf der Peterswiese im Kirchspiel Ullerud wohnte. Das war ein wohlbestallter Mann, der einen schönen Hof sein Eigen nannte. Er war klug und bedächtig, kein Brausekopf wie die anderen Spielleute. Aber ihm, wie den anderen, kam gleich Jan Dester in den Sinn und er fragte, warum denn Der nicht auf der Hochzeit spielen solle. Niels Oloffsons Knecht hielt für das Klügste, zu erwidern, daß Jan Dester in Svartsjö daheim sei, man ihn also dort alle Tage hören könne. Wenn Niels Oloffson eine so große Hochzeit ausrichte, wolle er den Leuten etwas Besseres und Sel- teneres bieten.

„Ich bezweifle, daß er etwas Besseres bekommen kann“, sagte Lars Larson.

„Ach, Ihr wollt wohl das Selbe antworten wie Spiel-Martin und Olle aus Säby“, sagte der Knecht und erzählte, wie es ihm da ergangen war.

Lars Larson hörte die Erzählung des Knechtes aufmerksam an; dann saß er lange schweigend und grübelte. Endlich gab er doch seine Einwilligung. „Bestelle Deinem Herrn, daß ich für die Einladung danke und kommen werde“, sagte er zu dem Knecht.

Am nächsten Sonntag fuhr also Lars Larson nach der Kirche von Svartsjö. Er fuhr gerade über den Kirchhügel, als die Hochzeitschaar sich aufzustellen begann, um nach der Kirche zu ziehen. Er kam in seinem eigenen Wagen mit einem guten Pferde gefahren, war in einen schwarzen Tuchanzug gekleidet und nahm die Violine aus einem polirten Futteral. Niels Oloffson begrüßte ihn freundlich und dachte bei sich, Das sei doch ein Spielmann, mit dem er Ehre einlegen werde.

Unmittelbar nach Lars Larson kam auch Jan Dester, mit der Geige

unterm Arm, zur Kirche hinausgeschritten. Er ging geraden Weges auf die Schaar zu, die die Braut umstand, ganz, als sei er gerufen, um bei der Hochzeit aufzuspielen.

Jan Dester kam in der alten grauen Friesjacke, die man schon seit vielen Jahren an ihm kannte; weils aber eine so große Hochzeit war, hatte sein Bräutigam versucht, die Löcher an den Ellbogen auszubessern, und grüne Flicken darauf gesetzt. Jan Dester war ein großer, schöner Kerl und hätte sich stattlich an der Spitze des Brautjuges ausgenommen, wenn er nicht so schlecht gekleidet und sein Gesicht nicht von Sorgen und hartem Kampf mit dem Unglück so gezeichnet gewesen wäre.

Als Lars Larson Jan Dester kommen sah, schien er ein Wenig müthig. „Ja so, Ihr habt Jan Dester auch herbestellt“, sagte er halbblau zu Nils Oloffson. „Na, es kann ja nicht schaden, wenn wir zwei Spielleute sind. Bei einer so großen Hochzeit!“

„Ich habe ihn nicht hergerufen!“ behauptete Nils Oloffson. „Ich begreife nicht, warum er gekommen ist. Warte nur: ich will ihn gleich wissen lassen, daß er hier nichts zu suchen hat.“

„Dann hat ihn irgend ein Störenfried herbestellt“, sagte Lars Larson. „Aber wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, dann thut nichts Dergleichen, sondern gehet hin und heißt ihn willkommen. Ich hörte oft, er sei ein jähzorniger Bursche, und Niemand kann wissen, ob er nicht Zank und Händel anrichten würde, wenn Ihr ihm saget, daß er nicht gebeten ist.“

Das sah auch der Großbauer ein. Jetzt, da der Hochzeitzug sich gerade auf dem Kirchhügel ordnete, durfte es keinen Zank geben. Nils ging deshalb auf Jan Dester zu und hieß ihn willkommen. Darauf stellten sich die beiden Spielleute an die Spitze des Juges. Das Brautpaar ging unter dem Baldachin, die Ehrenjungfrauen und Führer der Braut folgten, Paar hinter Paar, dann kamen die Eltern und die Verwandten. Ein langer, ansehnlicher Zug. Als Alles bereit war, ging ein Brautführer zu den Musikanten und bat sie, den Brautmarsch anzustimmen. Beide Spielleute setzten die Geigen ans Kinn, aber weiter kamen sie nicht: so blieben sie stehen. Es war nämlich ein alter Brauch in Svartsjö, daß der vornehmste der Spielleute den Brautmarsch anstimmte.

Der Brautführer sah Lars Larson an, als erwarte er, daß Der anfange. Doch Lars Larson sah Jan Dester an und sagte: „Jan Dester muß anfangen.“ Jan Dester konnte aber nicht begreifen, daß der Andere, der so fein gekleidet war wie nur irgend ein vornehmer Herr, nicht mehr sein solle als er, der in seinem zerrissenen Frieskittel aus der elenden Hütte kam, aus Armut und Noth.

„Nein! Um Gottes Willen!“ sagte er nur. „Nein! Um Gottes Willen!“

Er sah, wie der Bräutigam den Arm ausstreckte, Lars Larson antrieb und rief: „Lars Larson soll anfangen!“

Als Jan Dester den Bräutigam Das sagen hörte, nahm er sogleich die Geige vom Kinn und trat einen Schritt zurück. Lars Larson rührte sich aber nicht vom Fleck, sondern blieb ruhig und selbstzufrieden auf seinem Platz stehen. Aber auch er hob den Bogen nicht.

„Jan Dester soll anfangen.“ wiederholte er. Er sagte die Worte eigenfinnig und beharrlich wie Einer, der gewohnt ist, seinen Willen durchzusetzen.

Im Hochzeitzug entstand Unruhe über die Verzögerung. Der Brautvater kam heran und bat Lars Larson, anzufangen. Der Rüstler war ja in die Kirchenthür getreten und winkte ihnen, sich zu sputen. Der Geistliche stand schon am Altar und wartete.

„Dann mußt Du Jan Dester bitten, daß er zu spielen anfängt“, sagte Lars Larson. „Wir Spielleute halten ihn nun einmal für den tüchtigsten unter uns.“

„Das maq wohl sein“, sagte der Bauer, „aber wir Bauern halten wieder Dich, Lars Larson, für den wackersten.“

Auch die anderen Bauern versammelten sich um sie. „Fangt nun an!“ sagten sie; „der Pfarrer wartet schon. Die Gemeinde lacht uns ja aus.“

Lars Larson stand eben so hartnäckig und unerschütterlich da wie zuvor. „Ich verstehe nicht, warum die Leute dieses Kirchspieles durchaus nicht wollen, daß ihr eigener Spielmann über alle anderen gestellt wird“, sagte er.

Nils Oloffson raste vor Wuth darüber, daß Alle sich verschworen hatten, ihm Jan Dester aufzuzwingen. Er trat dicht an Lars Larson heran und flüsterte: „Jetzt merke ich, daß Du es bist, der Jan Dester hergerufen hat, und daß Du das Ganze angezettelt hast, um ihn zu ehren. Aber nun spute Dich und fange zu spielen an, sonst jage ich den Lumpenkerl mit Schimpf und Schande vom Kirchhügel fort“

Lars Larson sah ihm gerade ins Gesicht und nickte ihm zu, ohne den geringsten Groll zu zeigen. „Ja, Ihr habt Recht,“ antwortete er. „Das muß ein Ende nehmen.“ Er winkte Jan Dester, an seinen früheren Platz zurückzukehren. Hierauf ging er selbst ein paar Schritte vor und drehte sich um, so daß Alle ihn sehen konnten. Dann schleuderte er den Bogen weit von sich, zog sein Messer aus der Tasche und schnitt alle vier Geigensaiten durch; sie sprangen mit scharfem Klang. „Man soll nicht von mir sagen, daß ich mich mehr dünke als Jan Dester“, rief er.

Nun ging Jan Dester seit drei Jahren einher und grübelte über eine Weise, von der er fühlte, daß sie ihn ihm lebe, die er aber nicht über die Saiten brachte, weil er daheim immer von grauen Sorgen gebunden war und nie Etwas hatte, das ihn über die tägliche Plage hinausheben konnte. Doch als er nun Lars Larsons Saiten springen hörte, warf er den Kopf zurück und sog die Luft in tiefen Zügen ein. Seine Gesichtszüge waren gespannt, als lauschte er Tönen, die aus weiter, weiter Ferne zu ihm klängen. Dann begann er, zu spielen. Die Weise, über die er drei Jahre gegrübelt hatte, stand nun auf einmal klar vor ihm; und während sie ertönte, ging er mit stolzen Schritten zur Kirche hinab. Nie vorher hatte die Hochzeitschaar solche Weise vernommen. Sie zog so unwiderstehlich mit sich fort, daß Niemand an Stillstand dachte.

Und Alle waren so froh über Jan Dester und Lars Larson, daß man im ganzen Hochzeitzug feuchte Augen sah, als er in die Kirche kam.

Falun.

Selma Lagerlöf.



Alphorismen*).

Wenn man einen harten Klotz spaltet, prallt der erste Hieb zurück, wie von Stahl und man glaubt, alles Hauen sei vergeblich und man werde nie mit der Arbeit fertig werden. Schlimm, wenn diese Besorgniß sich regt. Kommt man aber weiter, so tönen die Schläge bald dumpf. Das heißt: die Hiebe sitzen. Nun noch einige Schläge und der Klotz spaltet sich. Eben so ergeht der Welt mit dem wahren Christenthum. Wenn ich an die Zeit denke, wo die Schläge zurückprallten: damals glaubte auch ich, Alles sei umsonst.

* * *

Es heißt: eine Schwalbe macht keinen Sommer. Soll aber deshalb, weil eine Schwalbe keinen Sommer macht, die Schwalbe, die den Sommer schon spürt, nicht fliegen, sondern noch warten? Dann müßten auch alle Knospen und Gräser warten und es würde überhaupt nicht Sommer.

* * *

Ich sah einem wunderschönen Sonnenuntergang zu. In den aufeinandergetürmten Wolken hatte sich ein Spalt aufgethan und da, wie eine unregelmäßig geformte rothe Koble: die Sonne. Es war dicht am Walde. Hagenfelder. Heitere Stimmung. Und ich dachte: Nein, diese Welt ist kein Scherz, ist kein Jammerthal und keine Station des Ueberganges in eine bessere, ewige Welt; sie ist vielmehr eine der ewigen Welten, schön und heiter, eine, die wir nicht nur schöner und heiterer machen können, sondern machen müssen; für Alle, die mit uns leben, für Alle, die nach uns in ihr leben werden.

* * *

Es giebt zwei Arten, die äußere Welt zu erkennen. Die eine ist die größte Art der Erkenntniß: durch die fünf Sinne. Auf dem Wege dieser Erkenntniß würde die Welt, die wir kennen, in uns nicht entstehen; es wäre ein Chaos, das uns verschiedene Empfindungen übermittelte. Die andere Art lehrt durch Eigenliebe zunächst sich selbst und dann durch die Liebe zu anderen Wesen diese Wesen erkennen, lehrt sich in Gedanken in einen anderen Menschen, ein Thier, eine Pflanze, selbst einen Stein hineinversetzen. Auf diese Weise erkennt man von innen, gestaltet die ganze Welt, wie wir sie kennen. Diese Art ist, was man dichterisches Talent nennt. Das aber ist Liebe. Es ist gleichsam die Wiederherstellung der gestörten Einheit aller Wesen. Man geht aus sich heraus

*) „Gedanken weiser Männer“ heißt ein Buch, das in diesen Tagen bei Albert Langen in München erscheinen wird. Herr Dr. Heß hat in diesem Buch die Aphorismen des alten Tolstoi gesammelt, der die Erlaubniß zur Uebersetzung gab. Aus dieser Sammlung werden hier ein paar Proben gegeben und ein paar Aphorismen Tolstois hinzugefügt, die Herr Dr. Heß in russischen Zeitschriften

und geht in einen Anderen hinein. Man kann in Alles hineingehen. In Alles. Das heißt: sich mit Gott vereinen, mit Allem.

* * *

Jedes gute Werk ist schwer und kostet Anstrengung; hat man die Anstrengung aber mehrmals wiederholt, so wird das Werk zur Gewohnheit.

* * *

Das Leben des Einzelnen, das Leben der ganzen Menschheit ist ein ewiger Kampf des Fleisches gegen den Geist. Wohl siegt immer der Geist; aber nie ist's ein endgiltiger Sieg; nie endet der Kampf: er ist das Wesen unseres Lebens.

* * *

In jedem Gesetz praktischer Sittlichkeit liegt die Möglichkeit, daß seinem Gebot andere, dem selben Grundgedanken entspringende Gebote widersprechen. Enthaltlichkeit: soll man etwa nicht essen und unfähig werden, den Menschen zu dienen? Keine Thiere töten: soll man sich von ihnen auffressen lassen? Keinen Wein trinken: soll man den Wein auch nicht als Arznei benutzen? Bösen nicht mit Gewalt widerstreben: soll man sich und Andere von ihnen töten lassen? Wer solche Widersprüche sucht und betont, zeigt damit nur, daß er dem Moralgesetz nicht gehorchen will. Soll man wegen eines Menschen, der den Wein als Arznei braucht, nicht gegen die Trunksucht kämpfen?

* * *

Wirklich ist nur, was unsichtbar, unfühlbare, geistig, in und durch uns erkennbar ist. Alles Sichtbare, Fühlbare ist nur scheinbar: ist Geschöpf unserer Sinne.

* * *

Der Mensch ist ein Bruch. Der Zähler bedeutet den Werth vor Anderen, der Kenner die Meinung von sich selbst. Kein Mensch vermag seinen Zähler zu vergrößern; jeder Mensch aber kann seinen Kenner verringern. Und je kleiner er von sich selbst denkt, um so mehr nähert er sich dem Ideal der Vollkommenheit.

* * *

An Kinderleichen hört man oft sagen: Die Natur versucht, die besten Wesen hervorzubringen; wenn sie aber sieht, daß die Welt für diese Wesen noch nicht fertig ist, nimmt sie sie wieder zu sich. Versuche machen muß die Natur, um vorwärts zu kommen. Schwälbchen, die zu früh geflogen kommen, erfrieren; fliegen müssen sie aber. Das ist die gewöhnliche, schlechte Ansicht. Die verständige Ansicht ist, daß ein gestorbenes Kind Gottes Werk besser gethan haben kann als Viele, die ein halbes Jahrhundert und länger lebten; denn es hat durch Vermehrung der Liebe an Gottes Reich mitgeschaffen.

Jasnaja Poljana.

Lew Tolstoi.



Gwinner triumphans.

Ferdinand Vassalle kann, als er den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein schuf und zum ersten Mal der Arbeiterklasse, der die Zukunft gehören sollte, eine große Organisation gab, nicht höheren Stolz im Busen gefühlt haben als die Herren der Dresdener Bank und des Schaaffhausenschen Bankvereines, da sie, vier Jahrzehnte später, ihre Interessengemeinschaft der lauschenden Welt verkündeten. Wäre es nur auf die Meinung angekommen, die sie selbst über das Wesen ihrer Fusion in alle Winde posaunen ließen, so hätte es an Gläubigern nicht gefehlt. Denn von diesen Herren, den Epigonen starker Finanzherrschaft, galt, was Antipatros von dem Rhetor Demades, dem redseligen Nachfolger Alexanders des Großen in der Gunst der Athener, gesagt hat: Zunge und Magen haben sie von den größten Riesen ererbt; sonst freilich nicht allzu viel. Im Lauf der Zeit hätte dann der Glaube an die Größe der neuen Interessengemeinschaft vielleicht feste Wurzel gefaßt; die Ueberlieferung von Mund zu Mund, die Mode, der Brauch vermag ja viel. Aber dominus non dixit, ego sum consuetudo, sed veritas. Und viel rascher, als selbst die Einsichtigen denken mochten, denen vornehmlich die ganze Fusion ein schönes Schauspiel war, aber, ach, ein Schauspiel nur, ist diese veritas durchgedrungen. Nicht im Wein war diesmal die Wahrheit. Nüchternen ward sie aus trockenen Ziffernreihen offenbart. Schlag die Dresdenerin, die, um den Lort von Leipzig zu rächen, die Fusion erstickt hatte, mit hohlen Formeln auf die Deutsche Bank los, so hat ihr jetzt die Deutsche mit ihrer Bilanz einen Schlag versetzt, den Herr Eugen Gutmann auch im tröstlichen Bunde mit den Schaaffhausenschen nicht schnell verschmerzen wird.

Die Dresdener Bank und Schaaffhausen hatten mit der Thatjache geprobt, daß ihr Aktienkapital mit zusammen 230 Millionen Mark das der Deutschen Bank um 70 Millionen übersteige. Das klang großartig. Dann aber kam die Bilanz; und siehe: die Neuverwählten melden zusammen Reserven von nur wenig über 55 Millionen Mark an, während die Deutsche Bank Reserven von 59 Millionen hat. Das junge Paar hatte in den Flitterwochen wohl keine Zeit seine Reserven zu mehren; es mußte ja seine Macht und Herrlichkeit bewundern und dafür sorgen, daß sie von Anderen bewundert werde. Die Deutsche Bank nahm die an ihre, nur an ihre Adresse gerichtete Herausforderung Gutmanns wortlos hin, steigerte aber ihre Reserven in der Stille um $3\frac{1}{4}$ Millionen. Notabene: ihre offenen; denn neben diesen offenen Reserven, die schon drei Achtel des Aktienkapitals ausmachen, verfügt die Deutsche Bank noch über 58, sage und schreibe achtundfünfzig Millionen stiller Reserven, die sich aus dem Unterschied zwischen Buchungswert und wirklichem Wert ihrer dauernden Beteiligungen ergeben. Auch die Dresdenerin war einmal zwar in Arkadien, sah einmal den Himmel offen. Dieses Glück bescherte ihr die Albu-Gesellschaft (General Mining and Finance Corporation), an deren Shares sie grenzenlose Freude zu erleben hoffte. Kaum denkt man noch daran — und Herr Konsul Gutmann wird nicht gerade entzückt sein, wenn die Erinnerung aufgestrichelt wird —, daß am Ende des Jahres 1902 die Auflösung des Syndikates für die General Mining Shares als ein epochemachendes Ereigniß dargestellt wurde, das geeignet sei, die Rentabilität der Dresdener Bank auf eine ganz neue, ungeahnt breite Basis zu stellen. Damals

hieß es in einer Notiz (deren Vaterschaft die Dresdener Bank kaum ableugnen wird, obwohl für solche Notizen stets der Grundsatz gilt: *La recherche de la paternité est interdite*): „Einige Blätter haben dieser Tage die knappe Mittheilung gebracht, daß das Syndikat für diese von der Dresdener Bank vor mehreren Jahren ins Leben gerufene Gesellschaft sich mit einem Nutzen von zwei Pfund, also vierzig Mark, pro Stück aufgelöst hat. Diese Mittheilung ist fast ganz unbeachtet geblieben und doch hätte sie besondere Aufmerksamkeit verdient, da es sich dabei um eines der gewinnbringendsten (welch schöner Superlativ!) Geschäfte handelt, die im Finanzwesen jemals verzeichnet worden sind. Das Kapital der Gesellschaft setzt sich nämlich aus 1 Million Stück Shares à 1 Pfund Sterling zusammen, der erzielte Gewinn von 2 Pfund pro Share repräsentirt also 200 Prozent oder 2 Millionen Pfund, gleich über 40 Millionen Mark. Der bedeutende Gewinn, den die Dresdener Bank als Gründerin der Gesellschaft und Führerin des Syndikats bei dem Geschäft erzielt hat, wird zur diesjährigen Dividende nicht herangezogen werden, so daß die Dividendentaxe für das Institut von 6 Prozent unverändert bleibt. Der Gewinn bildet aber eine respectable Reserve für das nächste Jahr (1903). Dieses glänzende Geschäft bietet einen neuen Beweis dafür, daß es nicht angebracht ist, die Gewinnchancen der großen Institute nur nach den Tagesströmungen zu beurtheilen. Es zeigt, daß es unseren Banken, deren Interessen so vielgestaltig und so verzweigt sind, auch in sonst allgemein für ungünstig geltenden Zeiten . . .“ Und so weiter. Da war also Stoff für eine Speisung künftiger Bilanzen und Dividenden in einem Umfang, „wie er im Finanzwesen noch niemals verzeichnet worden ist“. Und wenn dem Aktionär bei der Lecture dieser Offenbarung das Wasser im Mund zusammenlief, so konnte die bloße Thatsache, daß der Schatz erst nach zwölf Monaten vertheilt werden sollte, für ihn kein Grund sein, sich enttäuscht wieder abzuwenden. Mochte auch für den Augenblick die Raison Zurückhaltung auferlegen: der Werth blieb unvermindert und würde spätestens in einem Jahr ans Tageslicht gefördert werden. Ich muß gestehen, daß ich während des ganzen Jahres 1903, im Hinblick auf dieses „gewinnbringendste“ Geschäft des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, mit äußerster Spannung die neue Bilanz der Dresdener Bank erwartet habe. Je mehr die Sache mit den General Mining Shares in Vergessenheit gerieth, um so mehr freute ich mich. Selbst wollte ich nicht daran erinnern; wenn die Freudenbotschaft kommt, werden, dachte ich, die allzu vergesslichen Leute schöne Augen machen. Ohne mich übertreibenden Erwartungen hinzugeben, hatte ich kalkulirt, mindestens 25 von den 40 Millionen Profit müßten auf die Dresdener Bank entfallen; dann würde sie riesig nobel sein und 5 Millionen zu Abschreibungen und Reserven verwenden, den Rest aber, 20 Millionen, sicherlich unter die Aktionäre vertheilen. Rechnete man dazu noch die übrigen Gewinne der Dresdener Bank, so war eine Dividende von 20 Prozent zu erwarten. Und diese Ziffer hätte Sensation gemacht. Eines Februardmorgens aber erfuhr ich aus meiner Zeitung, die Dresdenerin, mein Stolz und meine Hoffnung, gebe nur 7 Prozent, nur um ein einziges Hundertstel mehr als im vorigen Jahr. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Hatte ich denn irgend ein wichtiges Ereigniß verschlafen? Hat die Bank etwa eine Extradividende vertheilt, während ich im Traumland war, den irdischen Sorgen entrückt? Um ganz sicher zu gehen, veranstaltete ich, wie

rathlose Minister in solchem Fall thun, eine Enquete. Nein: kein Bonus, keine Extradividende; ich habe auch nicht das Geringste versäumt. Und als ich mit der Kammerdiene des Verzweifelnden frage, wo denn der größte Gewinn, der im Finanzwesen je zu verzeichnen war, geblieben sei, antwortet man mir mit wehmüthigen Rächeln, der Effekten- und Konsortialgewinn sei diesmal um eine volle Million geringer und außerdem solle ich bedenken, daß $1\frac{1}{2}$ Millionen auf Konsortialkonto abgeschrieben worden seien. Statt meines Zwanzigmillionengewinnes aus einem einzigen Posten also aus Effekten- und Konsortialbetheiligungen ein Gesamtertrag von nur 3,6 Millionen Mark, noch um eine Million weniger als in der vorigen Bilanz. Vergebens durchspähe ich den Geschäftsbericht der Bank nach einer Lösung des Räthsels. Da finde ich vielmehr verzeichnet, daß die Dresdener Bank im Jahr 1903 auch noch „zu guten Preisen“ die früher stark heruntergeschriebenen Aktien der Rheinischen Stahlwerke, die Beteiligung an den Norddeutschen Spirituswerken, den größeren Theil der Bodengesellschaft Kurfürstendamm und die Aktien der Mexikanischen Elektrizitätswerke abgestoßen hat. Trotz Alledem ist der Reingewinn aus der Auflösung des Mining-Syndikates, dessen öffentliche Feststellung die Bank im Dezember 1902 unwidersprochen ließ, spurlos verschwunden und der Totalgewinn aus Effekten- und Konsortialgeschäften sogar noch niedriger als beim letzten Abschluß. Doch halt: Da steht ja Etwas über die Albu-Gesellschaft: „Die uns nahestehende General Mining and Finance Corporation hat um die nach Wiederkehr normaler Verhältnisse sich bietende Gelegenheit zu weiterer Bethätigung in jenem Gebiet ausreichend benutzen zu können, eine Erhöhung ihres Kapitals durch Begebung von 250 000 Pfund Reserve-Aktien an ein unter unserer Führung stehendes Konsortium vorgenommen. Wir haben durch diese neue Operation unser Interesse an diesem aussichtreichen Unternehmen in erheblichem Maße erweitert“. Auf Deutsch: Die mächtige Albu-Gesellschaft, für die nicht einmal das banale Wort „Company“ gut genug ist, sondern die sich die hochtrabende Bezeichnung einer „Corporation“ beilegen mußte, braucht trotz ihrer Riesenstärke wieder einmal ein paar Millionen Mark. Hier ruht der letzte Ueberrest meines Glaubens an Bankverheißungen. Requiescat in pace.

Auch an Effekten- und Konsortialbetheiligungen hat die Deutsche Bank fast 2 Millionen mehr verdient als Dresdener und Schaaffhausen zusammen. Den richtigen Werthmesser für die Macht einer Großbank liefern aber nicht Kapitalien noch Reserven, nicht Effekten- noch Konsortialgewinne, sondern Depositen und Kreditoren. Denn die Summe der Kapitalien, die das Publikum einer Bank in Form von Einlagen und in laufender Rechnung überläßt, belehrt uns über den Umfang des Vertrauens, das dem Institut entgegengebracht wird. Was ergiebt sich da nun? Ultimo Dezember 1903 hatte die Deutsche Bank über 552 Millionen, die Dresdener Bank und der Schaaffhausensche Bankverein zusammen kaum 334 Millionen auf Kreditorenkonto. Die Depositen betragen bei der Deutschen Bank an diesem Tage über 236 Millionen, bei Dresdener und Schaaffhausen zusammen nur etwa 134 Millionen. Depositen und Kreditoren also 788 Millionen bei der Deutschen, 468 Millionen bei den durch Interessengemeinschaft Verbündeten, vor denen die Börse an Tage der Bündnißverträge mit dem Ruf niedersank: „Die Deutsche Bank ist tot!“ Demades ist eben leuchtender nachzuahmen als der große Alexander. Wie die Dresdener Bank mit ihrer st

allzu stillen Reserve aus dem mythischen Gewinn des Albu-Syndikates, so machte der Schaaffhausensche Bankverein im vorigen Jahre mit seiner stillen Reserve aus dem von den Aktien der Internationalen Bohrergesellschaft Erkelenz zu erwartenden Gewinn Staat. Weniger Offenheit über die stillen, weniger Stille über die offenen Reserven wäre besser gewesen.

Lehrt der Vergleich, der hier gezogen wurde, von Neuem, daß auch im Reich der Finanz Klappern zwar zum Handwerk gehört, aber noch nicht den Meister macht, so verdient der Abschluß der Deutschen Bank auch an sich Beachtung. Ich glaube, daß in ganz Europa kein privates Finanzinstitut seiner Kundenschaft einen solchen Abschluß vorlegen könnte. Diese Bilanz versöhnt mit mancher „Zrrung“, die man der Verwaltung der Bank nachsagen kann. Und dem Abschluß entspricht auch der Geschäftsbericht, der bei all seiner Knappheit in wohlthuendem Gegensatz zu den übrigen, bisher publizirten Berichten doch auch nationalökonomischen Erwägungen Raum giebt und — in vielleicht allzu pietätvoller Anlehnung an die Ausdrucksweise Georgs von Siemens — das Publikum daran erinnert, daß eine führende Bank im Volksleben wichtige Funktionen hat und sich nicht mit den fetten Ziffern ihrer Subskriptionen und Dividenden begnügen darf.

Uninteressanten Stoff hats dem Beobachter in der vorigen Woche auch sonst nicht gefehlt. Selbst ganz kleine Symptome, wie die würzburger und darmstädter Insolvenzen und die Noth eines uralten berliner Bankhäuschens, zeigten, in welche Neurasthenie unsere Finanzwirtschaft verfallen ist. An die Lebensleistung der beiden Meyer und Konsorten wurde man unsanft durch die Meldung erinnert, der Mollerverein gebe diesmal nur 2 Prozent, der Börsenhandelsverein gar keine Dividende. Der Stahlwerkverband ist fertig. Krupp hat sich, wie hier vorausgesagt war, dem Wink, der von oben kam, gefügt. Der „Phönix“ ist noch draußen geblieben, weil er die von ihm geforderte Verheiligungquote nicht durchsetzen konnte. Nun ist die laarer Gesellschaft zwar eins der größten deutschen Eisenwerke; allein aber kann es, wenn der Verband eine halbwegs kluge Politik treibt, gegen die organisirte Syndikatsmacht auf die Dauer nichts ausrichten. Nach menschlichem Ermessen werden wir, ehe der Herbst kommt, um 10, vielleicht um 20 Prozent erhöhte Stahlpreise haben. In normalen Zeiten hätte die Verbandsgründung der Börse das Signal zu einem Freudenfeuer gegeben. Jetzt fehlt der Athem; wird mal ein Flämmchen angefacht, so sinkt es schnell wieder in Asche. Siehe Gelsenkirchen. Da wurde von nahen Fusionen und Transaktionen geflüstert, und trotzdem all das Gerede nicht sehr glaubwürdig klang, waren in drei Tagen die Aktien um 18 Prozent hinaufgesteigert; 5 davon bröckelten aber am nächsten Mittag wieder ab. Trotz Thyssens Nimbus. Jetzt wirken, nach langer Zeit zum ersten Mal wieder, nur politische Meldungen auf die Börse. In Paris wird über den besseren Schutz Tongkings berathen: und in Berlin werden die Spekulanten nervös. Der russische Marineminister ruft die Urlauber zurück: und durch den Burgstraßensaal schreitet das Gespenst des Weltkrieges. Diese Geistesverfassung kann uns, wenns in Ostasien erst ernsthaft losgeht, noch schlimme Ueberraschungen bescheren. Trost im Leid brachte nur der ruhige Gang der Ultimoregulirung und die Bilanz der Deutschen Bank. Selbst die Konfuzenz gab zu, daß dieses Document — wenn mein Gefühl nicht irrt, stammt es aus der Feder des Directors Steinthal — als eine Musterleistung jedes Lob verdient. Und Herr Arthur Göttinger, der representative man, war der Triumphator der Woche. Dis.

Prinz Prosper.

Seit vier Jahren wird Prinz Prosper von Arenberg in der Presse das schlimmste Scheusal geschimpft, das jemals auf deutscher Erde gehaust hat. Seit vier Jahren hören wir von bourgeoisen und proletarischen Demokraten Wehrufe, weil dieser Prinz nicht hart genug bestraft worden sei. Zuerst zweimal begnadigt; statt der Todesstrafe nur fünfzehn Jahre Gefängniß. Im Kerker viel zu gut behandelt; öftig gewährte Vergünstigungen, die heimlich von bestochenen Wärtern erweitert wurden. Viel zu leichte Arbeit; einen Mörder stellt man sonst nicht vor die Handdruckertafel der Justiz. Nur, weil's ein Prinz ist. Schmach des Jahrhunderts. Jetzt haben wir erfahren, daß der Prinz unschuldig verurtheilt worden ist; daß er schon vor vier Jahren freigesprochen werden mußte. Nach § 51 StGB: „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn der Thäter zur Zeit der Begehung der Handlung sich in einem Zustande von Bewußtlosigkeit oder krankhafter Störung der Geistesthätigkeit befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war.“ Ein eben so schlecht stilisirter wie thörichter Paragraph, der täglich Unheil stiftet. Von Willensbestimmung: eine schöne Ruine aus der Zeit anthropocentrischen Wahnsinns. Hoffentlich finden die Reformatoren des deutschen Strafgesetzbuches Nutzen, wenigstens mal Schopenhauers Schrift über die Willensfreiheit durchzublätern. Einmal Mehr oder minder angesehene Sachverständige, unter denen ein Unanfechtbarer, Feldman, war, haben im Wiederaufnahmeverfahren vor dem Kriegsgericht der Ersten Gardie division einstimmig bekundet, Prinz Arenberg sei, als er in Afrika einen Schwarzen martern und morden ließ, nach Wortlaut und Sinn des Strafgesetzes unzurechnungsfähig gewesen. Wenn das Todesurtheil nun, wie public opinion ersehnte, vollstreckt worden wäre? Dann müßten die Redseligen jetzt über einen Justizmord zetern. Der Prinz ist nicht zu gut, sondern zu schlecht behandelt worden und hat das Recht sich bitter über die deutsche Rechtspflege zu beklagen. Er wäre vielleicht schon geheilt, wahrscheinlich von den ärgsten Symptomen befreit, wenn man ihn als Kranken, nicht als Verbrecher behandelt hätte. Daß Prosper in den Bereich der psychopathischen Persönlichkeiten gehöre, lehrten den Laien selbst schon die ersten Berichte. Ein Offizier, ein Prinz, der einem aus drei Wunden blutenden Menschen den Laderkolben ins Hirn bohrt, in der Substanz gemächlich wie in Erbsenbrei herumrührt und sich ohne Scham zu dieser viehischen Noheit bekennt: ist ein solches Geschöpf wirklich noch zu strafen, zu schimpfen? Ich bin überzeugt, daß er nur verurtheilt wurde, weil er ein Prinz war; die Richter fürchteten den Verdacht, sie hätten das Recht zu Gunsten einer Durchlaucht gebeugt. War immer davon überzeugt und habe deshalb nie mitgeschimpft. Erste thatsächliche Feststellung: Unser Rechtszustand ist so herrlich, entspricht so ganz dem Bedürfniß, daß sogar ein Mensch, der viel Geld und die mächtigste Protektion hat, vier Jahre braucht, um sein armseliges Freirecht durchzusetzen. Die neue Verhandlung war übrigens auch für den Politiker lehrreich. Von zärtlichen Verwandten sorgsam inszenirt. Was irgend als Zeichen psychischen Defektes zu verwerthen schien, war zusammengestößert und vor die Schranken geschleppt worden. Der Prinz, der sonst ganz umgänglich sein soll, gab sich vor Gericht als von dementia praecox Besessenen; wußte von nichts, erinnerte sich an nichts, starrte blindlos ins Leere. Wenn er auch früher so war, mußte man ihn längst aus dem Gefängniß ins Irrenhaus schicken. Unmuthige Züge wurden aus seiner Kindheit and

Sicht gebracht. Als achtjähriger Knabe fing er Fische, stach ihnen die Augen aus, schlißte ihnen den Bauch auf und warf sie dann weg. Später schnitt er Katzen die Pfoten ab. Einem Seidenspiß, gegen den er einen bössartigen Räter geheßt hatte, biß er während der Balgerei das Schwänzchen ab. Seine Lehrer prügelte er. Seit dem vierzehnten Lebensjahr hinter jedem Unterrock her. Alles wurde geduldet. Niemand wehrte dem Jungen. Niemand holte den Psychiater ins Haus. Der Sohn eines Herzogs: da nimmt man nicht so genau. Am Ende verwächst sichs. Mit zwanzig Jahren wurde Prosper Offizier. Ein Riese, ein Prinz: also Kürassier. Secondlieutenant bei den Vierten in Münster. Völlig unerzogen und nun Erzieher der Mannschaft. Alkohol, Weiber; daneben Fortsetzung der Knabenvergünstungen. Eines Tages gräbt der Herr Lieutenant einen Dachs aus, läßt ihn zwei Tage lang an den Hinterfüßen hängen und heßt dann die Hunde auf ihn. Die selben Hunde, für deren Amusement er so eifrig sorgt, mißhandelt er, daß sie heulen und bluten. Gegen den „Kommisskerl“ ist er heute fast kameradschaftlich und morgen brutal. Aus seiner Konduite wissen wir nur, daß er einmal wegen Beleidigung und einmal wegen Mißhandlung eines Untergebenen bestraft worden ist. Schließlich gings beim Regiment wohl nicht mehr. Underthalf Jahre nach der Patentdatirung schied er von Münster. Der Kommandeur mag aufgeathmet haben; kein Spaß, einen Prinzen dieses Kalibers in die Front stellen, auf den Exercirplatz schicken zu müssen, noch dazu einen, dem Franz von Assisi Ludwig Maria Prinz von Arenberg, der Hinterfrontmarschall des Centrums, in Nothfällen gewiß die Stange hielt. Die Vierten Westfälischen waren ihr Schmerzenskind los. Was macht ein Hochadeliger, der bei der Kavallerie unmöglich geworden ist und seine schätzbare Kraft doch dem Vaterlande erhalten möchte? Schutztruppe. Prosper meldete sich nach Afrika und wurde sofort angenommen. Tüchtige Offiziere, die sich ernstlich für den Kolonialdienst vorbereitet haben, müssen Jahre lang warten, ehe die Reihe an sie kommt. Für Prosper war natürlich gleich ein Platz frei. Zwar war er wegen Mißhandlung bestraft, hatte auch sonst allerlei auf dem Kerbholz und konnte mit seinem Titel drüben keinen Herero aus dem Busch locken; aber er mußte doch standesgemäß untergebracht werden. Südwestafrika hat von all unseren Kolonien das beste Klima; also Südwestafrika. Zweite thatsächliche Feststellung: Die Weisheit und Gewissenhaftigkeit unserer Regierung ist so groß, daß sie einen unbrauchbaren Lieutenant, einen Säuser, Schürzenjäger und Leuteschinder, wenns ihm an hoher Protektion nicht fehlt, auf den schwierigsten Posten stellt. Mit solchen Prinzenprinzipien wird bei uns Kolonialpolitik getrieben. Nach solchen Leistungen wundert man sich, wenn in Südwestafrika das schwarze Volk aufsteht; ist man patriotisch empört und schwelgt in Humanitätphrasen, weil die Hereros nicht einsehen wollen, daß sie geschaffen sind, um sich in ihrer Heimath von blödsinnigen Lieutenantskujoniren zu lassen. An Bord des Schiffes, das ihn gen Afrika trägt, trinkt Prosper täglich eine Flasche Cognac (außerdem, versteht sich, Wein, Sekt und Bier), läuft in Speck und Dreck umher, legt sich zum Mittagsschlaf lang aufs Promenadendeck und kommt, als die See mal ein Bißchen gröber wird, im Hemd, den Schwimmgurt um die Lenden, winselnd aus seiner Kabine. Thut nichts: der Mann darf drüben im kleinen Revier trotzdem absoluter König sein. Er wirbts. Säuft, hurt, zittert vor jeder Gefahr und treibt allerlei Unfug. Einem verträumten Feldprediger schießt er hart an der Nase vorbei. Kamelen läßt er brennendes Holz unter den Schwanz stecken. Seine Hunde bearbeitet er mit dem Sabel. Wenn ein Dohse geschlachtet wird, quirlt Seine Durch-

laucht mit einem Stöckchen in der Wunde herum und wiehert in heller Lust an den Todeszuckungen des Thieres. Er sieht wie ein Schmutzfinf aus und übernimmt Arbeiten, die drüben als des weißen Mannes unwürdig gelten. Dabei je nach Stimmung mild oder rasend. Spitzname: Der verrückte Prinz. Morgens gutmütig, mitleidig, der freundlichste Vorgesetzte; mittags die grausamsten Mißhandlungen. Und immer freigeistig, immer von dem Wahn umfungen, verfolgt, an Leib und Leben bedroht zu sein. Wer weiß, wie lange er noch getrieben hätte, wenn nicht zufällig auf seinen Befehl und mit seiner Beihilfe ein Mensch gemordet worden wäre? Zufällig; der kleine Nero konnte Weiße und Schwarze schinden, daß die Fesseln flogen, und es bis zur Tötung doch nicht kommen lassen. Vier Jahre stand er im Dienste des Vaterlandes: und seine Psyche wurde nicht erlannt. Vier Jahre saß er dann im Gefängniß: und wurde als ein geistig Normaler behandelt. Alkoholparanoia? Die auf Korsakows, des Entbeders, Namen getaufte besondere Art der Psychose, deren wesentliches Symptom die Minderung der Merkfähigkeit ist? Wernikes akute Halluzinose der Trinker? Professor Kraepelin führt in seinem Lehrbuch der Psychiatrie Symptome des halluzinatorischen Trinkerwahnsinns an, die auf den Prinzen Arenberg passen könnten. Der Kranke glaubt: „Draußen lauern ihm Feinde auf; sie schießen zum Fenster herein; das Blutgerüst wird aufgerichtet. Ein harmloser Mitreisender im Eisenbahnzug führt Böses gegen ihn im Schilde; ein Mann, der sich am Nebentisch mit einem großen Messer die Cigarre abschneidet, ist höchst verdächtig; die harmlose Neußerung, das Fleisch reiche nicht, macht dem Kranken klar, daß man ihn abschlachten will.“ Möglich auch, daß Prosper in das Häuflein Derer gehört, denen Lombroso das Schandmal des delinquente nato aufgebrannt hat. Von ihnen sagt Kraepelin: „Der Verstand dieser Kranken ist innerhalb der Grenzen des praktischen Lebens leidlich entwickelt. Sie sind Augenblicksmenschen, die nicht das Bedürfnis empfinden, über die Gegenwart und die allernächste Zukunft hinauszudenken. Auf sittlichem Gebiet zeigt sich schon von früher Jugend an der Mangel des Mitgefühles in grausamen Thierquälereien, böshafter Neckereien und tückischen Mißhandlungen der Spielgefährten. Das gehobene Selbstgefühl äußert sich in prahlerischer Eitelkeit, Großthuererei, launenhaftem Eigensinn, rohen Gewaltthaten; die Genußsucht in Arbeitscheu, Ausschweifungen, unsinniger Verschwendung; daneben begegnet uns öfter eine gewisse weibliche Empfindsamkeit.“ Auf den Namen der Krankheitform kommt es nicht an; er will, mag es mit Richard moral insanity nennen. Herr Bebel hat im Reichstag gesagt, in deutschen Gefängnissen sitze mancher arme Teufel, der ins Narrenhaus gehört. Sicher; doch selten einer, dessen psychischer Defekt von vorn herein so sichtbar war wie der Prosper's. Und für die Meisten macht es kaum einen Unterschied, ob der Käfig in dem sie sitzen, Zuchthaus oder Irrenanstalt heißt. Der verrückte Prinz wird es besser haben; er ist in eine Privatanstalt gebracht und vom akademischen Senat für heilbar erklärt worden. Endlich hat die Prinzenwürde ihm wieder genügt. Nicht wird er bald als nicht gemeingefährlich entlassen. In der Hauptverhandlung über er sich wie ein Schlaupopf; ungefähr wie der Anekdotenjude, der im Irrenhaus die Christenkost gejammert hatte und dann, als der Doktor den angeblich Froren am Sabbath rauchend fand, beinahe stolz ausrief: „Ich bin doch nebbich verriert.“ Ein interessanter Fall; aber für den Politiker nur ein neuer Beweis, daß unsere Einrichtungen auf keinem Gebiet öffentlichen Wirkens unserem Bedürfnis genügen.

Berlin, den 19. März 1904.

Waldersee.

Generalfeldmarschall Graf von Waldersee, der allverehrte, rühmlichst bekannte Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in Ostasien aus den Jahren 1900 und 1901, hat seinen Lebenslauf vollendet. Mit tiefer Bewegung werden diese Trauerkunde Oesterreicher und Italiener, Russen und Engländer, Japaner und Amerikaner, Franzosen und ganz besonders alle diejenigen Deutschen vernehmen, die in jener denkwürdigen Zeit begeistert seiner Führung folgten. Noch bis vor wenigen Tagen im Vollbesitz beneidenswerther körperlicher und geistiger Frische, starb er schmerzlos nach kurzem Krankenlager am fünften März zu Hannover im fast vollendeten zwei- und siebenzigsten Lebensjahr. Der Stolz und die Hoffnung der Armee, gleich bewährt im Krieg wie im Frieden, in Rath und That, ein ganzer Mann und überzeugter Christ im Leben wie im Sterben, hat er ein glückliches, an Erfolgen überreiches Leben geführt und nun — in Erfüllung seines Wunsches, in den Selen zu sterben — auch ein schnelles, harmonisches Ende gehabt. In uns aber wird er fortleben als das Vorbild eines königtreuen, echten Soldaten, eines großen Heerführers, eines edlen Vorgesetzten und eines treuen, allezeit menschlich fühlenden Kameraden“. Diesen Nekrolog schrieb, „im Namen der Offiziere und Beamten des ehemaligen Armeoberkommandos in Ostasien“, der Generalmajor Freiherr von Gahl, der in Petschili Waldersees Stabschef war. Ein persönlich verpflichteter Mann; dankbares Erinnern an empfangene Gunst färbt dem Blick leicht die Wirklichkeit. Fast jedes Wort des Nachrufes wird von unbestreitbaren Thatjachen widerlegt. Alfred Graf von

Waldersee war nicht „allverehrt“, war als Oberbefehlshaber der gegen China vereinten Kontingente nicht „rühmlichst bekannt“, sondern das Ziel unzähliger Witze. Er durfte die Truppen nicht ins Treffen führen, also konnten sie ihm auch nicht begeistert folgen. Seit der Heimkehr kränkelte er, den schon Jahrzehnte lang ein Venenleiden plagte, und hätte die Strapazen eines Feldzuges nicht mehr ertragen. Stolz mochte auf ihn in der Armee Mancher sein; für Keinen aber war er noch eine Hoffnung. Niemals fand er Gelegenheit, sich im Krieg zu „bewähren“. Sein Leben war an Erfolgen, die er ernsthaft erstrebte, nicht überreich, sondern bettelarm. Kein wichtiger Lebenswunsch ward ihm erfüllt; auch der nicht, sich der Nation als „großen Heerführer“ zu zeigen. Er war kein Glücklicher, sondern ein Enttäuschter, Verärgerter, der sich selbst in seinen besten Stunden mit dem Schein der Macht begnügen mußte. Und er ist nicht in den Seelen gestorben, sondern auf einem Ruheposten, dessen Höhe meist nur Prinzen erklettern. Dennoch hatten fast alle Grabsprüche, die ihm nachgesandt wurden, die selbe Tonfarbe wie der, den Herr von Gaylinser ihm ließ. Sogar in Demokratenblättern konnte man lesen, dem Grafen Waldersee sei „in der Geschichte des deutschen Heeres für alle Zeiten ein Ehrenplatz gesichert.“ Und der Kaiser schrieb, die Armee habe „mit unbedingtem Vertrauen zu ihm als zu dem berufenen Führer in ernst kriegerischer Zeit aufgeblickt“. Merkwürdig. Als Waldersee, nach nicht einmal dreijähriger Thätigkeit, die Leitung des Großen Generalstabes abgeben mußte und zum kommandirenden General des neunten Corps ernannt wurde, schrieb der Kaiser, er habe ihn für den Kriegsfall zum Führer einer Armee ausersehen; einer Armee, nicht des gesammten deutschen Heeres. Der damals Achtundfünzigjährige empfand die Versetzung als *capitis diminutio*; er wollte nicht in Altona still an der Kette des hohenzollernischen Hausordens liegen, erbat seinen Abschied und konnte, als der Befehl des Kriegsherrn ihn zwang, im Dienst zu bleiben, den Groll so wenig verbergen, daß er von den Generalstabs-offizieren mit den Worten schied: „Seine Majestät hat mich an eine andere Stelle gesetzt; es ziemt dem Soldaten nicht, nach den Gründen zu forschen.“ Warum, darf man heute fragen, mußte der „berufene Führer, auf den die Armee mit unbedingtem Vertrauen blickte“, von der Spitze der Ehrenleiter heruntersteigen? Warum blieb er nicht noch zehn Jahre, nicht bis an seines Lebens Ende Generalstabschef? Für diesen Posten sollte der beste Mann doch gerade gut genug sein. Wir müssen annehmen, daß Waldersees Strategentalent 1891 nicht ganz so hoch geschätzt wurde wie 1904. Goethe hat den Tod einen sehr mittelmäßigen Portraitmaler genannt; er liebte die Ausstellung gepuzter Leichen,

Die „Paraden im Tode“ nicht und würde lächeln, wenn er sähe, daß die geheiligten Leichenbretter bei seinen Landsleuten wieder in die Mode gekommen sind. So lange, in heidnischer Zeit, der Leichnam in Tücher oder in Totenfähne aus Baumrinde geborgen und ohne festes Gehäuse in den Schoß der fruchtbaren, die eigene Frucht gefräßig verzehrenden Mutter Erde zur letzten Ruhe gebettet wurde, schützte das Rehbrett den kalten Leib vor den fallenden, beschmutzenden Schollen. Und als der Christenglaube mit anderen orientalischen Sitten auch den Brauch aus dem Osten brachte, dem leblosen Körper nach dem Muster der alten Sarkophage ein hölzernes Haus zu zimmern, bequemten die an eine Zeitwende gestellten Germanenstämme sich, wie auf manchem Gebiet, in ein Kompromiß: das Rehbrett, auf dem der Tote zuerst gelegen hatte, blieb auch ferner geheiligt, wurde nun aber, da es nicht mehr als Schutzwehr gegen die Schollen zu dienen hatte, mit Malereien und Inschriften verziert und auf belebten Wegen zur Schau gestellt, damit es den Wanderer an die Toten gemahne und die Gottheit den entflatterten Seelen günstig stimme. In manchem Gau hat sich die Sitte erhalten; im deutschen Süden und in einzelnen Kantonen der Schweiz sieht man noch jetzt Marterln, Läden und Trudenbretter. Ihre Bestimmung ist nicht mehr, dem Seelenheil der Entschwundenen die Gnade der Götter zu gewinnen, denen der Christensinn sich verschließt, sondern, die Thaten theurer Toten spätem Geschlechtern zu künden. Da gehts denn oft wie in den Leichenreden der Imperatorenzeit, die weiland Herr Cicero den Ruf entrissen: *Multa eis scripta sunt, quae facta non sunt.* Und seit, im Wechsel der Mode, die Presse, mit anderen Pflichten der alten Klerisei, auch das Amt des Leichenredners auf sich genommen hat, ist von der spröden Würde ernst gemeinter und ernst empfundener Trauer kaum noch Etwas zu spüren. Wie einst hölzerne Bretter den Leib, soll Holzpapier nun das geistige Bild des Toten vor beschmutzenden Schollen schützen. Doch die Erde sichert nach und zerlöchert den Holzschliff, den Cellulose-ruhm. Ist's erst so weit, dann wird nicht mehr nach dem Nekrolog, nur nach der Leistung noch gefragt. Waldersee ein großer Feldherr? Mag sein; nur ward ihm nicht beschieden, sein Genie zu erweisen. Und es ist beinahe komisch, immer von einem Mann, der nie einen Kleiderstoff zugeschnitten hat, sagen zu hören, er mache unter allen Lebenden bekanntlich den besten Frack.

Alfred Waldersee hat emsig für seinen Ruhm gesorgt; zu emsig. Daß er den Ehebund mit der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburger's, schloß, war klug. Er mehrte damit seine Hausmacht, wurde finanziell unabhängig und erlebte das Glück, eine Kaiserin als Nichte seiner Frau

begrüßen zu dürfen. Der zweite Erfolg seiner Lebensstaktik war, daß der alternde Marschall Moltke, der selten Einen dicht an sich kommen ließ, ihn ernannte und zum Generalquartiermeister, zum Thronfolger wählte. Waldersee's Verhängniß war aber und blieb: daß er nicht warten konnte und immer wieder versuchte, seine insofern Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller zu reifer Erfüllung zu bringen. Er hat manche steile Höhe erklimmen, sich oben aber nicht zu halten vermocht. Man sollte von ihm reden, auf ihn anblicken; und er selbst achtete nicht des jacobischen Rathes, die Zunge zu zähmen. Leicht zu verstehen war, daß dem fähigen Soldaten die schlaffe Friedenszeit lang wurde, daß der im Feld unerprobte Nachfolger Moltkes sich nach einem Krieg sehnte, in dem er beweisen könne, daß die große Erbschaft keinem Unwürdigen zugefallen sei. Doch der Schlaue mußte sich das richtige Augenmaß bewahren und durfte nicht wännen, ein forscher Lanzenritt werde, wider Bismarck's Willen, die Kriegschance erzwingen. Der Ehrgeiz blendete ihn. Die alte Zeit ging still zu Ende. Jeder neue Morgen konnte die Kunde vom Tode des Kaisers bringen; der Kronprinz war unheilbar krank; nach Menschenermessen mußte Prinz Wilhelm, der Gatte einer Augustenburgerin, bald den Thron besteigen. Der Kampf um die Gunst des neuen Kaisers begann, ehe die Hand des alten noch das Szepter entsank. Schade, daß aus der Geheimgeschichte dieser unruhvollen Tage noch nicht Alles dem öffentlichen Urtheil unterbreitet werden kann. Die wichtigste Aufgabe schien, den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler zu trennen; und im frühesten Stadium dieses Feldzugs hat Graf Waldersee sich als guten Strategen bewährt. Prinz Wilhelm galt als eifriger Soldat, als ein junger Herr, der nicht lange zögern würde, die Hand nach dem Siegerkranze zu greifen, mit dem die Volkshymne den Herrscher geschmückt sehen will; daneben als strenggläubig strammer Lutheraner und Verehrer des Hofpredigers Stoecker, dessen sittliche und geistige Größe er sogar vor Töchtern Abrahams enthusiastisch pries. Waldersee wollte auf beiden Feuern kochen. Schon als Generalquartiermeister war er, war die fromme Gattin eine Stütze der Berliner Stadtmission Stoecker's, für die, in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Wilh:lm, in seinem Haus Propaganda gemacht wurde. Als er dann Generalstabschef war, am ersten Ziel seiner Wünsche, ließ er sich hinter dem Rücken des Kanzlers aus Paris und Frankfurt diplomatische Berichte schicken; wie Bismarck oft behauptet hat: die ruhige Politik des Fürsten beim Kaiser zu diskreditiren. Das Spiel war gefährlich, doch der Preis so hoch, daß man es wagen mußte. Der „Scheiterhaufenbrief“, den Herr Stoecker an den Freiherrn Wilh:lm von Hammerstein

Autokraten der Kreuzzeitung, schrieb, hat uns erkennen gelehrt, wie fein damals gearbeitet wurde. Der Hofprediger fühlte, daß Wilhelm der Zweite noch an dem Kanzler hing und offener Kampf mit einer Niederlage der Angreifer enden müsse; deshalb schrieb er: „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschmausen lassen; dann regire ich selbst.‘ Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein.“ Wir: Das war die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein. Der politisch allein Ueberlebende mag heute seufzen: Wir waren nicht vorsichtig genug. Wenn nach dem Rezept aus der Pastoralmedizin verfahren worden wäre, hätte der Dreibund länger dauernde Wirkung erzielt. Waldersee konnte die Ruhmsucht, Hammerstein die Parteiwuth nicht zähmen. Die ganze Meute ward losgekoppelt und umbellte den lästigen Riesen. Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. Er behandelt die Sozialdemokratie falsch, die nur mit christlichem Sozialismus zu besiegen ist. Er ist müde, scheut die Anstrengung und Verantwortlichkeit eines Krieges und versäumt die dem unvermeidlichen Feldzug gegen Rußland günstigste Stunde. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um jeder Koalition die Stirn zu bieten. So ungefähr las mans täglich. Zugleich erfuhr man, daß der Kaiser den Grafen Waldersee jeden Tag sehe, mit ihm im Thiergarten spazire und ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen wolle. Die Kunst des Schweigens hatte der Generalstabschef von Moltke nicht geerbt. Er war der Herold seiner Thaten und plauderte jeden kleinen Erfolg mit unbedächtiger Schnelle aus. Als der Kaiser ihn abholte und mit ihm in die Wilhelmstraße fuhr, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren, war es ihm und bald natürlich auch seinen Freunden gewiß, daß er für die Nachfolge Bismarcks ausersehen sei.

Daß ers sagte, war unklug. Der Generalstabschef hatte allzu früh seine Batterien enthüllt. Zwar leugnete er, jemals Politik getrieben zu haben: „Ich diene Seiner Majestät als Soldat und bin nicht Parteimann.“ Doch

als Inspirator der im Militärwochenblatt und in der Kreuzzeitung erschienenen antirussischen Artikel und als Protektor Stoeckers war er bekannt. Und nun holte der Mann im Sachsenwald zum vernichtenden Streich aus. Er ließ über „politisch-militärische Unterströmungen“ klagen, die dem ehrlichen Mäkler des Friedens sein Geschäft erschwerten, von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift munkeln, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfahl, unter Berufung auf Clausewitzens „Theorie des Krieges“ die Ansicht vertreten, daß der Strategie nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein dürfe, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben müßte, und so deutlich, wie die Umstände es gestatteten, auf Waldersee als den Strohriepfied weisen. Die Wirkung des Schlages war nicht sofort sichtbar. Als der Abgeordnete Richter im Reichstag fragte, ob der Generalstabschef die Politik des Kanzlers zu durchkreuzen versuche, sprang Herr von Verdy, der Kriegsminister — den Bismarck für seinen Feind hielt —, hastig auf und erklärte jede Verdächtigung dieser Art für frivol. „Es ist beleidigend für die Armee, wenn man ihr überhaupt zumuthet, daß unter uns ein Geist bestehen könnte, der in irgendwelche Opposition zu der Regierung Seiner Majestät zu treten vermöchte“. Die Worte waren behutsam gewählt; schon damals gab es Leute, die meinten, Bismarck „verschmause“ nur noch und gehöre nicht mehr zur „Regierung Seiner Majestät“. Die stilistische Feinheit des Bormrufes lernte man freilich erst später schätzen. Längst wissen wir ja, daß Waldersee damals wirklich eine der offiziellen feindlichen Politiker trieb und seine Leute in der Stille gegen Bismarck mobil machte; wenn er nichts weiter sein wollte als des Königs gehorsamster Soldat, brauchte er dem verbummelten Redakteur Hammerstein nicht 100 000 Mark zu leihen, dem vielseitigen Journalisten Normann-Schumann nicht beträchtliche Summen zu schenken. Im November 1889 konnte der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck nur „aus vollem Herzen“ der Erklärung des Kriegsministers zustimmen. Das klang nach Ohrenschmerz; und der jüngere Bismarck fuhr stracks nach Berlin, schüttelte den heißen Kopf und sagte: „Wenn Ihr den Mann nicht unterkriegen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen.“ Der Vater hatte dennoch weiter gesehen als der Sohn. Seine Streiche haben Waldersees Hoffnungen gelöpft. Der als Frömmlicher, als Antreiber zum Zweifrontenkrieg Verdächtige konnte nicht Kanzler werden. Der Mann hat die Wucht dieser Hiebe empfunden; im Oktober 1894 schrieb er: „Es paßte schon dem Fürsten Bismarck gut, mich als Bruder, Stoeckerianer, schwarzen Reaktionär, Kriegstreiber u. s. w. darzustellen, so

daß der Durchschnittsphilister Gänsehaut bekam, wenn von mir die Rede war. Herr von Caprivi gefiel sich darin, in das selbe Horn zu stoßen, und ist mein Ruf unter ihm nicht besser geworden.“ So sprach er fünf Tage nach der Ernennung des dritten Kanzlers. Daß er noch einmal ins alte Palais Radziwill einziehen werde, glaubte er selbst wohl nicht mehr. Nach Straßburg wollte er, Statthalter werden; und „es paßte ihm gut“, sich für einen nationalliberalen Mann und überzeugten Exportpolitiker auszugeben. Vorurtheile kannte er nie. 1888 setzte er auf Stoeckers Karte und war Hyperkonservativer von der schwarzen Talarfärbung; 1904 saß er mit dem Theaterdirektor Lindau am Eßtisch des Geheimraths Goldberger, von dem er Empfehlungen an amerikanische Großkapitalisten erbat. 1889 sagte er: „Euer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte“; 1891 stöhnte er in Friedrichsruh über das persönliche Regiment, das einem Staatsmann von starkem Verantwortlichkeitsgefühl keinen Raum gewähre. Im August 1900 nannte er sich in einer Depesche einen „Oberbefehlshaber in partibus infidelium“, verglich sich also selbst den Titularbischöfen, die in katholischen Ländern keinen Sitz und keine Diözesanthätigkeit finden; bald danach zog er, auf dem Wege nach China, als Triumphator durchs deutsche Land und that, als hinge Heil oder Unheil des Reiches von seinem Wirken ab.

Er konnte die Zunge nicht im Zaum halten. Konnte es, trotz höfischer Gewöhnung, auch nicht, als er in Schlessien die Manöverleistung des Kaisers zu kritisiren hatte. In seinen Nerven zitterte noch der Groll darüber, daß Caprivi, den er spöttisch den genialen Feldwebel zu nennen pflegte, ihm vorgezogen worden war; der fromme Ulan vergaß, daß sein Kaiser aufgehört hatte, sein Schüler zu sein, und es kam vor versammeltem Kriegsvolk zu einer peinlichen Szene. Der Generalstabschef fand seine Autorität vor jungen Offizieren geschmälert, wollte gehen, wurde aber von einem ironisch lächelnden Mund zum Bleiben bestimmt. Nicht lange danach saß er in Altona, wo er im praktischen Truppendienst neue Erfahrungen sammeln sollte. Mit ihm schied sein Adjutant, Major Jahn, und sein Vertrauensmann, Major Liebert, aus dem Großen Generalstab. „Personalwechsel im Interesse des Dienstes.“ Allzu oft war geraunt worden, der Mann der verwitweten Prinzessin von Holstein sei der einzige Mensch, der auf den Kaiser Einfluß habe. Räumt, Ihr Frommen, die Zunge, mahnt Jakobus. Waldersee, Berdy, Stoecker: Alle fielen. Und es war ein larger Trost, daß vor ihnen Bismarck gefallen war.

Dessen Nachbar wurde Graf Alfred nun; Nachbar und Wächter. Der

General von Besjczynski hatte dem Entlassenen zu hohe Ehre erwiesen und sich dadurch, trotz seinen Meriten, mißliebig gemacht. Der neue Kommandirende war vorsichtiger. Er kam zwar manchmal in den Sachsenwald, ließ aber von der Schweiz aus durch sein journalistisches Gesinde verkünden, er habe keine persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bismarck, und hielt sich streng an die berliner Ordre. Das wurde ihm leicht; denn der Fürst liebte ihn nicht, schätzte ihn nicht einmal als Intelligenz besonders hoch ein und hat wahrscheinlich nie ein intimes Wort mit ihm gewechselt. „Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen. In meiner amtlichen Thätigkeit war ich gewöhnt, bei Tisch, wenn es sein mußte, Jagd- und Ballgeschichten der insipidesten Art zu erzählen; außerdem sorgten Armeefragen und gemeinsame hamburgere Bekannte dafür, daß der Stoff niemals ausging.“ Beide waren Gegner der zweijährigen Dienstzeit und Beide verkehrten ungefähr mit den selben hanseatischen Patriziern. Waldersee paßte sich rasch dem neuen Milieu an. Keine Spur mehr von altpreußischer Orthodoxie: ein moderner Mensch, der dem Großhandel wohlwollendes Verständniß entgegenbringt und Herrn Ballin mit Komplimenten bewirtheht. Auch keine Spur mehr von Animosität gegen Bismarck. „So lange der Fürst lebt“, pflegte er zu sagen, „wird es immer zwei Kanzler geben; und der zweite ist nicht zu beneiden.“ Er operirte sehr geschickt, stieß nirgends an, war bei den Senatoren eben so beliebt wie in seinem Corps, sprach nur auch dort noch zu viel. Alle paar Monate wurde mir berichtet, was der General wieder ausgeplaudert habe; die sekretesten Dinge. Auch anonyme Briefe kamen, in Spiegelschrift, mit dem Poststempel Altona; kleine und große Bosheiten gegen Caprivi, Hohenlohe, Bronsart und ... Ob der Kürassier mit dem Ulanen wohl auch über die beiden interessanten Männer gesprochen hat, denen sie auf ihrem Lebensweg begegnet waren, über den Grafen Guido Henckel und Herrn von Holstein? Waldersee hatte Beide als junger Etabs-offizier in Paris kennen gelernt. Der kluge Graf Henckel, dem Madame Paiva, die Freundin Gambettas, alle Thüren öffnete, konnte dem mit allerlei delikaten Aufträgen bepackten Oberstlieutenant in den Tagen der Okkupation wichtige Dienste leisten. Der Dank blieb nicht aus; daß he Fürst Guido von Donnersmark, der so lange, der ärgsten Intriguen verdächtig, im Schatten stehen mußte und über dessen Haus die Hofacht verhängt war, in höchster Gunst sitzt, war zum größten Theil Waldersees Werk. Also ungetrübt blieb das Verhältniß zum Herrn von Holstein. Waldersee politisch lange mit ihm zusammen gearbeitet; unterirdisch. Als der Geheim

rath in sorgsam gefeiltten Briefen Bill Bismarck als Helfer gegen die angebliche Russophilie des Kanzlers und des Staatssekretärs zu werben versuchte, spielte er zugleich Waldersees Partie. Als der Generalstabschef aus Paris und Petersburg diplomatische Berichte wünschte, in denen die Vorgänge sich anders als in den amtlichen Notizen spiegeln sollten, hat ihm Herr von Holstein, der Geheimkontrolleur aller deutschen Gesandtschaften, wahrscheinlich den Weg zu den reinlichsten Quellen gezeigt. Dann aber kam es zum Bruch der Sozietät; und der treffliche Minirer traute dem früheren Kampfgenossen nun gleich das Schlimmste zu. Fast so Schlimmes wie dem Grafen Hencdel, den er — irrend — für den Instigator des im Kladderadatsch gegen den Austersfreund begonnenen Feldzuges hielt. Herr von Holstein war seiner Sache so gewiß, daß er den General von Bissing als Kartellträger zum Grafen Guido sandte. Zum Greisenduell kam es nicht; Waldersee griff als Sekundant Hencdels ein. Das alte Band war zerrissen. Und es giebt Leute, die behaupten, Herr von Holstein habe den kurzichtigen Freiherrn von Marschall in die Prozesse Lützow-Tausch getrieben, weil er hoffte, hinter Don Normann-Schumann den frommen Ulanen zu finden. Hart dran wars; es „brannte“ schon, wie man im Kinderspiel sagt. Aber Herr von Tausch war dankbar und verschwiegen und Schumann blieb weit vom Schuß. Doch an einen neuen Pakt zwischen Grimbart, dem Dachs, und Oheim Keineke war fortan nicht wieder zu denken. Der Dachs sitzt noch immer in seinem Bau, befährt, als mißtrauischer Einsiedler, nachts noch immer die Röhren, fängt sich Reptilien und nimmt Nester aus. Keineke aber, der pfiffige Meister, ist tot.

Ich habe mich wieder

In die Gunst des Königs gehoben, ich werde, wie vormal's,
Wieder im Rathe mich finden und unserm ganzen Geschlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor Allen ernannt und mir das Siegel befohlen...

So weit hat es Alfred Waldersee, der ein prachtvolles Fuchsgezicht hatte, trotz allem Mühen nicht gebracht; doch auch nicht das schmäbliche Ende gefunden, das der Wolf mit seinen Verwandten ihm wünschte. „Ueber und über gesalbt“, schließlich er sacht sich in allerhöchste Gunst zurück. Zwölfter Gesang: „Keineke neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen nun in den Kreis.“ Schwarzer Adler, Generaloberst, Generalfeldmarschall, Pour le mérite, Generalinspekteur. Der Mann, der nie ein Heer zu ernstem Kampf geführt hat, ist nun wie der ruhmreichste Feldherr bestattet worden. Vorber und Holzcellulose...

Hochgeehrt ist Keineke nun. Zur Weisheit belehre
Bald sich Jeder und meide das Böse, verehere die Tugend!

Aus ärztlicher Praxis.

Dem Jahresbericht über das meiner Leitung unterstellte Kreiskrankenhaus Großlichterfelde — er erscheint wieder bei Rohde und ich empfehle namentlich die Kasuistik meinen unbefangenen urtheilenden Kollegen zu ruhiger Prüfung — habe ich auch diesmal einige allgemeiner gültige Sätze angefügt, von denen ich, auf Hardens Wunsch, hier ein paar aufs Gerathewohl herausgegriffen Bruchstücke einem größeren Publikum zugänglich machen will.

Einen Grundfehler der heute üblichen Art von Krankenbehandlung glaube ich in dem Umstand zu sehen, daß sich der Arzt von vorn herein durch eine verallgemeinernde schematische Forderung: Diagnose, Prognose, Therapie, die Hände binden läßt, sich damit der Freiheit seines Handelns begiebt; deshalb haben wir in unserem Krankenhaus auf die Erfüllung dieser Bedingung verzichtet und uns vorbehalten, von Fall zu Fall davon nur so viel anzunehmen, wie uns nöthig oder wünschenswerth erscheint. Wir verzichten auf die Stellung einer bloßen Wort-Diagnose und auf eine ihr slavisch angepaßte „Therapie“, nämlich auf die Absicht, je nach den in der gestellten Diagnose gegebenen Grundsätzen eine „Krankheit zu heilen“. Wir haben ferner für die Verwendung der Anamnese eine strenge Sichtung der landläufigen Daten vorgenommen. Wir suchen aus der Erzählung des Kranken über die Vorgeschichte seiner Beschwerden zur Ergänzung unserer Vorstellungen vom Wesen der vorliegenden „Störung“ nur die Einzelheiten heranzuziehen, die uns irgend einen Rückschluß auf Sicherheit und thatsächlichen oder möglichen Zusammenhang mit der augenblicklichen Sachlage gestatten. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind die vom Kranken vorgebrachten anamnestischen Daten, so weit sie sich nicht unmittelbar auf die Entstehungsgeschichte der eben vorliegenden Störung — etwa deren Beginn, die Art und Weise des Auftretens und begleitender Nebenumstände — beziehen, für eine anspruchvollere Kritik so gut wie werthlos. In Bezug auf Glaubwürdigkeit und Bedeutung kommt ihnen etwa der umlaufenden Gerüchten beizumessende Werth zu; manchmal ein Körnchen Wahrheit, immer ein Haufe Einbildung. In dem anamnestischen Theil der Krankengeschichten sind vor Allem enthalten: Angaben über Erkrankungen und vermeintliche Todesursachen von Angehörigen, über vorausgegangene Erkrankungen des Patienten selbst, Behandlungen, denen er sich unterzogen, Aussprüche von Ärzten, die er im Gedächtniß behalten, sonstige Beobachtungen, die er an sich anstellen zu können geglaubt hat. Wollte man selbst all diese Angaben als subjektiv richtige annehmen und voraussetzen, daß Auskünfte früher behandelnder Ärzte die beobachteten Thatsachen zutreffend darstellen, so nützen sie doch zur Ermittlung uns beschäftigender Sachlagen oft sehr wenig. Ob ein Mensch thatsächlich oder angeblich sogenannte Kinderkrank-

heiten durchgemacht, für schwindstüchtig galt, eine Lungenentzündung, einen Typhus, eine Gonorrhoe überstanden hat: die Antwort auf solche Fragen fördert unser Verständniß für dessen jetzigen Zustand, für die Veranlassungen der augenblicklichen Störung oft in keinerlei Beziehung. Es kann auch wenig nützen, zu erfahren, daß vor uns eine Diagnose gestellt, ein Herzfehler, Bleichsucht, Gicht, Diabetes, die beliebte „Störung auf nervöser Grundlage“ konstatirt wurde oder daß Aerzte sich um das Recht auf die Worte Neuralgie oder Rheumatismus, Neurasthenie oder Hysterie, um die Quantitäten Entzündung oder Reizung gestritten haben; wenig nützen, daß der Kranke einen mehr oder minder umfangreichen Haufen Rezeptformulare vorlegt, um uns darüber zu belehren, was er noch nicht „eingenommen“, bisher noch nicht „gebraucht“ hat. Wir müssen uns ja doch von Neuem einen möglichst vollkommenen Aufschluß über den Grad der in Unordnung gerathenen Leistungsfähigkeit verschaffen; wir haben zu versuchen, auf welchem Wege der zu ermöglichende Grad von nothwendiger Ordnung wiederherzustellen sei. Was da ein Anderer vor uns „gefunden“, vermocht oder nicht vermocht hat, darf uns weder bestimmen noch voreinnehmen.

Und die aller Sünden angeschuldigte Dreieinigkeit: Lues, Alkohol, Trauma? Wann wird man sich endlich allgemein entschließen, auf diese bequemen Sündenböcke zu verzichten? Jeder Kranke, der angiebt, einmal irgend ein Geschwür am Genitale gehabt zu haben, entgeht kaum dem Zwangsverfahren, daß die verschiedensten Affektionen, von denen er im späteren Leben heimgesucht wird, als Folgen luetischer Infektion angesehen werden. Um so schlimmer für ihn, wenn er thatsächlich einmal eine Schmierkur durchgemacht hat. Und auf welche Indizien hin heute manchmal geschmiert wird, darüber kann man in der nachprüfenden Praxis die eigenartigsten Erfahrungen sammeln. Die ängstliche Hilflosigkeit der heutigen Behandlung verzichtet gar so schwer auf den vermeintlichen Trost, einmal ursächlich behandeln zu können. Und ist einem anderen Patienten das Geständniß der für das Potatorium (Säufer) notwendigen Mindestmenge an täglich genossenem Alkohol abgezwungen: ein Seufzer der Erleichterung! Es giebt kaum einen Symptomenkomplex, unter dessen Aetiologie die meisten Lehrbücher nicht Lues und Alkohol anführen. Einwandfrei bewiesen ist der nothwendige Zusammenhang selten; im speziellen Fall kommt man kaum öfter über Annahmen und Vermuthungen hinaus. Und was von Syphilis und Alkohol gilt, trifft nicht minder für das Trauma (Verletzung) zu. Beruhigt werden die Akten über die Anamnese geschlossen, wenn sich irgend ein Anhaltspunkt für eine Annahme aus dieser Trias finden läßt. Für die Quecksilbergläubigkeit, die in allen möglichen „verzweifeltsten Fällen“ noch zum Schmiertiegel als zu der ultima ratio greift, scheint ja das peinliche Verfahren zur Ermittlung belastender luetischer Momente immerhin noch verständlich. Was aber kann die thatsächlich zutreffende Konstatirung vor-

aufgegangenen reichlichsten Alkoholgenusses, was die Angabe eines erlittenen Traumas zur Förderung des wichtigsten Theiles unserer Aufgabe, der Behandlung der Kranken, beitragen, selbst wenn wir behaupten, in dem Verständnis, der „Auffassung des Falles“ damit gefördert worden zu sein?

In zeitlicher Folge reihen sich an die Anamnese die vom Kranken beigebrachten Schilderungen der subjektiven Symptome an. Das ist ein schwieriges Kapitel. Die Beurtheilung, wie weit Angaben über die vom Kranken an und in sich beobachteten Vorgänge außergewöhnlicher Natur für den Arzt verwendbar sind, hängt davon ab, ob der Arzt die am eigenen Leib gemachten Erfahrungen nützlich zu verwerthen weiß und ob sein Vorstellungsvermögen beweglich genug ist; sein Urtheil muß das Ergebnis all der durch Erfahrung erworbenen und instinktiv im Einzelfall immer wieder erst zu findenden Urtheilskomplexe sein, die man als „Menschenkenntniß“ bezeichnet. Hier Regeln aufstellen zu wollen, ist das Verfehlteste all des Verfehlten, das Schulen und vermeintlich wissenschaftliche Methoden am ärztlichen Beruf verbrochen haben. Hier ist der Arzt auf sich selbst gestellt, hier hat er nur eine Hilfe: das Maß natürlicher Begabung, das er von Hause aus für seine Kunst mitbringt. Mag es brauchbare Verfahren für die Entlarvung von Simulanten geben: kein Schmerz- und Kraftmesser (Algesiometer), Dynamometer, keine Theorie über Entstehung, Bewußtwerden und „Verarbeiten“ des Schmerzes und der „subjektiven Empfindung“ vermag dem Arzte objektiv zu demonstrierende, objektiv für die Ueberlegung verwendbare Schablonen, Schemen, Bilder, Ausdrucksformeln zu liefern. Und gerade hier liegt der Ausgangspunkt für den ersten Anspruch, mit dem der Kranke an den Arzt herantritt. Er will zunächst für den Augenblick und womöglich dauernd von seinen Schmerzen befreit sein. Wir begnügen uns nun nicht, durch palliative Mittel Schmerzen dem Bewußtsein des Kranken zu entziehen, sondern sind bestrebt, durch Uebung, unblutige Nervendehnung, Beugung und Streckung, Massage, Hyperämisirungen, wenn nicht anders möglich, rein empirisch die unbekannteren Ursachen zu überwinden. Wo wir genöthigt sind, mit vorläufigen Augenblickshilfen uns zu bescheiden, wenden wir zunächst solche Verfahren an, die den Kranken selbst oder die Gewebe bestimmter Körperstellen am Wenigsten schädigen und die deshalb um so öfter, länger und, wenn nöthig, dauernd angewendet werden können. Wir geben unter den sogenannten Antiphlogistika der Hitze-Anwendung den Vorzug vor der dauernden Kälte-Applikation wählen unter den Ableitungsmitteln zuerst stets die mildesten. Nur im äußersten Nothfall greifen wir zum Medikament, zu Beruhigungs- und Schlafmitteln.

Hier sei ein Hemmnis erwähnt, auf das man nur allzu oft | Ich meine die Vorurtheile, die sich wie eine Tradition durch die Geschlechter der Aerzte forterben, ohne daß lange Zeit hindurch Jemand den Muth

die Selbständigkeit befäße, auf eigene Verantwortung die Stichhaltigkeit solcher Axiome zu prüfen. Neben zahlreichen grundsätzlichen Forderungen, die das Denken in bestimmte Richtungen drängen — wie die Wirksamkeit von Maßnahmen und Mitteln (Chinin, Eisen), die nothwendigen Zusammenhänge gewisser Ursachen und Folgen —, ist es in Bezug auf die Krankenbehandlung eine Reihe sogenannter Gegenanzeigen (Kontraindikationen), die, ohne daß man recht weiß, von wem sie aufgestellt sind, eine gedeihliche Entwicklung hindern. War es eine Zeit lang der Aberglaube, man dürfe gewisse Hautkrankheiten (Ekzematöse) nicht mit Wasser in Berührung bringen, vom kalten Trinken könne man alle möglichen Entzündungen bekommen, der Schweißfuß dürfe nicht „vertrieben“, die Periode nicht „unterdrückt“ werden, herzkranke Frauen müßten sich vor Schwangerschaft (Gravidität) hüten, der Schwindsucht Verdächtige dürften nicht rauchen, so begegnen wir noch jetzt oft der rein theoretischen Furcht vor der Anwendung heißer Allgemein- und Lokalbäder bei allen möglichen und unmöglichen Erkrankungen und Störungen. Vom Schlage Gerührte, an Herzfehlern Erkrankte, sogar Menstruierende und Schwangere sollen nicht einmal heiße Lokalbäder benutzen dürfen. Weil einmal Jemand im heißen Bade (oder in der Sonnenhitze) vom Schlage gerührt worden ist, weil eine Schwangere in oder nach heißem Bade abortirt haben soll und weil theoretische Erwägungen scheinbar hier einen Zusammenhang erkennen ließen: deshalb wurde ein allgemein gültiges Anathema ausgesprochen, dem man sich lautlos und mit Verzicht auf jeden nachprüfenden Versuch fügte. Wir hörten einen Kollegen allen Ernstes behaupten: „Mit einem heißen Bade gefährdet man einen Kranken zehnmal mehr als mit einer Spritze Morphinium!“

Was nun die leidige Frage des „Diagnostizirens“ betrifft, so haben wir uns von dem üblichen Verfahren möglichst emanzipirt. Wir suchen nicht die Verständigung über einen „Fall“ dadurch herbeizuführen, daß wir für das sich uns anbietende Bild nur einen systematischen Namen wählen. Denn gerade im „Diagnosensstellen“ — man könnte es manchmal beinahe Diagnosenunfug oder Diagnosenwahnsinn nennen —, in der vermeintlichen Nöthigung zum sofortigen Diagnostiziren sehen wir einen Grundschaden der von uns als System bekämpften, als Lehre verworfenen Auffassung, eine Behandlung sei erst möglich, wenn die Diagnose gestellt sei. Eine seit Jahrhunderten sich forterbende Ueberlieferung lehrt ja, eine zweckmäßige Krankenbehandlung sei nur möglich, wenn die Diagnose gestellt ist. Das heißt: die bei einem Kranken gefundenen, in Schemen untergebrachten Veränderungen sind zu bestimmen, zusammenzufassen und unter einen Gattungsnamen zu rubriziren, der die einzelnen Unterabtheilungen des Schemas benennt. Erst wenn dieser Gattungsname, die Benennung des „Krankheitsbildes“ gefunden ist, könne aus den in einem gegenüberstehenden — korrespondirenden — Schema zusammen-

gefaßten und eingeordneten Agentien das angezeigte Heilmittel entnommen werden. Die Unhaltbarkeit dieser Art des Verfahrens ergibt sich täglich und stündlich für jede nur einigermaßen unter die Oberfläche eindringende Kritik. Die „Krankheitsnamen“ und die Begriffe, die sie decken, sind von früheren Beschreibern aufgestellt, deren Beobachtungssysteme in einer längst als unzulänglich, als für uns nicht zeitgemäß aufgegebenen Welt- und Wesensauffassung wurzeln; und alle vorgenommenen Flickeversuche nützen nicht. Schon die Stellung unserer Urgroßväter zu den umgebenden Phänomenen war von der Begriffswelt jener Begründer der Diagnostik um die Weite von Welträumen entfernt. Deren ängstliches Kleben an der Scholastik haben aber auch wir getreulich übernommen, trotzdem wir selbst uns von ihren Anschauungen wieder um etwa die gleichen Maße entfernt haben. Die Denkgrundlagen aller Wissenschaften haben sich, unter dem Zwang neuer Erkenntnisthatsachen, verändert; soll da der Arzt bei der Terminologie seiner frühen Jugend stehen bleiben? Und doch: wie oft finden wir ihn noch im uralten Gedanken- gang und hören, daß er höchstens die Tonfarbe des Ausdruckes geändert hat! Zu erwägen bleibt ferner, daß wir nur sehr selten Schulfälle vor uns haben. Wo man irgend welchen groben, sinnfälligen Veränderungen begegnet, die schon ihrem Zusammentreffen nach in das gegebene Krankheitschema hinein- passen, ist noch eine Möglichkeit für dessen Verwendung vorhanden. Einige akute Erkrankungen, Entzündungen der Lunge und der serösen Häute, akute Ausschläge (Exantheme), akute Ansteckungen, Vergiftungen, Verwundungen, Veränderungen auf und in der Haut, einzelne Symptomengruppen aus dem Bereich der Störungen im Nervensystem, manche dem Chirurgen zuzuweisende Fälle erlauben schließlich noch die Anwendung des Schemas. Nun waren es aber gerade diese Veränderungen, die schon den ältesten Beobachtern auf fielen und die Bornahme der überlieferten „Krankheiten-Gruppierung“ ermög- lichten; sie sind die typischen Schulfälle, von denen aber nur allzu gut be- kannt ist, daß sie die verschwindende Minderzahl bilden. Meist kommen für den Arzt Situationen in Betracht, bei denen die geforderten Anzeichen weder in der nothwendigen Deutlichkeit des Ausdruckes noch in der die Einordnung bedingenden Zusammenstellung zu finden sind. Zum Arzt kommen Kranke, die in völlig glaubwürdiger und bestimmter Weise Beschwerden vortragen, ohne daß, selbst bei gewissenhaftestem Bemühen, auch nur eine Spur von den dogmatisch verlangten Anzeichen aufzufinden ist. Und jeder praktische Arzt wird bestätigen, daß die beiden zuletzt genannten Gruppen von Fällen die häufigsten sind. Dann bleibt nichts übrig, als da, wo die Symptome mit dem Schema nicht übereinstimmen, von einer Eigenart, von einem casus sui generis, einer forme fruste, Mischform, Uebergangsform, kryptogeneti- schen Infektion, von Anfangsstadium oder Dergleichen zu sprechen. Man

erfindet also wieder einen neuen Namen, mit dem sich dann aber keine der bekannten Heilmittelpotenzen deckt.

Wenn der im Aberglauben an die Pflicht zur Diagnose aufgewachsene Arzt einem fiebernden Kranken gegenübersteht, wird er vor Allem an die „Krankheiten“ denken, die mit Fieber verbunden sind, und nach den Anzeichen suchen, durch die sich die einzelnen „Krankheiten“ von einander unterscheiden; er wird also nach differentialdiagnostischen Momenten forschen. Sind solche überhaupt nicht oder nicht in der für eine Entscheidung nothwendigen Anzahl oder Deutlichkeit vorhanden, so bleibt die Diagnose „vorläufig in suspenso“. Man sagt: Es kann eine Lungenentzündung werden; oder ein Typhus; oder eine Influenza; oder ein „gastrisches Fieber“; oder vielleicht ein einfacher Schnupfen u. s. w. Da aber der Kranke nur das eine, in der Praxis „fiebern“ genannte Symptom der Temperaturerhöhung „aufweist“, so muß dieses Symptom bekämpft werden. Der Arzt „greift zur Antipyrese“. Ob Das mit Antipyrin, mit Wasseranwendungen oder, bei Verzicht auf die künstliche Herabsetzung der Temperatur, durch „Diät“, Phosphorsäure, Mandelmilch, Schlafmittel, Beruhigungsmittel oder sonstwie geschieht, ist im Prinzip gleichgiltig. In keinem Fall kann eine „ursächliche Behandlung (kausale Therapie) eingeleitet“, kann das Heilmittel verordnet werden, das für die „Bekämpfung einer Krankheit“ eben wissenschaftlich empfohlen wird. Man kann es doch nicht vorziehen, gleich jenem vorsichtigen Arzte zu handeln, der in einem solchen zweifelhaften Fall ein Rezept verschrieb, bestehend aus Laktophenin, Phenazetin zu gleichen Theilen, gelöst in Liq. Ammon. anisatus, damit sein Patient den bevorstehenden Coeventualitäten eines Typhus, einer Influenza, einer Lungenentzündung gleichmäßig gewappnet gegenüberzutreten könnte, falls der Arzt nicht — was nach verbürgten Berichten auch manchmal vorkommen soll — undeutliche Symptome als „deutlich“ anspricht und die fehlenden hinzukomponirt, um das liebgewordene, unentbehrliche „Krankheitsbild“ durch diese kleine Korrektur zu erhalten. Das nennt man „Diagnosen frisiren“. So wird jedes vermeintlich gehörte Geräusch über dem Herzen zum Herzfehler, weil der Patient gewisse ex schemata bekannte Beschwerden vorbringt. Jeder Befund an der Lunge wird zum Lungenkatarrh, jeder Belag auf den Mandeln wird als mindestens „diphtherieverdächtig“ angesehen und Schmerzen über einem Knochen, einer Sehne, einem Gelenk müssen wenigstens einer „leichten Entzündung“ entsprechen.

Auf andere Weise muß der heutige Arzt sich „aus“ der Verlegenheit ziehen, wenn er überhaupt „nichts findet“, wo ihm Beschwerden vorgetragen werden. Hier flüchtet er durch die ihm von der Forschung zuvorkommend geöffnete Hinterthür des Schlagwortes von der Namendiagnose auf den Gemeinplatz der „Wörterdiagnose“: Rheumatismus, Neuralgie, Blutarmuth,

Anfangsstadium, Reizung, Nervosität, Späterscheinung, Choc, Reaktion, Herzschwäche, Disposition; allgemeine Vorstellungen, die für den speziellen Fall nichts weiter bedeuten als leere Worte, die, niemals Etwas wie eine Verdeutlichung von Begriffen, kaum einmal unter tausend Fällen die Bedeutung einer thatsächlichen Feststellung beanspruchen dürfen.

Einen Blick noch auf das Kapitel von den „Heilmitteln“. Es kann uns natürlich nicht einfallen, die Existenz und die thatsächliche Wirksamkeit gewisser Substanzen auf den Ablauf der Ereignisse im Organismus bezweifeln zu wollen. Das hieße nicht nur, die Augen verschließen gegenüber den unausgesetzt vor unseren Beobachtungen sich abspielenden Wechselbeziehungen, die wir als „differentes Verhalten“ zu bezeichnen übereingekommen sind; Das hieße vielmehr, jenen stetigen Austausch in Abrede stellen, den wir im Gesammtergebniß seiner sichtbar werdenden Vorgänge „Leben“ nennen. Selbstverständlich giebt es alle möglichen, sehr verschieden gearteten Substanzen, die im menschlichen und thierischen Organismus eine Reihe von Ereignissen zur Entwicklung bringen müssen und so als endliches Resultat mehr oder minder erhebliche Aenderungen in dem gesammten organischen Haushalt bedingen. Bewirkt solche Abänderungen doch schon der Athemzug Luft, der aufgenommen, der Tropfen Wasser, der getrunken wird. Um wie viel mehr muß Aehnliches vor sich gehen, wenn es sich um Stoffe handelt, deren Artbeschaffenheit eine sehr viel größere Differenz zu den Geweben des Organismus aufweist. Trotzdem aber muß entschieden geleugnet werden, daß wir die „Heilung“ eines Kranken oder gar einer Krankheit bewirken, muß geleugnet werden, daß wir „Heilmittel“ im heute üblichen Sinn des Wortes besitzen. *Natura sanat, medicus curat.* „Es heilt“, nicht: „Wir heilen!“ Das ist keine Silberstecherei, sondern das resignirende Schlußwort einer durch gute und schmerzliche Erfahrung gewonnenen Anschauung.

Ärzte und Laien müssen endlich einsehen lernen, in welche Grenzen der Möglichkeit die Arbeit des Arztes gebannt ist. Wir Ärzte können in wenigen, bestimmt zu fassenden Fällen unmittelbar als Lebensretter eingreifen (bei Blutung, Erstickung, Erfrierung, Geburten, eingedrungenen Fremdkörpern u. s. w.). Wir können allenfalls bewirken, daß eine Wiederherstellung verschobener Verhältnisse innerhalb eines Organismus erst durch unser direktes Beeinflussen ermöglicht wird, ohne daß die nöthige Lebensbrauchbarkeit vielleicht unwiederbringlich verloren wäre. (Bei Knochenbrüchen, Verrentur, Darmverschlingung, eingedrungenen Fremdkörpern, sonstigen Zusammenhängungen; manchmal auch durch Beseitigung der Ursachen dauernd Schmerzes.) Dieser Theil ärztlicher Thätigkeit ist etwa der eines „Rettes aus Lebensgefahr“ zu vergleichen, der einen Menschen aus Feindeshand, a Feuer oder Wasser, aus dem Räderwerk einer Maschine befreit. Wie die

Reiter etwa durchgehende Pferde aufhält, so können wir vielfach Menschen vor Erkrankung schützen, indem wir sie zu einer vernünftigen Lebenshaltung erziehen, sie manchmal — in sehr wenigen Fällen — vor äußeren Gefährdungen bewahren, Gifte beseitigen und deren Wirkung paralyfieren. Aber wir dürfen uns nicht einbilden, einen Typhus, eine Lungenentzündung, eine Grippe (durch Medicinen) „geheilt“ zu haben; wir betrügen uns selbst, wenn wir uns weismachen, wir hätten einen Krebskranken, einen an Blinddarmentzündung, an Gallensteinen Leidenden durch eine Operation „wiederhergestellt“. Wir lachen über die Narren, die den Stein der Weisen, die Wünschelruthe, allerlei Talismane und Lebenselixiere suchten, — und glauben selbst an die für alle Fälle taugliche Heilkraft irgend eines Mittels! Wir Armen! Wir können einen Organismus und seine Theile allenfalls entlasten und unterstützen, wir können ihn vielleicht schwächen und kräftigen, ihn durch Uebung erziehen und durch Gewöhnung tauglich machen — der Kranke ist ja das Instrument, auf dem der Arzt spielt —, aber wir können ihn nicht durch Anwendung des Hexeneinmaleins heilen. Wir können einen Dicken dünn, manchmal einen Dünnen dick machen. Wir können einen eingekleiteten Nerv befreien, einen gebrochenen Knochen gerade richten, damit er nicht krumm wieder zusammenwächst. Wir können einen Staar stechen, einem schwachen oder untauglichen Herzen seine Arbeit erleichtern, eine Entzündung beschleunigen, manchmal unterdrücken, lenken; einen sogenannten „Nervösen“ können wir durch Unterweisung, durch Bartheit und Strenge aus seinen gewohnten Gleisen reißen und auf neue Bahnen bringen. Kurz: wir können einem Menschen das Leben in einem engen Noth ermöglichen, wenn ein genügend weiter für ihn nicht zu beschaffen ist. Zu diesem Zweck können, müssen wir oft uns jener Zahl von „künstlichen Hilfen“ bedienen, die uns geworden sind durch Erfahrung und Ueberlegung beim Beobachten menschlicher Hilfslosigkeit. Mit diesen Mitteln können, müssen oder dürfen wir dem Kranken, sich als unzulänglich erweisenden Organismus beistehen in seinem Ringen nach Ausgleichung stattgehabter Gleichgewichtsstörungen. Was wir aber nicht können, ist: ein heute künstlich entworfenes „Krankheitsbild“ morgen mit einem eben so künstlich erfundenen Lack fortztünchen. Wir können dieses Bild vielleicht übermalen, so daß wir selbst es nicht wiedererkennen; deshalb aber ist es noch nicht aus der Welt geschafft. Und was wir weder müssen noch dürfen, ist: an die Echtheit all der vielen „erhärteten Resultate“ glauben, all der hunderttausend Dinge, die in der heutigen Medicin als „einwandfrei feststehend“, „tausendfach erwiesen“ gelten. Wer die Mittel aus nächster Nähe sieht, mit denen hier der Glaube um jeden Preis erzwungen wird — Oberflächlichkeit, Autorität und Unwissenheit, Statistik, Todesfurcht und Seuchenschrecken, Kommando von oben und unten, Staatsdruck und Strafrichter —, Der muß Vieles für Trug und Irrthum

halten, worauf als „Wahrheit“ zu schwören heute Aerzte und Publikum nur allzu leicht geneigt sind. Ein beträchtlicher Theil Dessen, was heute vielfach als „Wissenschaft“ und „Wissen“ ausgegeben wird, ist durch willkürliche und einseitige Thatsachendeutung zu schwärzestem Aberglauben geworden. Unsere angeblich so exakt gewordene „medizinische Wissenschaft“ ist, was ihre Forderungen an den Glauben des Einzelnen anbetrifft, jetzt schon auf dem besten Wege, eine Religion zu werden. Wer heute in der Ausübung seines ärztlichen Berufes gegen wissenschaftlich aufgestellte und staatlich privilegirte, noch so unhaltbare Dogmen verstößt, läuft Gefahr — zwar nicht verbrannt, doch — vor Rehergericht und Staatsanwalt geschleppt, mindestens aber aus der Gemeinde der Gläubigen gestossen zu werden.

Großlichterfelde.

Professor Dr. Ernst Schweninger.



Unfruchtbare Schönheit.

Sch lebe mitten in einer unbewohnten Stadt. Ringsum hat der Bau-
schwindel auf die leeren Vorstadtwiesen gestampft und alsbald sind überall die rohen Backsteinmauern hervorgeschossen, die einen schnell wie Pilze nach dem Regen, die anderen langsam und sprunghaft, wie es gerade der Bauherr aller Bauherren, das Geld, erlaubte. Anfangs stand das Alles wild genug durcheinander, wie vom Sturm hergeblasen, regellos wie ein Urwald. Ganz allmählich aber wurden da und dort zwei, drei feste Straßenlinien sichtbar und offenbarten herrlich die Weisheit des Magistrates, der in seiner Fürsorge hier schon längst Festes und Fließendes geschieden hatte.

Nun sind aber die Häuser fertig und warten. Die Hausthür ist ein großes Loch, die Fenster sind kleine Löcher; nackt und klar steht der Bau da, in strengster Zweckmäßigkeit, das allertreueste Abbild des Baugedankens. Thür und Fenster, Treppen und Böden sind an ihrem Ort. Jetzt nur noch der wetterfeste Bewurf: und die Miether können kommen.

Und wirklich: Jemand kommt; aber nicht die Miether, sondern der Stuckateur. Denn der Stuckateur ist der Lieferant für einen wichtigen Artikel, der noch fehlt: er liefert die Schönheit, — die Schönheit, die nicht Frucht des Zweckgemäßen ist, sondern die auf die fertige Verkörperung des Baugedankens gehängt wird wie eine Schürze oder wie ein Hemd. Das Nützliche ist eine Sache für sich, das Schöne ist eine Sache für sich. Sie Leben, — die Schönheit! Den Zwischenraum zwischen Beiden füllen die Noth, der Hunger und die Verzweiflung des Künstlers aus.

Unfruchtbare Schönheit! Schönheit, die nicht Frucht des Lebens ist, Schönheit, die kein Leben fruchtet! Sie ist in den Gedichten, die Niemand liest, in den Delbildern, die Niemand kauft, weil sie in keinen Innenraum passen, in den Plakotentwürfen, die man nicht brauchen kann, in den Bühnenwerken, die niemals aufgeführt werden. Der heitere Apollon ist zum glühenden Moloch

geworden und hält seine Söhne, die Künstler, in einer verderblichen Umarmung fest. Wo ist die Schuld? Sicher nicht bei dem ehernen Gott; denn er wird geheizt, mit und ohne seinen Willen; er muß glühen und sengen, was nicht von ihm lassen will. Schuld ist immer da, wo die Möglichkeit einer befreienden That ist, nämlich bei den Menschen. Gebrannt Kind scheut das Feuer; auch der hungernde oder von Zweifeln gequälte Künstler wird endlich die unfruchtbare Schönheit in ihrer Feindschaft gegen die Evolution durchschauern lernen. Wie anders soll denn die Entwicklung zu den Menschen reden, wenn nicht durch Schmerzen, Lüste und Bedürfnisse? Verstehen wir denn überhaupt eine andere Sprache? Die Entwicklung heizt also den Moloch Apollon, daß er in allen Fugen knackt. Je größer die Blasen sind, die seine Berührung zieht, desto heller wird es in den Köpfen: so harmonisch ist der Mensch eingerichtet, daß es sogar von seiner Epidermis noch einen Weg zu seinem Hirn giebt.

In der Praxis wie in der Theorie der Künste überwuchert die idealistische Phrase. Die Künstler haben zum zweiten Mal nach Goethe über das Leben einen Pyrrhusieg erfochten. Sie werden sehen, daß sie sich damit den Tod erkämpft haben, den Tod des Objectes und den eigenen Tod. Sie haben den Klassikern die peinliche Unterscheidung zwischen Lebenswahrheit und Kunstwahrheit nachgedrückt und sehen sich nun mit ganz ungerechtfertigtem Staunen um das Leben in jedem Sinne geprellt. Denn erstens entschwindet das Leben ihren Objecten, das Gegenständliche und Eigentliche wird zum Schatten geschwächt; zweitens werden sie durch ihre Kunst vom modernen Kulturleben abgedrängt; drittens verzichtet das Leben darauf, ihre Kunst mit seinen Geldwerthen zu messen.

Aus all diesen Gründen strebt die Entwicklung triebhaft von der unfruchtbaren Schönheit fort, der konstruktiven Schönheit zu. Wir gehen aus unserer ästhetischen Hypertrophie einer großen ästhetischen Resignation entgegen, deren Inhalt wir freilich jetzt noch nicht bestimmen können. Aber wir werden den Weg gehen und haben alle Ursache, ihn so bald wie möglich anzutreten, herzlos gegen alle Opfer, erbarmungslos auch gegen uns selbst. Wir werden verlernen müssen, in greisenhaftem Eigensinn oder in knabenhafter Ueberstürzung nach einer weltanschaulichen Harmonie zu streben, die es jetzt einfach in der Welt nicht geben darf. Bitte, ein Rundblick: Wie steht es mit all Denen, die sich eine Harmonie erzwungen haben? Sie fangen mit dem Leben an und hören — ach wie bald! — mit der unerhörtesten Lebensflucht auf. Sie harmonisiren sich prompt zum Dasein hinaus und ihre Stimmen aus der Wüste predigen laut und vernehmlich den einen Text: Feindschaft zwischen Leben und Ruhebedürfniß, Todfeindschaft zwischen Leben und allem Streben nach breiter, weltanschaulicher Harmonie! Ernste alte Männer predigen auf offenem Markt die Sünde wider den Geist: in tausend Tonarten singen sie das Rattenfängerlied von Goethe, von Gelassenheit, von Fetterkeit und Ruhe; als ob die Kraft, die den Dichter Goethe am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bildete, heute noch aus dem selben Menschenkeim einen Goethe bilden könnte!

Unfruchtbare Schönheit!

Aber tauchen wir muthig unseren Schönheitbegriff in das Stahlbad der Konstruktion, lassen wir ihn organisch wachsen; reden wir ihn aus auf der Stredbank der unromantischen, unidealistischen Wahrheit. Der Naturalismus ist „über-

wunden“, die Zeit der Glendsideyllen ist vorbei; wissen wir denn wirklich noch, wie überwältigend, wie herzlich schön das Leben ist? Wird es diesmal endlich im Stande sein, all die alten Formen zu sprengen, in die sich der junge, tolpatschige Naturalismus von theoretisch quinquilirenden Mattenfängern hineinlocken ließ? Wird es sich hüten vor den verbrecherischen Künstlern, die es auf breiten Delschwarten mit der „einheitlichen farbigen Weltanschauung“ verkuppeln wollen? Wird es vor Allem die alte, lebensschändende Schaubühne endlich verwandeln können, die bis jetzt noch immer der Tod der Wahrheit und die Hochburg der Lüge war? Nicht umsonst hat gerade die klassische Zeit die feinste, alexandrinischste Bühnenästhetik entwickelt; nicht umsonst war Schiller, grausam, kühn, unnatürlich, wild und frei, wie ihn Goethe mehrfach nennt, nicht umsonst war er Besitzer eines fabelhaften Blickes für theatralische Wirkung, der er alles Lebendige und Gegenständliche zu opfern befahl, bis auf die Schatten, für die allein „des Theatrischen Wagen gezimmert ist.“ Wie die Aesthetik der Klassiker die feinste, so ist sie auch die letzte gewesen: bis auf den heutigen Tag wird an der Theaterklasse das Leben feierlich gemeuchelt und drinnen geht nur sein Gespenst um: die Thräne, wie Schiller sagte, die Impression, wie wir heute sagen. Jeder Dramatiker muß das Sachliche und Eigentliche der Vorgänge aus dem Wege räumen; nur durch diesen Ritualmord bahnt er sich den Weg zur Orchestra, deren Form sich wie eine Krankheit bis in die Gegenwart vererbt hat.

Wir haben Schopenhauer gehabt, den nothwendigsten, aber erbittertsten Pamphletisten auf jene treuherzige Wirklichkeit, von der wir hier reden. Das Sachliche und Eigentliche hat er auch aus unserem intellektualen Bereich entfernt; auch er ließ uns nur die Schatten, die Thräne, die Impression. Unfruchtbare Schönheit, unfruchtbare Weisheit! Wir aber haben den Beruf zum Leben; denn Leben, grausames, kalt- und klares Leben thut uns bitterlich noth.

Voilà: der Stuckateur ist fertig! Freundliche Architektur schmückt die vorher so öden Mauern. An der ganzen Fassade wimmelt es von Triebkräften, von Motivirungen und Beschönigungen. Die unfruchtbare Schönheit hat ihren Tribut erhalten. Ja, er hat motivirt und „glaubhaft gemacht“, der Tausendkünstler, nicht zufrieden damit, daß doch ohnehin jeder Stein und jeder Vorsprung todsicher an seiner Stelle verharret, und zwar nach ganz anderen Gesetzen und Motiven als denen, die er soeben aufgeklebt hat. Das ist es: falsche Triebkräfte werden ausgedrückt, Lügen sind die Stuckvoluten, Lügen sind die Säulen unter den Loggien, Lügen sind die Gesimse der Fenstergewänder, die Wölbungsprofile über allen Oeffnungen, Lügen sind die Fassadengliederungen, Lügen sind die Materialien. Darunter stecken aber die Eisenschienen, tief ins Mauerwerk eingebettet, und tragen mit ihrem vorragenden Hüftel den Erker viel „glaubhafter“ als die Caryatiden, die sich ächzend und knirschend darunter winden.

Die Caryatiden winden sich in der That mit anerkannter Bravour. Gunther, im Zweikampf mit Brunhilde, ächzt ganz erschrecklich und fuchtel wild mit den Armen; Siegfried aber in der Tarulappe thut den siegreichen Schuß und Sprung. So stehen wir. Ist es Recht, daß der Schwundler die Braut behält?

München.

Wilhelm Michel.

Selbstanzeigen.

Jüdische Schriften. „Messias, der kommende jüdische Mann.“ Sturz der kirchlichen, Stabilirung der jüdischen Messiaslehre. 3 Mark.

Ich habe dieses Buch nicht geschrieben aus literarischer Eitelkeit, sondern aus Liebe zum Volk Israel. Darum soll es bei aller Massivität seines wissenschaftlichen Inhalts leichte Beweglichkeit bewahren. Jeder denkende, geistig interessirte, suchende Mensch, vornehmlich jeder „moderne“ Jude soll es lesen können. Kein schwerfälliger, wissenschaftlicher Apparat soll dem Leser die Aussicht in das messianische Land, das ich ihm zeigen will, versperren. Nur ein Buch muß bei der Lesung dieses Buches neben ihm liegen, wie bei der Lesung einer detaillirten Reisebeschreibung über neue, wenig bekannte Gegenden ein Atlas oder beim Studium der Kriegsgeschichtlichen Detailschilderung einer besonders komplizirten Schlacht eine topographische Karte —: die Bibel. Ich habe absichtlich viele Bibelstellen, zumal wenn eine neue, richtige Uebersetzung nicht unbedingt nöthig war, nicht ausgeschrieben, sondern nur Bezug darauf genommen; nicht aus Gründen der Raumökonomie, so sehr ich diese Rücksicht im Allgemeinen walten lassen muß, sondern, ganz offen gesagt, um den Leser zu zwingen, selbst die Bibel aufzuschlagen. Sehr fromme und weniger fromme Juden („unfromme Juden“ giebt es nicht) sollen das Buch mit anregender Wirkung lesen können. Es moralisirt nicht, es „predigt“ nicht: es ist eine Reihe von absichtlich in möglichst weltlichem, modernem Stil gehaltenen, vielfach im Ton des „conférencier“ gesprochenen theologischen Reden; es frömmelt nicht, missionirt nicht, polemisirt nicht mit Ach! und Weh! und gesalbter Predigermiene gegen „Unglauben“ und Halbglauben; es postulirt überhaupt keinen „Glauben“, sondern es argumentirt, es demonstirt und soll der Erkenntniß eine Bahn bauen. Und gerade darum wird nur einer Kategorie von Menschen dieses Buch, dieses mein papiernes alter ego, in unveröhnlicher Feindschaft, in rücksichtsloser Kriegsbereitschaft entgentreten, in der eisern festen, in den tiefsten Tiefen meines Bewußtseins verankerten Absicht, einen Krieg bis zum Aeußersten gegen sie zu eröffnen, einen heiligen Freiheitkrieg, in dem dieses Buch gewissermaßen die erste Entscheidungsschlacht liefern soll: Das sind die Pfaffen, die Kirchenpriester aller Konfessionen.

Dr. Moritz de Jonge.

Jüdische Schriften. Jeschuah, der klassische jüdische Mann. Zerstörung des kirchlichen, Enthüllung des jüdischen Jesusbildes. 2 Mark. Beide Schriften erschienen in Berlin bei Hugo Schildberger.

Dieses Buch soll ein Bild bieten Jeschuahs von Nazareth, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit war, wie er ein Jude war, wie er als Mensch lebte und lebte, wie er lehrte und wirkte als Lehrer und Prophet. Oder vielmehr: eine ganze Reihe von Bildern, die in ihrer Gesamtheit ein Totalbild des gewaltigen Einzigen darbieten. Oder vielmehr: eine lange Reihe von Reliefs auf jüdischem Hintergrunde, die ihn so plastisch zeigen, daß man ihn im Geiste glaubt greifen, fühlen, betasten zu können, wie Thomas körperlich den Auferstandenen griff und begriff. Plastik soll dieses Buch bieten, nicht Malerei oder Zeichnung. Und nicht ein Bild, sondern viele. Kein Rembrandt, kein Venbach und auch

kein Michelangelo könnten den konzentrierten Gehalt seines Wesens in einem Bilde gestalten. Einige Duzend Statuetten stelle ich auf, ausgegraben aus den tiefen Schichten der Evangelien, die die Kirche mit scholastischem Sand und dogmatischem Geröll verschüttet und verdeckt hat. Und diesen Schutthaufen hat sie geschickt übertüncht, ein Kreuzifix auf ihm errichtet, hinter diesem eine Coulisse aufgestellt und auf ihr Schattenrisse, Silhouetten des Einzigen und Karikaturen des klassischen jüdischen Mannes angeheftet. . . . Nein: Das kann nicht unser größter jüdischer Bruder sein, rufen mit subjektiver Berechtigung unsere altgläubigen Juden, wenn sie den Kirchen-Jesus sehen, wenn er ihnen in der Theorie wie im Leben als ein Pietist à la Zinzendorf, als der älteste Kirchenvater nach Art des unheiligen Augustinus, als der erste Professor der „Gottesgelahrtheit“, als der Vorläufer der Tholuck, Steinmeyer, Rastan oder Harnack, als das Urbild eines für preußisches Christenthum agitirenden Polizeiministers dargestellt wird. Wie der erste Jeschuah, der kleine Jeschuah ben Nun, als Führer von seinem Volke geehrt, geliebt und geachtet wurde und darum sein Volk in das Gelobte Land führen konnte: eben so sicher wird auch Jeschuah der Große, der Einzige, als Meister und Führer in das Gelobte Land der Gotteserkenntniß anerkannt werden, wenn er als Jude seinem Volke vorgestellt wird. Und auch er bedarf eines Moses, der ihn dem Volke „vorstellt“. Aber dieser Moses ist nicht sein Vorgesetzter, wie Moses der Große der des kleinen Jeschuah war, sondern umgekehrt: ich, der kleine Moses de Jonge, fungire in diesem Buch als demüthiger Diener Jeschuahs des Großen, Gewaltigen, Einzigen. Als sein Garderobier, der vom Kirchenkostüm ihn befreit und ihm Stück für Stück die jüdischen Gewänder wieder anlegt, die er in Wahrheit trug, als Mensch, als Rabbi und Prophet.

Dr. jur. Moriz de Jonge.



Maulbronn. Die baugeschichtliche Entwicklung des Klosters im zwölften und dreizehnten Jahrhundert und sein Einfluß auf die schwäbische und fränkische Architektur. Straßburg, J. F. Ed. Heitz.

Maulbronn ist ein altes Cisterzienserkloster im nordwestlichen Württemberg, dessen Vorzüge viel zu wenig bekannt sind. Es kann als die besterhaltene Klosteranlage Deutschlands aus dem Mittelalter gelten. Seine Lage ist herrlich, seine Bauten sind von außerordentlicher Schönheit. Sie stehen vor dem heutigen Betrachter wie ein Wunder ohne Anfang und Möglichkeit des Vergehens; und Viele ziehen verständnißlos daran vorüber. Allen, die Maulbronn kennen und lieben, habe ich gezeigt, wie die Entstehung der Gebäude zu denken sei und daß auch diese Kunstwerke mit den selben Augen geschaut werden müssen, mit denen wir modernen Schöpfungen gegenübertreten.

München.

Dr. Paul Schmidt.

Nothfeuer. Leipzig, 1904. R. Staackmann.

Zuerst ein Bekenntniß: Ich bin — trotz zwanzigjähriger schriftstellerischer Thätigkeit — „unberühmt“. Ich produziere mich weder als Messerschneider noch als Schlangenmensch, weder als Rohlrabi-Apostel noch als Quartalskäuser oder fliegenden Wursthändler. Ja, ich reise nicht einmal als bezahlter Reklame-Mutler

oder für eine Guanofabrik. Und so was wäre doch das Wenigste, das ein deutscher Dichter thun sollte, um „von sich reden“ zu machen . . . Ich bedaure sehr, daß ich auf keinem dieser Gebiete gesündigt habe. Sonst wären meine ersten Gedichtbücher vielleicht nicht so wundervoll totgeschwiegen worden. Diesmal ein gleiches Geschick befürchten, hieße wahrlich, die vox angelica der sechsten Großmacht weniger hoch schätzen, als sie verdient. Mein: ich verehere sie. Mein Notau ist so redlich wie sie selbst. Ich bin weder ein kapitalistischer Delgöze, noch bestaunter Allermeltaffe, noch frisirter Pintscher der „öffentlichen Meinung“; nur ein vogelfreier Poet ohne Clique und Claque. Hier, als Probe, ein paar Verse aus einem Gedicht meines neuen Buches:

Triumph des Lebens.

Habt Ihr den Tod gesehn, den Fabelgreis?
 Sein Flatterbart ist flächsern weich und weiß.
 In seiner Hut die Sanduhr rennt und rinnt:
 In seinem Aug' die Blutgier brennt und sinnt.
 Aus Rache, daß er nimmer sterben kann,
 Fällt wie ein Wolf er alles Leben an.
 Bald hier, bald dort, zugleich an jedem Ort,
 Beschreibt er grinsend seine Spur mit Mord:
 Mit jedem Senjenhieb der Knochenhand
 Streckt er viel Tausend stündlich in den Sand
 Und doch! Ob er uns Tag und Nacht bedroht:
 Das Leben ist doch stärker als der Tod.
 Es sproßt an ihm empor millionenfach
 Und dröhnt ihm den Triumph des Siegers nach!

Ernst Kreowski.



Friedrich Nietzsche. Wien, Wilhelm Braumüller.

Aus jedem Werk Nietzsches den einheitlichen Grundzug hervortreten zu lassen und diese anscheinend so gegensätzlichen Gedankenwelten wieder in eine Entwicklungreihe zu bringen, ist keine leichte Aufgabe. Ich will auch nicht behaupten, sie gelöst zu haben; aber redliche Mühe habe ich mir mit dem Versuch gegeben. Voraus geht eine biographische Skizze, in der das Verhältniß Nietzsches zu Wagner, Rohde und Anderen psychologisch gedeutet, seine Beeinflussung durch Goethe und Burckhardt gezeigt wird. In den beiden Schlußkapiteln wird Nietzsches Weltanschauung als „dionysischer Hedonismus“ aus dem pessimistischen Idealismus entwickelt. Dabei habe ich die These aufgestellt, daß nur der Materialist ein Recht habe, Optimist zu sein, der selbst nur erkenntnistheoretisch-metaphysische Idealismus in seinen logischen Konsequenzen aber zum ethischen Idealismus und durch diesen zum Pessimismus führen müsse. Auch habe ich mich bemüht, die ungemein dunkle Frage, inwiefern Nietzsches Weltanschauung eine konservative genannt werden muß, nach Kräften aufzuhellen.

Dr. Jakob F. Hollitscher.



Zwischen den Schlachten.

Sieh Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu neben der Preussischen Centralgenossenschaft'asse die Darmstädter Bank; auf sie könnte das Reich sich stützen, wenn bei der Konversion der zwanzig Millionen vierprozentiger Schatzscheine, die Anfang April fällig werden, ein peinlich zu tragender Rest bleiben sollte. Nun dürfen wir getrost in die Zukunft blicken. Ob die Emission dieser Schatzscheine und die merkwürdige, für Deutschland jedenfalls ganz ungewöhnliche Art ihrer Placirung in Amerika ein Meisterstück staatlicher Finanzkunst war: diese Frage wird bekanntlich von den Gelehrten noch immer sehr verschieden beantwortet. Viele hält wohl nur der begründete Respekt vor dem Talent und der Erfahrung des Reichsbankpräsidenten Dr. Koch von einer Verurtheilung der Transaktion zurück, bei der er sicher ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, wenn sie nicht gar seinem Hirn entstammte. Aber schließlich ist ja auch Homer manchmal eingenickt; und große Fehler heben durch differenzirende Züge ein Charakterbild erst von dem rosig gepinselten Durchschnitt ab. Immerhin können die Unternehmer des Geschäftes vom Jahr 1900 zur Entschuldigung anführen, daß vor dem deutschen schon der viel mächtigere englische Schatzminister die Hilfe des neuen money lender jenseits des Wassers angerufen und ihn himmelhoch gebeten hatte, sich doch gütigst der nothleidenden Bürgerschaft in der alten, ausgemergelten Welt annehmen zu wollen. Daß der Thron der Allbeglückter in Wall Street so rasch zusammenbrechen, daß die Konsols der englischen und die Schatzscheine der deutschen Regierung so bald wieder die Heimreise antreten würden, wagte damals, gegen die Autorität der Maßgebenden, natürlich also auch Wissenden, Niemand zu prophezeien. Das Endergebniß der Sache war und blieb eine Blamage, der man, um nicht aus dem Stil zu fallen, nun ein nicht minder blamables Nachspiel folgen ließ. Das Reich läßt sich bei einer so geringfügigen Operation, wie es die Umwandlung von 20 Millionen Mark vierprozentiger Schatzscheine in dreieinhalbprozentige ist, von der Darmstädter Bank garantiren, daß ihm keine Schatzscheine auf dem Hals bleiben, sondern jedes Quantum abgenommen werden soll, das etwa zur Bareinlösung präsentirt wird. Vorsicht ist, wie Figura zeigt, die Mutter der Weisheit des Freiherrn von Stengel. Nun ist ja Vorsicht gewiß eine sehr schätzenswerthe Eigenschaft; namentlich kann ein Finanzminister bei der Aufstellung des Budgets gar nicht vorsichtig genug sein. Aber Alles zu seiner Zeit; allzu deutlich erkennbare Vorsicht kann schädlich wirken. Der Würde der stattlichen Frau Germania entspricht es wohl kaum, daß sie sich bei einer Cappalie, wie es die Konversion von 20 Millionen Mark ist, auf die Bank für Handel und Industrie stützt. Die Hessen mögen sich freilich der Thatsache freuen, daß ein in hessischem Boden wurzelndes Institut dem Reich coram publico Ketterdienste leistet. Zur Bethätigung der wirklich rührenden und zweifellos heldenhaften Opferwilligkeit, von der die Darmstädter Bank bei dieser Gelegenheit ein Beispiel giebt, wird es nach menschlicher Berechnung ja nicht kommen — wenn nicht etwa vor dem ersten Apr die Welt untergeht —, den Anspruch auf eine moralische Anerkennung kann ab den am Schinkelpfatz herrschenden Bankdirektoren Niemand bestreiten. Jrgend wie muß sich der Freiherr von Stengel erkenntlich zeigen. Vielleicht überläßt

er sein Amt, das er nun schon lange genug bekleidet hat, um seine glänzende Befähigung für etwas Anderes zu erweisen, Herrn Nießer. Dem thäte er damit gewiß einen großen Gefallen; und ob sich das Reich nach solchem Personenwechsel schlechter stünde, bliebe erst noch abzuwarten. Die schönen Zeiten des Staatsreiterthumes wären dann freilich für die Darmstädterin vorüber; denn als Staatssekretär würde Herr Nießer sicher Alles vermeiden, was sein zärtliches Gefühl für den Exkollegen Bernhard Dernburg bösen Menschen enthüllen könnte.

Der Muth, den Herr von Stengel bei der Rückversicherung seiner kleinen Konversion bewies, ist übrigens, nach Abzug Dessen, was auf das persönliche Konto des bayerischen Felden geschrieben werden muß, nicht ganz ohne symptomatische Bedeutung. Ohne sich einzugestehen, fürchtet sich Groß und Klein vor dem vielleicht bald nahenden Vendemain der fröhlichen Feste, die an der Börse auf die Schreckenstage der Februarprolongation gefolgt sind. Man möchte sich gar zu gern einreden lassen, der russisch-japanische Krieg könne, weil aus dem fernen Osten keine irgendwie wichtige Nachricht mehr kommt, als kursbildender Faktor ausgeschaltet werden. Rußland und Japan? Ach ja, die zanken sich weit hinten in der Mandchurei und auf Korea. Schade um die Mühe, die das Ausschneiden der Kriegskarte aus dem Tageblatt gemacht hat. Das nennt sich Krieg? Nein zum Lachen, diese Seeschlangen-Epopöe über die ewige Schlacht vom achten Februar! Aber das Lachen ist doch nur erkünstelt. Die Lacher wissen ganz gut, daß nach der Ruhe morgen der Sturm kommen kann. Die Depeschen werden streng censirt und kein verrätherischer Laut bringt durch den eisernen Vorhang, der das Kriegstheater dem Ohr und dem Auge sperrt. Wenn der Vorhang aber aufgeht, wird die Börse vermuthlich schnell das Lachen verlernen. Auch der kleine Thyssen, der in der letzten Zeit zum größten Mann herangewachsen ist, wird nicht im Stande sein, diese Schrecken zu beschwören; und selbst wenn die Aera der Fusionen uns mit einem Dreibund Gelsenkirchen, Schalke und Mülheim überraschte, würde der erste ernsthafte Zusammenstoß von Russen und Japanern die Börsianer in bleiches Entsetzen jagen. Noch weiß man nicht, wie viele Truppen die Japaner gelandet haben; mit Bittern und Zagen greift aber Jeder nach seiner Zeitung und dankt dem Himmel, wenn das Verhängniß wieder um vierundzwanzig Stunden hinausgeschoben scheint. Am Ende wird der Freiherr von Stengel doch Recht behalten. Wer kann sagen, in welcher Verfassung die Börse den April begrüßen und ob sie in der Laune sein wird, ihr Ohr Scherzen und dem Reich Geld zu leihen? Wir müssen dem Schatzsekretär vielleicht bald jedes Tadelswörtchen abbitten und dankbar zu den Fenstern emporblicken, hinter denen die Herren Nießer und Dernburg im Interesse des Reiches schlaflose Tage verbringen. An Unheil kündenden Vorzeichen fehlt es wahrlich nicht. Seit den Zusammenbrüchen der beiden Meyer hat die stolze Welt unserer Finanz manchen Sturm erlebt. Bremen, Dresden, Berlin, Frankfurt: wohin das Auge schaut, Trümmer und Leichen. Und für Viele, die sich heute noch aufrecht halten, war der Februarultimo schon eine schwer zu überstehende Belastungsprobe. Noch ein Schlag, noch eine Deroute, wie sie eine Niederlage der Russen im Nu bringen könnte: und Zweig auf Zweig sähen wir fallen. Das wissen die Finanzregisseure genau und stehen deshalb im stillen Kämmerlein, daß sich wenigstens bis zum nächsten Ultimotermi nichts Sensationelles ereignen möge. Für den April

wird dann der Himmel in Gnaden sorgen. Sogar die mächtige Deutsche Bank, die sich das Bravourstück erlaubte, mitten in dem Höllentreiben, der Ende Februar getanzt wurde, mit einer Terrain-Emission herauszukommen, hat die Lust an solchen Künsten allmählich verloren. Vor dem Parterre ruhig lächeln, scheinbar munter weiterspielen, während hinter der Szene die Löschmannschaft einen gefährlichen Brand zu ersticken versucht: dazu gehört ungewöhnliche Selbstdisziplin und Geistesgegenwart. Aber auch solchen Tugenden zieht die Menschenkraft ihre Grenzen. Wenn die Hitze auf den Brettern zu arg wird, werden die Herren der Deutschen Bank sich hüten, den Leuten noch länger Komödie vorzumachen. Jetzt ist in allen Wipfeln Ruhe. Keine Emission in Sicht. Ueberall sind Posten aufgestellt und jeder verdächtige Wanderer wird schon von Weitem angerufen. *Toujours en vedette* heißt die Losung. Und bereits naht das zweite Quartal. Dürre ringsum. Herr Felix Gutmann leert mit Herrn Strobel pünktlich bei Dreffel Sektflaschen. Das erwartet die Welt von ihm und ein Gutmann läßt die Welt nicht vergebens warten. Aber das Bischen Flüssigkeit kann, selbst wenn die theuerste Marke gewählt wird, den befruchtenden Regen nicht ersetzen, nach dem im Bereich der Banken und Börsen Jedermann lechzt.

In so brennender Sehnsucht lechzt, daß jedes winzige Wetterzeichen als Symptom einer Weltwende gedeutet wird. Der Türken Sultan hat sich mit dem Fürsten von Bulgarien verständigt: und sofort heißt es, nun sei auf dem Balkan nichts mehr zu fürchten. Als ob der Werth papierner Abmachungen im Orient höher wäre als im Occident; als ob Makedonen und Armenier, wenns erst wieder warm wird, *Abul Hamid* und Ferdinand um die Erlaubniß bitten würden, loszuschlagen und Bomben werfen zu dürfen. Der Börse genügt das Stückchen Papier als Stütze des Rentenmarktes. Sie begrüßt sogar die dürstige Novelle zum Reichsstempelgesetz fast wie eine frohe Botschaft. Und haben nicht die Oberschlesischen Walzwerke den Verkaufspreis fürs zweite Quartal erhöht? Sind Bochum, Laura, Harpener, Hibernia, Rheinische Stahlwerke nicht ganz hübsch hinaufgeklettert? Hat *Gelienkirchen* sich nicht leidlich gehalten? Dagegen bedeuten kleine Unfälle à la *Brendel*, *Roehne*, *Horn* nichts. Gefährlich, *Schmuntzel* der *Haussier*, könnte nur der Krieg werden; und der bleibt sicher lokalisiert und schreckt die europäischen Mächte schon heute nicht mehr: sonst wäre der Deutsche Kaiser nicht ins Mittelmeer gefahren. Wer hoffen will, findet immer ein Halmchen, an das er den Wunsch klammern kann. Uns sieht, den unbefangenen Beobachtern, der Himmel ziemlich dunkel aus. Jeder Interessirte aber hat seine besondere Brille. Das ließ sich schon aus den Bankbilanzen der letzten Zeit erkennen; ein lohnendes Kapitel vergleichender Psychologie wäre darüber zu schreiben. Und nun erst die Kleinen und Kleinsten, deren zusammengeballte, dem selben Interessendienstbare Macht stets Eintagsfolge, manchmal auch Wochenwirkungen zu erzielen vermag! Sie brauchen das roßige Licht und zauberns für ein Weilchen immer wieder herbei. Was bedeutet denn die Meldung, die Börse habe die Woche in *Haussestimmung* geschlossen? Etwa, daß ernste Gründe für eine bessere Auffassung der Lage sprechen und man den Trübsinn verbannen dürfe? Nein: sie verbrämt nur die wirthschaftlich weniger werthvolle Thatsache, daß in Berlin (und nicht nur in Berlin) die *Haussepekulation* heute noch stärker ist als die *Fixerpartei*.

Dis.

Notizbuch.

Unendliches Geredz. Reichstag und Landtag in schönem Wettstreit. Am Königsplatz über Soldatenmißhandlungen, Manöver, Luxus im Offiziercorps, Militärromane; in der Prinz Albrecht-Straße über Eisenbahnen, Grundsätze der Staatsverwaltung, Fremdenpolizei, Dänen, Polen, Welfen, über die Pflicht, die Sozialdemokratie zu zähmen, zu zerschmettern. Eine Zeit parlamentarischer Passion. Und ein wahrer Segen, daß die Zeitungberichte fast unlesbar sind; denn was der nicht der Berlagepolitik dienstbare Abgeordnete sagt, wird so unverdächtig entstellt, daß es wie das Gelall eines Narren klingt. So wird der Bürger schnell von dem Versuch abgeschreckt, sich vom Kaffeetisch aus durch das Dickicht zu winden. Einzelne gute Reden; die beste hielt Herr Stoecker, der den alten Impetus, die alte Kraft wieder fand und von seinem Standpunkt eines preußisch frommen Christen so wirksam fürs schwarzweiße Heer und gegen die rothe Rotte sprach, daß er eine Stunde lang der Exponent der ganzen im Reichstag vertretenen Bourgeoisie war und vom Kriegsminister nach Verdienst mit einer ehrfürchtigen Neigung des Hauptes belohnt wurde. Frisch, lustig und tapfer, wie fast immer, auch Herr Jordan von Rocher, der nach dem Zugeständniß, mancher kleine Gardelieutenant sehe auf der Straße wie ein „Fackel“ aus, zu rechter Stunde an die allzu lange schon vergessene Thatsache erinnerte, daß selbst solche Fackles mit Anstand fürs Vaterland zu sterben wissen. Das Meiste natürlich den Preßstimmen des letzten Semesters nachgeschwaht. Quarl, der durchs Treten breit, nicht stark wird. Preußen und die Verbündeten Regierungen rednerisch besser als sonst betreut. Der Unparteiische konnte nicht verkennen, daß die Herren von Einem, Budde, von Rheinbaben stärkere Argumente und eine konzinnere Ausdrucksform hatten als ihre Gegner. Besonderes Lob verdient Herr von Einem; unermüdlich, zäh und mit einem Glanz, der auch den Zweifler mitreißt. Dabei kein Plauderer und Pointenjäger wie der Kollege Kanzler, sondern ein Mann, der seinen Stoff beherrscht und nur über gründlich durchgearbeitete Dinge spricht. Nicht so sicher und fein wie der zweite Bronsart, dem er nachahmt. Der hatte Humor, hatte etwas Musisches in sich; und Einem kann einstweilen nur pathetisch oder witzig sein. Doch gegen Gofler ein Genie; common sense und die Behendheit eines alten Parlamentsstrategen. Schade, daß auch er unkluge Retizenzen nicht mied. Er durfte nicht thun, als könnten Juden im deutschen Heer Offiziere werden, wenn ihre Leistungen genügen. Durfte sich nicht erst das Geständniß abzwängen lassen, daß er der Regimentskommandeur war, der den Prinzen Prosper Arenberg unter die Westfälischen Kürassiere aufnahm. Durfte namentlich nicht leugnen, daß der Erbprinz von Meiningen wegen seines Mißhandlungerlasses das Corpskommando verloren hat. Nur wegen dieses Erlasses; und die brüske Verabschiedung wurde so sehr als Strafe und Kränkung empfunden, daß der Kriegsherr sich nachher entschließen mußte, durch Verleihung einer Generalinspektion den Großwichtigen Bundesfürsten zu sänftigen. Immerhin kann die Armee froh sein, daß sie Herrn von Einem hat; in Abwehr und Angriff war er fast stets Sieger und den Sozialdemokraten haben die Hauptschlachten und Scharmützel keinen Vorber gebracht. Sie übertrieben, waren allzu sentimental und trugen unkontrollirte Beschwerden ins Haus. Konnten seufzend auch wieder merken, wie der dresdener Parteitag ihrem Ansehen geschadet hat. Der alte Respekt ist fort. Herr Bebel, der auch diesmal wirksame Momente schöner Leidenschaft hatte, schien ein Bischen

müde und sprach zu oft und zu lange. Merkwürdig war sein Gelöbniß, in einem gerechten Krieg zur Vertheidigung des Vaterlandes mit den Genossen den letzten Blutstropfen zu opfern. In Dresden hatte er geschworen: „Ich will der Todfeind dieser bürgerlichen Gesellschaft und dieser Staatsordnung bleiben, so lange ich lebe, um sie in ihren Existenzbedingungen zu untergraben!“ Das würde eine feindliche Armee schneller besorgen; und aus den Ruinen der Staatsordnung könnte endlich dann die sozialistische Gesellschaft erblühen. Warum also zur Vertheidigung eines gehäßten, unerträglichen Zustandes den Finger rühren? Herr Bebel ist kein Heuchler; nur eben ein von Stunde und Stimmung abhängiger Mann, der alustische Wirkung sucht und verächtlich lächelt, wenn man ihm die Optik des Handelnden empfiehlt. Sein neuestes Gelöbniß beweist, wie ungefährlich die dresdener Drohung ist. Ueberhaupt muß man dem General Colmar von der Goltz zustimmen, der gewarnt hat, die bösen Reden und Schriften gegen das Heer allzu tragisch zu nehmen. Daß es den Offizieren widrig ist, nach hartem Dienst täglich am Pranger zu stehen, kann man begreifen; auch, daß sie die Gelegenheit herbeisehnen, in einem Krieg zu zeigen, was sie dem Land leisten. Gar so bitter ernst ist der Fehderuf der Demokraten ja aber nicht gemeint. Die wirklichen Schäden sehen sie kaum. Und was kommt bei dem ganzen Gerede heraus? Der Abgeordnete Hinz polemisiert gegen den Kollegen Kunz und die Corona entscheidet dann, wer mehr Blutige abbekommen hat. Ein kindliches Spiel. Ist oben drein noch bewiesen, daß nicht jeder Lieutenant ein mönchisch keusches Leben führt, so wird Viktoria geschossen. Ein großer Theil aller Mißstände wäre beseitigt worden, wenn der Reichstag den Willen ausgedrückt und durchgesetzt hätte, die Löhnung der Offiziere und Unteroffiziere zeitgemäß, also beträchtlich erhöht zu sehen. Doch die üblichen Volksvertreter wollen nur Reden halten und Reden hören. Tage lang, Wochen lang. Der Effekt ist denn auch danach. In den Ministerien bleibt wichtige Arbeit unerledigt, weil der vom Dezerntenstab umgebene Ressortchef sich im Parlament herumzanken muß. Dem frommen Bürger wird in seinem Blättchen erzählt, die Sozialdemokraten seien zerprügelt, dem unfrommen Proletarier in der rothen Presse verkündet, die Regierung sei unter Bebel's Streichen schmählich zusammengebrochen. Alles bleibt hübsch, wie es war. Und im nächsten Jahr fängt beim selben Reichshaushaltskapitel die selbe Geschichte wieder von vorn an.

*

*

*

In der grauen Langeweile des unendlichen Schwazes labte ein Intermezzo den Blick. Einer der bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrath, Generalmajor von Endres, stach nach allen Regeln der Fechterkunst Herrn Heinrich Ernst Müller ab. Dieser Treffliche ist in Bayern geboren, war dort Staatsanwalt, ist jetzt in Aschaffenburg Landgerichtsrath (nennt sich in Kürschners Reichstagsalmanach nebenbei noch „staatswissenschaftlichen Schriftsteller“), vertritt aber einen meiningisch, Reichstagswahlkreis. Redet de omnibus rebus et quibusdam aliis. Immer oben auf, nie um Bollesbreite unter der Oberfläche. Auf Gemeinplätzen ein Bahard. Wurde von dem kongenialen Grafen Bülow deshalb „ein geistvoller Mann“ genannt. Die Mehrheit ist er ein Gräuel; doch mildert die Romil der Persönlichkeit den Haß. Ein lebendes Zeugniß für den Niedergang des deutschen Liberalismus; solche Typen wurden früher nicht aus dem dunklen Gehege der Bezirksvereine ans Licht gelassen. Alles jauchzte dem Abgeordneten Glard von Oldenburg zu, als er neulich Herrn Gup Richter beschwor, dem Unfug müllerischer Massenrednerei ein Ende zu machen.

Doch Richter ist krank, des Habers müde und der Right Honourable Müller-Meiningen offenbar so betriebsam, daß die Fraktionengenossen ihn nicht unterkriegen. Er spielt mit Vorliebe den Kernbayern; wenns den Meiningern recht ist, dürfen wir nichts dagegen sagen. Als er nun für Zeit und Ewigkeit festgestellt hatte, daß die bayerischen Offiziere gebildeter seien als die preußischen, nahm ihn sich der Generalmajor von Endres vor. Ein geschickter Redner, der sogar sein Stottern pfliffig auszunutzen versteht; und ein Mann, der längst schon den Wunsch hat, in Berlin sich an der Sonne zu wärmen. Daß er die Behauptung wagte, das bayerische Offiziercorps danke seinen besten Besitz dem Fleiß der preußischen Kameraden, werden ihm nicht nur Sigls Erben verargen. Jedes Wort aber, das er gegen das partikularistische Bespreiz seines Landsmannes sprach, traf eine wunde Stelle. Es war erquickend, zu hören, wie er über die zwischen Preußen und Bayern in Krieg und Frieden herrschende Kameradschaft sprach. Und allerliebste war die Grazie, mit der er Herrn Heinrich Ernst Müller abschlachtete. Dürfen wir, fragte er, einen Menschen gebildet heißen, der sich weiter in den Vordergrund drängt, als es die Bedeutung seiner Persönlichkeit erlaubt? „Schallende Heiterkeit“. Die Fesseln flogen nur so. Nach einer nicht gerade heldenhaften Erklärung des bayerischen Meiningers nahm Herr von Endres die persönlich kränkenden Worte zurück. Warum nicht? Wie hoch Heinrich Ernst von den Kollegen eingeschätzt wird, lehrt ja die vom Stenogramm bezeugte Thatsache, daß jedesmal gelacht, geheult, gewiehert wurde, wenn der Generalmajor mit stöckernsthafter Miene sagte: „Der Abgeordnete Müller-Meiningen ist ein geistreicher Mann“.

Weniger erquicklich war, daß in dem Verede über die neuen Militärromane die Herren Beyerlein, Bilje und Graf Baudissin wie gleichwerthige Potenzen behandelt wurden. Dieses ungerechte und unkluge Verfahren darf nicht ohne Widerspruch bleiben. Herr Beyerlein ist ein ungewöhnlich begabter, ernster Schriftsteller, der literarische Achtung verdient und den auch das Offiziercorps nicht zu den Feinden zu zählen hat. In seinem Schauspiel „Bapfenstreich“ — von dessen unpoe-tischer Tüchtigkeit und theatralischer Kraft zu reden sein wird, wenn wir nächstens hier die Dramenernte des Jahres betrachten — hat kein Offizier eine Bösewichtsrolle und ich begreife nicht, warum dieses Stück, aus dem alle Chargen des Heeres Etwas lernen können, von den Militärbehörden in den Bann gethan worden ist. Und der Roman „Jena oder Sedan?“ zeigt uns Offiziere, die als Mustereemplare ihres Standes gerühmt werden dürften. Zufällig las ich neulich eine Rede, die der Generalmajor von Kloeden bei einem Kriegervereinsfest gehalten hatte. Darin ist von Beyerleins Roman gesagt: „Was mir das Buch besonders sympathisch macht, ist die unverhohlene Werthschätzung der alten Armee von 1870, der Armee unseres Heldenkaisers in ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer unbegrenzten Umgebung und Treue.“ Ein Buch, das so auf einen alten Soldaten wirkt, gehört sicher nicht auf den Schmähchriftenindex. Freilich ist Herr von Kloeden nicht mehr im aktiven Dienst und, wie es scheint, ein Mann, der den Muth zu eigener Meinung hat. Kein Redekünstler, doch ein famoser Mörgler vom Schlage fontanischer Frondeurs. Er glaubt nicht, daß wir ein zweites Jena zu fürchten brauchen; aber er sieht mit Besorgniß die Amusirsucht, die Streberei und Großsprecherei, die Neigung, immer dabei zu sein und den winzigsten Vorgang zum weltgeschichtlichen Ereigniß aufzubauschen, und versteht, welche Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens Herrn Beyerlein den Vergleich mit nach-

frikischen Zuständen suggerirten. Das könnte auch ein Kriegsminister verstehen. Oder dämmert solches Verständnis den Generalen wirklich immer erst, wenn sie abgesetzt sind und im Vorzimmer kein Bursche mehr ihrer Befehle harret?

* * *

Aus Köln erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, gestatten Sie mir, einem Ihnen Unbekannten, einige Worte und eine Bitte; Veranlassung hierzu ist der Aufsatz des Grafen Ernst zu Reventlow ‚Gehbruch und Standesehre‘ in der ‚Zukunft‘ vom zwanzigsten Februar 1904. Da heißt es: ‚Der einzige Offizier, der sich aus dem forbacher Schiffbruch gerettet hat . . .‘ Das entspricht nicht den Thatsachen. Nicht nur Lieutenant B., der hier gemeint ist, sondern auch Andere haben sich aus diesem ‚Schiffbruch‘ gerettet. Es ist nicht meine Absicht, über diese Dinge zu reden; nur seien mir da einige Worte der Abwehr gestattet, wo es sich um mich selbst handelt. Wenn Lieutenant B. der Einzige war, der sich aus dem Schiffbruch gerettet hat, so sind die Anderen doch darin untergegangen. Das ist auch die weitverbreitete Meinung, die ich aber wenigstens für meine Person berichtigen möchte. Auch ich war einer der forbacher Offiziere und bin in der unerhörtesten Weise kompromittirt und auf schamlose Weise verleumdet worden. Zum Theil ist inzwischen erwiesen worden, daß es sich eben nur um böswillige Verleumdungen gehandelt hat, zum anderen Theil wird es noch erwiesen werden; leider ist's mir nicht leicht, alle Verleumdungen bis ins Kleinste nachzuweisen, da meine Frau, gegen die sie in der Hauptsache gerichtet sind, nicht mehr unter den Lebenden weilt. Ich möchte aber nicht unterlassen, auch hier noch einmal ausdrücklich zu erklären, daß meine verstorbene Frau Margarethe auch nicht der geringste Vorwurf treffen kann, sondern daß es sich nur um einen böswilligen Racheakt gegen sie und mich gehandelt hat. Daß auch ich bei der forbacher Affaire nicht belastet war, geht aus dem Wortlaut der Bewilligung meines Abschiedsgesuches für jeden militärischer Dinge Kundigen klar hervor. Und in der That habe ich, nachdem ich fast sechs Monate schwer krank gewesen war und eine sehr bedenkliche Schädeloperation überstanden hatte, schon Ende Oktober, gleich nach meiner Rückkehr vom Urlaub, meinen Abschied wegen eines Ohrenleidens erbeten, also vor der meyer Kriegsgerichtsverhandlung; mein Abschiedsgesuch hatte mit der Verhandlung gar nichts zu thun. Der Abschied wurde mir dann genau so genehmigt, wie er erbeten worden war. Schon lange hatte ich die Absicht gehabt und geäußert, meinen Abschied aus dem aktiven Heere zu erbitten und mich dem juristischen Studium wieder zuzuwenden. Das ist jetzt geschehen. Was mich betrifft, kann also von einem Schiffbruch nicht die Rede sein. Mit der vorzüglichsten Hochachtung Ihr sehr ergebener
Hans Koch.“

* * *

Ein österreichischer Leser schreibt mir:

„In einem Oktoberhefte der ‚Zukunft‘ stand der Artikel ‚Amoralische Kriegsführung‘. Der Verfasser, Herr Professor Dr. von Pflugl-Harttung, klagte darin, daß historische Ereignisse von verschiedenen Menschen so verschieden beurtheilt werden. Wie wahr Das ist, dafür sollte mir gerade der genannte Artikel einen gewiß unbeabsichtigten Beleg liefern. Denn als ich ihn neulich in einem Freundeskreise vorlas regte sich gegen die Behauptungen Pflugl-Harttungs beinahe übereinstimmend ein eben so heftiger Widerspruch, wie ihn Pflugl-Harttung gegen seinen Gegner, der

Geschichtschreiber Koloff, erhoben hat. Ich bin so frei, Ihnen Einiges davon mitzu-
 theilen. Koloff hat in seinem Werk ‚Napoleon I.‘ die Niedermeglung von dreitausend
 — nach anderer Fassung zweitausend — in Jaffa gefangenen Türken durch folgende
 Bemerkung zu rechtfertigen gesucht: Die erste Rücksicht des Feldherrn, das Wohl
 der eigenen Armee, machte diese Grausamkeit unvermeidlich. Pflugl entgegnet, die
 erste Rücksicht des Feldherrn sei nicht das Heil der eigenen Armee, sondern der Sieg,
 das Niederwerfen des Feindes. Damit begeht Pflugl den Erbfehler aller Polemiker:
 er giebt den Worten seines Gegners nicht die vernünftigste, sondern die unvernünftigste
 Deutung. Mindestens hat er offene Thüren eingerannt. Denn daß das Niederwerfen
 des Feindes der Endzweck des Krieges ist, hat noch Niemand geleugnet, auch Schwarzen-
 berg nicht; und Koloff könnte sogar hinzufügen: ‚Eben deshalb habe ich das Heil
 der Armee die erste Rücksicht des Feldherrn genannt, weil die Armee das Mittel zu
 diesem Zweck ist.‘ Eine Meinungsverschiedenheit kann nur darüber walten, ob dieses
 Ziel im Allgemeinen oder im Besonderen durch eine offensive Taktik nach der Art
 Karls des Zwölften oder durch eine vorsichtig defensive nach Art des Fabius Cunctator
 eher und sicherer erreicht wird. Der Satz von der ersten Rücksicht ist also nicht falsch,
 wie Pflugl meint, sondern Pflugl hat ihn nur falsch gedeutet; er hat nicht widerlegt, was
 sein Gegner sagen wollte, sondern er hat seinen Gegner Das sagen lassen, was er
 widerlegen wollte. Den schroffsten Widerspruch aber fand der folgende Satz Pflugls:
 ‚Erstaunt sieht man: auf der einen Seite werden Wehrlose mit Bajonnettstichen ab-
 geschlachtet, auf der anderen werden Gefangene dem Heer des Siegers als ehrliche
 Soldaten eingereicht, und zwar zu einer Zeit, wo das Nationalgefühl noch schwach
 entwickelt war und die Truppen zum großen Theil aus geworbenen Berufssoldaten
 bestanden, die bald diesem, bald jenem Landesherrn dienten, wenn er nur zahlte.
 Und diese zwei himmelfernen Dinge sollen auf gleichen humanitären Anschauungen
 beruhen!‘ Das behauptete nämlich Koloff. Darauf wäre zu entgegnen: Was humani-
 tärer sei, mag noch dahingestellt bleiben; amoralischer ist unter allen Umständen die
 erzwungene Einreihung gefangener Feinde in das eigene Heer. Aber was Pflugl
 von seinen Gegnern sagt: ‚Es handelt sich hierbei nicht allein um abgestumpftes
 Moralgefühl, sondern — mildernd müssen wirs hinzufügen — auch um unklares
 Denken. Das verräth in unserem Fall schon der Stil‘: gerade Dies scheint mir — ich
 bitte um Vergebung — auf keinen Anderen so gut zu passen wie auf Herrn von Pflugl
 und seine Aeußerung. Denn eine Entstellung der Thatsachen durch stilistische Kunst-
 griffe muß man es nennen, wenn Pflugl die Niedergemegelten einfach als ‚Wehr-
 lose‘ bezeichnet, um uns vergessen zu lassen, daß diese Wehrlosen sofort wieder wehr-
 hafte Gegner geworden wären, wenn man sie nicht daran gehindert hätte. Ob aber
 Bonaparte in seiner damaligen exponirten Lage dieses Ziel auf andere Weise er-
 reichen konnte und welche Gefahr damit verbunden war, läßt sich heutzutage kaum
 noch ermessen. Gefährlich war es jedenfalls und es ist viel wahrscheinlicher, daß Bona-
 parte die Schonung der Gefangenen als unvereinbar mit seinen nächsten Pflichten
 gegen die eigene Armee erachtete, als daß er durch ihre Niedermeglung ein Exempel
 statuiren wollte, ‚das den Schrecken seines Namens weit in den Orient hinein ver-
 breiten sollte‘, wie Pflugl behauptet. Wäre Das Bonapartes Absicht gewesen, so
 hätte er sicher nicht befohlen, ‚solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß nicht ein
 Einziger von ihnen entrinne.‘ Im Gegentheil: er hätte Einige entrinnen lassen.
 Einen noch schlimmeren stilistischen Kunstgriff enthält der Ausdruck: ‚zu ehrlichen

Soldaten einreihen.' Wenn der Sieger den gefangenen Feind nöthigt, gegen sein Vaterland ins Feld zu ziehen, Alles, was ihm das Theuerste und Heiligste sein soll, zu bekämpfen, zu töten, zu vernichten, so nennt Das Pflug: zu ehrlichen Soldaten einreihen; er, der doch im folgenden Abschnitt mit solchem Pathos gegen Schandfärberei und Götzendienst des Erfolges wettet. Allerdings waren die Kriegsgefangenen im achtzehnten Jahrhundert zum großen Theil vaterlandlose Berufssoldaten, aber auch solchen gegenüber ist der Zwang zum Kriegsdienst im Heer des Siegers höchst verwerflich. Auch unser Heer besteht ja, wenn wir die Bezeichnung Seiner Majestät annehmen, zum großen Theil aus 'vaterlandlosen Gesellen', die schließlich nur durch Konfiskationzwang zu Soldaten gemacht worden sind. Was aber würde Herr von Pflug-Hartung wohl sagen, wenn die Franzosen in einem künftigen Krieg deutsche Kriegsgefangene mit Berufung auf diese Umstände in ihr Heer einreichten? Daß es dem stipulirten Völkerrecht widerspricht? Gewiß. Das aber gerade zeigt auch, wie sehr es dem allgemeinen moralischen Bewußtsein widerspricht. Man mag die Nachhaber des achtzehnten Jahrhunderts, die diese Praxis übten, damit entschuldigen, daß sie eben nach den allgemeinen sittlichen Begriffen ihrer Zeit gehandelt haben. Unser Urtheil kann aber nur lauten: Einen besiegten Gegner töten, ist grausam; ihn zum Kampf gegen seine Volksgenossen zwingen, ist eine Sünde wider die Natur. Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich, als Verehrer Ihrer Zeitschrift, Ihr ergebener
Feldkirch. Professor Hans Hörtnagl.*

Herr Dr. Zünemann schreibt mir aus Jena:

Gestatten Sie mir ein paar Bemerkungen zu der Satire, die Sie im Gefühl begreiflichen Ekels über den endlosen Festtrubel, über den fortwährenden Taumel Jungdeutschlands meinen Kant-Notizen neulich vorangeschickt haben. Sie werden gewiß zugeben, daß wir an dem Gedenktage eines solchen Mannes kaum mit Stillschweigen vorübergehen konnten, ja, daß die Erinnerung an unsere Geisteshelden immerhin noch ein (wenn auch schwaches) Gegengewicht gegen das Aeußerliche, Hohle, Gespreizte, Prunkvolle aller sonstigen Veranstaltungen liefert. Auch scheint mir zum Verständnis dieses Treibens ein wichtiges einzel- und massenpsychologisches Moment noch nicht hervorgehoben worden zu sein. Eine in politischer Beziehung epigonenhaft schwächliche, ideenarme Generation, ein Geschlecht, das keine großen Aufgaben vor sich sieht und deshalb nicht selbstschöpferisch in der Gegenwart für die Zukunft wirkt, wird immer das Auge faszinirt auf die Leistungen der Vergangenheit richten; es muß von der historischen Tradition erdrückt werden. Indem es sich aber durch diese beständige Fixirung des Großen, das da war, allmählich mit ihm identisch dünkt, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut zu sein glaubt, wird es sich seiner thatsächlichen Kleinheit und Erbärmlichkeit gar nicht bewußt, täuscht es sich darüber hinweg, bis dann bei irgend einer Katastrophe ein schreckliches Erwachen folgt, — etwa wie wir es vor bald hundert Jahren bei Jena erlebt haben. . . . Meinem, einer der stärksten Zengergedanken des neunzehnten Jahrhunderts, die von der Entwicklung der Organismen, sei dem Königsberger unbekannt gewese Formell haben Sie Recht, denn eine systematische Lehre darüber gab es vor Dar und Naedel, geschweige vor Lamarcks „Philosophie zoologique“ und vorerz. Phantasien, natürlich nicht. Und doch ist Kant, wie Wolff, Herder und Goe Darwinist vor Darwin. Und doch ist Kant der Mann, der die Deszendenzthe

vor Darwin am Deutlichsten ausgesprochen hat, wie Ernst Haeckel selbst erklärt. Schon in der kleinen Schrift „Von den verschiedenen Rassen der Menschen“ (1775) deutet der Philosoph die Möglichkeit eines phylogenetischen Stammbaumes der Lebewelt an. Besonders merkwürdig ist aber eine längere Stelle in der „Kritik der Urtheilskraft“ (1799); eine Stelle, so frappirend, daß Otto Viebmann sie in seiner „Analyse der Wirklichkeit“ mit Recht ein leibhaftiges Programm für den Darwinismus genannt hat. Sie lautet: „Es ist rühmlich, vermittelst einer komparativen Anatomie die große Schöpfung organisirter Naturen durchzugehen, um zu sehen, ob sich darin nicht etwas einem System Aehnliches, und zwar dem Erzeugungsprinzip nach, vorfinde; ohne daß wir nöthig haben, beim bloßen Beurtheilungsprinzip (das für die Einsicht ihrer Erzeugung keinen Aufschluß giebt) stehen zu bleiben und muthlos allen Anspruch auf Natureinsicht in diejem Felde aufzugeben. Die Uebereinkunft so vieler Thiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, das nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Theile zu Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürdige Einfachheit des Grundrisses durch Verkürzung einer und Verlängerung anderer, durch Entwicklung dieser und Auswickelung jener Theile eine so große Mannichfaltigkeit von Spezies hat hervorbringen können, läßt einen (obgleich schwachen) Strahl von Hoffnung in das Gemüth fallen, daß hier wohl Etwas mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne welches es überhaupt keine Naturwissenschaft geben kann, auszurichten sein möchte. Diese Analogie der Formen, sofern sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinsamen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermuthung einer wirklichen Verwandtschaft derselben, in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Thiergattung zur anderen, von derjenigen an, in welcher das Prinzip der Zwecke am Meisten bewährt zu sein scheint, nämlich dem Menschen, bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten und endlich zu der niedrigsten und merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie: aus welcher und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen (gleich denen, wonach sie in Krystallerzeugungen wirkt) die ganze Technik der Natur, die uns in organisirten Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Prinzip zu denken genöthigt glauben, abzustammen scheint. Hier steht es nun dem Archäologen der Natur frei, aus den übriggebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen, nach allem ihm bekannten oder gemuthmaßten Mechanismus derselben, jene große Familie von Geschöpfen (denn so [als Familie] müßte man sie sich vorstellen, wenn die durchgängig zusammenhängende Verwandtschaft einen Grund haben soll) entspringen zu lassen.“ Damit ist also in nuce schon die ganze, durch Haeckel im Einzelnen ausgebildete Theorie der Entwicklungreihe von der Urzeugung bis zum Menschen ausgesprochen. Kant geht sogar über die Darwinisten hinaus, wenn er in der „Anthropologie“ (1798) meint, es frage sich, „ob nicht auf die selbe zweite Epoche [der Urgeschichte] bei großen Naturrevolutionen noch eine dritte folgen dürfte, da im Orang-Utang oder im Schimpansen die Organe, die zum Gehen, zum Befühlen der Gegenstände und zum Sprechen dienen, sich zum Gliederbau eines Menschen ausbildeten, deren Innerstes ein Organ für den Gebrauch des Verstandes enthielte und durch gesellschaftliche Kultur sich allmählich entwickelte.“ Hier tritt Kant also für die Möglichkeit der Abstammung des Menschen von jetzt lebenden Affen ein, — eine Hypothese, die nur von Ignoranten oder Solchen, die schlechten Willens sind, der heutigen Entwicklungslehre zugeschrieben wird. (Daß im Uebrigen der-

artige Aeußerungen mit einer ernsthaften Auffassung des kantischen Idealismus nicht vereinigt werden können, unterliegt keinem Zweifel; die Windigkeit der „empirischen Realität“ nämlich, wenn ich so sagen darf, ist von den eigentlichen Sachkennern längst durchschaut worden.) Das gesammte Material über „Kant und Darwin“ hat der Zoologe Max Schulze in einem besonderen Buch verarbeitet . . . Nun noch einige Worte über Kants Verhältniß zur preussischen Regierung. Sie sagen, König und Ministerium hätten ihn am Liebsten vom Lehrstuhl gejagt. Das trifft für eine gewisse Periode vollkommen zu. Die Edikte Friedrich Wilhelms des Zweiten und seines berücktigten Ministers und ehemaligen Predigers Wöllner sind sicher kein Ruhmesblatt in der Geschichte Preußens. Aber nicht nur war die Lage in der Zeit Friedrichs des Großen ganz anders: selbst zu Beginn der Regierung seines Nachfolgers ist der von aller Welt gefeierte Denker auch in Berlin noch sehr wohlgelitten. Zunächst kenne ich kein Document, wodurch jemals einem Gelehrten der Beweis größerer Werthschätzung geliefert worden wäre als durch den Brief des Freiherrn von Zedlitz an Kant vom einundzwanzigsten Februar 1778. Das Schreiben ist zu charakteristisch, als daß ich es hier nicht vollständig wiedergeben sollte. Es lautet: „Ich höre jetzt ein Kollegium über die physische Geographie bei Ihnen, mein lieber Herr Professor Kant, und das Wenigste, was ich thun kann, ist wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür abstatte. So wunderbar Ihnen Dieses bei einer Entfernung von etlichen achtzig Meilen vorkommen wird, so muß ich auch wirklich gestehen, daß ich in dem Fall eines Studenten bin, der entweder sehr weit vom Rathgeber sitzt oder der der Aussprache des Professors noch nicht gewohnt ist: denn das Manuscript des Herrn Phlippi, das ich jetzt lese, ist etwas undeutlich und manchmal auch unrichtig geschrieben. Und er scheint bei manchen Stellen so sehr auf Ihren Vortrag Acht gehabt zu haben, daß er bei vielen wirklich wichtigen Gegenständen nur eben so viel angemerkt hat, daß Sie solche erklärt haben, wie aber — : Das war eben der Vortheil des naheitzenden Zuhörers, den ich nicht habe. Indessen wächst durch Das, was ich entziffere, der heißeste Wunsch, auch das Uebrige zu wissen. Ihnen zuzumuthen, daß Sie Ihr Kollegium drucken ließen: Das wäre Ihnen vielleicht unangenehm; aber die Bitte, dächte ich, könnten Sie mir nicht versagen, daß Sie mir zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrages behilflich wären. Und können Sie mir Dieses auch gegen die heiligste Versicherung, das Manuscript nie aus meinen Händen zu geben, nicht gewähren, so diene dieses Schreiben wenigstens dazu, Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich Sie und Ihre Kenntnisse ganz unaussprechlich hochschätze und daß ich mit einer diesen Verdiensten entsprechenden Verehrung bin Euer Hochedelgeborenen ganz ergebenster Diener Zedlitz.“ Schon vorher, 1777, als Kants Schüler und Freund Markus Herz seine Vorlesungen in Berlin eröffnete, war Zedlitz einer der ersten und aufmerksamsten Hörer gewesen. Im Jahr 1778 wurde der königsberger Professor von dem Minister mehrfach dringend gebeten, einen Ruf nach Halle an die damals größte preussische Universität anzunehmen. Kant lehnte ab; weniger wohl aus Eick zur Vaterstadt, wie man zu erzählen pflegt, als seiner in äußeren Dingen stark konservativen Veranlagung wegen, die ihn vor allen Neuerungen und Lebensänderungen zurückreden ließ. Einige Jahre später hat Kant durch die Widmung seines Hauptwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, dem hochachtbaren Manne ein Denkmal der Freundschaft gesetzt. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten blieb Zedlitz noch etwa zwei Jahre im Amt. Als der König im September 1786 zum ersten Mal na

Königsberg kam, mußte Kant als Rektor der Universität die offizielle Ansprache halten. (Nach den mancherlei Entwürfen zu schließen, ist es ihm schwer genug geworden.) Der Monarch erwiderte, wie die Biographen berichten, in huldvollster Weise, indem er zugleich der hohen wissenschaftlichen Bedeutung des Vorredners gedachte: Graf Herzberg, der für Kant sehr eingenommene Leiter des ostpreussischen Etat-Ministeriums — einer dem Oberpräsidium entsprechenden Behörde —, wußte dann 1789 seinem Schützling eine außerordentliche, persönliche Gehaltszulage zu verschaffen, die, wie Schubert hervorhebt, während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ohne Beispiel war. Die Kabinettsordre ist wiederum so charakteristisch, daß ich den Raum dafür wohl noch in Anspruch nehmen darf. Ich theile sie nach der Biographie Schuberts mit. „Das Uns die Aufnahme und Verbesserung Unserer Universitäten sehr am Herzen liegt: so verdienen die Männer, welche mit ausgezeichnetem Eifer dazu beitragen, auch unsere vorzügliche Aufmerksamkeit und Achtung. Schon lange haben Wir den Fleiß und die Uneigennützigkeit des so geschickten und rechtschaffenen Mannes, des Professoris Philosophiae Kant, der, ohne irgend eine Zulage von Verbesserung zu verlangen, mit unermüdetem Eifer zum Besten der dortigen Universität arbeitet, mit wahrer Zufriedenheit bemerkt; und in dem von Euch unterm Neunten vorigen Monats eingesandten Lektionen-Verzeichniß, nach welchem der etc. Kant die Logik publice ankündigt, ist uns der abermalige Beweis seines Eifers und seiner patriotischen Bemühungen keineswegs entgangen. Wir haben daher dem Professor Kant zum Zeichen Unserer vollkommenen Zufriedenheit aus dem Fonds Unseres Ober-Schulkollegiums eine jährliche Gehaltszulage von 220 Thalern zu akkordiren allergnädigst geruhet und befehlen Euch, dem Kant Solches bekannt zu machen . . . Berlin, den dritten März 1789. Auf Spezialbefehl. v. Wöllner.“ Der selbe Wöllner äußerte sich damals „mit großer Achtung“ über Kant, wie Professor Kiese-wetter im November 1789 seinem Freunde und ehemaligen Lehrer schrieb. Die späteren Ereignisse kennt man. Daß sich der große Denker selbst durch die reservatio mentalis in seinem Antwortschreiben an den König (1794) wie durch sein ganzes Verhalten in dieser Sache als Mensch nicht mit Ruhm bedeckte, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Doch müssen wir auf solchen Fall mit Borowski das Wort Jesu anwenden: Wer unter Euch rein und ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn.

*

*

„Prinz Adalbert, ein Sohn des Deutschen Kaisers, hat eine besondere Vorliebe für englische und amerikanische Damen. An Bord des Dampfers ‚König Albert‘ soll er den Verkehr mit deutschen Passagieren gemieden und ausschließlich Engländer und Amerikaner ins Gespräch gezogen haben. Die hübschen deutschen Damen wurden ignoriert, die Amerikanerinnen mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt.“ Diese Notiz ist aus den Shanghai Times in die ganze amerikanische Presse übergegangen. Warum wird von der berliner Wilhelmstraße aus nicht widersprochen?

*

*

Und da der Lloydampfer ‚König Albert‘ erwähnt wurde: warum berichten die Leute, die über die Reise des Kaisers täglich lange Notizen in die Presse bringen und uns sogar melden, über welchen Bibeltext Wilhelm der Zweite am vorigen Sonntag gepredigt hat, nicht auch, ob dieser Luxusdampfer für den Kaiser gechartert oder vom Norddeutschen Lloyd kostenlos zur Verfügung gestellt worden ist?

*

*

*

Gleich noch eine dritte Frage. Der Berliner Presse-Club, lasen wir, hat zu leben aufgehört. Sind an die Erben der Pommernbank nun endlich die fünfundzwanzigtausend Mark nebst Zinsen zurückgezahlt, die Herr Sudermann sich als Vorsitzender von den Herren Schulz und Romeid für den Club leihen ließ? Wirklich, ohne neuen Tributzwang, vom Gelde der Clubmitglieder zurückgezahlt? U. A. m. g.

„Als Seine Majestät von der Nothwendigkeit einer Operation überzeugt worden war, that er Etwas, das an die alten heroischen Zeiten erinnert. Er zog drei Männer, darunter zwei Aerzte, in sein Vertrauen und sagte zu ihnen: ‚Wenn die Operation einen schlimmen Ausgang nehmen sollte, so ist es mein Wunsch, meinem Volke geordnete Verhältnisse und gute Beziehungen zum Ausland zu hinterlassen und meinem Sohn und meiner Familie die Sorge um mich zu ersparen.‘ Daß die Operation über Leben und Tod entschied, war ihm wohlbekannt. Trotzdem ließ er seine Angehörigen, selbst Ihre Majestät die Kaiserin, ganz ohne Kenntniß der Gefahr, der er entgegenging.“ Also sprach im ostpreussischen Provinziallandtag der Graf zu Eulenburg. Nun wissen wir, wies in den alten heroischen Zeiten zugeing. Wissen, daß es sich um die Entscheidung über Leben und Tod handelt, wenn ein Stimmlippenpolypchen abgeknipst wird. Wußten allerdings schon recht lange, daß sich auf den Hofsdiensft kein anderes Geschlecht so gut versteht wie die Grafen zu Eulenburg.

Für den Kampf gegen die rebellischen Hereros ist ein neuer Truppennachschub gefordert worden. War der Umfang der Sache nicht früher zu übersehen? Nicht schon anfangs zu erkennen, welche Militärmacht zur Niederwerfung des Aufstandes nöthig sein würde? Da Wochen vergehen, bis die Truppen den Kriegsschauplatz betreten können, zieht der Kampf sich immer mehr in die Länge; ein schnell entscheidender Schlag wäre für das deutsche Prestige nützlicher gewesen. Daß in der Verwaltung Südwestafrikas betrübende Fehler gemacht worden sind, die der Deutsche jetzt theuer bezahlen muß, ist heute schon klar. Fast aber sieht es auch aus, als sei die Strafexpedition nicht mit der Sorgfalt und Umsicht vorbereitet worden, an die wir in Angelegenheiten nationaler Nothwehr gewöhnt waren. Nicht einmal mit der prompten Geschwindigkeit, die für Aalesund erreicht werden konnte. In Afrika ist die Lebensarbeit vieler deutschen Menschen vernichtet, sind deutsche Männer, Frauen und Kinder gemordet worden. Das sollte Regierende und Regirte im Deutschen Reich eigentlich interessiren. Wirthschaftlich leisten die Offiziellen drüben nicht viel. Wenn wir nicht einmal mehr die militärischen Aufgaben der Kolonialpolitik bewältigen können, wäre es besser, das Bischen Afrika bald unter den Hammer zu bringen.

Im vorigen Heft sprach ich über den Fall Arenberg. Ein Psychiater aus Krarpelins Schule schreibt mir darüber: „Daß Sie für eine Aenderung oder wenigstens modernere Auffassung des § 51 StGB eintreten, freut mich sehr. Auch die Differentialdiagnose, die Sie als Laie gestellt haben, halte ich für richtig; es scheint sich wirklich um einen Verbildungsprozeß auf entarteter Grundlage zu handeln. Unklar ist es, daß der Prinz längst antisozial und unfähig zu jeder verantwortlichen Stellung war. Unberechtigt aber dünkt mich Ihr Vorwurf, daß man zu spät den Irrenarzt konsultirt habe. Aus unserer Praxis könnte ich viele Fälle nennen, in denen Menschen von zweifelloser sozialer Lebensfähigkeit noch schlimmere, dem G

finden widrigere Neigungen hatten als Prinz Prosper. Die Frage, ob solche Neigungen zu antisozialen Handlungen führen werden, ist sehr schwer zu beantworten; leicht wird die Entscheidung erst, wenn ein Verbrechen begangen ist und der Gerichtsarzt das Wort hat. Wir Psychiater wünschen auch durchaus nicht, daß noch mehr Kranke mit verbrecherischen Tendenzen in unseren Anstalten Aufnahme finden. Für solche Leute ist das moderne Irrenhaus der ungeeignetste Aufenthaltsort. Die dort übliche Art der Behandlung, die jeden Zwang zu meiden sucht, macht eine sichere Verwahrung unmöglich; und die Antisozialen, die den anderen Kranken meist geistig überlegen sind, werden rasch zu wahren Geißeln der Anstalt. Wird jemals die psychiatrische Forderung anerkannt, daß der Staat die Aufgabe hat, alle hochgradig antisozialen Menschen unschädlich zu machen, und sieht man endlich die Zwecklosigkeit der heutigen Abschreckungs- und Vergeltungsjustiz ein, dann müssen die Antisozialen in Sonderanstalten untergebracht werden, die, wie ich vermute, sich nicht wesentlich von modernen Gefängnissen unterscheiden werden. In unserem Fall wird die Familie des Prinzen an seinen bisherigen Leistungen ja wohl genug haben und seine Entlassung aus der Anstalt selbst kaum wünschen; sonst könnten wir böse Dinge erleben. Denn an die günstige Prognose des hohen akademischen Senates glaube ich nicht. Scheinbar werden solche Fälle in der Anstalt ja gebessert. Die antisozialen Handlungen hören eben auf, wenn die Gelegenheit dazu fehlt. Die antisozialen Neigungen bleiben aber und pflegen sich nach der Entlassung mit doppelter Energie zu entladen.“ Die Ansicht dieses Sachverständigen weicht von meiner nicht weit ab. Auch er findet, daß man dem Prinzen keine Verantwortlichkeit aufbürden durfte. Inzwischen ist bekannt geworden, daß Prosper schon im Regiment Streiche verübt hat, die Vorgesetzte und Verwandte zur Konsultation eines Arztes drängen mußten . . . In der Presse ist gefragt worden, warum der Prinz gerade in die Privatanstalt Ehrweiler gebracht worden sei. Die Antwort ist einfach. Weil da schon ein Prinz Crov internirt ist, der arme Prosper also wenigstens standesgemäße Verkehrsmöglichkeit findet.

Herr Rohn ist von Pius dem Zehnten gezwungen worden, von dem fürstbischöflichen Stuhl herunterzuklettern, auf dem er schon lange nicht mehr recht fest saß. Tausend üble Mären gingen seit Jahren über sein Walten um. Der Sohn kleiner jüdischer Häusler sollte ein Geizhals und Teuteschinder sein und die Achtung verschert haben, die seinem hohen Hirtenamt gebührt. Die schwerste Beschuldigung konnte er widerlegen, war in Olmütz aber unmöglich geworden. Rom und Wien einer Meinung, daß es so nicht weiter gehe. Vor zwölf Jahren, als Herr Rohn zum Fürstbischof ernannt wurde, regte sich Furcht und Hoffnung. Die Antisemiten höhnten, selbst der Papst könne ohne Juden nicht mehr auskommen; und vergaßen, daß Rom das Prinzip der Nationalität niemals anerkannt hat und daß dem Papst jeder katholisch Getaufte gehört, mag er nun in den Listen dieses oder jenes Staates geführt werden. Die Philosemiten — die feig kuscheln, wenn ihr Bälow im Reichstag wehrlose russische Judenjünglinge bespöttelt — kamen aus dem Ghettobäuschen. Im Berliner Tageblatt wurde ganz ernsthaft, im Psalterstil, vom „auserwählten Volke“ gesprochen; im Börsencourier daran erinnert, daß Rohn auf Deutsch Priester heißt, ein für einen Kirchenfürsten passenderer Name also nicht zu erdenken wäre, und hinzugefügt: „Von der Person und der persönlichen Würdigkeit des Fürstbischofs Dr. Rohn wissen wir absolut nichts; seine Abstammung läßt, wofern er nicht aus der Art geschlagen ist, vermuthen, daß noch

wenige würdigere Männer einen bischöflichen Stuhl bestiegen haben.“ Er muß wohl aus der Art geschlagen sein. Gerade die Presse, die den Rassenantisemitismus als abscheulichen Überwitz verdammt, mußte damals sagen: Herr Rohn ist ein Christ und wir haben mit ihm nichts zu schaffen. Inntig aber wurde für Israel der Mann reklamiert, der, als er mit dem Demantkreuz geschmückt ward, geschworen hatte, Häretiker, Schismatiker und alle Feinde seines Herrn, des Papstes, nach Kräften zu verfolgen und zu bekämpfen. Kein Wunder, daß Rohns Sturz jetzt als die Niederlage eines semitischen Strebers dargestellt wird. Der Barbenu hat Rom und Judaea enttäuscht. Das Experiment wird so bald nicht wiederholt werden.

Graf Bernhard von Bülow versteht die Welt nicht mehr. Er war verwöhnt. Was er that, war gut; was er nicht that, durfte kein Kluger thun. Seine Sinne schienen nicht weichen zu wollen. Und nun wird er plötzlich befehdt; heftig angegriffen, weil er einen oft ausgesprochenen Wunsch des Reichstages erfüllt hat. Der Kanzler hatte im Reichstag versprochen, im Bundesrath für die Aufhebung des Paragraphen zu wirken, den die Mehrheit aus dem Jesuitengesetz gestrichen sehen wollte, und er hat dieses Versprechen nun eingelöst. Der Bundesrath hat zugestimmt und ausländische Jesuiten können künftig nicht aus dem Bundesgebiet gewiesen, inländische nicht aus „bestimmten Orten und Bezirken“ vertrieben und in andere abgeschoben werden. Das ist sicher kein Unglück; auch ohne diesen Paragraphen kann das Reich bestehen, kann Luthers Werk fortwirken, wenn es die Kraft zu weiterem Wirken in sich trägt. Der Kampf ist aus und die Rüstung von Kost so zerfressen, daß sie in die Stumpelkammer gehört. Als Bismarck das Jesuitengesetz durchsetzte, klang in ihm noch die Stimmung nach, die er später in den Sätzen schilderte: „Daß am französischen Kaiserhof die römisch-politischen, die jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, einen Entschluß, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, daß eine halbe Stunde der Friede dort fest beschlossen war und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Prinzipien nachgewiesen ist: über das Alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugniß ablegen zu können. Denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mittheilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß“. Lang ist's her. Gegen die Verscharrung des Kriegsparagraphen ist also eigentlich nichts zu sagen. Und doch steht das Volk auf und ein Stürmchen bricht los. Und doch beeilen sich ehrenwerthe Bundesregirungen, öffentlich zu erklären, sie hätten gegen die Aufhebung gestimmt; ein so neues wie wundervolles Beispiel bundesrätthlicher Disziplin. In der Politik kommt es eben nicht nur darauf an, was geschieht, sondern beinahe mehr noch darauf, wann und von wem es ausgeführt wird. Graf Bernhard von Bülow, der sein Welt nicht mehr versteht, wird an dieser Jesuitengeschichte vielleicht noch manch-
 Kerger erleben. Im römischen Reich deutscher Nation — so darf man heute getrost wieder nennen — ist der Gespensterglaube sehr stark. Und schlechte Minister haben oft ihre vernünftigste Handlung ins Verderben gestürzt. Caprivi fiel, weil er die eulenburgische Familienpolitik aus warmem Dunkel ans Licht gezerrt hatte. Hohe Lohne mußte gehen, weil er die Kreuzfahrt Waldersees nicht ernst genug nahm und dem Kaiser rieth, beim Saalburgfest nicht die Tracht eines römischen Imperators anzulegen. Wir wollen beten, daß uns Sankt Bernhard noch recht lange erhalten bleibe

Berlin, den 26. März 1904.

Moritz und Rina.

Kressin, am Wilhelmstag 1904.

Don Maurizio!

Eigentlich ist's benaturirter Blödsinn. Ich müßte Dich sitzen lassen, bis Du Deinem werthen Namen Ehre machst und schwarz wirst. Wie ein Herero oder Centrumsmann (Beides leider modern). Bumsstill sein und warten, ob die gekränkte Leberwurst nicht eines Morgens doch aus dem Rauchfang geholt wird. Alle Familiengefühle weg schnüren und mich mausetot stellen. Verdient hättest Du's wieder einmal. Langts wirklich nicht mehr zu zwei Briefbogen im Quartal? Oder gehört das Bischen Korrespondenz mit einer seelisch verwitweten Schwester zu den Erblasten, denen ein Peer von Preußen sich entzieht, wenns irgend zu machen ist? Keine Flaufen, mignon. Daß Euer Liebden sich nicht über Gebühr schinden, wissen wir; und die berühmten „Anregungen“ sind aus Pommerland frischer zu haben als zwischen Sechs und Sieben auf der Kranzlerseite. Bist eben der Alte, bleibst's und kommst sicher in Satans Schmortopf. Aber gestern war Frühlingsanfang. Und was für einer! Mit Bratjonne, grünen Spitzchen und Piepmahlkonzert. Fünf Krolüschen vor der wackeligen Bude, die sich in sträflichem Hochmuth noch immer Herrenhaus nennt. (Euer neues, Befestigter, ist 'ne ganze Ecke nobler; das in der Leipzigerstraße meine ich, von dem Dein Schwager behauptet, es sei erstens überflüssig und zweitens wie aus dem Kinderbaukasten.) Schneeglocken die schwere Menge, der Himmel beinahe maierenblau, — Alles, was ein Christenmensch braucht, um frohlich zu sein. Bis Mittag war ichs auch, ganz dumm

und gedankenlos; tollte mit dem Mädel rum und freute mich, trotz der weißen Strähne, die niederträchtig dick geworden ist, über die Lenzstickerei, von der wir während der letzten Regentage gar nichts gemerkt hatten. Dann fing Adolf (der jetzt in Historie und Abgeklärtheit macht) zu orakeln an. Zeitgeist, Rübenpreis, Auferstehung, Kleinbahnen; vous voyez cela d'ici. Vor dreiunddreißig Jahren sei der erste Reichstag eröffnet worden; auf den Tag (diese Kalender sind ein Nationalunglück). Eine versippte Excellenz, deren Namen seine Keuschheit für sich behält, hatte ihn ins Schloß gelotst, bis dicht an die Rothe Sammetkammer, und er sah die ganze Herrlichkeit. Preuder mit dem Reichsapfel, Nedern mit der Krone, olle Wrangel mit dem Banner, Moltke mit dem Reichsschwert. Schon der Rede werth, nicht? Er redete auch 'ne hübsche Weile und konnte, weiß Gott, noch lange Stücke der Thronrede auswendig. „Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volk, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unverthilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben.“ Habemirß gleich notirt; und dazugefrizelt: „Na, na! 1904.“ Unmöglich, meinem Jeremias zu widersprechen, als er wehklagte, was aus Alledem nun geworden sei. Wie soll man denn? Das Gerede stinkt ja zum Himmel. Und mit der Fröhlichkeit wars schon wieder vorbei.

Dann der Jammer aus Südwestafrika. Sieben Offiziere gefallen, drei verwundet, neunzehn Mann tot. Traute den alten Augen nicht. Ist in Berlin denn nicht Alles außer sich? So was haben wir ja noch nicht erlebt. Solche Verluste im Kampf gegen Wilde! Wenn ich bedenke, daß der Junge drauf und dran war, sich nach drüben zu melden, und daß bei uns, während da unten guter Leute Kinder ihr Leben fürs Vaterland lassen, die ganze Schmierfinkenschaft unsere Offiziere beschimpft, steht mir das Herz still. Dein Bebel natürlich vornan. Stellt sich im Reichstag hin und singt das Lob der schwarzen Heiden und wird nicht zugedeckt, daß er sich nicht mehr rühren kann. Das ist draus geworden. Cela ne valait pas la peine assurément, sang die dürre Donna, die Dich (leugne nicht!) in den Variétés vor anderthalb Menschenaltern so entzückte. Uebrigens kann die Sache nicht vernünftig gedeckelt sein; sonst wären diese Schlappen undenkbar. Du alt-Preußenherrlichkeit! Und heute ist Wilhelmstag. Auch schon sechzehn Jahr unter der Erde. Was haben wir seitdem erlebt! Ordentlich stolz bin ich daß der zweiundzwanzigste März auf unserer Klitsche immer Feiertag wa

bei jedem Wetter. Die beste Bulle auf den Tisch und den Leuten ein Gebinde, daß am nächsten Morgen Keiner aus den Posen konnte. So lange ich was zu sagen habe, bleibts dabei; wenigstens einmal im Jahr soll Jeder an den feinen alten Herrn denken. Mielchen hatte unter den Schneeglöckchen gewüthet, um seine Photographie geburtstäglich zu putzen, und wir kamen die Thränen. Hinterdrein die Erinnerungen; die wir ja nun mal gemeinsam haben. Frère prodigue, aber frère. Und deshalb schreibe ich, so blödsinnig es ist. Weil die Sonne scheint und der alte Wilhelm Geburtstag hat. Statt jeder besonderen Meldung zu Ostern. Wer weiß, wie mir da zu Muth sein wird? Ihr bekommt das Uebliche ohne Worte. Der Napfluchen wird nächsten Montag eingerührt, das Lämmlein de rigueur ist schon ausgesucht und ich will sehen, was sich an Palmkätzchen und Stechginster hier aufstreiben läßt. Alles, wie sichs gehört. Lotte soll mir keinen Flunsch machen, wenn ich anrücke. Denn: wir sind in Sicht. Deine Ergebenste mit Mann und Mieke. Ich kanns, wie Archibald Douglas, nicht tragen mehr. Trotz Himmelblau und Primeln ist's ohne Unterbrechung zu langstielig. Bitter nicht, Greis im Silberhaar: nur für vierzehn Tage. Wenn die Schlächterläden vernehmlich zu duften anfangen, danke ich für Backobst und Berlin; dann wirds hier standesgemäß. Vorher aber will ich in vollen Zügen Wonne schlürfen. Alles, was gut und theuer ist. Oper, Schauspiel, Wintergarten; und jeden Tag mindestens eine Mahlzeit en partie fine. Thu also Geld in Deinen Beutel. Wir wollen uns amüsiren und habens nöthig. Gleich nach Ostern gehts los. Wenn mir Einer gesagt hätte, ich würde es hier so lange aushalten, hätte ich ihm in die Zähne gelacht. Bitte mit schuldiger Ehrfurcht, sich gefälligst den Kopf zu zerbrechen, um Apartes zu finden. Fürs Gemüth, nicht für den Magen. Sterlett und Crosnes du Japon allein thuns diesmal nicht.

Würden jetzt zusammen auch nicht auf ein Menu passen. Wie denken Eure Wohlweisheit denn über den Krieg? Keinen blassen Dunst, da ohne jegliche Fühlung. Adolfs moskowitisch bis auf die Knochen. Macht sich über die Selben mit ihren Marquis, Marschällen und Parlamentsspielereien lustig und schwört, daß sie nach Noten verhauen werden; wenns auch vielleicht eine Weile zu Wasser geht. Dieser von Deiner Laune in die Familie geschleppte Herr ist aber stets auf der falschen Seite. Uns Drei hat er in geschlossener Front gegen sich. Der Junge (sein Osterurlaub, was für mich eine bittere Pille) schreibt, in der Armee freue sich Alles wie ein Schneekönig über die Russenblamage; seien immer obenauf und beim ersten Streich nun zerzaust wie ein naschhafter Bengel, den man vom Pflaumenbaum runtergeholt hat. Ein schöner Ge-

danke, die ganze Mandchurei in die Westentasche zu stecken. Kommt aber anders. Mir imponiren die kleinen Japaner. Famos, wie sie mit der Jammerflotte umgesprungen sind und, ehe der Eisbär noch recht aus dem Winterschlaf erwacht war, auf Korea reinen Tisch gemacht hatten. Paß mal auf: sie bringen nächstens noch die Chinesen auf die Beine und dann mag Nilas sehen, wo er bleibt. Marien hat ein Seeoffizier (von dem nicht ausgeschlossen ist, daß er eines Tages die fabelhafte Ehre haben wird, Dein Verwandter zu heißen) eine große bunte Karte von Ostasien geschickt und darauf suchen wir uns jetzt alle in den Zeitungen erwähnten Ortsnamen. Ja, ganz verbauert sind wir noch nicht, obwohl das an der Spitze der Civilisation marschirende Familienhaupt sich von uns wendet. Die urkomische Boruffin träumt sogar davon. Uns obsession. Am Liebsten hin und eine Eisenbahnbrücke gesprengt. Ist's am Ende für uns kein Bombenglück? In Europa kann Rußland sich fürs Erste nicht rühren; wenn die Japaner ihr Handwerk verstehen, ist's für zwanzig Jährchen mattgesetzt; und den Franzosen wird die Alliance auf alle Fälle verkehrt. Hoffe in Ergebenheit auf etwelches Lob eifriger Studien und erweiterten Horizontes; und, natürlich, auf Zustimmung von der maßgebenden Stelle aus. Den Rest von Patriotismus wirft Du Dir ja während der Globetrottereier noch nicht abgewöhnt haben. Und als Konfirmand wolltest Du, allerdings unter dem Einfluß des Kurländers, der uns für die Einsegnung drückte, mit Heidi und Hussassa gegen die Russen.

Hätte der gute Balte doch die Tage von Port Arthur erlebt! Die Bokale wären in seinem Jubel noch ärger als sonst mißhandelt worden. Vorausgesagt hat er's oft genug. „Rußland ist een jemalier Nie'e.“ Und die Rollen nur so. Schließlich will ich aber doch froh sein, daß er's überstanden hat. Noch mehr als den Zaren haßte er den Papst; und wenn er mitangesehen hätte, wie in dem Deutschland, das er so liebte, den Jesuiten wieder die Thür geöffnet wird . . . Du weißt, wie ich über Bülow denke. Schwankendes Urtheil; bald heiter, bald mäßig bewegt. Daß er mit dem rothen Gesindel abfuhr wie der Leibhaftige mit 'ner armen Seele, that mir jedesmal wohl; und als er neulich den Judenjungen aus Rußland mit der Faust ins Genick fuhr, wars ganz mein Mann (nicht mein angetrauter, hélas, der für Mandelstamm und Silberfarb unglaublicher Weise was übrig hat und von Verletzung der internationalen Anstandspflicht murmelte). Jetzt bin ich mit ihm fertig; auf Nimmerwiedersehen. Die Promenade nach Canossa ist meinen ramponirten Beinen zu heil. Schon als Gänschen machte ich mir nichts aus Changeant. Und von welcher Couleur bei Dem Rette und Einschlag ist,

mag der Gehörnte wissen. Wenigstens als Protestant, dachte ich, wird er waschecht sein; nun haben wir die Bescherung. Auf die schönen Reden pfeife ich ehrerbietigst. Toleranz, Kultur, Konstitution: lauter faule Fremdwörter, mit denen man keinen Dorfsböter aus den Kartoffeln lockt. Das soll kein Kuhhandel sein? Was denn sonst? Die Schwarzen fiedeln und der Husarenkanzler tanzt. Ein Glück, daß Bismarck es nicht mehr zu sehen braucht. Aber gewirkt hat die Sache. Manchem die Augen geöffnet. Die Langröckigen mag Keiner im Land haben. Selbst unser sanfter alter Bieseniß, der von Gott gewollten Obrigkeit allerunterthänigster Diener, kam in Schweiß. Und als wir Sonntag die Fälligen zu Tisch hatten, gabs rothe Köpfe und Deine Thunelida, jeder Zoll Evangelischer Bund, mußte zum Rückzug blasen.

Da halten wir nach dreiunddreißig Jahren. Ein paar Leute, Professor und Pastor, haben dem Kuhhändler ja die Wahrheit gezeigt; nur noch nicht laut genug. Hoffe, Ihr holts nach, wenn Ihr im April wieder mal Lebendigkeit heuchelt. Wozu seid Ihr Erste Kammer? Interpellirt gefälligst, daß es knackt. S. M. ist weit, also könnten selbst die aus Allerhöchstem Vertrauen Berufenen ein Bißchen Schneidercourage aufbringen. Du freilich! Stumm wie ein Verschnittener im Serail, mit dem sonst doch keinerlei . . . Mais je n'insiste pas. Wenn Gott den Schaden besieht, werdet Ihr auf Kagenpfoten um den Brei geschlichen sein und, als sei was Riesiges geleistet, bis zum Herbst mit Würde pausiren. Für alle Fälle bringe ich Kaketensatz mit.

Allerdings auch Adolfen. Den Abgeklärten. Beinahe schon überirdisch. Seine neueste Nummer, wie gesagt. Das Dollste wird mit stillem Lächeln quittirt. Wundern abgewöhnt. Wie es werden mußte, ist's geworden; und ER hats vorausgesagt. So weit die deutsche Zunge klingt, findest Du keinen zweiten Landwehrmajor von solcher Sanftmuth. In der Normalstimmung zergeht er Dir auf der Zunge. Als die Mimik anfing, kriegte ichs mit der Angst und rief den alten Eisenbart aus Stettin. „Nee.“ Alles in Ordnung; sogar über seine Jahre in Form. Da ließ ich die Sorge schießen. Immer noch verdaulicher als früher in Feuerroth. Genosse wird er mir nicht mehr; „höchstens Anarchist“, sagt er, feixt aber dabei, daß man nicht zu erschrecken braucht. Und die Rückfälle sind selten. Nicht mal rabbiat, wenn er liest, daß seine gräulichen Papiere gefallen sind (was sie ja recht munter gethan haben sollen). Da der Doktor von nothwendiger Abwechslung gebrummt hatte, packte ich meinen Heiligen bei der Hypochondrie; und beim Waterherzen. Mit dem Kind ist's nämlich ein Kreuz. Freudvoll und leidvoll. Das sind die Jahre. Schön. Aber schließlich muß man doch klar werden, ob oder ob nicht. Die Bauderei geht mir

gegen den Strich. Der milde Papa möchte sein Püppchen natürlich in Watte wickeln. „Bevor Dein Herz nicht vernehmlich spricht . . .“ Fast beleidigend. Meines sprach gar nicht, und wenn Du nicht gedrängelt hättest, säße ich heute nicht auf Kressin. Gerade darum hat der fremde Herr wirklich keinen Grund, sich für die sogenannte Liebe zu echauffiren; und dem langen Baby den Kopf noch mehr zu verdrehen. Sollte froh sein, daß er so anständig untergelommen ist.

Wir stecken also in keiner guten Haut. Alle Drei nicht; und Deine berühmte Heilkunst bekommt Arbeit. Alarmiren wird der Schwager Dich nicht. Im Gegentheil; hält Alles für zwecklos und grinst halbgöttlich, wenn ich aus der Jacke fahre. Welche Bewegung ich mir quand même nicht abzugewöhnen denke. Lieber gleich in den Zinkfarg. Spare deshalb auch die Bitte, Seitensprünge ins Politische huldvoll zu verzeihen. C'est plus fort que moi; und würde mich verachten, wenn das Vaterland mir Cervelatwurst wäre. Worüber mündlich viel mehr. Bald. Ein wahrer Segen, daß ich den Angetrauten so weit habe. Zuerst war mit seinen Vorsten nichts zu machen. „Ruinierte Junker sollen hübsch zu Hause bleiben, die alten Kleider auftragen und Schwarzsauer essen; sonst kommen sie als Schlemmer in die Zeitung“. (Was ist übrigens an der Geschichte mit Endell, die mir dabei einfällt? Ich finde nicht durch.) Als ich dann aber spitz wurde, was von Elternpflicht fallen ließ und das Eingebachte großartig für die Reiselasse anbot, wurden Seine Vorderschaft butterweich. Nach Palmarum lasse ich die Koffer lackiren. Und freue mich schon jetzt wie ein Schneekönig auf die Stunde, wo wir mit Euch durch die Invalidenstrasse gondeln. Lotka ist hoffentlich wieder auf guten Füßen. Küsse sie dreimal in meinem Namen; wollen uns Alles von der Leber reden. Und sie wird durch die Läden geschleppt, bis sie mindestens fünf Kilo los ist.

Gute Ostern Euch Beiden! Marie ruft zum Mittag und hat eben entdeckt, daß die Hyazinthen famos gekommen sind. Die Sonne brennt ordentlich. Und heute ist Wilhelmstag. Dwikolorero war böse. Die Jesuiten sind noch böser. Bis abends darf aber Keiner mir Trübsal blasen. Lächle nicht, Philosoph mit Eichenlaub! Das kann ich im Haus haben. Und Du entblößest bei diesem grüngelben Lachen unkleidsam die linke Plombe.

Wirst viel zu spät erkennen, was Du besahest an

Deiner Mina.

Berlin, Gabriel 1904.

Meinette von Gottes Gnaden!

„Braut und Schwester bist Du dem Bruder!“ In allen Ehren, versteht sich; ich mache nicht, wie Herr Siegmund Wehwalt, eine wüthende Ge-

berde und unser Glück braucht kein rasch fallender Vorhang schamhaft zuzudecken. Bist's aber wirklich. Leibliche Schwester und ewige Braut meiner — halten zu Gnaden! — Seele. Von Kindesbeinen an die unentbehrliche Ergänzung, die andere Siamesenhälfte des ergebenst unterfertigten Thonklümpchens mit Odemfüllung; die viel bessere Hälfte. Ich nicht erkennen, was ich an Dir habe? Siehe: im Kalender steht heute der Erzengel, so da die Urtheile des Herrn aufzeichnete und vollzog. Gerichtsschreiber und Staatsanwalt in einer Person. Prüft die vorhandenen Herzen, Nieren und was damit zusammenhängt. Ich fürchte, er findet bei mir zu viel Eiweiß; in der Herzkammer auf dem Hauptaltar aber ganz sicher das Bild der lieblichsten Schwester. Pst! Lotte weiß es und hat sich abgefunden. Das giebt's nur einmal; und auch bloß für Sonntagskinder. Seit meine Seele Herrin ihrer Wahl ward, hat sie Dich auserkoren. Das Sclandalöse ist, daß Du weißt und doch einem uralten Manne Nasenstübergiebst und mindestens vier galante Betheuerungen in jedem Quartal forderst. Hast eben keine Sorgen, seligste Frau. Die bist Du, hundertmal mehr als die merkwürdig unverehelichte Sieglinde. Einen Gatten, dem selbst die übelste Laune nichts Aergeres nachsagen kann, als daß er sanft ist und von Weisheit strotzt. Einen Jungen, den sein Oberst bis in die Puppen lobt. Eine Tochter, die sich, höchst zeitgemäß, anschickt, ihre Zukunft aufs Wasser zu legen. Geduld, weißsträhniger Hitzkopf; der Marinirte wird sie Dir noch früh genug mit dem Heimathwimpel entführen. Und ich kann ihr nachfühlen, wie höllisch schwer es sein muß, sich von solcher Mama zu trennen. Bin ich nett? Warum also schimpfen Euer Hochwohlgeboren mich?

Aber ich grille nicht. Viel zu edel. Auch viel zu vergnügt. Daß Ihr endlich kommt! Die Hoffnung war schon aufs letzte Stümpfchen herabgebrannt. Der Deine ließ sich partout nicht anzapfen; meine stärksten Künste versazten. Immer das alte Lied: keine überschüssigen Moneten und weit vom Hof ist die Luft belömmlicher. Va bene. Von Zeit zu Zeit muß man aber die Nase rausstrecken; müßte man von Rechts und Verwandtschaft wegen eigentlich auch den Alten in Berlin N. W. gern sehen. Nun also doch. Die Avisirung von Kuchen, Osterlamm etcetera pp. wärmt mir den Magen, ist aber nur Salusla vor der Hauptmahlzeit: Eurem Besuch. Vottchen, die den Winter über recht grippig war und sich am Liebsten in ihrer Ecke einmummelte, hat seit gestern vor Freude ordentlich Farbe bekommen. Und mir juckt's in den Gliedern, als dämmerte schon die Walpurgisnacht (die allzu nah liegende Bosheit bitte gehorsamst im Busen zu bewahren). Rein Gedanke, daß Ihr nach vierzehn Tagen wieder in die Wruken fahrt. Wir werden Euch

halten. Stinlig wirds hier selten vor Juni. Der huldvolle Rath, mir den Kopf zu zerbrechen, verräth zwar die gebührende niedrige Einschätzung dieses nicht mehr sehr appetitlichen Gebrauchsgegenstandes, wird aber strikt befolgt. Gestern abends bereits Programm gemacht. Garantie für täglich veränderten Futterplatz, so lange Euer verwöhnter Schnabel nicht selbst nach Schaurtés und Borchardts Rippen zurückverlangt. In den Theatern allerlei Hübsches und so scharfe Sachen, daß der sittenstrengen Landedelfrau, die schon im Palais Royal nicht an die Brüstung wollte, sämtliche Haare zu Berg stehen werden. Erläuterungen gratis und franko. Da das Meiste nicht für den Matronenmagen kleiner Mädchen, wird mein Ehgemahl sich Mariens annehmen. Und Sankt Adolfsus, der noch weniger gern als Dein Getreuster viele Menschen riecht, kann von Sieben bis Zehn seine Schleichwege gehen. Fürchte nichts: auch dieser Helde hat längst abgerüstet und vergißt im schlimmsten Fall beim Mosel die Gattenpflicht. Voraussetzung jedes Programmes muß in beiden Lagern der Entschluß sein, während der Festzeit eine — wie Bismarck in nicht ganz so harmlosem Sinn zu sagen pflegte — breite Ehe zu führen. Meine alte Buschel: Ihr klebt zu fest an einander. Chassé croisé! Werde nicht mit der Wimper zucken, wenn der kressiner Wüstling meiner Hausehre die Cour schneidet, daß die Fezen fliegen.

Auch an die Xenia (der Philosoph spricht fließend Griechisch) schon gedacht. Feurige Kohlen; und wenns eine neue Hypothek kostet. Der Braut in spe einen Spitzenpaletot. Präsentirt das Gewehr: einstweilen der letzte Schrei aus der rue de la paix. Und dem nicht viel älteren Kinchen ein Grausammetenes mit norwegischer Handstickerei, das eine Heilige in Versuchung führen könnte. Von Wertheim. Bitte aber, nicht die Nase zu rümpfen. Erstens kaufen da jetzt sogar Bankdamen, also erster Stand; und zweitens ist's Modell in einer Kleiderausstellung, die Deine Niese einfach berauschen wird. Etliche Korsetstangen werden allerdings wohl zu opfern sein. Thut mir aber längst weh, Deine Hochgestalt in einem Stahlverband zu sehen; wirst endlich aufathmen und merken, wie schlecht Schnürleber Einem bekommt. Aenderung des Repertoire übrigens natürlich nach Wunsch. Der Wohlthätigkeit sind keine Schranken gesetzt und ich habe geschworen, mich diesmal um jeden erschwinglichen Preis beliebt zu machen. Modeberi überlasse ich dem Juwel, das an meiner Seite glänzt. Mir scheint Alles ziemlich unverändert. Blumenhüte vom Umfang einer besseren Bratenschüs Dazu, neu und, ich glaube, amerikanisch, Gaze- oder Spitzenchleier in G dinenformat mit flatternden Enden. Nach langer Pause wieder viel Sei

auch auf der Straße. Empfehle, Alles einzupacken, was an Taffet und Aehnlichem vorhanden; je mehr Falbeln, Volants (oder wie das Zeug heißt), um so paßlicher. Urgroßmutter wird wieder modern. Der Reformkittel ist nicht durchgedrungen und man sucht nun Luisens und Josephinens Schränke nach Mustern ab. Wollt Ihr gipselhaft select sein und in Karlsborst neben den Theaterduchessen bestehen, dann schleppt Pelzwerk herbei, so viel der Koffer faßt. Sealilin oder Maulwurf und Strohhut: höher gehts kaum noch . . . Und was sagst Du nun? Ja, ma mie, auch die Globetrottere hat ihr Gutes.

Trotz diesen profunden Kenntnissen habe ich nicht die Absicht, Deinem angestammten Gerson Konkurrenz zu machen. Parler chiffons gehört ja nun mal zu unserer Intimität; und ohne bei jedem Saisonwechsel erneuerten Befähigungsnachweis gilt der mißhandelte Senior nicht für voll. Jetzt scheint mir aber genug des grausamen Spiels. Du willst Politik und sollst sie haben.

Personalien zuerst; um zu räumen. So dankbar wie überrascht, daß nicht Sektion von Waldersee und Hammerstein zugemuthet. Läßt sich bei trockenem Dreiundneunziger mündlich leichter erledigen. Das mit Deinem Parteigenossen Endell sind olle Kamellen. Der Mann ist nicht mein Typ, aber die Art, wie er gehezt wird, schmeckt mir noch weniger. In zwei Worten. Hatte, wie Dir erinnerlich, fünftausend Mark, die ihm noch nicht zustanden, aus der Kasse genommen. Nicht sehr heimlich und erst recht nicht mit Verbrecherdolus. Keine Spur; wie Leute, die nie ordentlich Buch geführt haben, solche Sachen eben behandeln: Ob ichs heute nehme oder in sechs Monaten kriege, ist schließlich Jacke wie Hose. Subalterne plauderten die Inkorrektheit aus und Strebsamen kam der Einfall, den lästigen Agrarierhäuptling an diesem Strick zu hängen. Glimpflich; die Anstiedlungskommission — wozu ist sie denn da? — sollte ihm sein Gut zu anständigem Preis ablaufen und er sich nur verpflichten, dem lieben „öffentlichen Leben“ Valet zu sagen. Hier riechts schon muffig. Wenn die That faul war, durfte der Thäter kein Trinkgeld kriegen; und bloße Junkerungenirtheit war mit dem Verlust provinzieller Ehrenrechte zu theuer bezahlt. Moralpauken in der Politik wirken auf mich wie das rothe Tuch auf den Bewußten; aber diese Manier, einem politischen Gegner die Kehle zuzuschnüren, mache ich nicht mit. Wie mans dreht und wendet: eine ekelhafte Intrigue; zu der leider der alte Miquel seinen Segen gab, weil er im Gedräng war und, um sich zu schustern, auch mal gegen die Agrarier Eifer prästiren wollte. Tief unter seinem Niveau und ein deutliches Zeichen von Greisenverfall. Item, wir wissen jetzt, daß Endell zwar einen Haufen Schulden hatte, aber vom Ruin weit entfernt war; daß er die fünftausend

Mark jeden Tag haben konnte; daß er die Hilfe, die ihm der berliner Bundesvorstand anbot, ablehnte, weils ihm nicht schlimmer gehe als tausend anderen Landwirthen, die sich allein „durchlügen“ müssen; daß er von den Standes- und Berufsgenossen noch heute für einen grundehrlichen Kerl gehalten wird und daß auch ein Juristengericht ihn nicht unsauber fand. Tant de bruit! Ganze Papierballen sind über die Geschichte vollgeschrieben worden, die eigentlich nur die geehrten Polen freuen kann. Wenn das „Deutschthum“ mit solchen Mitteln gerettet wird, blüht ihr Weizen. Und das posener Kaiserschloß, für das — in allem Ernst — fünf Millionen gefordert werden, wird ihnen auch keinen Schaden thun. Der Landtag ist in der Furcht des Herrn erzogen; sonst würde er sich diese „Hebung des Ostens“ energisch verbitten. Allenfalls für die reifere Jugend. Erwachsene haben wohl schon gehört, daß man Provinzen nicht mit Spielereien rettet. Schafft den Deutschen Arbeit und nahen Absatz zu lohnendem Preis, — und laßt die Polen Polen, die Agrarier Agrarier sein!

Mit einem Kopfsprung ins Allgemeine. Wo — generelle Warnung — selbst geschwisterlich zusammenklingenden Herzen die Verständigung nicht so leicht werden wird. Passirt ja aber nicht zum ersten Mal; und ich will von abdlfischer Gelassenheit sein. Den Neckereien von wegen des Herrenhauses biege ich artig aus. Kennst ja meine Ansicht und würdest Dir selbst einen Akazienast lachen, wenn ich auf meine alten Tage dort mit dem Rebellenbanner herumfuchteln wollte. Diese billige Spottwaare ist, sauf le respect, nachgerade nicht mehr recht frisch. Dein Ergebenster ist doch nun einmal drin; und sehr zufrieden, wenn er Einen, der noch zum Reden Lust hat, in irgend einer technischen Sache leise auf den richtigen Weg stoßen kann. Aktionen? Konkurrenz mit dem allgemeinen Stimmrecht? Danke, mein Schatz; ich passe.

In puncto Jesuiten könnte ich Dir übrigens, selbst bei besserem Willen, nicht nach dem Mündchen reden. Der Paragraph, der die Kleinen Vopolas schlimmer als Anarchisten behandelt, mußte weg; sein Fall schadet Keinem (wird auch Keinem was Nennenswerthes nützen). Die Wuth duftet mir zu sehr nach Volksseele. Alle liberalen Blätter zwei Wochen lang voll. Sonderbar. Wenn Stoecker, Bodelschwingh, Orphaner nicht für ihr Lutherthum zittern, könnten eigentlich auch die Jsraeliten und Atheisten ruhig schlafen die in Tageblatt, Boß und ähnlichen Detailgeschäften das Gewissen der Kunstschafft bedienen. Auf die Gefahr, Dich gegen grauen Sammet unempfindlich zu machen, gestehe ich, daß ich das ganze Jesuitengesetz für sechs Dreier gälte Ist der Rock denn der Rüster? Der Alte Fritz war in witziger Laune, als die Jesuiten, die ihr Ordenskleid ablegten, an den königlichen Schulen Unt

richt ertheilen ließ; im Ernst aber darf man so nicht anfangen. Wenn wir die paar Schwarzen nicht verdauen könnten, wären wir keinen Schuß Pulver werth. Die Zeit Gregors und Riccis ist doch schon eine hübsche Weile vorbei. Hexen können die Leute auch nicht; und wer sie nicht will, hält sie sich leicht vom Leib. Aber natürlich: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Grausig, nicht? Als ob er sie nicht überall heiligte, wo in irgend einem Sinn gehandelt wird! Dem Feldmarschall, der ganze Regimenter auf der Strecke läßt, um sich den Rückzug zu decken, und jeden Scharmützelerfolg zu einem glorreichen Sieg aufbauscht, damit den nachrückenden Truppen das Herz nicht in die Hosen rutscht. Dem Minister, der nie zugiebt, daß sein Herr höchstpersönlich in die Geschäfte eingreift, ein Kollege sich verhauen, er selbst gestern einen Küffel befehen hat. Dem Aktiendirektor, der vor der Generalversammlung ins Blaue bilanzirt. Dem Pfarrer sogar, wenn er die Hinterbliebenen mit einem Loblied tröstet, von dem kein Ton aus überzeugter Seele kommt. Mein, Goldreinette: dafür bin ich nicht zu haben. Das Stück ist, nebenbei bemerkt, seit mindestens zehn Jahren „in Vorbereitung“. Schon als die Umsturzvorlage spukte, wurde im ehrwürdigen Schoß eines hohen Staatsministeriums berathen, ob man nicht die Rothhen gegen die Schwarzen loswerden könne, müsse, dürfe. In diesem Tempo wird bei uns gearbeitet; doch die Mühle klappert: und was braucht man weiter, um glücklich zu sein? Zu tadeln habe ich nur die mise en scène. Ueber alle Begriffe unklug. In solchem Fall majorisirt man nicht; wegen solcher Bagatelle läßt man große Bundesstaaten nicht in der Kälte allein. Der Effekt ist danach. Die ehrsamten Bürger halten sich die Nase zu und die Regirungen versichern: Ich wars nicht!

Bülow an sich steht auf einem anderen Blatt. Rührend, daß sein Charakterbild Dir noch immer schwankt. Mir fällt er einfach auf die Nerven. Man hat mal Livree getragen und will au courant sein; also gab ich mir einen Rippenstoß und las sein Gerede. Niederziehend, Patriotin. Unrettbar verloren, sobald eine ernsthafte Sache ernsthaft behandelt werden soll. Und dabei ein präzises Wesen, als kämen die aus der Zeitung aufgesparten Banalitäten rekta aus dem delphischen Heiligthum. Der ewige Staatssekretär; darüber durfte er nie hinaus. Merkt gar nicht, wenn er aus der Rolle fällt; weich, versteht sich am Rande: auf Lesefrüchte. Gerade er, mit dem Kultur-lack des modernen Geistes, durfte dieses Gericht nicht serviren. Durfte, da er mit allen Leuchtsöhnen flirtet, auch nicht Mandelstamm und Silberfarb antisemitisch bewickeln (und erst recht nicht, zur Stütze des Hausherrn, geheime Marginalien Bismarcks in so schiefes Licht bringen, daß der „große Vorgänger“ bei-

nahe knirpsig erschien). Reden, wie der Schädel sich schwer sein. Warum nicht: „Die russischen Leute auszuweisen, und wir thun barreich uns wichtiger sind als die Einzelnen die nicht fünf Minuten lang ernst zu nehmen des Jesuitengesetzes sei für alle Ewigkeit in Erfüllung über den Vorwurf des Kuhhandementens ist trade. Die Regierung will sich läßt sich sein Einlenken vom Schwächeren Welt gemacht. Sehr vernünftig vom Gen mit Konzessionen aus der Luftlinie sein Und ich sehe nicht den allergeringsten Grund müßte, den Katholiken, die ihm Soldaten geben und mit ihren hundert Mann jede noch das Leben sauer zu machen. Wir sind und durch Unterernährung anämisch geworden einer Partei nachgesagt wird, sie bemühe

Doch der Mensch soll nicht unband Freude des Monats hat unser Reichsfer Ton verfolgter Unschuld, tief, seiner aus jeder Patriot doch vertrauen. Lange nicht der Mann glaubt an sich; noch immer. Und verzogen. Begreiflich. Seit Jahr und Tag mat ist unser Bülow Nummer Eins. Und können dem Hausen, der sie nicht zu kont auf die Rechnung setzen. Schnurrig wird umgekehrt wird allenfalls ein Schuh dra Sache so gut wie ein Anderer; vor internen Nachbars Trine beim Blindkuhspiel. Und und niedlich, um auf die höchsten Klüste nehmen, daß wir, wenns morgen Birnen Löffel haben. Nach und nach werden die nichts so heiß gegessen wird, wie es gekochtschichtful nur harmlose Späßchen begleitet bar keinen bösen Schluß ziehen darf. Wir in ernste Projekte machen? Wir trüben kein Politik, der man vertrauen soll. Aber de

göken, verlängert und für zwei geschenkte Denkmale in Washington und Rom Platz schafft. Eine Riesenarbeit, die alle Kräfte abjorbirt. Und wer vor solcher Bilanz nicht den Hut zieht, ist nicht werth, ein Deutscher zu heißen.

Uff . . . Je m'emballe; ganz gegen die Kleiderordnung. Und müßte doch, als frommer Bruder, eigentlich noch verschiedene Walzen ab'etern. Japanisch? Ja, Herzdame, Weiß ist nun mal meine Lieblingscouleur; ziehe einen Kaukasierkopf dem schönsten Dottergelben vor und habe außerdem gar kein Bedürfniß, das englische Geschäft durch die Citronennigger aus Tokio und Umgegend gefördert zu sehen. Denn wählen muß Du hier, Proburin: wer gegen Rußland ist, kämpft mit seinen Wünschen wenigstens für den britischen Better. Warum aber diesen Streit übers Knie brechen? Ausgiebigstes Machtißthema für die Stadt der Intelligenz. Noch hat der Krieg ja nicht angefangen; das Geplänkel zählt nicht. Abwarten, ob und wann die Russen ihre Bierhunderttausend über den Baikal bringen. Davon hängt's ab. Einstweilen signalisire Deiner geschätzten Beachtung nur, als Karität, daß diesmal vom Schutz etwelcher Vaterländer auch im Mugurenjargon nicht die Rede sein kann. Heiligste Güter nicht vorhanden; nichts als die Frage, wer die Mandchurei und Korea einstecken und sich die erste Hypothek auf das Himmlische Reich sichern wird. Daß Dein gläubiges evangelisches Gemüth gegen die Streiter des Herrn für faule Shintoisten optirt, würde mich einigermaßen wundern, wenn meine holde Kriegerin nicht längst in kleidsamster Inkonsequenz bekannt wäre. Siehe auch Südwestafrika. Die „Sache“ der Hereros ist noch besser als die der Japaner; stehen, wie Schillers Schweizer, für ihr Land, für Weiber und Kinder; und schießen können sie, wie sich gezeigt hat, leider auch. Doch Scherz bei Seite: Omikolorero ist sehr traurig. So viel junges Leben war der Kram nicht werth. Bleibt auch draußen sicher nicht unbemerkt; und wenn wir den Nimbus militärischer Unfehlbarkeit verlieren, hats Elf geschlagen. Offenbar an allen Ecken falsch angefaßt; drüben und namentlich zu Haus. Das gabs anno Bismarck-Moltke nicht; der alte Herr, der recht schwierig sein konnte, wäre nach solcher Meldung durch die Decke gegangen. Und das Beschämendste, daß Keiner den Mund standesgemäß aufthut, Jeder es wie eine Schickung des Himmels hinnimmt. Dein Jeremias ist gar nicht dumm.

Um so dümmere Einer, der die Tinte nicht halten kann und mit seiner Epistel höchstens einen Wasserstreifen im Osterkuchen bewirkt. Statt einfach zu sagen, daß er sich ganz proletenhaft auf Dich freut und in sämmtlichen Welttheilen war, ist und sein wird Deiner Hoheit unwürdiger Knecht

Moriß.

Das Radium.

Neue Strahlen, neue Stoffe und endlich gar strahlende Stoffe: Das sind die überraschenden Ergebnisse der letzten zehn Jahre in der Physik und Chemie. Das Radium besonders ist eine Sensation geworden. In Vorträgen und Aufsätzen aller Art werden seine Wunder geschildert. Irr ich nicht, so ist bei den Vielen, denen wissenschaftliche Errungenschaften sonst ziemlich gleichgültig sind, die sich aber für das Radium scheinbar sehr lebhaft interessieren, die tiefste Quelle ihres Interesses die Schadenfreude. Die Freude darüber, daß die gelehrten Herren der Physik und Chemie nun Etwas gefunden haben, das ihre ganze Weisheit zu Schanden macht. Wenn in begeisterten Zeitungartikeln, mehr kühn als richtig, gesagt wird, das Gesetz von der Konstanz der Energie werde durch das Radium umgestoßen, so freut sich der Philister; nicht, weil ihm das Gesetz von der Erhaltung der Energie zuwider ist, sondern, weil die Wissenschaft sich blamirt hat. Das Radium, das „alle Gesetze der Physik und Chemie umstößt“, wie es so schön heißt, wird wegen dieses revolutionären Thuns, da es sich ja nur um eine Revolution in der Wissenschaft handelt, mit besonderer Vorliebe betrachtet. Doch außer der Schadenfreude ist noch ein anderes Gefühl, wie ich beobachtet habe, für dieses Interesse maßgebend, nämlich das Bedürfnis nach Mystik, das in den meisten Köpfen, gewöhnlich unbewußt, schlummert. Je geheimnißvoller die Eigenschaften des Radiums sind, um so mehr wird der mystische Sinn angeregt; und wenn gar in den letzten Monaten zu lesen war, daß es Ramsay gelungen sei, Radium in Helium zu verwandeln, ein Element in ein anderes, so steht schon die ganze Alchemie da, mit ihren verschämten Anhängern, ob sie sich Theosophen oder Spiritisten oder Mystiker nennen, und hofft auf Einlaß in das geheiligte Gebiet ernster und exakter Wissenschaft.

Die Wirklichkeit ist viel weniger mystisch, als diese Franc tireurs glauben. Nicht ein einziges Gesetz ist durch das Radium umgestoßen, nicht eine einzige sichere Erfahrung hat sich als Irrthum erwiesen. Wohl aber hat das Radium unsere Kenntnisse in vieler Beziehung erweitert, unsere Anschauungen geklärt und plausiblen Vermuthungen, die auch früher schon ausgesprochen waren, die aber nicht bestätigt werden konnten, gestützt und in den Vordergrund der Betrachtungen gehoben.

Von besonderem Interesse ist seine Entdeckungsgeschichte. Als X-Strahlen durch einen glücklichen Zufall gefunden waren, hatte der Entdecker dieser Strahlen keine Erklärung für sie beizubringen gewußt. Er beschränkte sich auf die Feststellung einiger ihrer — übrigens sehr merkwürdigen — Eigenschaften; der einzige Versuch einer Erklärung, den er gab, war die Annahme der theoretischen Anschauungen, die man durch die Entdeckungen von Hers-

den Sieg der Ideen Maxwells in der Elektrizitätslehre gewonnen hatte, von vorn herein höchst unwahrscheinlich. Um so dringender war das Bedürfnis, nun doch den Anschluß dieser Strahlen an bekannte Erscheinungen zu erreichen. Ein Erfolg schien bald gewonnen zu sein. Man konnte, da die X-Strahlen zunächst von phosphoreszirenden Stellen einer Glaswand ausgingen, wohl vermuthen, daß die Phosphoreszenz die Ursache dieser Strahlen sei. Das war ein naheliegender Gedanke, den Viele durch das Experiment damals prüften. Man nahm phosphoreszirende oder fluoreszirende Substanzen, meist die sogenannte Balmainische Leuchtfarbe, und versuchte, ob diese Strahlen aussenden, die durch Papier oder Holz oder Aluminium hindurchgehen. Das war jedoch im Allgemeinen nicht der Fall. Nur der bekannte französische Physiker Becquerel hatte einen wirklichen Erfolg. Er fand, daß Uransalze, die sehr stark fluoreszirende Körper sind, in der That Strahlen aussenden, die den X-Strahlen ähneln. Das war eine neue und wichtige Thatsache, aber wie sich später zeigte, bestätigte sie doch nicht die Ausgangshypothese. Verschiedene Salze des Urans wurden untersucht, die alle mehr oder minder fluoreszirende Körper sind, und alle zeigten die Fähigkeit, solche Strahlen auszusenden. Aber selbst wenn diese Salze von jeder Einwirkung des Lichtes lange Zeit abgeschlossen waren, so daß ihre Fluoreszenz durchaus erloschen war, selbst dann gaben sie noch die selben Strahlen, in scheinbar unveränderter Stärke, aus, so daß die Fluoreszenz nicht die Ursache zu sein schien. Die Strahlung erwies sich an das Element Uran gebunden, denn nur Uransalze zeigten sie, diese aber sämmtlich und schließlich zeigte sie auch das reine metallische Uran selbst, bei dem von einer Fluoreszenz im gewöhnlichen Sinne nicht die Rede sein kann. Man nannte diese neuen Strahlen daher zunächst Uranstrahlen; jetzt werden sie allgemein Becquerelstrahlen genannt. Mit der Bezeichnung „Strahlen“ geht man — Das sei hier gleich erwähnt — augenblicklich in der Physik etwas unkritisch um; man bezeichnet ganz verschiedenartige physikalische Vorgänge leider mit dem selben Namen, wenn sie nur einige Eigenthümlichkeiten gemein haben. Die Haupteigenschaft der Lichtstrahlen und der ihnen analogen besteht in ihrer gradlinigen Ausbreitung, durch die sie im Stande sind, scharf begrenzte Schatten zu erzeugen. Diese Eigenschaft haben auch die X-Strahlen und deshalb wurden sie auch als Strahlen bezeichnet, obwohl sie sonst in ihren Eigenschaften von den Lichtstrahlen abweichen; sie lassen sich weder reflektiren noch brechen noch beugen wie jene. Wenn man durch sehr verdünnte Luft in einem Glasgefäß einen elektrischen Strom gehen läßt, so gehen vom negativen Pol Wirkungen aus, die sich auch gradlinig fortpflanzen. Man bezeichnet sie aus diesem Grunde auch als Strahlen, als Kathodenstrahlen. Treten diese in gewöhnliche Luft ein, so besitzen sie die Eigenschaft der gradlinigen Fortpflanzung

nur noch auf sehr kurze Strecken. Trotzdem nennt man sie noch weiter Strahlen. Sie haben, obwohl sie ganz anderer Natur sind als die Lichtstrahlen, mit diesen auch dann noch gemeinsam, daß sie photographische Platten schwärzen und fluoreszirende Körper zum Leuchten anregen. Diese gleichartige Bezeichnung verschiedener Dinge hat den Nachtheil, daß man dadurch verführt wird, die theoretischen Vorstellungen von den Strahlen der einen Art auf die der andern Art zu übertragen. So ist sicher festgestellt, daß die Lichtstrahlen periodischer Natur sind, daß in ihnen örtlich und zeitlich periodische Vorgänge stattfinden. Es wäre aber ganz übereilt, wenn man Dies nun auch für die Kathodenstrahlen und X-Strahlen annehmen wollte, nur, weil man sie Strahlen genannt hat.

Die Becquerelstrahlen also wurden zunächst am Uran und allen uranhaltigen Substanzen gefunden. Es waren Strahlen, die durch viele undurchsichtige Stoffe, sogar Metalle, in dünnen Schichten hindurchgingen, photographische Platten affizierten und Schattenbilder auf ihnen entstehen ließen. Sie waren in dieser Beziehung ähnlich den X-Strahlen und hatten auch noch eine weitere, wichtige Eigenschaft mit diesen gemein. Die X-Strahlen haben nämlich die merkwürdige Fähigkeit, wenn sie durch die Luft oder andere Gase dringen, diese zu elektrischen Leitern zu machen. Während die Luft sonst bekanntlich ein ausgezeichnetes Isolator ist, so daß elektrisch geladene Körper in ihr ihre Ladung behalten, hört diese Eigenschaft sofort auf, wenn die Luft von X-Strahlen durchzogen wird. Elektrische Ladungen bleiben nicht in solcher durchstrahlten Luft bestehen, sondern verschwinden mehr oder minder rasch, weil eben die leitendgewordene Luft sie fortleitet. Den Grund zu dieser merkwürdigen Umwandlung der Eigenschaften der Luft findet man darin, daß durch die Strahlen die Luft „ionisirt“ wird, daß sich in ihnen elektrische Ladungen, Elektronen, bilden. Wie Dem auch sei: die Thatsache steht fest, daß die Luft unter dem Einfluß der X-Strahlen leitend wird. Das Selbe bewirken nun aber auch die Uranstrahlen und diese Wirkung gab ein ausgezeichnetes Mittel, um in quantitativer Weise verschiedene uranhaltige Stoffe auf ihre größere oder geringere Emission von Uranstrahlen zu untersuchen.

Mit solchen quantitativen Untersuchungen — nebenbei bemerkt, sind es fast immer die mühsamen quantitativen Untersuchungen, wenn sie mit weitem Blick unternommen werden, die unsere Kenntniß der Natur wesentlich förden — sehr selten die rein qualitativen, die allerdings dem glücklichen Zufall Thür offen lassen —, mit solchen quantitativen Versuchen beschäftigte nun die junge Polin Madame Curie, deren Name, verknüpft mit dem ihr Gatten, jetzt weit bekannt ist. Sie fand, während sie verschiedene uranhaltige Materialien prüfte, daß die Pechblende aus Joachimsthal in Oesterreich eine besonders starke Strahlenemission besitzt, eine viermal stärkere, als das r

Metall besaß. Mit dieser Feststellung hätte sich Mancher begnügt. Madame Curie oder ihr Gatte — die Antheile der Beiden an der Geschichte dieser Entdeckung lassen sich nicht genau auseinanderhalten — also sagen wir: Madame Curie begnügte sich nicht damit. Sie sagte sich: Wenn wirklich die Strahlung nur von dem Uran kommt, so ist es unmöglich, daß eine Uranverbindung stärker strahlt als das reine Metall. Zeigt sich eine solche Erscheinung, so muß in der Uranverbindung, also hier in der Pechblende, außer dem Uran noch ein anderer strahlender oder, wie sie es nannte, radioaktiver Stoff vorhanden sein. Also suchen wir ihn.

Hier ist der Punkt, wo die glückliche Entdeckerin zeigt, daß sie nicht nur, wie andere Entdecker, einem Glückszufall ihren Ruhm verdankt, sondern ihrem Forschertalent und ihrem ausdauernden Fleiß. Die Fragestellung zeigt ihr Talent, die Ausführung ihren Fleiß und ihre experimentelle Tüchtigkeit. Tausende von Kilogrammen Pechblende mußten chemisch behandelt werden, um die aktiven Bestandtheile von den inaktiven immer mehr zu trennen, bis schließlich einige Zehntelgramm eines Produktes erhalten wurden, dessen Aktivität ganz außerordentlich groß war, das die Aktivität der Pechblende, auf gleiche Gewichte bezogen, um das Hunderttausenfache übertraf. In diesem konzentrierten aktiven Endprodukt war kein Uran mehr vorhanden; es bestand vielmehr aus zwei chemisch bekannten Stoffen, die auch einzeln herausgezogen wurden, nämlich einer Substanz, die, rein chemisch genommen, sich als Wismuth und einer zweiten, die chemisch sich als Barium erwies. Das gewöhnliche Wismuth und das gewöhnliche Barium sind aber ganz inaktive Körper. Die aus der Pechblende gewonnenen Salze des Wismuths und des Bariums mußten also die vermutheten radioaktiven Bestandtheile in besonders starker Konzentration, wenn auch absolut nur in sehr kleinen Mengen beigemischt, enthalten. Diese Schlüsse waren durch die vorangegangene Untersuchung so weit gesichert, daß man den Curies die Berechtigung zugestehen wird, diese beiden vermutheten neuen Substanzen, obwohl sie noch nicht isolirt waren, als neue Elemente anzusprechen und zu benennen; und nicht nur der Galanterie des Gatten, sondern dem realen Verdienste der Gattin wird man zu Gute halten, daß der dem Wismuth beigefellte radioaktive Stoff zu Ehren von Madame Curie Polonium, der dem Barium beigefellte Radium genannt wurde. Die beiden Substanzen zeigten wesentliche Unterschiede in dem radioaktiven Verhalten, so daß die Untersuchung der Pechblende gleich zwei verschiedenartige radioaktive Körper ergab. Spätere Untersuchungen zeigten, daß vielleicht noch weitere aktive Substanzen, das Aktinium und das Radiobleie ebenfalls in der Pechblende enthalten sind.

Der wichtigste von diesen radioaktiven Körpern ist das Radium geworden, ferner ein zweiter Körper, der zunächst nicht aus der Pechblende gewonnen ist, das Thorium, das in Auers Glühstrümpfen enthalten ist.

Ist das Radium wirklich ein eigenes neues Element? Diese Frage läßt sich heute bejahen. Man konnte allmählich die Radiumsalze so von den mit ihnen verbundenen Bariumsalzen trennen, daß man kleine Mengen von fast reinem Chlorradium und Bromradium erhielt, die durch das spezifische Gewicht und durch ihr Spektrum sich vollständig von dem ursprünglichen Radiobarium unterscheiden. Auch das Atomgewicht des Radiums konnte man feststellen und es ergab sich, daß die drei wichtigsten radioaktiven Körper, das Radium, das Thorium und das Uran, die größten Atomgewichte aller Elemente besitzen, also die schwersten und größten Atome enthalten. Auf diese Tatsache ist besonderes Gewicht zu legen. Wie viel reines Radiumsalz heute in der ganzen Welt zusammen existiert, ist nicht genau zu sagen. Es dürfte kaum mehr als ein Gramm sein. In Frankreich sind es die Curies, in Deutschland Professor Giesel in Braunschweig, die die Radiumextraktion betreiben und die ihre Präparate mit großer Liebenswürdigkeit an Forscher ausborgen. In Folge der außerordentlich schwierigen Extraktion und geringen Ausbeute ist das Radium der kostbarste Stoff, der augenblicklich auf Erden vorhanden ist; das Milligramm kostet etwa 12 Mark, während das Milligramm Gold etwa 0,3 Pfennig werth ist. Mit Quantitäten von einem Centigramm sind die schönsten Untersuchungen ausgeführt worden.

Ein solches Körnchen Radium ist nun eine, wie es scheint, unerschöpfliche Quelle von Strahlung. So oft man es auch anwendet: immer erhält man die Strahlung in, so weit unsere Erfahrung reicht, unveränderlicher Quantität. Löst man es in Flüssigkeiten auf, so ist die Lösung aktiv, und wenn man es wieder aus der Lösung abscheidet, so hat der abgeschiedene Stoff nach einiger Zeit wieder genau die selbe Strahlung. Diese Strahlung aber ist, sowohl bei dem Radium wie auch bei dem Thorium, recht kompliziert. Sie besteht aus dreierlei verschiedenen Arten, die man trennen kann, wenn man einen starken Magneten dem Radium nähert. Dann giebt es nämlich eine Art von Strahlen, die γ -Strahlen, die von dem Magneten nicht abgelenkt werden, eine zweite, die β -Strahlen, die etwa nach rechts, und eine dritte Art, die α -Strahlen, die umgekehrt nach links abgelenkt werden. Die beiden letzten Arten, die ablenkbaren Strahlen, erweisen sich als elektrisch geladen und werden gerade deshalb von dem Magneten abgelenkt. Die α -Strahlen sind positiv, die β -Strahlen negativ geladen. Die β -Strahlen bilden ein vollkommenes Analogon zu den vorhin erwähnten Kathodenstrahlen, während die α -Strahlen sich so verhalten wie die in evakuirten Röhren falls vorhandenen sogenannten Kanalstrahlen. Die γ -Strahlen endlichen X-Strahlen analog. Wie die X-Strahlen, so gehen auch die γ -Strahlen des Radiums selbst durch dicke Schichten von fremden Körpern hindurch, die β -Strahlen sind, wie die Kathodenstrahlen, schon viel mehr abso-

und die α -Strahlen werden schon durch sehr dünne Schichten von Luft oder anderen Körpern aufgehalten.

Aber damit sind die sonderbaren Eigenschaften des Radiums und Thoriums noch nicht erschöpft. Neben den Strahlungen senden diese radioaktiven Körper noch ein Etwas aus, das man eben so wenig direkt sehen kann wie die Strahlen, das sich aber anders als diese verhält. Man nennt es jetzt eine Emanation. Von jedem Stückchen Radium oder Thorium, namentlich wenn es in Flüssigkeiten aufgelöst ist, geht eine Emanation aus, die sich dadurch anzeigt, daß sie elektrische Wirkungen in der Nähe erzeugt. Das thun zwar die α - und β -Strahlen auch; aber diese Emanation ist dadurch wesentlich von den Strahlen verschieden, daß sie durch jeden Luftzug, durch jeden Wind abgelenkt und fortgeführt werden kann. Die Emanation verhält sich demnach wie ein Gas, das dem Radium oder Thorium entströmt; zu sehen ist jedoch absolut nichts von einem Gase und das angewendete Radium verliert trotz der Emanation absolut nichts an Gewicht. Wenn man diese Emanation in ein luftleeres Gefäß eindringen läßt, so zeigen die feinsten Meßapparate nicht an, daß etwa der Druck in dem Gefäß gestiegen wäre. Wenn es also ein gasartiger Körper ist, der dem Radium entströmt, so kann er doch nur in unmeßbar geringen Quantitäten vorhanden sein: und trotzdem hat diese Emanation ganz erhebliche elektrische Wirkungen; sie erweist sich als positiv elektrisch.

Auf dieser Emanation beruht vermuthlich eine andere Eigenschaft der radioaktiven Substanzen, die zuerst ganz räthselhaft erschien. Wenn man in die Nähe von einem Körnchen Radium beliebige andere Körper stellt, Paraffin, Papier, Blei, Glas u. s. w., so erweisen sich nach kurzer Zeit alle diese Stoffe als radioaktiv. Man sagt, sie seien induzirt radioaktiv. Nur wenn das Radium offen in dem Raume mit den anderen Körpern zusammen ist, induzirt es diese. Sobald man es etwa in eine Glasröhre einschließt, wird kein benachbarter Körper mehr induzirt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese induzirte Aktivität gerade von der Emanation herrührt. Diese bringt als Gas durch den ganzen abgeschlossenen Raum, setzt sich an den Körpern fest und macht sie aktiv. Man kann daraus ersehen, welche unglaublich kleinen Quantitäten von Radium durch ihre Aktivität schon erkannt werden können. Eine weitere Sonderbarkeit der Emanation: man kann sie zum Gefrieren bringen. Läßt man sie in ein Rohr gehen — wohlgemerkt: man sieht nichts von ihr und kann nichts von ihr messen —, das man durch flüssige Luft auf 190 Grad unter Null abkühlt, so ist die Emanation scheinbar eingefroren; keine ihre Wirkungen ist mehr zu erkennen. Erwärmt man das Rohr wieder, so thaut sie auf und zeigt ihre alten Wirkungen. Auch diese Thatsache spricht dafür, daß die Emanation ein materielles Gas ist,

das von dem Radium ausgesendet wird. Trotzdem das Radium nun Tag für Tag, Stunde für Stunde, Minute für Minute Strahlen aussendet und Emanationen von sich giebt, konnte man mit den feinsten Wagen nach drei Jahren noch nicht eine Spur von Gewichtsverlust konstatiren. Den hundertsten Theil eines Milligramm kann man durch Wägung noch festlegen, aber alle wiederholten Wägungen gaben bei strahlendem und emanirendem Radium stets das selbe Gewicht.

Man könnte glauben, mit den α -, β - und γ -Strahlen und mit der Emanation habe das Radium genug geleistet und der Wissenschaft genug Räthsel aufgegeben. In der That mußte man sich sofort nach der Entdeckung dieser Strahlungen die Frage vorlegen: Woher nimmt denn das Radium die Energie, die es fortwährend ausstrahlt? Aus dem Licht, wie man zuerst vermuthen könnte, entnimmt es sie nicht, denn es strahlt auch Jahre lang im Dunkeln. Andere Quellen wurden vermuthet; die Atmosphäre sollte die Energie liefern; die Erdschwere sollte in Strahlung umgewandelt werden; elektrische Wellen, die in dem Aether fortwährend vorhanden sind, sollten von dem Radium aufgenommen und in Form von Strahlung wieder ausgegeben werden; noch ganz unbekannte Energievorräthe sollten in der Atmosphäre vorhanden sein, die das Radium absorbiren und von denen es seine Fähigkeit erhalten sollte, selbst weiter zu strahlen. Man konnte sich immerhin damit trösten, daß die Energie, die in Form der drei Strahlen und der Emanation zusammen ausgegeben wird, sehr klein sei, so daß ihre Quelle unbekannt bleiben könne, obwohl solche sehr kleine Energiemengen sich auch im Lauf der Monate und Jahre zu großen Beträgen summiren.

Aber auch diesen Trost — der eigentlich nur in einem Vogelstraußverfahren gefunden werden konnte — lassen uns neuere Entdeckungen nicht. Sind auch die erwähnten Energiemengen sehr klein, so strahlt doch das Radium noch in einer weiteren Form Energie aus, und zwar in sehr erheblichen Beträge. Eine vollständig unerwartete, auch nach den sonstigen Ueberraschungen, die das Radium schon geliefert hatte, unerwartete Beobachtung wurde im letzten Jahre an ihm gemacht. Ich will sie hier andeuten. Ein Stück Radiumsalz hat immer eine Temperatur, die um ungefähr 1 Grad höher ist als die Umgebungstemperatur. Bringt man es in einen Raum von 20 Grad, so hat es 21 Grad, bringt man es in einen Raum von 40 Grad, so hat es 41 Grad Temperatur. Mein früherer hochverehrter Lehrer, der v. früh verstorbene Geheimrath Kundt in Berlin, pflegte bei solchen Ueberraschungen in der Physik zu sagen, Das sei, „um auf dem Kopf zu stehen.“ Da ein höher temperirter Körper immer Wärme, also Energie, an die Umgebung abgiebt, durch Leitung und durch Strahlung, so giebt also jedes Stückchen Radiumsalz auch hierdurch wieder Energie nach auf

Und diese Energiemenge ist durchaus nicht gering. Ein Kilogramm Radium würde in jeder Stunde 100 Liter Wasser um 1 Grad erwärmen können. Ein Klumpen von 6,8 Kilogramm würde so viel Wärme in jeder Sekunde ausgeben, wie eine Maschine von einer Pferdekraft pro Sekunde leisten könnte.

Wie es immer in der Wissenschaft geht, ging es auch diesmal. Neue Erscheinungen, die Staunen erregen, schreien nach einer Erklärung, nach einem Konnex mit bekannten Erscheinungen, und noch bevor die Thatsachen genau festgestellt sind, sind schon die Hypothesen da. Mit dem Fortschreiten der Kenntnisse wird die Zahl der zulässigen Hypothesen eingeschränkt und schließlich bleiben nur wenige Erklärungsmöglichkeiten übrig.

Die Erscheinungen der Radioaktivität nun lassen sich, wie es jetzt scheint, am Besten auffassen durch eine Vorstellung von der Natur der Elektrizität selbst, die schon seit Jahren, noch bevor man Etwas von Radioaktivität wußte, durch rein elektrische Erfahrungen immer mehr Boden gewann und heute im Mittelpunkt der elektrischen Forschung steht. Viele früher unverständliche Erscheinungen, die die Elektrizität bietet, lassen sich nämlich ungezwungen aus der Annahme erklären, daß die Elektrizität ein Stoff ist, der, wie die gewöhnliche Materie, in diskrete Atome geteilt ist. Helmholtzens meisterhaft ordnender Kopf hat diese Auffassung zuerst geprägt. Man nennt diese Elektrizitätsatome heute Elektronen und muß positive und negative Elektronen unterscheiden. Gewissermaßen sind es zwei neue chemische Elemente, aber in Wirklichkeit sind sie mehr. Sie sind, wie man anzunehmen Grund hat, die lange gesuchten Urelemente, aus denen sich alle Materie zusammensetzt. Jedes chemische Atom besteht aus einer sehr großen Zahl von positiven und negativen Elektronen und die Menge und Anordnung dieser Elektronen bringt die Verschiedenheit der Elemente hervor, wie die Menge und Anordnung der Elemente in ihren Verbindungen die zahllose Mannichfaltigkeit der Stoffe erzeugt. Wird dieser Aufbau der Atome aus Elektronen zugegeben — und weder philosophische noch tatsächliche Gründe sprechen dagegen, wohl aber viele Erfahrungen dafür —, so lassen sich die Erscheinungen der Radioaktivität sämtlich durch die eine Annahme erklären, daß die radioaktiven Stoffe labile Elemente sind, also Elemente, deren Atome nicht unveränderlich, sondern in einem fortdauernden Zerfetzungszustand begriffen sind. Und in der That ist die jetzt von den meisten Physikern acceptirte Ansicht: daß die Atome dieser radioaktiven Stoffe fortwährend größere und kleinere Partikeln, einzelne Elektronen und größere Partien davon aussenden und sich so in einem Zerfetzungszustand befinden. Allerdings ist ein theilbares Atom eine *contradictio in adjecto*; aber was liegt an Worten? Man weist darauf hin, daß es gerade die größten und schwersten Atome sind, die des Urans, Radiums und Thoriums, die sich so labil erweisen, und führt als

Analogie an, daß auch nach der Theorie von Kant-Laplace die Himmelskörper, wenn sie eine gewisse Größe erreicht haben, kleinere Partien von sich ablösen lassen müssen. Eine nothwendige Folge aber dieser Erklärung ist, daß im Lauf der Jahre doch ein Stück Radium nothwendig an Gewicht abnehmen muß; und um zu verstehen, daß nun trotz den verflossenen Jahrtausenden doch noch immer Radium — wenn auch leider wenig — auf Erden vorhanden ist, muß man wohl als Ergänzung der ersten Hypothese zulassen, daß das Radium sich auch unter geeigneten Umständen wieder aus Elektronen bilden kann. Die Strahlen des Radiums sind nach dieser Auffassung direkt geschleuderte negative oder positive Elektronen, die positiven vermutlich aus größeren Komplexen bestehend. Die Wärme, die das Radium entwickelt, ist danach Zersetzungswärme.

Die Hypothese von der Unbeständigkeit der Atome wird von den Physikern im Allgemeinen leichter zugelassen und acceptirt als von den Chemikern. Die Chemiker haben aus dem täglichen Umgang mit den Atomen viel mehr das anergogene und instinktive Gefühl von deren Unveränderlichkeit als die Physiker. Und ein neuestes Experiment, das im Sinn dieser Hypothese einen weiten Ausblick in die unendlichen Möglichkeiten der Natur eröffnet, begegnet aus dem selben Grund bei den Chemikern noch einem sehr erheblichen Mißtrauen. Ich meine den bereits erwähnten Versuch von Ramsay in England, dem berühmten Entdecker der seltenen Elemente in der Atmosphäre, des Argon, Neon, Xenon, Krypton und des Helium. Der Versuch selbst war ja in allen Tageblättern mehr oder minder korrekt angegeben; ich brauche ihn also nur kurz zu erwähnen. Ramsay ließ die vorhin erwähnte Emanation des Radiums in ein möglichst evakuirtes Gefäß eintreten und konnte durch einen hindurchgehenden Induktionstrom ihr Spektrum beobachten. Es bestand aus einer großen Anzahl von Linien, in denen aber die charakteristischen Spektrallinien des Heliums, hauptsächlich dessen starke gelbe Linie, nicht enthalten waren. Als jedoch die Emanation drei Tage stehen geblieben war, zeigte sich das vollständige Spektrum des Heliums. Und bei vielfacher Wiederholung des Versuches war das Resultat immer das selbe. Die naheliegende Vermuthung, daß doch in der Emanation von Anfang an Helium vorhanden gewesen sei, würde einen solchen Mangel an Sorgfalt voraussetzen, wie man sie einem hervorragenden Experimentator ohne Beleidigung nicht zutrauen kann. Dann aber scheint nur die Annahme möglich, daß aus der Radiumemanation sich innerhalb einiger Tage Helium gebildet hat. Das wäre ein Ergebnis von ungeheurer prinzipieller Tragweite. Denn es würde ja die Umwandlung zweier verschiedenen Stoffe in einander beweisen, eine Umwandlung, die von der Alchemie ohne Weiteres vorausgesetzt, von der Chemie aber bisher geleugnet wurde. Zwar sind die beiden Stoffe, Radium sowie

als Helium, chemisch ziemlich verdächtige Körper. Der eine, das Radium, ist der labilste, der andere der trägste, stabilste Körper. Daß sie wirklich einfache Stoffe, Elemente, sind, ist eigentlich mehr angenommen als bewiesen. Also darf man aus diesem Versuch nicht etwa sehr weitgehende Schlüsse ziehen. Aber im Sinn der vorhin von der Radioaktivität gegebenen Erklärung liegt dieser Versuch durchaus im Bereich des zu Erwartenden. Wenn das Radium Elektronen in kleinen und großen Partikeln aussendet und wenn alle Atome aus Elektronen sich aufbauen, so braucht man nicht zu sehr überrascht zu sein, wenn die herrenlosen Elektronen, die das Radium ausgiebt, sich unter geeigneten Umständen zu einem neuen Gemeinwesen, dem Heliumatom, zusammenschließen.

Doch das letzte Wort über diesen wichtigen Versuch ist noch nicht gesprochen, wie überhaupt die Erscheinungen der Radioaktivität erst im Beginn ihrer Untersuchung sind. Natürlich sind alle Versuche jetzt noch tastende, aber fortgesetzte Arbeit bringt doch auch in diese kuriosen Phänomene Klärung. So wurde vor längerer Zeit schon gefunden, daß auch die Luft unter Umständen radioaktiv ist, namentlich die aus dem Erdboden gesaugte Luft, und daß eben so Wasserquellen Radioaktivität zeigen. Diese Radioaktivität war von der selben Art wie die der Emanationen des Radiums und Thoriums und es schien daher, als ob solche Emanationen, also auch der vermuthete Atomzerfall eine viel mehr verbreitete Eigenschaft der Materie sei, als man zunächst annehmen konnte. Doch haben die fortgesetzten Untersuchungen dieser Emanationen des Bodens und des Wassers die Annahme sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch diese nur auf Spuren von Radium beruhen, daß das Radium in den Bodenarten überall, aber überall in äußerst geringen Quantitäten verbreitet ist. Wie weit man andere strahlenartige Vorgänge, wie die vom Wasserstoffsperoxyd ausgehenden, mit den rein radioaktiven Vorgängen in Parallele stellen darf: Das ist eine noch unerledigte Frage, von der daher hier auch nicht gesprochen werden soll.

Vielfach war die Hoffnung verbreitet, das Radium werde für die Ärzte eine hervorragende Bedeutung zu Untersuchungszwecken haben, da es so ja viel einfacher sei, mit einigen Centigramm Radium die Knochenbilder zu erzeugen als mit den theuren und umständlichen Röntgenapparaten. Das Radium kann aber diese Apparate nicht ersetzen. Die Strahlen, die es aussendet und die etwa durch die Hand hindurchgehen — es sind die γ -Strahlen —, passieren die Knochen eben so leicht wie das Fleisch, so daß man mit Hilfe des Radiums keine Knochenphotographien erhält, also auch nicht nach diesen Photographien diagnostizieren kann. Für weitere medizinische Zwecke hat sich das Radium bisher eher schädlich als nützlich erwiesen. Starke Verbrennungen der Haut durch Einwirkungen des Radiums sind sicher konstatirt; un-

sicher ist dagegen noch, ob das Radium, wie Manche behaupten, auch heilende Wirkungen bei Hautkrankheiten und insbesondere bei Krebs besitzt. Hier ist das letzte Wort freilich noch nicht gesprochen.

Die praktische Bedeutung des Radiums also ist gering, die wissenschaftliche dagegen sehr groß. Nicht als Schlüsselstein einer Entwicklung, sondern als erstes Glied einer Kette von Dingen, die bisher noch geheimnißvoll mit Schleiern von der Natur bedeckt sind, ist es zu betrachten. Und der morgige Tag kann unerhörte Neuigkeiten bringen.

München.

Professor Dr. Leo Graef.



Im Naturalienkabinet.

Die Sonne hatte schon den ganzen Morgen die indische Kresse, die Sonnenblumen und die Geranien am Gartenzaun bestrahlt. Die Kelche hatten vor Vergnügen mit gelbem, lila und sammetrothem Schüttelgelscher gegurgelt. Die Blätter zuckten hastig im Wind, schlangen gierig Luft und Licht ein und jubelten, als ob sie über die Dächer weg in die lodernden, goldglühenden Wölkchen flattern und fliegen möchten; an den Stielen hatten sie gezerrt, sich auf das grell glitzernde Gras herabgebeugt und einander mit klatschenden Köpfchen bedeckt. Und bei dem silbernen Strahlen, dem zitternden Bohren des Sonnenlichtes in den Verstecken und Tiefen des Grases bewegten auch die indischen Kressen sich mit, spitzig und funkelnd, schreiend und lachend, höhnisch aufkreischend, mit dreistem, immer flinken Mundwerk, gelb und weinroth und orangestreifig gegen das äppig aufgeschossene Grün anlachend. Bedächtig nickend, hatten die Sonnenblumen ihr bronzenes Antlitz mit dem goldenen Ringbart zu schwermüthigem Gruß dem klaren weißen Licht zugewandt und die Geranien unten im Geschäum der Blätter und Halme hatten ihr Herzblut in scheuer Verzückung gestammelt. Singend, schwärmend, wie ein Kind, das Muscheln sucht und jeden Fund mit frohem Lächeln betastet, hatte sich eine Biene in dem flammenden, jubelnden Licht, bei dem grünen, matigelben, scharlachfarbigen Geschäum ans Scherzen und Probiren gemacht. Vom Kelch war sie in den Blüthenhals gekrochen, mit sanftem Streicheln und schwerfällig tastend hatte sie sich wieder von dem Sammetgrund erhoben. Und ein Kohlweißling, vom Wind fortgeschleppt, hatte im Silberlicht wie ein trunkenes Rosenblättchen mit den Flügeln geklappt.

Da, plötzlich, gegen Mittag, schob sich vor die Sonne eine dicke graue Wolke, die die Lippen mürrisch hängen ließ. Grollend begann der Wind über die Blumen zu streichen und ein Regentropfengehämmer zerstäubte die Kelchblättchen. Die Biene und der Kohlweißling flogen in ein offen stehendes Fenster um Schutz zu suchen. Drinnen war es sehr seltsam.

Da standen in Kästen starrblickende, bewegungslose Vögel an den Wänden. An Glas lagen, auf Watte, in Behältern weiße Eierschalen und Schalen mit farbig Pünktchen. In Töpfen, von Blasen überzogen, trieben Schlangen und Frösche umh die Exemplare, mit glänzenden, bewegungslosen Augen. Auch Affen mit Greifh

den waren da, die an Baumzweigen entlang kletterten; sie blickten nach den Fenstern und athmeten nicht. Ein Hirsch streckte grazios sein Geweih in die Luft; die Füße schienen zu traben, die Haut glänzte wie lebend; er starrte erschreckt, doch ohne Bittern der Flanken. In allen Ecken des Saales, in jedem Kasten, jedem Behälter Thiere; Thiere des Wassers, der Luft, der Erde. Und gestützt durch kupferne Galen, aufgestellt an eisernen Stangen, vom träumerischen Tageslicht beschienen, standen da auch fünf Menschengerippe: das Gerippe eines Weißen, eines Negers und eines Arabers, das Gerippe einer Frau und eines Kindes. Hinten, in einem hohen verschlossenen Kasten, waren noch mehr Gerippe, nach Arten und Rassen gesondert; auch Gerippe mit verwachsenen Knochen.

Summend, mürrisch brummend, dick aufgeblasen, bössartig furchtsam, jurte die Biene nach dem drohenden Arm eines Orang-Utangs; aber dicht davor, angewidert von dem ungewohnten penetranten Geruch der rauhen Haut, wandte sie sich feindsällig murrend ab und flog zu einer wilden Katze hin, die mit gekrümmtem Rücken und dickem Schwanz da stand und pfauchte. Die Katze lauerte mit gläsern blinkenden Augen, fertig zum Sprung. Mengstlich wich die Biene zurück.

Der Kohlweißling, der jagend hereingeflattert war, bang vor den nie erblickten Ungeheuern, und sich endlich, ermüdet, auf dem bleichen glatten Schädel des kleinsten Gerippes niedergelassen hatte, rief die Biene an. Er war froh, seine kleine Kameradin von der indischen Kresse und den Geranien wieder zu erkennen.

„Komm doch her, hierher!“ sagte der Kohlweißling, während er seine Flügel ruhig auf dem Schädel auspreitete; „hier sitzt man geborgen.“

Mit lautem Gebrumm — sie wußte ja, daß dieser Ton ihr oft Ansehen verschaffte — umkreiste die Biene das Gerippe. Ueber erstes Nachtheis ging sie nicht.

„Komm nur ruhig her“, sprach der Falter; „es ist ja nur ein Ding aus Holz. Sei doch nicht bang!“

Schwer athmend und leuchtend — sie wurde jeden Tag einen Tag älter — ließ die Biene sich nieder. „Du mein Himmel!“ sagte sie noch ganz erhitzt und entsetzt. „Was mag denn Dieses hier sein? Ich sah schon viele abnorme Sachen in meinem Leben. Aber so Etwas! Da steht ein Hahn, der sich nicht bewegt und nicht kräht. Und da fliegt eine Ente, die nicht quakt und sich nicht bewegt. Ich habe genug davon. Hier ist's ja gräßlich. Ich mache mich gleich wieder aus dem Staub.“

„Warum denn? Draußen ist ja schon mehr Wolkenbruch“, sprach beschwichtigend der Falter; „hier, auf diesem gut erhaltenen Möbel, findest Du ein gemüthliches Plätzchen. Das Fenster ist dicht dabei. Ich, für meine Person, finde es hier nur seltsam, sehr seltsam. So was sieht man nur einmal im Leben.“ Mit weit offenen Augen, nervös und neugierig, trippelte er dem Schädel des größten Gerippes zu. Die Biene war halbwegs beruhigt und flog surrend mit.

Und da hatten sie eine freundliche Begegnung. Eine Spinne, die ihr Gewebe von Schädel zu Schädel gesponnen hatte, von der Augenhöhle des Weißen nach dem Nasenbein des Negers, war durch die Erschütterung aufgeschreckt worden, kletterte nun schnell in die Höhe und blickte ärgerlich um sich. „Was solls denn?“ knurrte sie; „störe ich Euch vielleicht im Schlaf?“

„Ha!“ seufzte erleichtert der Falter: „Ich bin wirklich froh, daß ich hier bei dieser merkwürdigen Gelegenheit einen menschlichen Laut vernehme. Könnten Sie uns vielleicht sagen, was hier passiert ist?“

„Ja,“ setzte die Biene ängstlich hinzu, „könnten Sie das vielleicht? Sie haben sich hier ja so behaglich eingerichtet. Ich will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich noch von dem ersten Schreck her Herzklopfen habe.“

„Herzklopfen“, spottete die Spinne: „Sie kommen wohl zum ersten Mal hierher?“

„Unfinn!“ zankte die Biene. Seit den Kindertagen sah sie mit einer gewissen Beringschätzung auf das unpoetische Wesen der Spinnen herab, die alle Ecken und Lächer mit für Bienen allerdings ungefährlichem, aber im Allgemeinen doch unappetitlichen glitscherigen Schleim überzogen, sogar Blumen und Knospen — das Röstlichste, Harteste, Liebste, Empfindsamste, Schönste in der ganzen Natur —, und denen Alles, aber auch Alles Wurst war; ein ekelhaftes Leben...

„Unfinn!“ wiederholte sie. „Ich habe mehr von der Welt gesehen als alle Spinnen zusammen; ich bin nie selbstgenügsam in irgend ein dunkles Eckchen gekrochen, um Mitgeschöpfen Schlingen zu legen. Fast keinen Garten giebt es im Land, in dem ich mich nicht umseh, und in manchem Zimmer der Menschen verberg ich mich, schwirrte darin umher und ärgerte mich über die Scheiben, die die Luft betrügerisch widerspiegelten. Dies hier aber ist eine Hölle. Hier scheint ein furchtbarer Schreck die Thiere gelähmt, scheint Absicht gewaltet zu haben. Nicht wahr?“

Die Spinne grinste cynisch: „Wenn Du gar so weltklug bist, so viel mehr Erfahrung besitzt als wir, die wir etwas weniger süßmäulig vegetiren, dann mußt Du doch gleich beim ersten Augenblick merken, daß Du hier auf einem Kirchhof bist.“

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen, gute Frau“, lächelte kokett der Kohlweißling: „ein Kirchhof? Wie kam Ihnen dieser anmuthige Einfall?“

„Um“, brummte die Biene, „konnte mirs eigentlich denken. Die Spinne, die bescheiden zugestcht, daß sie Etwas nicht weiß, soll noch geboren werden. Ein Kirchhof! Unglaublich! Tausendmal und noch öfter habe ich Blumen auf Kirchhöfen besucht. Sie wissen hier ja selber nicht Bescheid. Das merkt man.“

Jetzt blickte die Spinne wirklich spinntig. Dann sprach sie, mit der Ueberlegenheit Eines, der genau weiß, wo Bartel den Most holt: „Dummer Grünschnabel! Ich würde mich vielleicht ärgern, wenn ich nicht Mitleid mit Deiner possirlichen Arroganz empfände. Monate habe ich in diesen Sälen zugebracht; vielen Kindern das Leben geschenkt; meinen Ehegemahl aufgefressen, weil er nicht zu mir paßte. Tag vor Tag quäle ich mich hier fürs tägliche Brot. Dahinten in dem Straußenbeden wohnt meine Tochter, zwischen den Füßen des Affen da meine Schwiegertochter. An jede Stelle dieses Raumes spannt sich meine Familie fest, verfolgt und vertilgt von dem Thier Mensch und doch in Liebe sich mehrend. Und ich sollte hier nicht Bescheid wissen? All die Thi und Schicksalsgenossen, die Ihr hier seht, sind gestorben und mit Stoffen gefüllt, die für uns gefährlich sind. Ihr seid hier auf einem Kirchhof, bei Leuten, vor der Materie in ihrer äußerlichsten Form. Und wenn Ihr morgen zu bestimmten Stunden wieder hier einstellt, könnt Ihr Leichenbewanderer herumgehen sehen.“

„Wenn Das wahr wäre“, sagte der Falter, „hätten wir hier etwas A würdiges vor uns.“

„Davon glaube ich nicht so viel“, sagte die Biene ärgerlich; „es hat ja gar keinen Zweck für die Menschen, sich so viele Mühe um nichts zu machen.“

„Das nennen sie Wissenschaft“, sagte die Spinne mit leisem Gähnen.

„Ach was!“ rief die Biene eigensinnig: „Hähne, Affen, Matten, Vögel unbegraben aufzubewahren! Warum denn nicht vor allen anderen das lästige Ding, den Menschen selbst?“

„Grünschnabel“, lachte die Spinne: „worauf sitzt Du denn?“

Entsetzt flogen Falter und Biene auf und betrachteten aufmerksam die Knochen und den Schädel des Regers.

„Ach, davon glaube ich doch nichts“, sagte der Falter.

„Nein, nicht so viel“, rief die Biene.

„Ihr braucht nicht zu zweifeln“, versicherte die Spinne: „wollt Ihr mir vielleicht mal die Ehre Eures Besuches schenken, dann will ich Euch den Fall gern genauer erklären.“ Sie lief an dem Seidendrähtchen entlang nach der Augenhöhle des Weißen und kletterte hinein. Die Biene brummte ungläubig, der Falter zitterte wie ein Bachfischchen. Doch Beide zogen neugierig hinterdrein.

„Soo“, sagte die Spinne; „setz Euch und machts Euch gemüthlich. Wir haben ja Zeit. Das Unwetter dauert mindestens eine Stunde. Wir findet Ihr dies Erkerzimmerchen? Drollig, was? Hier schlafe ich mich aus, wenn es mir die Leichenbewunderer mit ihrer Manier, Leichen staubfrei zu halten, zu bunt treiben. Hier habe ich den ganzen Winter wie ein König geschlafen. Das ist nun der Mensch, von innen gesehen. Viel Geschrei und wenig Wille. Ja, eine erstklassige und abscheuliche Sorte. Mit Dem, was hier drin gefessen hat, zerstoßen sie in komischer Unverträglichkeit Alles. Hier ist die Stelle des Willens, hier die kleine Höhle des Verstandes. Das ist das Ganze. Darum haben wir uns nun bemüht. Man kann kaum darin spaziren gehen, ohne mit dem Kopf an die Balken zu stoßen. Je länger ich es studire, desto mehr leuchtet mir ein, daß das zweibeinige Ding ein Charlatan, ein Possenreißer, ein Galgenstrick ist.“

„Sind wir nun wirklich und wahrhaftig in ihm?“ flüsterte der Falter.

„Wirklich“; die Spinne lächelte beinahe verächtlich; „und noch dazu in einem auserlesenen Exemplar, in einem Sprizimen weißer Rasse, das scharfsinnig gewesen sein muß. Der hier hatte einen großen Schädel; war wohl ein Denker, ein Gelehrter oder so was. Auf diesem winzigen Fleck ist Alles ausgebrütet worden. Lächerlich, nicht wahr? Ein kleines Gemach mit zwei Fensterchen. Das weiß Alles. Das heißt von ganz besonderer Macht! Das regirt und zertritt uns, als ob wir keine Rechte hätten. Das steckt Dir eine Nadel in den Rücken und läßt Dich lebendig krepiren. Geh mal dahinten an das Ende des Saales, wo die Kasten mit den toten Faltern stehen. Das stiehlt Deinen Honig. Nein, ich hatte mirs wirklich interessanter vorgestellt.“

„Ach, gute Frau, wie eklig!“ sagte der Falter. „Lassen Sie uns, bitte, wieder hinausgehen. Ich finde es hier eng und schauerlich.“

„Das ist Nebensache“, sprach die Biene. „Die Hauptsache ist, daß Sie immer nur Behauptungen aufstellen, statt durch Thatsachen zu überzeugen“ . . .

„Meine Theuerste“, erwiderte die Spinne, „Wochen und Monate lang werde ich gezwungen, das Gerede über die Wunder der Welt anzuhören. Wenn aber die Leichenbewunderer vor meinem Zimmer stehen und mit Klopfen bezerren,

was hier drin gewesen ist, dann erlaube ich mir, auf meine Weise zu sichern. Denn ich habe mehr von diesen ‚Intérieurs‘ gesehen. Sommer und Winter, beim Aufräumen und Reinmachen, verändere ich — Eins, Zwei, Drei — mein Domizil. Ich habe in den Wohnungen von Kaufleuten, Kriegern, Gelehrten, Negern, Raffen und Chinesen geschlummert, ich habe mein Fangnetz um Barbaren, Mongolen und Semiten gesponnen. Ueberall der selbe kleine Bau mit dem glücklicher Weise verschwundenen gefährlichen Inhalt. Höchst gefährlich. Wenn sie nicht an uns denken, veranstalten sie unter einander Ausverkäufe; lauter spaßige Sachen. Wir kämpfen um unser Essen. Sie kämpfen aus tausend Gründen der Bosheit. Wenn weißes Fleisch um diese hölzernen Dinge sitzt, kann das weiße Fleisch das schwarze und braune und farbige nicht leiden. Wenn in dem Zimmerchen mit den beiden Gucklöchern, worin wir Drei uns kaum bewegen können — probire mal, einen Zunder dafür zu bekommen, Du! —, wenn in diesem Eckchen Gedanken über die Schöpfung entstehen, kosten diese Gedanken Blut. Sie scheinen sich erst hier, auf dem Kirchhof, gesellig zu fühlen. Hier leisen sie nicht und quengeln sie nicht mehr. Hier sind sie nicht mehr schön, nicht gelehrt, nicht reich, nicht unangenehm, nicht ehrgeizig, trinken einander nicht mehr das Licht aus den Augen. Hier sind sie endlich duldsam.“ Die schwerfällige Spinne schnappte nach Athem.

„Ich danke Ihnen vielmals für den Anblick“, sagte der Falter und verließ, mit einem Gefühl der Erleichterung, das Erkerzimmerchen, um Luft zu schöpfen.

„Wenn ich zu Hause erzähle, was ich hier gesehen habe, werden sie mir per se nicht glauben“, knurrte die Biene; „es ist auch sehr merkwürdig. Wie können die Menschen sich nur nicht geniren, solche Möbel zum Besehen aufzustellen! Unwillkürlich erfährt man da mehr, als Einem dienlich ist.“

Die Sonne schien wieder über das Gärtchen mit der indischen Kreuze, den Sonnenblumen und den Geranien. An jedem Blatt funkelte Diamantenthau. An jedem Stengel glitten schmachtende, hellglitzernde Tropfen herab. Die Biene sann dem Wesen der Spinne nach, der es Vergnügen bereitet, ihr Gewebe von dürrem Holz zu dürrem Holz zu ziehen; dann surrte sie wieder von Reih zu Reih, naschte und spielte. Der Kohlweißling, der zu den Kästen mit den aufgestellten Faltern hingeflattert war und entsetzt auf die Nadeln geblickt hatte, auf die durchbohrten Körperchen, auf die langen, bunten, unbeweglichen Reihen, war eben noch einmal zu der Spinne, die gerade eine Fliege belauerte, zurückgeflogen. Und während er sich auf den Schädel niederließ, nicht furchtsam mehr, nicht mehr hastig, schob das Sonnenlicht an den Gardinen entlang und ließ die weißen Flügel marmorn erglänzen. In den Augenhöhlen des Negers leuchtete es zaghaft auf. Die Bähne lachten.

„Lebewohl, Mensch“, sagte der Kohlweißling. Und leise mit den schneeweißen Flügeln klappend, umflatterte er mehrmals den Totenkopf, der den Sonnenschein zurückwarf. Dann flog er schnell aus dem Fenster und setzte sich sinnend und still auf das Bronzeantlitz der Sonnenblume, an deren goldenem Saft Thautropfen hingen, als ob sie vor Kälte geweint hätte.

Hermann Heyermanns.



Jesuiten und Marianer.

Es ist dem Sterblichen selten gegeben, Maß zu halten. Die Verbündeten Anstiftungen bestehen aus Sterblichen. Sie haben im Kulturkampf nach links weit übers Ziel hinaus geschossen; jetzt thun sie es nach rechts. Zwar mit der Aufhebung des schmachvollen § 2 des Jesuitengesetzes haben sie nur eine Anstandspflicht gegen sich selbst und das Reich erfüllt. Aber daß der preussische Kultusminister durch den Erlaß vom dreiundzwanzigsten Januar sechs gegen die Schülerverfrommung gerichtete Verordnungen Falls zum Theil aufgehoben, zum Theil modificirt hat, war überflüssig. Wenn die Jungen Religionunterricht kriegen und zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes angehalten werden, so haben sie genug nutrimentum pietatis. Die Prozessionen waren vor fünfzig und etlichen Jahren nützlich und angenehm. Es war wunderschön, wenn wir an den drei Tagen vor Himmelfahrt durch die grünen Fluren wallen konnten, statt im dumpfen Schulzimmer gepeinigt zu werden; und auf dem Rückwege, dem Thore nah, trippelten wir, scheinbar in tiefe Andacht versunken, so langsam, daß die erwachsenen Theilnehmer unwillig wurden. Wenn wir nämlich eine Minute nach Zehn bei der Kirche ankamen, fielen auch die letzten beiden Schulstunden aus. Aber Rowerau nimmt in seinen vier trefflichen Artikeln über den Erlaß (in der Schlesiſchen Zeitung) als selbstverständlich an, daß die Theilnahme an Umzügen, die in die Schulstunden fallen, nicht gestattet werden wird; da haben denn Prozessionen für Gymnasiaſten keinen Zweck mehr.

Aber Spaß bei Seite: die Marianischen Kongregationen sind ein sehr, sehr ernstes Uebel. Bei jungen Mädeln mögen Betschwesterſchaften nicht viel zu bedeuten haben: ein Vorwand zur Koketterie und eine Tändelei, die von der Arbeit dispensirt, voilà tout. Aber tüchtige deutsche Jungen betreiben Alles sehr ernsthaft und haben ein tiefes Gemüth, das von den aufgenommenen Ideen oft ganz durchdrungen und gewaltig bewegt wird. Es sind ja nicht lauter tüchtige, die solchen Vereinen beitreten; die meisten thun es, um sich bei dem einflußreichen Religionlehrer ein Bildchen einzulegen und in dessen Gunst Ersatz für mangelhafte Leistungen zu finden, was für sich allein schon das unbedingte Verbot solcher Schülerverbindungen rechtfertigt. Aber die edlen und tüchtigen, die ihr idealer Sinn verlockt, werden darin Frömmeler, Fanatiker oder durch Schwärmeret und Skrupuloſität fürs praktische Leben verdorben und manchmal sehr unglücklich. Ich habe Gelegenheit gehabt, die Verherungen zu beobachten, die solche Anleitung zur Frömmelei in edlen jungen Gemüthern anrichtet. Auch die evangelischen Bibelkränzchen müßten verboten werden. Aber während in diesen die Pflege echter Religioſität wenigstens denkbar und während die Bibel jedenfalls eine gute Lecture ist, sind die Andachtbücher, die den Marianern empfohlen werden, voll des abgeschmacktesten Unſinns und ist die Religion, die von ihren geistlichen Velttern gepflegt wird, gar nicht die christliche Religion. Diese ist die einzige auf unserer Kulturstufe mögliche. Ihr Kultus besteht in der Erfüllung des Gebotes Jesu: Seid vollkommen, wie Euer himmlischer Vater vollkommen ist; womit nicht gemeint ist: Seid von Sünden rein, denn die Sünde (nicht etwa das Laster, das Verbrechen, der Frevel, die Gemeinheit) ist der geschöpflichen Natur wesentlich, sondern: Entfaltet und bethätigt alle edlen Anlagen der Menschennatur! Die katholische

Kirche aber ist als Erhalterin und Pflegerin des Christenthumes den Völkern unentbehrlich. Sie hat jedoch, als ein irdisches Wesen, die Fehler ihrer Vorzüge. Sie hält unerschütterlich fest an den drei Grundwahrheiten des Christenthumes: dem persönlichen Gott, dem Mensch gewordenen Sohn Gottes, der persönlichen Unsterblichkeit des Menschen. Das ist ihr Vorzug. Aber ihre virtuose Gläubigkeit hat sie zur Uebergläubigkeit verleitet: sie will den Christen als Dogmen auch die griechischen Philosopheme aufdrängen, die das Christenthum vorbereitet haben, und die Spekulationen der mittelalterlichen Theologen sammt denen der modernen Bigotten. Das ist schlimm. Sie hat die angelsächsische Schwelgerei zur Bourgeoisreligion nicht mitgemacht, der das Reichwerden als höchstes Verdienst und die Armuth als das einzige Laster gilt, sondern hält an der evangelischen Schätzung der Armuth fest, — theoretisch wenigstens; in praxi giebt es gerade unter den katholischen Geistlichen viele Modelle zu Molières Harpagon. Jenes nun ist gut; und gut ist auch, daß frommer Sinn bei den Katholiken von je her Männer und Frauen getrieben hat, sich zu gemeinnützigen Werken zu vereinigen. Nicht gut aber ist die Kombination dieser beiden Vorzüge im Klosterwesen, das einen vor Gott angeblich privilegierten Stand schafft, dessen Mitgliedern ihre mitunter gar seltsam ausschauende Armuth als Verdienst angerechnet wird. Ein wirkliches Verdienst um die ganze Menschheit hat sich die katholische Kirche dadurch erworben, daß sie zur Förderung des einzigen wahren Kultus einen symbolischen Kultus eingerichtet hat, und es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß sie dem für die richtige Auffassung noch nicht reifen gemeinen Volke gestattet, die Sinnbilder für Wirklichkeiten zu halten. Aber sie sollte den wissenschaftlich Gebildeten nicht zwingen wollen, anzuerkennen, daß die Sinnbilder, die Sakramente und Sakramentation, eine mystische Wirkung hervorbringen und daß, statt der fehlenden Gesinnung und That, Ceremonien Gott wohlgefällig machen können. Und das Bild der schmerzreichen Mutter im Johannesevangelium, das Bild der Mutter mit dem Kinde im Lukasevangelium wird immerdar ein der Verehrung würdiger Gegenstand erhebender, tröstender und reinigender Betrachtung sein; aber uns Heutigen die Theotokos und Himmelskönigin als Gegenstand des Kultus ausdrängen wollen: Das geht zu weit.

Nun ist aber die jesuitisch-ultramontane Religion die Religion dieser drei Fehler. An den ersten Jesuiten darf man sie nicht tadeln. Der Orden war von Gott berufen, dem katholischen Theil der Christenheit und seinem verwilderten Welt- und Ordensklerus durch das Vorbild eines reinen Wandels und treuer Pflichterfüllung und durch geordneten Jugendunterricht zu Hilfe zu kommen. So Großes ist nicht möglich ohne Enthusiasmus; und Ignatius hat diesen Enthusiasmus aus der romantischen Schwärmerei geschöpft, mit der er dem Himmelskönig und der Himmelskönigin Ritterdienst gelobte. Heute bedürfen wir solche Zwecke der Romantik nicht mehr; für den korrekten Wandel sorgt Polizei und für einen guten Schulunterricht der Staat. Ihr Ueberglaube so den Jesuiten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts nicht als Ehre angerechnet werden, denn sie theilten ihn mit ihrer Zeit; auch die sola fides orthodoxen Lutheraner war nur ein Zaubermittel und in Hergewerkschaft sonstigem Teufelsunfuss haben die Protestanten Nordeuropas mehr und Mehr geleistet als die von Jesuiten geschulten Südländer. Aber wir leben doch

heute nicht mehr im siebzehnten Jahrhundert und sind in der Naturerkenntniß und in der Erkenntniß des Seelenlebens ein Stück weiter gekommen. Deshalb darf der Staat nicht gestatten, daß seine Gymnasiasten zu abergläubiger Schwärmererei angeleitet werden, statt zu gesunder Religiosität. Kawerau theilt aus der Jubelschrift der Marianischen Kongregationen Einiges mit, die der Jesuitenpater Schneider verfaßt hat und die 1896 in zweiundzwanzigster Auflage erschienen ist. Durch Eingliederung in die Erzbruderschaft, an deren Spitze der Jesuitengeneral steht, machen die einzelnen Kongregationen ihre Mitglieder aller von den Päpsten jener verlichenen Ablässe theilhaft. Deutsche Gymnasiasten, die durch das Matthäus 6,7 von Christus verbotene Geplapper Abloß erlangen wollen: ein unerträgliches Bild! Und Schneider schildert, wie sich die marianische Ritterschaft zum Kampf gegen den Feind wappnet; dieser Feind aber sei „die Häresie, die alte Sturmkolonne der Hölle!“ So hätten wir denn den Hauptbestandtheil des mittelalterlich heidnischen Aberglaubens: Sicherung der Seligkeit durch Gebetzauber, und den Grundbestandtheil des Aberglaubens der griechisch-byzantinischen wie der Reformationzeit: Sicherung des Heils durch Orthodogie, beisammen. Da muß doch wieder einmal daran erinnert werden, daß die beiden genannten Zeiten herrschender Orthodogie die Menschen zu Teufeln gemacht haben und daß sie erst wieder durch Philosophie und Neuhumanismus in Menschen zurückverwandelt werden mußten, ehe sie ein zweites Mal Christen werden konnten. Dann bringt Kawerau auch Belege dafür, daß die Marianer an Aufpasseret, Spionage und Denunzirsucht leiden. Das sind bekanntlich konstitutionelle Gebrechen des Jesuitenordens; sie stellen sich jedoch in jedem Eliteschülerverein, der unter der Protektion von Lehrern steht, von selbst ein.

Will man die Marianischen Kongregationen und damit die Jesuitenreligion in die preußischen Gymnasien einführen (die übrigens auch nach Ausrottung des Jesuitenordens fortbestehen würde; nicht bloß die Dominikaner, sogar die gelehrten und milden Benediktiner sind ihr verfallen, wie die Thatsache beweist, daß der frühere Abt von Beuron und jetzige Bischof von Metz, Benler, einen katholischen Friedhof für entweiht erklärt hat, weil die Leiche eines Protestanten darin beerdigt worden ist), dann mag man doch lieber gleich den § 1 des Jesuitengesetzes aufheben und den Jesuiten die katholischen Gymnasien übergeben. Dem Protestantismus würde diese Maßregel nicht schaden; im Gegentheil. Aber der deutsche Katholizismus würde binnen Kurzem auf den Hund kommen. Die religiösen Zustände der romanischen Länder sind leicht zu erklären. Voltaire war ein Jesuitenschüler; dem Wandel, der Gelehrsamkeit, der Gewissenhaftigkeit, dem pädagogischen Geschick und Eifer der Väter giebt er das beste Zeugniß, — und dennoch! So sind die meisten Atheisten, die heute in Frankreich und Italien regiren, aus klerikalen Schulen hervorgegangen. Wenn ein denkender Geist nur die Wahl hat zwischen einem mit Aberglauben unlöslich verquickten Christenthum und dem Atheismus, so wählt er diesen. Der Atheismus der Gebildeten ist der natürliche und unvermeidliche Sprößling des ultramontanen Katholizismus.

Katholische Blätter brachten eine Entgegnung auf die Artikel von Kawerau. Seiner Kritik wird Sachlichkeit, Wissenschaftlichkeit und würdige Fassung zugestanden. Berichtigt wird sie nur in zwei Punkten: die Kongregationen seien nicht mit dem Jesuitenorden organisch verbunden (Das ist unwesentlich; nicht auf

die äußerliche Verbindung, sondern auf den Geist kommt es an); und nach den neueren Statuten seien die „Sodalen“ nicht mit Gebetverpflichtungen überladen; die Thatsache, daß überhaupt solche Verpflichtungen bestehen und daß ihre Erfüllung mit Ablässen belohnt wird, stellt man nicht in Abrede. Den günstigen Einfluß der Kongregationen auf die Hebung und Bewahrung der Sittlichkeit hatte Kowerau im Hinblick auf die Zustände der katholischen Länder bezweifelt. Gewöhnlich wird diesem Hinweis entgegengehalten, an der Immoralität und dem Unglauben der Romanen sei nicht die katholische Kirche, sondern die Loge schuld; als ob die Freimaurer eine besondere Konfession wären! Der Nerv des Beweises liegt eben darin, daß diese Freimaurer fast sämtlich getaufte Katholiken sind, daß sie in Italien und Frankreich bis vor einigen Jahrzehnten, in Spanien heute noch in katholischen Schulen erzogen wurden und daß der katholische Klerus mit all seinen Kongregationen den gläubigen Theil des niedern Volkes weder sittlich noch wirthschaftlich zu heben vermocht hat.

Vor einiger Zeit hatte ich in der „Zukunft“ die deutschen Jesuiten gebeten, an der selben Stelle Auskunft zu geben über die vom madriber Korrespondenten der Frankfurter Zeitung erhobene Beschuldigung, daß ihre spanischen Brüder trotz den hohen Dividenden, die sie aus ihren Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaften bezögen, für die verfallende Kathedrale von Toledo nichts thäten. Pater Wilhelm Fox in Feldkirch hat mir privatim in einem sehr liebenswürdigen Schreiben geantwortet, es handle sich da um einen schon vor sechs Jahren in der Frankfurter Zeitung selbst abgeschlachteten Bären. Er verweist mich außerdem auf die vom Pater Duhr 1902 herausgegebenen „Hundert Jesuitenfabeln“; ich besitze leider nur die ältere Serie der Jesuitenfabeln. Pater Lehmann aber schickt mir eine Nummer der Kölnischen Volkszeitung, die mich auf das Dementi in der Frankfurter Zeitung vom dritten Mai 1898 verweist. Darauf habe ich zu erwidern, daß kein vernünftiger Mensch alte Zeitungen aufhebt und daß, wenn eine Verleumdung nach sechs Jahren wiederholt wird, sie aufs Neue widerlegt werden muß, daß aber ein von dem Beschuldigten selbst in der üblichen Form: „Unwahr ist u. s. w.“ abgefaßtes Dementi gar keine Widerlegung ist. Ich bin natürlich weit entfernt davon, solchen Korrespondenzen ohne Weiteres zu glauben. Weiß doch Jedermann, was in Deutschland von den Parteien zusammengelogen wird; und bei den Romanen nimmt man es noch weniger genau mit der Wahrheit als bei uns. Aber unmöglich ist die Betheiligung der Jesuiten an gewinnbringenden Unternehmungen in Spanien keineswegs. Daß sie nicht nur Aktien, sondern geradezu ganze Bahn- und Dampferlinien besitzen sollten, ist allerdings sehr unwahrscheinlich; doch läßt sich leicht denken, wie solche Fabeln entstehen. Die Herrschaft des Klerikalismus und schlechte Wirthschaft sind zwei Thatsachen in Spanien. Die Vermuthung liegt nah, daß sie irgendwie mit einander zusammenhängen. Dem wirklichen Zusammenhang nachzuspüren, mag nicht ganz leicht sein: da macht sich nun Parteigeist der Gegner die Sache bequem und bildet sich ein, daß die frommen Väter den Arbeitertrag des Volkes geradezu in ihre Taschen stecken. So scheite Leute wie die Jesuiten müssen doch wohl selbst schon über die beiden Erscheinungen und ihren möglichen kausalen Zusammenhang nachgedacht haben. Wie sie sich ihn vorstellen: Das hätte ich gern einmal von ihnen gehört.

Anzeigen.

Franz Flaum. Fünf Essays von Przybyszewski, Emil Geyer, Rudolf von Delius, S. Lublinski, Cesary Zellenta. Axel Junker, Berlin.

Der Bildhauer Franz Flaum war bisher nur einem kleinen Kreis von Kunstliebhabern bekannt. Einige dieser Kenner wußten kein Verhältniß zu ihm zu finden, während andere um so inniger die Eigenart seiner Kunst empfanden und in ihrer Ueberzeugung nicht mehr zu beirren waren. Aus einer solchen Ueberzeugung ist dieses Buch entstanden, von dem wir hoffen, daß es manche Hindernisse, die der Genießer vor der Besonderheit flaumischer Kunst noch zu überwinden hat, beseitigen helfen wird. Rudolf von Delius erledigte in seinem Aufsatz nicht nur nach Gebühr die Behauptung, daß Flaum ein bloßer Nachtreter Rodins sei, sondern gab auch ein Bild von der positiven Schöpferkraft Flaums. Den Zusammenhang zwischen diesem abseits Stehenden und den tieferen Zeitstimmungen unserer Tage zeigt Emil Geyer, während mir die Aufgabe zufiel, das plastische Moment in Flaums Technik nachzuweisen, die von einzelnen einseitigen Kritikern als „malerisch“ und „literarisch“ verdächtigt wurde. Der Aufsatz von Przybyszewski ist schon vor sechs Jahren geschrieben worden; über die sexuelle Mystik, die dort geschildert wird, ist Flaum inzwischen hinausgewachsen. Aber Przybyszewski hat manchen werthvoller Zugang zur Psyche des Künstlers gefunden. Die vortrefflichen photographischen Reproduktionen, ausgeführt vom Künstler selbst, dürften besser als all unsere Worte die Wesensart seines Schaffens beleuchten. Vielleicht wird man mir an dieser Stelle eine theoretische Bemerkung nicht verübeln. Max Liebermann ist gar kein „malerischer“ Maler, sondern genau so ein „Dichter“-Maler wie irgend einer der mit Recht bekämpften Akademiker und konventionellen Erzähler. Weil Liebermanns Poesie höher steht, deshalb auch seine Malerei. Aus einem starken Empfinden für die Poesie der atmosphärischen Lust- und Naturstimmung ist er zur Werthschätzung des „Malerischen“, zu seiner verfeinerten naturalistischen Technik gelangt, — nicht etwa umgekehrt. Was aber dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig; und jede besondere Art von „dichterischer“ Empfindung verlangt nach ihrer besonderen Ausdrucksform auch in der Bildenden Kunst. Darum darf der Künstler verlangen, daß man sich in seine besondere poetische Empfindungs-Atmosphäre erst einfühlt, bevor man seine Technik mit dem Schimpfwort „literarisch“ abthut.

S. Lublinski.

Ausgedinge oder Bauernversicherung? Wien. Im Selbstverlag. 1904.

Der Großstädter vergißt, wenn nicht etwa gerade sein Horn wider „agrarisches Großmäuligkeit“ erregt wird, daß es Bauern giebt. Und gar Mancher, dessen erste Nahrung Brot und Milch war, geht allen Fragen, die das Wohl und Weh des Landwirthes betreffen, schau aus dem Weg. Ein großes Unrecht geschieht aber besonders den Invaliden unseres Nährstandes, die — einem uralten Erbgewohnheitsrecht folgend — ihren sauer erworbenen Besitz dem ältesten Sohn „übergeben“, um fortan als geduldete Mitesser auf ehemals eigenem Hof sich und der Welt zur Last zu sein. Ich gebe in der kleinen Schrift das Resultat selbständiger Forschung, die viel dramatischen Stoff zu Tage förderte, und

verlange die Ersetzung des alten Ausgedinges durch moderne Alters- und Invaliditätsversicherung der Bauern.

Wien.

Dr. Heinrich Verbitschel

Träume und Schäume. Max Lange in Gera.

Mein erstes Buch. Wenn ich die gelben Bändchen im Schaufenster liegen sehe, ist mir zu Muth wie einer Mutter, deren Kind sich verheirathet. Etwas Freude, mehr Wehmuth. Wars richtig, die Verse zu veröffentlichen? Die Gedichte sind ja nicht für ein großes Publikum geschrieben; das helle Lachen, das stille Weinen eines Menschen, weiter nichts. Einerlei. Hat die Sammlung irgend einen Werth, so wird sie ihren Weg in die Herzen finden; hat sie keinen, so mag sie untergehen.

Gera.

Hermann Strauß.

Gedanken weiser Männer. Von Leo Tolstoi. Deutsch von Adolf Heß. München, bei Albert Langen.

Tolstoi hat aus Dem, was die Menschheit in religiöser, moralischer, philosophischer Arbeit bisher geleistet hat, das Beste und Einfachste herausgesucht, es unserer Zeit verständlich gemacht und dadurch von selbst zur Nachahmung empfohlen. Kein Zufall, daß die bedeutendsten Religionstifter und Moralverkünder, Lao-tse, Konfuzius, Buddha und Christus, so häufig vertreten sind; daß der wunderreichen, noch immer wenig erschlossenen „Schatzkammer des Midrasch“, dem Talmud, so viele und dem embryonisch in ihm enthaltenen Koran nur wenige Proben entnommen sind; daß auch sonst der Orient, dessen Weisheit Tolstoi hoch schätzt, mit chinesischen, indischen und arabischen Sprichwörtern oft zum Wort kommt. Die griechische Philosophie mit Plato und seinem Schüler Aristoteles ist spärlich, die römischen Stoiker Seneka, Epiktet und Marc Aurel sind reichlich vertreten. Unter neueren Autoren sind von den Engländern erwähnenswerth: Bentham, John Lubbock, Carlyle und Tolstois Lieblingschriftsteller John Ruskin. Unter den Franzosen nimmt Pascal neben Voltaire, Rousseau, Bauvenargues den größten Raum ein, während wir Deutschen, trotz den Namen Luther, Kant, Schopenhauer, Goethe, Schiller, Ringer, Humboldt, Rückert, Jean Paul, im Ganzen nur fünfzehnmal zum Wort kommen.

Oldenburg.

Dr. Adolf Heß.

Die Freude am Waidwerk. Geschichte und Philosophie der Jagdlust. Dritte, vermehrte Auflage. Paul Parey in Berlin. 3 Mark.

Das durch zwei frühere Auflagen schon bekannt gewordene, jetzt wesentlich erweiterte und, wie ich hoffe, auch verbesserte Buch will die Entstehung der Jagdlust zeigen; es liefert denn auch in der That eine „Geschichte und Philosophie“ dieser starken menschlichen Leidenschaft. Da ihre Entstehung in thierischen Urtrieben gesucht werden muß, war ein allgemeiner Ausblick auf die Entwicklung des Menschen und der Instinkte unerlässlich. Denn wie sich der Mensch aus der wilden Bestie zu dem verhältnißmäßig sanften und gesitteten Wesen wickelt hat, als das wir uns heute betrachten, so hat sich die Jagdleiden aus dem rohen Instinkte der Nahrungbeute zu unserem edlen Waidwerk

widelt. Ich glaube, daß man nicht ein Jäger zu sein braucht, um an diesem Entwicklungsgang, dessen Darstellung ich an der Hand Darwins zu geben versuche, Interesse zu finden. Die verehrten Waidgesellen wollen ja von der Anwendung des Darwinismus auf ihr Gebiet noch nicht viel wissen; um aber vor solchen Problemen sich zustimmend oder ablehnend zu entscheiden, muß man sie doch erst kennen lernen. Dazu soll mein Buch ihnen verhelfen. Es wird ihnen, wie ich hoffe, das geliebte Waidwerk von einer ganz neuen Seite zeigen.



Kurt Graefler.

Roman von der treuen Freundschaft der Ritter Amis und Amil.
 Von Julius Zeyer. Aus dem Böhmischen übersetzt von Josa Höder.
 Prag, J. Otto, 1904.

Der und die Moderne lächeln natürlich über diesen Titel. Sie lachen laut, wenn sie vernehmen, daß Amis und Amil mit ihren goldenen Locken und himmelblauen Augen alle Herzen bezaubern, daß sie ob ihrer überirdischen Schönheit für Engel gehalten werden, daß die Damen, um die sie kämpfen, noch viel engelhafter sind, daß die Herren und Damen des Romans in goldgestickten und von Edelsteinen überrieselten Gewändern einherschreiten, daß die Fußböden ihrer Burgen aus kostbaren Mosaiken bestehen, daß vor Kathedralen, die ein wahrhaftiges Abbild des Himmels sind, die zartesten und sinnvollsten Mysterienspiele aufgeführt werden, daß man sich nach dem Turnier an kristallene Tische setzt und von den auf weißen Rossen servirenden Pagen goldene Becher kredenzen läßt, daß dem Volk aus Springbrunnen Milch und Rothwein quillt, daß eine Schwanenjungfrau sich als Teufelin erweist, daß eine andere Jungfrau, von einer Heidin mit Zauber umstrickt, an der Liebe zu einem marmornen Adonis zu Grunde geht, daß Amil seine Kinder dem Freunde schlachtet und sie frisch und gesund wieder bekommt. Aber ist Das nicht die Welt Richard Wagners? Und warum soll man solche Dinge nur singen, nicht auch sagen dürfen? Das Wohlgefallen der Menge an Ausstattungsoptern und an prachtvollen Cirkuspantomimen beweist, wie gern das Publikum seine unsaubere Wirklichkeit auf ein paar Stunden vergißt beim Anschauen einer glänzenden, reinen und schönen Märchenwelt, in der auch das Feindliche, das den Menschen bedrängt, nicht kleinlich, armsällig, verächtlich und schmutzig erscheint, sondern groß und furchtbar und schön, wie es rebellischen Engeln und entthronten Göttern ziemt. Gute realistische Romane und Novellen können großen Nutzen stiften, wenn sie den nicht sehr zahlreichen Verständigen und Gutgesinnten in die Hände fallen, die zu lernen im Stande sind. Aber die Arbeiterfrau, der Arbeiterjüngling, die Unterhaltung und Erholung suchen, werden sich, wenn es ihnen Babels Censoren erlauben, lieber glänzende Ritter und holde Prinzessinnen vorzaubern als mit einer Verdoppelung ihrer traurigen Wirklichkeit ängstigen lassen. Der jung verstorbene Dichter des Romans hat seinen romantischen Sinn auch dadurch bewiesen, daß er thörichter Weise in czechischer Sprache dichtete. Doch seiner feinen und vornehmen Seele entsprangen Gestalten, die nur ein feines und vornehmeres Gewand vertragen; und mit solchem Gewand hat sie Frau Höder durch die Uebersetzung in ein korrektes und edles Deutsch bekleidet.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Intermezzo.

Der Dampfer wird uns bereits im Mai dieses Jahres geliefert werden und wird mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers den Namen „Meteor“ führen.“ So zu lesen im Jahresbericht des Generaldirektors Ballin an die Aktionäre der Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft; in dem Bericht, der am dreißigsten März 1904 der Generalversammlung vorliegen wird. Die liberale Börsenpresse, die für die höfischen Talente des Rhedereidityrannen zwar das feinste Verständniß hat, um keinen Preis aber den Männerstolz vor Königsthronen verbergen will — um keinen geringen Preis wenigstens —, hat den Passus von der kaiserlichen Genehmigung weggelassen. Von ihr erfuhrt der Leser also nur, daß die Hamburg-Amerika Linie in diesem Frühjahr um einen Dampfer vermehrt wird, der „Meteor“ heißen und billige Fahrten machen soll. Wer bewundert da nicht das Bartgefühl und den Takt des Herrn Ballin? Einem Schiff, das den minder begüterten Schichten des deutschen Bürgerthumes die Annehmlichkeit einer Lustfahrt zur See verschaffen soll, giebt der Edle den Namen der Rennacht, die in mancher Regatta die Farben seines kaiserlichen Herrn und Gönners zum — nicht immer leichten — Siege geführt hat. Ein Anderer, etwa Herr Dr. Wiegand vom Norddeutschen Lloyd, der in solchen Dingen neben dem hamburger Kollegen ein wahrer Stümper ist, hätte sich den Namen „Meteor“, wenn er sich überhaupt an ihn wagte, sicher für das größte und stattlichste Schiff seiner Flotte aufgespart. Bei der helfaster Firma Harland & Wolff wird jetzt ein Dampfer gebaut, der das größte, das schnellste und luxuriöseste Schiff der Hamburg Amerika-Linie werden soll; das und kein anderes hätte Dr. Wiegand, wenn er in Hamburg thronte, auf den geweihten Namen „Meteor“ getauft. Der Herr der H. A. P. A. G. ist eben doch der Klügere von Beiden. Wozu an das Paradeschiff, dessen Pracht doch nur dem reichsten, also blasirtesten Theil der Kundschaft zugänglich ist, auch noch den Namen der kaiserlichen Nacht verschwenden? Damit imponirt man Millionären nicht, unter denen jeder zehnte Mann sich selbst eine Rennacht bauen kann, wenn der Sport ihm interessant genug ist. Aber ein Schiff für die in Kapitalistenreden beliebten breiten Schichten: Das ist das Richtige. „Der Firma Blohm & Voß haben wir einen ausschließlich für Exkursionfahrten bestimmten Dampfer in Auftrag gegeben. Zu dem Bau dieses Dampfers entschlossen wir uns in Folge der Beobachtung, daß ein entschiedenes Bedürfniß vorliegt, die immer beliebter werdenden Exkursionfahrten auch dem Theil des Publikums zugänglich zu machen, der mit bescheideneren Mitteln zu rechnen hat. Der Dampfer wird daher zwar allen Ansprüchen an modernen Komfort genügen, immerhin aber weniger luxuriös ausgestattet sein als ‚Prinzessin Viktoria Luise‘ und sich von dieser auch durch wesentlich kleinere Schinen mit entsprechend geringerem Kohlenverbrauch unterscheiden. Auf Weise wird es möglich sein, die Passagepreise so niedrig zu stellen, daß we Kreisen der Bevölkerung die Theilnahme an den Vergnügungsfahrten ermöglicht wird. Der Dampfer wird bereits im Mai dieses Jahres geliefert werden und wird mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers den Namen ‚Meteor‘ führen.“ So gehört sich. Der schlichte Bürgermann wird, zu seinem eigenen und Frommen natürlich, ohne es zu spüren, vollkommen schmerzlos

des Staates, Thrones und Altars gemacht und obendrein kommt auch noch der Unternehmer auf seine profitliche Rechnung —, selbst wenn er dem Aktivum der kaiserlichen Erlaubniß zur Führung des Namens „Meteor“ als Passivum die Kosten einer Expedition nach Kalesund gegenüberstellt. Und der Mann, der auf solche Leistung hinzuweisen vermag, hat standhaft bisher alle Titel abgelehnt. Längst müßte, längst könnte er Geheimrath sein. Da aber zeigt sich wahre Menschengröße und echter Seelenadel. Besser als sämtliche Titel der Welt klingt ein berühmter Name ohne jegliches Prädikat. Unzählige Geheimräthe giebt's, doch nur einen Ballin.

Gar köstlich zu lesen ist in dem Bericht auch der Abschnitt, worin der große Mann von der „anderweitigen Regelung des ostasiatischen Dienstes“ spricht. Auch hier hat ihm der Rothstift der Börsenpresse manches Interessante gestrichen; wahrscheinlich dachten die Censoren, der gute deutsche Michel brauche nicht mehr zu erfahren, als sich mit dem Dogma von der nationalen Größe und patriotischen Selbstlosigkeit aller mächtigen Wirtschaftsfaktoren verträgt. Dieses Dogma will uns ja auch in den Glauben zwingen, Hamburg-Amerika-Linie und Norddeutscher Lloyd seien innig, wie liebende Geschwister, vereint, innig und neidlos und von dem einen Wunsch nur getrieben, in gemeinsamer Arbeit dem Vaterland Ehre zu machen. Der Rothstift ließ also nur den Satz stehen: „Es wurde vereinbart, daß der Lloyd die von ihm seit langer Zeit betriebene Reichspostdampferlinie, die Hamburg-Amerika-Linie dagegen die Frachtdampferlinie für alleinige Rechnung übernahm, während gleichzeitig Verabredungen getroffen wurden, die eine Konkurrenz zwischen den beiden Linien auf diesem Gebiet auch für die Zukunft ausschließen.“ Das klingt harmlos, ungemein wohlwollend und gar nicht nach Geschäftsinteresse. Vor der Operation las man's anders. Ehe die Streicher ans Werk gingen, stand da: „Von besonderen Ereignissen des Berichtsjahres wollen wir zunächst die anderweitige Regelung des ostasiatischen Dienstes hervorheben. Bekanntlich bestand bisher zwischen dem Norddeutschen Lloyd und uns eine Betriebsgemeinschaft in der Weise, daß sowohl die Reichspostdampfer wie die Frachtdampfer für gemeinsame Rechnung und mit beiderseits für die Fahrt eingestellten Schiffen betrieben wurden, wobei nur vereinbart war, daß die eigentliche Betriebsleitung bei der Reichspostdampferlinie in den Händen des Norddeutschen Lloyd, bei der Frachtdampferlinie in den Händen unserer Gesellschaft liegen sollte. In der Praxis zeigte sich jedoch, daß der Dualismus in der Verwaltung beider Linien der zweckmäßigen Ausnutzung des Dampfermaterials und der schnellen Disposition darüber hinderlich war. Wir einigten uns daher mit dem Lloyd dahin, daß es richtiger sei, eine Realtheilung des ostasiatischen Verkehrs an die Stelle der bisherigen Theilung nach ideellen Antheilen treten zu lassen. Hierbei bot sich von selbst die Lösung der Frage auf der Grundlage dar, daß der Lloyd die von ihm seit langer Zeit betriebene Reichspostdampferlinie, wir dagegen die Frachtdampferlinie für alleinige Rechnung übernahmen, während gleichzeitig Verabredungen getroffen wurden, die eine Konkurrenz zwischen den beiden Linien auf diesem Gebiet auch für die Zukunft ausschließen.“ Also eine „Realtheilung“ statt der bisherigen „Idealtheilung“. Wundervoll ausgedrückt; überhaupt triefst die ganze Stelle förmlich von würdevoll diplomatischer Beredsamkeit. Ein Wischen komisch bleibt sie trotzdem. Die beiden Gesellschaften

haben sich „geeinigt“, weil sie sich eben nicht mehr einigen konnten, weil der Strid, der so lange nach entgegengesetzten Richtungen gezerrt wurde, endlich gerissen war; Neid und Mißgunst haben eine gemeinsame Arbeit, wie sie der ostasiatische Dienst in seiner früheren Gestalt forderte, unmöglich gemacht. Die Einigung bestand in der Auflösung der Gemeinschaft: all die süßlichen Worte des Herrn Ballin können über diese Thatsache nicht hinwegtäuschen. Im vorigen Jahr wäre der geschäftliche Zwist beinahe ja in persönlichen Hader ausgeartet; ein Weilchen sah es fast aus, als würden die Herren Ballin und Wiegand einander morgen ihre Zeugen schicken. So ist es um die Einigkeit unserer größten „nationalen“ Unternehmungen heute bestellt. Man kann dem Lloyd sein Leid nachfühlen. Herr Ballin gilt „oben“ nicht nur als der Generaldirektor der hamburger Privatgesellschaft, sondern als Herr der gesammten deutschen Handelschiffahrt; er wird wie ein Souverain behandelt, dem dies Alles unterthänig ist. Und Bremen hat nicht nöthig, mit dem Rang einer Filiale vorliebzunehmen.

Triumphirend ruft Herr Ballin: „Nachdem wir aus dem ostasiatischen Reichspostdampferdienst ausgeschieden sind, ist unsere Gesellschaft nun wiederum ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen und bezieht keinerlei Reichs- oder Staats-Subvention.“ Das ist an die Adresse der in hohen Aemtern sitzenden englischen Schutzvöller gerichtet, die zu Gunsten der Cunard Linie, der einzigen in Großbritannien, die sich noch nicht in den Morgan-Trust locken ließ, das System der Schiffahrtsubvention durchgesetzt haben. In der Debatte über diesen Gegenstand war nämlich im englischen Parlament behauptet worden, auch Deutschland gewähre seinen Schiffahrtsgesellschaften insgeheim Subventionen. Herr Ballin, der sich nicht nur pour le roi de Prusse mit dem Erlernen der englische Sprache gequält haben will, ist dieser Behauptung schon mehrmals in Briefen an die „Times“ entgegengetreten. Diese Sitte, die Polemik in Feindesland hinüberzutragen, ist jedenfalls neu. Will Herr Ballin im Ausland entstandene Irrthümer widerlegen, so findet er in der Heimath doch Zeitungen genug, die einem so bedeutenden Mann gern ihre Spalten öffnen. Dem deutschen Rheder, der seine Proteste in den „Times“ veröffentlicht, glaubt in England ja doch kein Mensch; sein übereifriges Bemühen schmälert höchstens noch die Wirksamkeit der Opposition, die englische Freihändler dem Subsidienprinzip machen. Unerbetene Hilfe aus fremden Konkurrenzländern ist keiner Partei willkommen. Wenn die Briten Lust haben, zum Protektionismus überzugehen, wird Herr Ballin ihnen diese Absicht nicht ausreden. Deshalb sollte er seine Beredsamkeit und seine Rathschläge für die Gelegenheiten aufsparen, wo er im lieben Vaterland Etwas erreichen kann. Hier ist er ein mächtiger Herr; nur darf er sich nicht einbilden, er habe, wie der gekrönte Besitzer der Armada, die Hand über die ganze Erde.

Seine Aktien haben sich übrigens von den Nachwirkungen des Februarsturmes noch nicht völlig erholt; sie standen am letzten Sonnabend noch um 4 Prozent schlechter als vor dem Ausbruch des Asiatenkrieges. Im Allgemeinen aber konnte man am Wochenschluß mit einiger Berechtigung wieder vom Fortschreiten der Rekonvaleszenz reden. Bochumer Waren ganz, Arenberger fast ganz so hoch wie am sechsten Februar; Bismarckhütte noch höher, Laura und Gelsenkirchen dicht am alten Stand. Der Deutschen Bank und der Handelsgesellschaft fehlten noch 3, der Diskontogesellschaft 6, der Dresdener Bank 7, der A. E. G. 1.

den Russen von 1902 noch $4\frac{1}{2}$, den Chinesen und unseren Konsols 2 Prozent. Höher schlug bei solchem Anblick das Herz jedes Hauffiers. Die Woche hatte keine schlimme Ueberraschung gebracht. Vor Korea nichts Neues. Der englische Geldmarkt erholt sich. Deutschland ist liquid und die Preußenkasse hat dafür gesorgt, daß sie in vierundzwanzig Stunden 60 Millionen Mark flüssig machen kann. Auch die Großbanken haben sich in der Stille für alle Wechselfälle des Krieges gerüstet. Und Schaaffhausen hat sogar zwei bescheidene Emissionen (Hagelberg-Kray) gewagt. Die Kleinen, Schwachen, Unsoliden sind entweder gefallen, also unschädlich gemacht oder gestützt, also für ein Weilchen wenigstens gerettet. Das Ansehen der Großen, die, lange grimmig befehlet, nun als Retter in der Noth auftraten, hat sich erhöht. Die Elektrizität fühlt sich nach der neuen Gruppierung, die Kohlenindustrie nach der Erneuerung des Syndikates halbwegs behaglich und Alles, was mit Eisen und Stahl zu rechnen hat, hofft nicht ohne Grund auf die nützliche Wirksamkeit des Stahlverbandes. Die Organisation, die Einigung der als Leiter aufersehenen Herren macht noch Schwierigkeiten. Doch solche Kinderkrankheiten gehen vorüber, sind für eine normale Entwicklung großer Verbände beinahe nöthig. Wenn es sich nicht um Gewaltiges handelte, hätte die Stadt Düsseldorf dem Verband nicht zwei Häuser nebst Mobilien geschenkt. Dreihundert Beamte sind schon angestellt; und das Kohlensyndikat hat beschlossen, künftig nur in Uebereinstimmung mit dem Stahlverband Ausführvergütungen zu gewähren. Wie lange, meint Ihr, wird der „Phönix“ solcher Macht noch widerstehen? So spricht der Hauffier, der emsig auf der Suche nach neuen Reizmitteln ist. Die Lockspizel der Hauffepartei haben für die Börse schon so viel gethan, daß ihnen zu thun fast nichts mehr übrig bleibt; was an günstigen Möglichkeiten irgendwo sichtbar ward, haben sie hastig escomptirt. Einen Augenblick schien von New-York her ein Unwetter zu dräuen. Ein Hauffespekulant war zusammengebrochen. Sully heißt der Mann. Wirklich nicht Sally, wie die Antisemiten wünschten. Keine auffällige Aehnlichkeit mit dem französischen Finanzminister, der seinem Freunde Heinrich von Navarra rieth, Paris eine Messe werth sein zu lassen. Höchstens könnten die falschen Berichte und Prahlereien des Amerikaners an die Economies royales des Franzosen erinnern. Der erste Sully hatte mit der Seide, der zweite mit der Baumwolle zu thun. Er wollte den Markt beherrschen, trieb, als Erbe des von Price und Brown begonnenen Spekulantenwerkes, seit 1902 die Preise um das Doppelte in die Höhe und sah lange wie eine unangreifbare Großmacht aus. Da entschloß New-Orleans sich zu einem letzten, äußersten Versuch, die Macht des Tyrannen zu brechen. Und es gelang. Der Corner war nicht zu halten, Sully mußte die Zahlungen einstellen und seine Gruppe wimmerte auf offenem Markte, sie sei nicht im Stande, „ihre ungeheuren Vorräthe an Kokobaumwolle zu realisiren.“ Der gestürzte Cornerkönig soll in Terminwaare Engagements im Betrag von ungefähr 100 Millionen Mark laufen haben. Panik in New-York; Sturm auf den westdeutschen Baumwollmärkten. Die Moral der Geschichte? Daß auch die stärkste Hauffeposition, wenn erst der rechte Tag anbricht, erschüttert werden kann; erschüttert werden muß, sobald sie ins Unsinnige gewachsen ist. Natürlich, sagte man in der Burgstraße. Das wußten wir längst. Aber unsere Hauffespekulation entspricht den realen Verhältnissen und hat keine so kräftige Contremine zu fürchten, wie New-Orleans sie leisten konnte. Sollen wir uns durch Sully die Laune verderben lassen? Er hatte zu viel Baumwolle; bitte: wenig Geschrei! Dis.

Hammerstein.

Wilhelm Freiherr von Hammerstein ist seinem Sozjus und Gläubiger Waldersee rasch ins Grab gefolgt. Nicht in ein Ehrenggrab; der schmaltower Hammerstein, den Berliner Richter 1896 als Betrüger und Urkundenfälscher auf drei Jahre ins Zuchthaus geschickt hatten, war zuletzt in Charlottenburg irgendwo untergetroffen und wurde nun still eingescharrt. Voffentlich hat er Memoiren hinterlassen und dafür gesorgt, daß sie nicht spurlos verschwinden; er konnte was erzählen. Kein Mann von starker Persönlichkeit; als politische Intelligenz schwächer als etwa die Grafen Ranitz und Mirbach. Aber ein unbändiger Wille zur Macht. Auf den äußeren Schein gab er wenig. Er wollte wohl nie Minister werden, gönnte Anderen gern den Ruhm, in den Parlamenten den Parteiführer zu spielen, und war zufrieden, wenn er in der Fraktion die Uebermacht hatte und, was ihm drauf ankam, seinen Willen durchsetzte. Jahre lang hat er's vermocht. Er arbeitete mehr als die meisten Standesgenossen, kam besser vorbereitet in die Sitzungen, war ein gefürchteter Pistolenhütze und wußte auch mit der Feder Bescheid. Die Anderen wollten gewöhnlich nur sich in die Sonne bringen; er wollte eine Sache und war deshalb stärker als sie. Der kleine mecklenburgische Junker, der Forstmann gewesen war und im Kreis der Großgrundbesitzer immer ein armer Teufel blieb, wurde der Tyrann der konservativen Partei. Seit Stahls Tagen hatte kein Einzelner dem Fähnlein der aufrechten Junker so viel gegolten. Sie seufzten manchmal und wünschten sich den Hammerstein vom Hals, doch sie wagten nicht, wider den Stachel zu lölen. Wer den schwärzlichen kleinen Herrn mit der gekrümmten Nase, der gar nicht einem Antisemiten glich, durch die Straßen schlendern sah, konnte nicht ahnen, daß dieses Kerlchen mit dem blanken, schief in die Stirn gestülpten Cylinder die preußischen Granden am Schnürchen hielt. Und doch wars so; doch wäre Manches vielleicht anders gekommen, wenn Wilhelm von Hammerstein nicht im Jahr 1876 vom Wahlkreis Stolp-Lauenburg-Bütow in den Landtag geschickt worden wäre.

Im Deklarationsjahr. Bismarck hatte im Reichstag gesagt, wer die Kreuzzeitung halte, mache sich indirekt an den Verleumdungen mitschuldig, deren Ziel er (nebst Camphausen und Delbrück) in diesem Blatte gewesen war. „Wenn ein solches Blatt so handelt und in Monate langem Stillschweigen verharret, trotzdem das Alles Lügen sind, und nicht ein peccavi oder erravi spricht, so ist Das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir Alle Front machen sollten; und Niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran bethelligen. Von einem solchen Blatt muß man sich lossagen, wenn das Unrecht nicht geahnt wird.“ Hunderte protestirten. Wie lange dünkt's uns her! Es war die erste Etape im Kampf der preußischen Agrarier gegen den unaufhaltsam hereindringenden Großindustrialismus. Damals trat Hammerstein ins Abgeordnetenhaus. Er hielt sich zunächst still, unterschied sich kaum von den Duzendkonservativen und schien mit Bismarck gehen zu wollen. Auch nachdem er 1881 die Redaktion der Kreuzzeitung übernommen hatte und in den Reichstag geworden war, kam er gerade in persönlichen Fragen mehr als einmal dem Ka zu Hilfe; 1884 in der Vaskerdebatte und später, als der zweite Direktor für die Abtheilung des Auswärtigen Amtes abgelehnt wurde. Gern oder ungern: jede nünftige mußte mit Bismarck rechnen; und der Mann, der selbst einst so eifrig der Kreuzzeitung mitgearbeitet hatte, würde am Ende ja wieder stramm linker Politik machen. Als sich nach den Septennatswahlen zeigte, daß diese Hoffnungen

schwenkte Hammerstein ab. Ein frommer Knecht Fridolin wollte er nicht sein; konnte es auch nicht. Das Kartell war ihm ein Gräuel; eine Mehrheit, die ihm gefiel, mußte aus den konservativen Elementen beider christlichen Bekenntnisse zusammengesetzt sein. Deshalb war er für eine Revision der Waagegesetze — die Jesuitenrede der Herren von Hennebrand und Moltke hätte ihm nicht behagt —, hieb auf die Nationalliberalen ein und hätschelte das Centrum. Die Nichtsalsgouvernementalen wurden unruhig. Ein gefährlicher Kunde, dachten sie, der sich sogar gegen Bismarck vorwagt. Wer aber noch so devot abzuwiegeln versuchte, wurde angehaucht, daß er zurückprallte. Blech; auch Bismarck wird nicht ewig leben, der Kronprinz ist ein verlorener Mann und Waldersee und Stoecker stehen uns dafür, daß Prinz Wilhelm mit uns regiren will. Die vor acht Tagen hier geschilderten Intriguen begannen. Hammerstein sprach verächtlich vom „Kartellstall“, ließ die Warnung vor den lauen Laodiceern ergehen und verkündete, unter Bismarcks liberalisirender Politik leide das monarchische Gefühl: „Der Grundsatz: Autorität, nicht Majorität, die Grundlage des christlichen Staates, kommt ins Wanken“. Umsonst. Hammerstein mußte aus dem Parteivorstand scheiden und die konservativen Fraktionen des Reichstages und Landtages sprachen ihr Bedauern über die Artikel der Kreuzzeitung aus, „auf deren Leitung die Partei keinen Einfluß besitzt“. Doch der Mecklenburger gab das Spiel noch nicht verloren. Am sechszwanzigsten September 1889 veröffentlichte er (oder einer seiner Gehilfen) über „die Monarchie und das Kartell“ einen Artikel, in dem es hieß: „Schon zu lange sind sie erfolgreich an der Arbeit gewesen, die Lüncher und Färber, die Puzer und Polirer, die sich selbst und die Welt betrügen, indem sie auf nationalliberale Waare konservative Stempel und Firmenzeichen anbringen. Das Gold altpreußisch konservativer Grundsätze soll eine verderbliche Legirung erfahren mit unedlem Metall aus der Schatzkammer des Liberalismus.“ Diesmal kam die Antwort aus schwerem Geschütz. Im Reichsanzeiger wurde erklärt, der Kaiser „mißbillige lebhaft die politischen Auffassungen der Kreuzzeitung“; „Seine Majestät sieht in dem Kartell eine den Grundsätzen seiner Regierung entsprechende Gestaltung und vermag die Mittel, mit denen die Kreuzzeitung es angreift, mit der Achtung vor der Allerhöchsten Person und vor unseren verfassungsmäßigen Einrichtungen nicht in Einklang zu bringen.“ Es war einer der letzten Erfolge Bismarcks. Das Kartell wurde erneuert und Hammerstein nicht wiedergewählt, trotzdem er in seinem Wahlkreis verbreiten ließ, die Drohnoten seien dem Kaiser nur abgelistet, der im Grund seines Herzens ein Freund der Kreuzzeitung sei und ihren Chefredakteur gern wieder im Reichstag sähe. Erst 1892 brachte eine Nachwahl ihm wieder ein Mandat. Und nun erlebte er die Zeit seiner größten Triumphe. Drei Jahre lang währte seine Tyrannis. Dann verriethen hochadelige Parteigenossen, die sich nicht offen an ihn wagten, seine Sünden an den berliner Redakteur der Frankfurter Zeitung. Sacht sicherten die Betrügereien und Fälschungen durch. Hammerstein wurde vom Dienst suspendirt und floh ins Griechenland, das ihn, berliner Wünschen gehorsam, ein Bischen contra legem als Anarchisten — im Ernst: als Anarchisten — auswies; am dreißigsten Dezember 1896 verhafteten ihn deutsche Kriminalbeamte in Brindisi. Freude in Israel. Ein Junker, der frechste von allen, und obendrein noch ein wüthender Antisemit sollte ins Zuchthaus wandern.

Längst schon glich Hammerstein nicht mehr dem Typus des preußischen Junkers. Wenn er auf Diagow in Mecklenburg seine Tage verbracht oder bis ans selige Ende das pommerische Gut Smartow bewirthschaftet hätte, wäre er wohl ein ehr-